This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

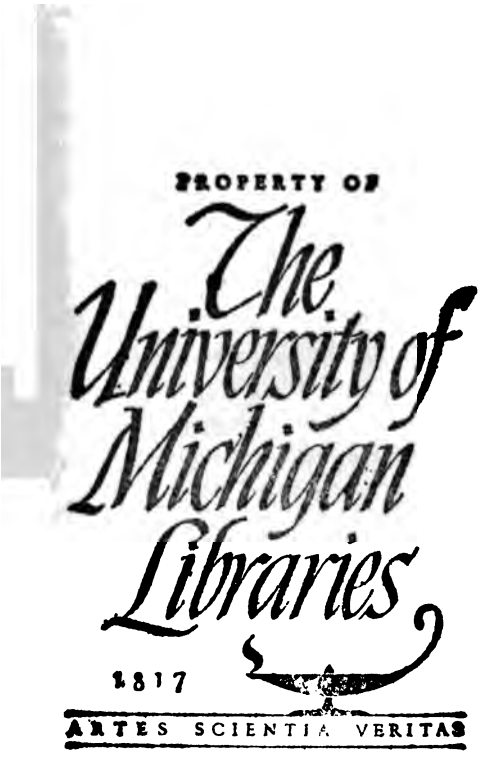
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

B 1,280,853


PROPERTY OF
The University of Michigan Libraries
1817
ARTES SCIENTIA VERITAS

14931

Politiſche Zuſtände und Perſonen in Deutſchland zur Zeit der franzöſiſchen Herrſchaft.

Von

Clemens Theodor Perthes,
ord. Profeſſor der Rechte in Bonn.

Das ſüdliche und weſtliche Deutſchland.

I.

Gotha.
Verlag von Friedrich Andreas Perthes.
1862.

Politiſche

Zuſtände und Perſonen

in

Deutſchland

zur Zeit der franzöſiſchen Herrſchaft.

)D
97
P47
v. 1

Vorrede.

Seit zwanzig Jahren beſchäftigt mich die Geſchichte der politiſchen Parteien, welche jetzt einander in Deutſchland gegenüber ſtehen. Die Schrift über das deutſche Staatsleben vor der Revolution, welche ich 1844, und Friedrich Perthes' Leben, welches ich in den Jahren 1848 bis 1855 herausgab, haben dieſe Beſchäftigung nicht unterbrochen, ſondern einen Beſtandtheil derſelben gebildet.

Je nachdem Ereigniſſe und mithandelnde oder mitwiſſende Männer mich berührten und anregten, wendete ich mich bald den letztverfloſſenen Jahren, bald den erſten Decennien nach 1789, bald den Jahren 1815, 1819, 1830, 1840 oder 1848 zu, um die in Deutſchland kämpfenden Parteien und deren Waffen, Ziele und Ausgangspuncte näher kennen zu lernen. Bekannte und unbekannte Thatſachen, Zeitanſichten und Urtheile aus den verſchiedenen Abſchnitten der neueſten Geſchichte ſammelten ſich bei mir an und manche Aufzeichnungen entſtanden, welche bedeutende Ereigniſſe und Verhältniſſe, oder den Lebensgang einzelner in die Gegenwart eingreifender Männer aufhellen und darſtellen ſollten. Aus dieſen Vorarbeiten hoffte ich eine Entwickelungsgeſchichte der politiſchen Parteien in Deutſchland, wenn auch erſt nach längerer Zeit, hervorgehen laſſen zu können. Durch meine Geſundheit aber daran erinnert, daß mir Zeit und Kraft zur Ausführung

)D
97
247
1.1

Vorrede.

Seit zwanzig Jahren beſchäftigt mich die Geſchichte der politiſchen Parteien, welche jetzt einander in Deutſchland gegenüber ſtehen. Die Schrift über das deutſche Staatsleben vor der Revolution, welche ich 1844, und Friedrich Perthes' Leben, welches ich in den Jahren 1848 bis 1855 herausgab, haben dieſe Beſchäftigung nicht unterbrochen, ſondern einen Beſtandtheil derſelben gebildet.

Je nachdem Ereigniſſe und mithandelnde oder mitwiſſende Männer mich berührten und anregten, wendete ich mich bald den letztverfloſſenen Jahren, bald den erſten Decennien nach 1789, bald den Jahren 1815, 1819, 1830, 1840 oder 1848 zu, um die in Deutſchland kämpfenden Parteien und deren Waffen, Ziele und Ausgangspuncte näher kennen zu lernen. Bekannte und unbekannte Thatſachen, Zeitanſichten und Urtheile aus den verſchiedenen Abſchnitten der neueſten Geſchichte ſammelten ſich bei mir an und manche Aufzeichnungen entſtanden, welche bedeutende Ereigniſſe und Verhältniſſe, oder den Lebensgang einzelner in die Gegenwart eingreifender Männer aufhellen und darſtellen ſollten. Aus dieſen Vorarbeiten hoffte ich eine Entwickelungsgeſchichte der politiſchen Parteien in Deutſchland, wenn auch erſt nach längerer Zeit, hervorgehen laſſen zu können. Durch meine Geſundheit aber daran erinnert, daß mir Zeit und Kraft zur Ausführung

dieſes Vorſatzes ſchwerlich vergönnt ſein werde, habe ich einen einzelnen Theil aus dem beabſichtigten Ganzen bearbeitet und laſſe denſelben als ſelbſtſtändige, in ſich geſchloſſene Schrift erſcheinen.

Auch für dieſen Zeitabſchnitt habe ich manche gleichzeitige Briefe einſehen dürfen und manche mündliche Mittheilung von Männern erhalten, welche die erſten Jahrzehnte nach der Revolution und insbeſondere das erſte Erſcheinen der Franzoſen auf dem deutſchen linken Rheinufer erlebten. Oftmals gewährten Rathsprotocolle, Localblätter und die mancherlei geſchriebenen und gedruckten Nachrichten, wie ſie von Gemeindebehörden oder auch von einzelnen Familien geſammelt zu werden pflegen, ein ſehr anſchauliches Bild örtlicher Zuſtände, Ereigniſſe und Stimmungen. Den Herren Oberbürgermeiſtern Kaufmann in Bonn und Cadenbach in Coblenz, dem Herrn Dr. Mengen in Aachen und dem Herrn Archivar Ennen in Cöln bin ich zu beſonderem Danke für die freundliche Bereitwilligkeit verpflichtet, mit welcher ſie mir Hülfsmittel dieſer Art zugänglich gemacht haben.

Ueber die Benutzung gedruckter und einzelner ungedruckter Schriften habe ich am Schluſſe des zweiten Theiles, deſſen Druck in wenigen Wochen beendet ſein wird, die nöthigſten Angaben zuſammengeſtellt.

Bonn, October 1861.

Perthes.

Inhalt.

Seite

Einleitung 1

Erstes Buch. Politische Zustände und Personen auf dem linken Rheinufer zur Zeit der Fremdherrschaft 17

Erstes Capitel. Die vorübergehende Besetzung von Mainz durch die Franzosen. 21. October 1792 bis 22. Juli 1793 . . . 18

I. Kurmainz vor Ausbruch der französischen Revolution . . . 18

II. Johann Georg Forster's Lebensgang bis zum Ausbruch der französischen Revolution 32

III. Kurmainz unter den Eindrücken der französischen Revolution 1789—1792 73

IV. Forster's Stellung zur Revolution bis zur Besetzung von Mainz durch die Franzosen 1789 bis 21. October 1792 . . . 84

V. Kurmainz unter französischer Militärgewalt. 21. October 1792 bis 22. Juli 1793 96

VI. Forster's Aufenthalt und Tod in Paris 117

Zweites Capitel. Das linke Rheinufer unter französischen Militärgewalten. Herbst 1794 bis 11. December 1797 138

I. Allgemeine Zustände und Stimmungen 138

II. Die Reichsstädte Aachen und Cöln 147

1. Die Reichsstadt Aachen 148

2. Die Reichsstadt Cöln 165

III. Das Kurfürstenthum Cöln und die kurfürstliche Residenz Bonn 192

1. Land und Leute vor Ausbruch der Revolution . . . 192

2. Das Zusammentreffen Kurcölns mit der französischen Revolution 201

IV. Das Kurfürstenthum Trier und die kurfürstliche Residenz Coblenz 210

1. Verfassungs- und Verwaltungszustände zur kurfürstlichen Zeit 210

2. Unterricht und kirchliches Leben unter Clemens Wenzel, dem letzten Kurfürsten 221

3. Das Zusammenbrechen des Bestehenden in Kurtrier . . 231

V. Die Bewegungen für und gegen Gründung der cisrhenanischen Republik im Herbste 1797 248

Seite

Drittes Capitel. Das linke Rheinufer unter Verwaltung der französischen Gouvernementscommissäre. 11. December 1797 bis 23. September 1802 265

I. Die Durchführung der französischen Herrschaft und Gesetzgebung auf dem linken Rheinufer. 1797—1802 265

II. Die Bewegungen für und gegen die französische Herrschaft und Gesetzgebung. 1797 bis 1802 278

III. Görres' Auftreten in Coblenz für die französische Republik und gegen die französischen Republikaner 291

Viertes Capitel. Das linke Rheinufer unmittelbar unter Napoleonischer Herrschaft. 1. September 1802 bis 1. Januar 1814 . . 306

I. Der Napoleonismus in der Verwaltung und gegenüber dem geistigen Leben 306

II. Das Auftreten einzelner Männer von national-deutscher Gesinnung (Weinmann, Boisserée, Görres) 327

Zweites Buch. Politische Zustände und Personen in den südlichen und westlichen Rheinbundsstaaten.

Erstes Capitel. Der Großherzog von Dalberg und sein Land.

I. Die Erwartungen, zu denen Dalberg berechtigte.

II. Dalberg's Schwäche Napoleon gegenüber. 1797—1813.

Zweites Capitel. Die unselbstständigen Rheinbundsstaaten des westlichen Deutschlands.

I. Die Umwälzung des Bestehenden durch die Regierungen.

II. Die Stimmung der Bevölkerung.

Drittes Capitel. Das Königreich Baiern.

I. Die Nothwendigkeit politischer Umgestaltungen nach dem Regierungsantritte Max Joseph's II.

II. Die Neigung und die Mittel des Ministers Montgelas, eine allgemeine Umwälzung in Baiern herbeizuführen.

III. Baierns Umgestaltung und Umwälzung durch Montgelas.

IV. Die Stimmung im Lande für und gegen Montgelas.

Viertes Capitel. Das Königreich Württemberg.

I. Die Vorgeschichte der Gewaltherrschaft.

II. Die Gewaltherrschaft König Friedrich I. in Staat, Kirche und Schule.

Schluß.

Angabe der am meisten benutzten Werke und der sonstigen Hülfsmittel.

Einleitung.

Das deutſche Volk hatte im achtzehnten Jahrhundert lange ſchon ſein ehemals großes politiſches Leben verloren und dennoch ſich das deutſche Reich bewahrt. Der alte mächtige Bau war eine inhaltsloſe Form geworden; wie Leichenſteine auf einem Kirchhofe ſtanden Kaiſerthum und Reichstag, Reichsgerichte und Reichsarmee umher und bekundeten, daß hier jetzt ſteif und ſtarr und kalt liege, was ſich einſt in friſchem Lebensmuthe bewegt hatte. Als verwitterte Denkmale untergegangener Größe riefen ſie, wo Leichtſinn herrſchte, Spott und Hohn, und wo noch ein Herz für die Geſchicke ſeiner Nation ſchlug, Schmerz und Grimm hervor, aber einen politiſchen Zuſammenhang zu erhalten vermochten ſie nicht, und dennoch konnte die deutſche Nation, um politiſch zu leben, eines Ausdruckes für ihre nationale Einheit, ſei es Reich oder Staat oder Bund, nicht entbehren; das jüdiſche Volk hat, weil es des jüdiſchen Staates nicht mehr gedenkt, alles politiſche Leben eingebüßt und das politiſche Leben der Polen iſt zu einem Luftbilde geworden, weil es ſich nur auf einen gehofften Staat der Zukunft bezieht. Den Deutſchen ſo wenig wie den Polen in neuer und den Juden in alter Zeit war ihr Reich ohne ſchwere nationale Schuld abhanden gekommen, und die Strafe folgte der Schuld auf dem Fuße nach, hier, wie ſo oft, vor Allem als Verhärtung in der Schuld, denn mit dem Reiche zugleich ſchwand im

Volke mehr und mehr das Bedürfniß nach dem Reiche. Faſt nur die Dichter erinnerten daran, daß die Deutſchen einen lebensvollen, in Nationalität und Geſchichte wurzelnden Zuſammenhang bildeten, die Nation ſelbſt hatte deſſelben vergeſſen, und die, welche die öffentlichen Angelegenheiten leiteten, rechneten es ſich zur Ehre, nur Beamte dieſes oder jenes Fürſten zu ſein; der nationale Standpunkt war der letzte, welcher ſie beſtimmte; die beſten Deutſchen unterlagen der Verſuchung, ſich aus der politiſchen Gemeinſchaft der Nation in Wiſſenſchaft und Poeſie, oder in möglichſt enge Kreiſe eines abgeſchloſſenen Lebens zurück zu ziehen. Politiſcher Sinn und politiſche Form waren in gleichem Maße erſtarrt, und faſt unmöglich ſchien es, daß die Nation als Nation ſich den Anſtoß zu einem neuen politiſchen Leben werde geben können.

Zwar hatte ſie, indem ſie das deutſche Reich verlor, eine Vielzahl deutſcher Staaten gewonnen, aber die meiſten derſelben, die vielen reichsritterlichen Gebiete, die Reichsſtädte, die geiſtlichen Lande, die Grafſchaften und die kleinen Fürſtenthümer waren völlig todt und die größeren oder lebensfähigeren Territorien hatten die Gemeinden, Corporationen und Alles, was ein beſonderes Daſein ausdrückt und geltend macht, niedergebeugt. Nur der Staat als ungeſonderte, maſſenhafte Einheit ſollte wirken, vertreten durch den Landesherrn und deſſen Werkzeuge: das Heer und die Beamten. Dem nicht vom Staate erzeugten geiſtigen Leben, welches als Wiſſenſchaft und Kunſt, als Sitte und Frömmigkeit, als Muth und Männlichkeit, als Treue und Liebe in den Menſchen lebt und ſchafft, war jeder Einfluß auf den Staat genommen.

Die Menſchen im Staate mochten Handel, Handwerk und Ackerbau treiben, oder mit Philoſophie und Dichtkunſt ſich beſchäftigen, aber für den Staat denken, fühlen und handeln ſollten ſie nur, ſo fern die Staatsgewalt es ihnen befahl, denn der Staat ſah im Menſchen nur den Unterthan, und Unterthan war ihm gleichbedeutend mit einem zu regierenden Object. In den Territorien wie im Reiche ſchienen die Deutſchen ihre politiſche Form für die Gegenwart und auch für eine ferne Zukunft verloren zu haben. So allgemein aber gilt die

politiſche Form einer Nation als das einzige nationale Gut und das politiſche Leben als der einzige Ausdruck des nationalen Lebens, daß jedes Volk, welches nach außen oder innen politiſches Leben führt, für ein großes Volk, und jedes, in welchem politiſches Leben zurücktritt, für ein todtes oder wenigſtens abgelebtes Volk gehalten wird, und doch könnte eine Nation, welche ſich durch eine geſchickte Diplomatie mit Glück nach außen geltend macht, als Nation ſo niedrig ſtehen, wie der Einzelne, der nichts iſt als Intriguant oder pfiffiger, glücklicher Speculant. Glänzend kann ſich eine Nation militäriſch entwickeln und dennoch nur ein Gladiator Europas ſein, in ſich niedrig, unfrei durch und durch. Verfaſſung, Polizei, Finanzen kann eine Nation in vollſter Ordnung ausgebildet haben und dennoch daſtehen ähnlich dem Einzelnen, der nichts hat, als einen wohlgeordneten Haushalt und dabei zum trockenen Krämer wird. Es iſt das politiſche Leben nur Eine von vielen Seiten des nationalen Lebens, und nicht jede Nation iſt berufen, jede Seite gleich kräftig zu entwickeln; auch unter Nationen ſind die Anlagen verſchieden ausgetheilt und die Verhältniſſe, in denen ſie zu wirken haben, verſchieden beſtimmt.

Obſchon ein Volk mit ausgeprägtem politiſchen Leben niedrig und ein Volk mit zurücktretendem politiſchen Leben hoch ſtehen kann, ſo hatten doch die Deutſchen ſelbſt den Verluſt ihrer geſammten nationalen Größe ſo oft und ſo nachdrücklich behauptet, daß endlich auch das Ausland der zündenden Funken großen geiſtigen Lebens vergaß, welche während der letzten drei Jahrhunderte von Deutſchland auf Europa fielen.

Im ſechszehnten Jahrhundert hat Deutſchland durch Carl V., wie durch Luther und Melanchthon, die geſammte Geſchichte Europas beſtimmt; im ſiebenzehnten Jahrhundert erſtritt es durch einen furchtbaren dreißigjährigen Kampf Freiheit und Gleichberechtigung der neuen großen Geiſtesbewegung zunächſt für Deutſchland und unaufhaltſam nachwirkend auch für Europa, und zeugte Männer wie Leibnitz und den großen Kurfürſten, und Soldaten wie Wallenſtein und Tilly; im achtzehnten Jahrhundert hob ſich aus ihrer Mitte die lange Reihe ſchöpferiſcher und neugeſtaltender Männer hervor, von Gellert und Klopſtock

bis Göthe und Schiller, von Johann Sebastian Bach bis Mozart und Beethoven, von Winkelmann und Lessing bis Kant und Fichte, von Franke und Spener bis Hamann und Herder, dazu Maria Thereſia und Joſeph den Zweiten, und den großen Friedrich mit ſeiner militäriſchen Tafelrunde. Eine Nation, die in jedem der drei Jahrhunderte Männer zeugte, welche Europa belebten, darf und ſoll auch auf dieſe Zeit mit Selbſtbewußtſein zurückblicken; todt war ſie nicht, obſchon politiſche Form, politiſches Leben und politiſche Geltung ihr fehlten, aber die Gefahr des Todes und des Verluſtes ihrer reichen geiſtigen Gaben und ihrer durch dieſelben errungenen geiſtigen Güter war allerdings ſehr nahe an ſie herangetreten.

Das politiſche Leben iſt nicht allein an ſich ein Gut von hohem Werthe, ſondern auch Vorausſetzung für die Dauer jedes anderen nationalen Gutes. Erinnerungen an vergangene, Hoffnungen auf künftige politiſche Geltung können wohl eine Zeit hindurch der Nation ihre ſchöpferiſche Kraft bewahren, aber wenn ſie ſich daran gewöhnt, im Innern nur regiert zu werden, und nach außen ſich bedingt zu fühlen von dem guten Willen Fremder, ſo wird ſie für ſich und Andere ein Gegenſtand der Geringſchätzung, und mit dem Bewußtſein der Perſönlichkeit erliſcht zugleich die Kraft, welche auf irgend einem Gebiete des geiſtigen Lebens Blüthen treiben und Früchte reifen kann. Für die deutſche Nation ſchien im achtzehnten Jahrhundert die Zeit gekommen, in welcher ſie zwar in ihren einzelnen Gliedern noch Tüchtiges und Gutes zeugen konnte, als Nation aber, kraftlos und zerſetzt, von andern Völkern, wie einſt die ſpätern Griechen, nur beachtet ward, ſofern ſie für alle Welt die nöthigen Diener, Vorleſer und Erzieher lieferte. Ihr altes politiſches Leben wenigſtens war völlig ausgelebt, und wenn ſie wirklich ihre ganze politiſch bildende Kraft im Kaiſerthum des Mittelalters, in Ritterweſen und Städtebunden herausgekehrt und in den Thaten und Gebilden des Mittelalters verwendet hatte, ſo war ein kleiner Tod nach einem großen Leben das ihr beſchiedene Ende.

Das Erlöſchen einer Form des politiſchen Lebens hat indeſſen nicht nothwendig den politiſchen Tod zur Folge, ſondern läßt

die Nation oftmals nur in politiſchen Schlaf verſinken, welcher ſie zwar zum Handeln unfähig macht, aber doch nur ein Ausruhen, nicht ein Erſterben iſt. Ereigniſſe und Begebenheiten, die Niemand vorauszuſehen, Niemand zu berechnen vermag, können die ſchlummernden Kräfte und Fähigkeiten wecken und entwickeln. Neues politiſches Leben zeigte ſich freilich am Ende des vorigen Jahrhunderts nicht, aber Ahnungen einer Zukunft, welche nicht Wiederholung der Vergangenheit ſein würde, durchzogen die Nation, ſeitdem ſie ein bedeutendes Leben in Wiſſenſchaft und Kunſt aus ſich geboren und der große Friedrich dem erſtaunten Europa kund gethan hatte, welche Fülle auch der kriegeriſchen Kraft in dem zertretenen Deutſchland noch verſchüttet liege. Es war zu hoffen, daß ein mächtiger Anſtoß von außen auch eine mächtige Bewegung im Inneren hervorrufen, die zerſetzte Nation zuſammendrängen, auf das Neue formen und zu einem politiſchen Leben führen könne. Die franzöſiſche Revolution trat ein; Deutſchland fühlte den Stoß bis in ſein innerſtes Leben, und die Bewegungen, von denen es ſeit jenen Tagen heftig hin und hergeworfen wird, gingen nicht, wie die Unruhen und Verwickelungen vor 1789, von den Regierungen, ſondern von einem Gewirre gährender Parteien aus.

In dem Erſcheinen politiſcher Parteien und in dem entſchloſſenen Auftreten derſelben gegen einander lag an ſich kein Grund zur Beſorgniß für die deutſche Zukunft. Auch der heftigſte Parteikampf war der deutſchen Geſchichte nicht fremd; in allen großen, glänzenden Abſchnitten derſelben ward er geführt und nur in den Jahrhunderten tiefer Erniedrigung hat er gefehlt. Die Zeit war weder klein noch ſchlecht, in welcher Welfen und Hohenſtaufen, Kaiſer und Landesherren, Landesherren und Ritter, Ritter und Städte, und in den Städten Zünfte und Geſchlechter kräftig ringend ſich einander gegenüber ſtanden und den verſchiedenen Geiſtesſtrömungen der deutſchen Nation Vertretung und Geltung verſchafften. Kampfloſigkeit deutet in der Nation, wie in dem Einzelnen, nicht auf Frieden, ſondern auf Schwäche und Stumpfſinn. Ueberall und zu jeder Zeit ringt nicht allein das Gute mit dem Böſen, das Berechtigte mit dem Unberechtigten, ſondern auch das Berechtigte

mit dem Berechtigten, um inmitten mächtig drängender Kräfte ſeinen Platz zu behaupten oder zu gewinnen. Eine Fülle von Gegenſätzen, eine große Mannigfaltigkeit von Kräften, Richtungen, Intereſſen war durch das deutſche Mittelalter hervorgearbeitet; ſie alle hatten das Recht auf Geltung und bedurften der geſonderten Vertretung. Eine politiſche Parteienbildung war in dem Gange der Dinge begründet; wie durch einen Naturprozeß wuchſen Parteien hervor und wirkten mit der vollen Kraft jugendlicher Unmittelbarkeit. Oft genug freilich wurde das politiſche Ringen mit dem Schwerte ausgefochten, Städte und Burgen wurden verbrannt, ſelbſt innerhalb der ſtädtiſchen Ringmauern tobte der Kampf. Fehden und Kriege erregten nicht das Entſetzen des Bürgerkrieges und erſchienen kaum gewichtiger, als zu anderen Zeiten ein Streit der Parteien vor Gericht. Aber nicht deshalb war das Reich von Krieg erfüllt, weil es große politiſche Gegenſätze in demſelben gab, und mächtige Parteien ſie entſchloſſen zur Geltung bringen wollten; der Grund, welcher die Parteikämpfe zu Waffenkämpfen machte, lag vielmehr in dem Uebermaß der kriegeriſchen Kraft und in dem Sinne der Zeit, dem das Schwert näher war, als das Wort, und friſcher Kampf lieber, als verbiſſener Aerger. Die Form des Kampfes gehörte dem Geiſte des Mittelalters an, die Gegenſätze der politiſchen Strömungen aber und deren Geltendmachung durch kräftige Parteien waren damals, wie zu jeder Zeit, nicht nur Kennzeichen, ſondern auch Wurzel und Frucht eines bedeutenden politiſchen Lebens.

Mit dem politiſchen Leben überhaupt war im achtzehnten Jahrhundert zugleich das Leben der politiſchen Parteien erloſchen. Politiſche Parteien ſind nicht möglich ohne ein Ganzes, deſſen partes ſie bilden, ſie ſtehen nicht als Fremde, ſondern als Glieder derſelben Einheit einander gegenüber, ſie vertreten nicht fremdartige, ſich feindlich bekämpfende Intereſſen, ſondern verſchiedene Seiten deſſelben Lebens, und ſetzen daher vor Allem politiſche Gemeinſchaft und lebendiges Gefühl derſelben voraus. Beides fehlte den Deutſchen des achtzehnten Jahrhunderts, und lange ſchon hatte das Ringen der Parteien, welches das Mittelalter erfüllte, ſein Ende erreicht. Nur die Sage wußte noch

vom Hohenſtaufen zu erzählen, der träumend im Kyffhäuſer beſſerer Zeiten wartete, und der letzte Welfe, der noch auf deutſchem Boden ſaß, war preußiſcher General. Ritter und Bürger hatten ihres langen Haders vergeſſen, ſeitdem ſie beide landesfürſtliche Unterthanen waren, und Zünfte und Geſchlechter beugten in ſtumpfer Verträglichkeit ihr einſt ſo ſtolzes Haupt vor dem Bürgermeiſter ihres Herrn. Alles war ſtille und ſtumm geworden; ſelbſt der alte große Gegenſatz: kaiſerlich und fürſtlich hatte ſeine Bedeutung verloren, denn die Fürſten wollten überhaupt kein Reich, und der Kaiſer wollte es nur als Mittel zu Lothringens Zwecken. Auch die Zukunft bot keine Ausſicht dar, politiſche Parteien hervortreten zu ſehen. Beſiegte Stämme fanden ſich in Deutſchland nicht, welche, wie einſtmals die Plebejer in Rom oder die Angelſachſen in Britanien, die Geſchichte mit friſchem Leben erfüllen konnten, indem ſie ihren alten Ueberwindern das Anerkenntniß einer gleichberechtigten Stellung abzukämpfen hatten. Schwaben, Franken, Baiern, Sachſen bildeten, da ſie von Anfang an als Gleichberechtigte verbunden geweſen, und dann als Gleichberechtigte zu dem deutſchen Volke erwachſen waren, keinen Gegenſatz, der im achtzehnten Jahrhundert zu einem kräftigen Ringen gedrängt hätte. Auch jene mittelalterlichen Parteibildungen waren todt, welche verſchiedene Seiten des politiſchen Lebens wie die reichsunmittelbaren Ritter, die Hanſe, die mancherlei Eidgenoſſenſchaften kräftig, oder wie die Bauernverbindungen des fünfzehnten Jahrhunderts wild und ungeordnet vertreten hätten. Familien, in denen ſich, wie in den Whigs und Tories, verſchiedene Richtungen des politiſchen Lebens verkörpert hatten, fehlten innerhalb des deutſchen Reiches; Lothringen und Hohenzollern ſtanden ſich zwar, eiferſüchtig einander bewachend, gegenüber, aber ihnen war Deutſchland nicht Zweck, ſondern Mittel; ſie rangen lediglich um die Herrſchaft über Deutſchland, wie einſt die York und die Lancaſter um die Königskrone von England, und die Anhänger Oeſterreichs und Preußens bildeten deßhalb ſo wenig politiſche Parteien, wie einſt die weiße und die rothe Roſe.

Wirkliche politiſche Parteien zu erzeugen, war die Nation im achtzehnten Jahrhundert zu abgelebt, und Parteicarricaturen zu ertragen, war ſie zu gut. Durch eine lange und große Geſchichte hatte ſie eine ſo ſtarke Ordnung, wenn auch nur als Form, und ein ſo ſtarkes Rechtsgefühl, wenn auch nur als Gewohnheit, überliefert erhalten, daß ſie ſich nicht in Parteiungen gegenüber treten konnte, welche, wie im Merovingiſchen Reiche nach Clotar I. Tode, nur individuellen Laſtern und Begierden dienten. Politiſches Chaos iſt der Boden, auf welchem Brunhild und Fredegunde eine Rolle ſpielen können. Auch ſolche Zuſammenrottungen, wie ſie einſt Byzanz aus den Gegnern auf der Rennbahn hatte entſtehen ſehen, blieben Deutſchland fremd; Jahre hindurch freilich ward der regensburger Reichstag von dem elendeſten Gezänke über das Recht, auf grünen oder rothen Seſſeln zu ſitzen, erfüllt, aber die Nation wendete ſich doch mit Ekel von dieſem widerwärtigen Schauſpiele ab und wollte lieber jedem politiſchen Leben entſagen, als Parteien der grünen und rothen Seſſel bilden helfen, durch welche Deutſchland entwürdigt wäre, wie einſt Byzanz durch die Raufereien der Grünen und der Blauen.

Das achtzehnte Jahrhundert kannte keine politiſchen Parteien und konnte ſie nicht kennen; lange ſchon hatten die vom Handeln ausgeſchloſſenen Nationen des Continents ihr politiſches Intereſſe nur in wiſſenſchaftlicher Thätigkeit kund zu geben vermocht; politiſche Anſichten, Theorien und Syſteme traten in wachſender Zahl hervor, gewannen Anhänger und verkörperten ſich in Schulen, nicht einem practiſchen, ſondern einem theoretiſchen Bedürfniß verdankten dieſelben ihren Urſprung; ſie wollten nicht beſtehende Staatszuſtände umgeſtalten, ſondern politiſche Wahrheiten tiefer erkennen, lebendiger auffaſſen und allgemeiner zur Geltung bringen. Hugo Grotius und Puffendorf, Montesquieu und Rouſſeau waren nicht Häupter politiſcher Parteien, ſondern Gründer politiſcher Schulen.

Seit dem Ausbruche der franzöſiſchen Revolution aber drängten die Ereigniſſe überall zum Handeln; Parteien begannen ſich zu entwickeln; ſchon bei ihrem erſten Hervortreten fanden ſie die Principe, die Lehren, die Loſungsworte und die bereits fertigen

Syſteme der politiſchen Schulen vor und eigneten ſich an, was ihnen am meiſten zuſagte. Der durchgreifende Einfluß längſt feſtgeſtellter Schultheorien auf das politiſche Handeln ward dadurch verſtärkt, daß den Parteien, wie dem Leben überhaupt, die frühere Friſche und jugendliche Unmittelbarkeit fehlte; von dem Augenblicke ihres Entſtehens an beſchauten und beurtheilten ſich die Parteien auf jedem Schritt und Tritt, beſpiegelten ſich tagtäglich in ihrem Thun und wollten jede ihrer Handlungen als abgeleitet aus einem oberſten Princip betrachtet wiſſen; ſie handelten, wie wenn ſie nicht eine gemeinſame politiſche Stellung und ein gemeinſames politiſches Intereſſe, ſondern einen gemeinſamen politiſchen Lehrſatz, ſei es nun den der Volksſouveränetät oder der Legitimität, der Nationalität oder der Freiheit und Gleichheit zu vertreten hätten. Noch in unſern Tagen haben politiſche Lehrſätze die Gemüther erhoben und begeiſtert, betäubt und fanatiſirt, und dennoch ſtanden die Theorien der Schulen von Anfang an in unlösbarem Widerſpruche mit den Prinzipien der Parteien.

Die Theorien der Schulen unterſuchten nicht den Urſprung, die Aufgaben und die Einrichtungen des wirklich beſtehenden Staates, ſondern eines Staatsgerippes, welches übrig bleibt, wenn der beſtehende Staat alles deſſen entkleidet iſt, was ihn zu dem beſtimmten eigenthümlichen Staat macht, und nahmen daher eine allgemeine Gültigkeit für alle Staaten und alle Zeiten in Anſpruch. Das politiſche Leben dagegen iſt nie ein gleiches für alle Staaten, nie ein allgemeines, ſondern immer ein beſonderes. Die Lebenskraft, welche den Staat in Bewegung ſetzt, und nicht nur die gleichzeitigen, ſondern auch die aufeinander folgenden Geſchlechter deſſelben zur Einheit zuſammenfaßt, iſt nicht außerhalb, ſondern innerhalb des Staates zu ſuchen; der in der That ſich bewährende politiſche Sinn, das Denken und Fühlen, das Leiden und Handeln der beſtimmten Nation für den beſtimmten Staat wird immer zu einem Beſonderen und Eigenthümlichen ſowohl durch die beſtimmte Nation, aus der es hervorgeht, als auch durch den beſtimmten Staat, auf den es ſich bezieht. Die Parteien werden nicht durch Menſchen überhaupt, ſondern durch Menſchen gebildet, welche Deutſche

oder Engländer oder Franzoſen ſind; ſie vertreten einzelne Seiten nicht eines Staates überhaupt, ſondern des deutſchen oder engliſchen oder franzöſiſchen Staates. Die Verſchiedenheit der ſtaatlichen und nationalen Verhältniſſe, Neigungen und Anſchauungen aber hat größere Stärke als das Bekenntniß zu gleichen politiſchen Lehrſätzen. Parteien, welche dieſelbe Schultheorie vertreten, ſind dennoch immer verſchieden in den verſchiedenen Staaten und Nationen. Nicht einmal die römiſch-katholiſche Kirche vermag auch nur diejenigen ihrer Glieder, welche ſich mit Wahrheit zu ihr bekennen, als volle und wirkliche Lebenseinheit zuſammen zu faſſen; die Katholiken in Irland, Spanien und Deutſchland, Männer wie Droſte-Viſchering, wie Hermes, Sailer und Günther ſind, obſchon ſie jeden Lehrſatz ihrer Kirche annehmen, dem innerſten Weſen nach verſchieden. Wenn ſich aber nicht einmal das großartige, mit den göttlichen Wahrheiten verwachſene und auf einer tauſendjährigen Geſchichte ruhende Dogmengebäude der katholiſchen Kirche ſtärker zeigt, als die nationalen und individuellen Gegenſätze des Lebens, ſo wird um ſo weniger ein Bündel halb wahrer und halb falſcher politiſcher Lehrſätze Italiener und Engländer, Franzoſen und Deutſche, denen durch Nationalität, Geſchichte und Verhältniſſe verſchiedene Ziele und Ausgangspuncte gegeben ſind, zu einer wahren und wirklichen inneren und äußeren Gemeinſchaft, wie die politiſche Partei ſie bildet, zuſammen halten können. Die Radicalen und Legitimiſten, die Liberalen und die Conſtitutionellen der verſchiedenen Nationen haben zwar dieſelben Bekenntnißſchriften angenommen und glauben, in denſelben die Triebkraft für ihr Handeln und für ihre Haltung im Leben zu finden, aber dennoch haben ſie wenig mehr als ihre Lehrſätze mit einander gemein; ja, wenn es wirklich Parteien gäbe, die nichts wollten als zerſtören, oder nichts wollten als conſerviren, ſo würden auch dieſe weſentlich verſchieden in den verſchiedenen Nationen und Staaten ſein, je nach den verſchiedenen Gegenſtänden und Verhältniſſen, welche ſich ihnen zur Zerſtörung oder Erhaltung darböten. Es iſt unzweifelhaft: die Partei, welche ihren Entſtehungsgrund, ihr Princip und Ziel aus irgend einer Schultheorie ableitet, täuſcht ſich und Andere,

geräth in Widersprüche aller Art und verfällt der Unwahrheit oder auch der Lüge; sie steht, weil sie für alle Staaten und alle Zeiten geltend sein will, jedem Staate und jeder Zeit fremd gegenüber, und verwandelt, indem sie den Staat als Mittel, Theorien durchzuführen, gebraucht, das Parteileben aus einer Lebensfunction der Nation in einen Zersetzungsproceß des Staates.

Die Thatsache, daß in Wirklichkeit keine der Parteien, von denen die politischen Bewegungen ausgegangen sind, welche seit 1789 Deutschland erfüllen, ihren Ursprung in der schöpferischen Kraft irgend einer Schultheorie hat, macht es unmöglich, das Verständniß der Parteien und des Parteienkampfes in Deutschland aus den allgemein europäischen Theorien zu gewinnen. Aufschluß können nur die besonderen deutschen Zustände, Personen und Ereignisse geben, deren lebhaftes Zusammenwirken begann, sobald die Nation durch den von Frankreich aus empfangenen Stoß in Bewegung gebracht war. Während des Zeitraumes vom Ausbruche der Revolution bis zur Besiegung Napoleons ließ in den ersten Jahren der Eindruck der Revolution, in den folgenden Jahren die Gewaltsamkeit der Fremdherrschaft und in den letzten Jahren die Sehnsucht nach Befreiung alles jeweilig Bestehende als ein nur zufällig Bestehendes erscheinen; vor den Friedensschlüssen von Basel und Campoformio, wie nach den Friedensschlüssen von Tilsit und Wien war die Nation sich bewußt, daß der Zustand der Gegenwart keinen Anspruch und keine Aussicht auf Fortdauer habe; Berufene und Unberufene hielten sich für berechtigt und verpflichtet, auch ihrerseits an der Gestaltung der deutschen politischen Zukunft arbeiten zu helfen. Gewaltsame Sonderungen und Spaltungen innerhalb der Nation waren die nächsten Folgen dieser Bewegung, denn die politische Neubildung erschien zwar gewiß, hatte aber keine fest geformte, greifbare Gestalt, und ließ verschiedene Möglichkeiten zu; je nachdem diese oder jene sich als das zu verfolgende Ziel darstellte, traten verschiedene, oft einander entgegengesetzte Hoffnungen und Befürchtungen, Richtungen und Bestrebungen hervor. Da aber die Nation an die Gestaltung der Zukunft als dieselbe herantrat, welche sie

in der Vergangenheit gewesen war, so übten auch die früheren politischen Gestaltungen und Gegensätze Deutschlands, übten römisches Kaiserthum und deutsches Königthum, geistliche und weltliche Landeshoheit, Ritteradel und Städtefreiheit Einfluß auf Sinn und Stimmung der Zeit. Mächtig griff, wie in allen bewegten Zeiten, Zukunft und Vergangenheit zugleich in die Gegenwart ein und rief eine Fülle von Gegensätzen hervor. Politische Parteien zur Vertretung dieser Gegensätze bildeten sich zwar zunächst noch nicht, weil die Regierungen, um alle vorhandenen Kräfte zum Kampfe für oder gegen Napoleon zusammen fassen zu können, einer so unbedingten und so ausschließlich militärischen Machtstellung bedurften, daß jede selbstständige politische Bewegung der Unterthanen, welche zu Parteibildungen hätte führen können, überall eine Unmöglichkeit ward. Aber in den Zuständen und Verhältnissen, in der Gesetzgebung und Verwaltung, in den handelnden Personen und der Literatur traten die mächtigen Kräfte der in der Zeit arbeitenden politischen Richtungen wirksam und erkennbar hervor. Obschon in keiner Gegend und in keinem Staate Deutschlands der Gang der Dinge allein durch diese oder jene politische Richtung bestimmt ward, so hatte doch in der einen Staatengruppe diese, in der anderen jene ein sehr bedeutendes Uebergewicht.

In dem seit 1801 und 1806 theils Frankreich, theils dem Rheinbunde angehörenden südwestlichen Deutschland zeigten die politischen Zustände und die politischen Gewalthaber, daß eine Richtung vorherrschend war, welche die politische Ordnung der Gegenwart und Zukunft allein durch den jezeitigen Willen der Menschen gebildet wissen wollte; das in der Geschichte Erwachsene sollte keine Einwirkung auf die Zukunft haben, das politische Wollen und Thun durch keine Rücksicht auf das Ueberlieferte und Bestehende begrenzt sein. Die revolutionäre Richtung hatte im deutschen Südwesten das Uebergewicht.

In Oesterreich dagegen und in den mittleren und kleinen Staaten Norddeutschlands ließ sich der politische Zustand und die Haltung der Staatsmänner nur unter der Voraussetzung erklären, daß die von der Vergangenheit überlieferte Ordnung der Dinge als die allein und für immer berechtigte angenommen

ward. Nur ein Wachſen und Werden, kein Schaffen, nur die Nothwendigkeit der Natur, nicht die Freiheit des Geiſtes ſollte im politiſchen Leben Wirkſamkeit üben; politiſch bildende Thaten ſollten ausgeſchloſſen und die künftigen Zuſtände möglichſt Wiederholung der vergangenen ſein. Die ſtabile Richtung war die vorherrſchende in dem katholiſchen Oeſtreich und in den proteſtantiſchen mittleren und kleineren Staaten des deutſchen Nordens.

In Preußen endlich ſetzte, ungeachtet vieler nach einander und neben einander hervortretender Gegenſätze und Widerſprüche der Geſetzgebung und Regierung, dennoch der Geſammtgang des Staatslebens voraus, daß die preußiſche Monarchie der Vergangenheit und der Zukunft ein und dieſelbe politiſche Perſönlichkeit ſei, aber in der Zukunft einer andern Geſtaltung als in der Vergangenheit bedürfe. Das Leben des Staates erſchien nicht, wie in Oeſterreich, als ein pflanzenartiges Wachſen, ſondern auch bedingt durch politiſche Thaten; aber das politiſche Schaffen ſollte nicht, wie im Südweſten Deutſchlands, eine Aeußerung der Willkür, ſondern begränzt ſein durch das, was nach der überlieferten politiſchen Ordnung möglich und erlaubt war. Auf dem Zuſammenſein von Freiheit und Nothwendigkeit, welches das Räthſel des Einzellebens iſt, ruhte auch die Geſchichte des Staates.

Aus der hiſtoriſchen Richtung Preußens, der ſtabilen Oeſterreichs und der revolutionären des deutſchen Südweſtens gingen, als durch Abwerfung der Fremdherrſchaft ſelbſtſtändige politiſche Bewegung möglich ward, die drei großen Parteiengruppen: die hiſtoriſche, die ſtabile und die revolutionäre hervor, welche ſich gegenwärtig in Beziehung auf die Verfaſſung ſowohl der einzelnen Staaten, als des deutſchen Bundes gegenüber ſtehen, obſchon nicht wie früher räumlich oder ſtaatlich geſchieden.

Die revolutionäre Richtung des Südweſtens war es, welche zuerſt Bedeutung für das Leben gewann.

Als die revolutionäre Richtung wenige Jahre nach dem Ausbruche der Revolution in die Geſetzgebung und Verwaltung des ſüdweſtlichen Deutſchlands eindrang, hatte ſich die revolutionäre Theorie ſchon ſeit etwa einem Vierteljahrhundert über Europa

verbreitet. Die Wurzeln derſelben gehörten zwar einer noch früheren Zeit an, da ſie in dem von Hugo Grotius und Puffendorf aufgeſtellten und von Locke und anderen Engländern weiter ausgebildeten, wiſſenſchaftlichen Syſtem lagen, welches den Namen Naturrecht trägt. Um aber Einfluß auf die Maſſen gewinnen und als Volksvorurtheil wirken zu können, mußte zuvor der wiſſenſchaftliche Gedanke in leicht faßliche Behauptung und die wiſſenſchaftliche Form in allgemein verſtändliche Darſtellung umgewandelt ſein. Nur durch Rouſſeau iſt das wiſſenſchaftliche Syſtem des Hugo Grotius zur allgemein europäiſchen und zur conſequent revolutionären Theorie geworden. In Frankreich nahm daher die revolutionäre Theorie des neueren Europa ihren Urſprung und ward durch die Zuſtände und die Geſchichte des franzöſiſchen Volkes und Staates bedingt.

Frankreich hatte zuerſt unter den europäiſchen Staaten die mittelalterliche Zerſplitterung überwunden und war in dem Staate Ludwig XIV. zur Einheit der Kraft geworden, aber nur indem das individuelle Leben nicht allein begränzt, ſondern auch gebrochen, und der Staat nicht allein als höher, ſondern auch als allein berechtigt hingeſtellt ward. Die Allgewalt des Staates forderte den nationalen Geiſt der Franzoſen, welche darauf angewieſen ſcheinen, politiſch nur oder faſt nur als Ganzes zu wirken, nicht zum Widerſtand heraus, aber unerträglich ſchien es, daß der Staat ſich in dem Könige, als einer von außen gegebenen gottähnlichen Gewalt, verkörperte und im Weſentlichen nur das Mittel war, durch welches die Könige Verherrlichung und eine der Anbetung nahe Verehrung finden ſollten. Zu einem handelnden Widerſtande war die Zeit nicht geeignet, aber Rouſſeau konnte den contract social 1754 ſchreiben und eine unermeßliche Wirkung hervorbringen. Er beſtritt die Allgewalt und Alleinberechtigung des Staates nicht; ſeine volonté générale iſt nicht weniger allmächtig als der Königswille Ludwig XIV.; aber Rouſſeau ſetzte als Vertreter und Souverän des Staates nicht den gottähnlichen König, ſondern die Volksmaſſe, deren Wille ſich durch die Majorität ihrer einzelnen Glieder kund thut. Als Reaction gegen die ſeit Ludwig XIV. geltend gemachte Auffaſſung des Königthums trat die Volks-

ſouveränetät hervor. Rouſſeau's Lehren verbreiteten ſich ſo ſchnell, daß ſie nach einem Jahrzehent ſchon den gemeinſamen Stoff der europäiſchen geiſtigen Thätigkeit bildeten, ähnlich wie im Mittelalter Scholaſtik und römiſches Recht. Auch in Deutſchland entſtand lebhafte Bewegung, und der contract social mit ſeinem Naturzuſtand, ſeiner Egalität und Volksſouveränetät lag dem Reden und Schreiben über Begriff und Urſprung, Einrichtung und Regierung des Staates zum Grunde, aber die Anſchauungen, Zuſtände und Bedürfniſſe, aus denen Rouſſeau's Lehre ſich gebildet hatten, waren dem deutſchen nationalen Geiſte fremd und widerſtrebend. Was Rouſſeau wollte: die Allgewalt des Staates, konnten die Deutſchen nicht wollen, welche leichter jedes einheitliche politiſche Leben entbehren, als ſich die Freiheit und Selbſtſtändigkeit des Einzellebens entziehen laſſen. Was Rouſſeau durch Aufſtellung der Volksſouveränetät vor Allem bekämpfte: den mit den Königen getriebenen Götzendienſt, hatten die Deutſchen nicht zu bekämpfen, weil ſie ihre Fürſten, mochten dieſe gut oder ſchlecht, männlich oder weibiſch, geliebt oder gehaßt ſein, immer als Menſchen von Fleiſch und Bein, nie als numen betrachtet hatten. In Frankreich konnten Rouſſeau's Lehren, weil ſie im nationalen Leben wurzelten, ein mächtiger Hebel zu Thaten werden, in Deutſchland wurden ſie nur betrachtet, unterſucht, beſprochen, wie jede andere von außen herantretende merkwürdige Erſcheinung in Deutſchland behandelt zu werden pflegte; an den Höfen und in den Kreiſen des Hofadels ward mit ihnen wie mit anderen geiſtreichen Modeerzeugniſſen Frankreichs geſpielt; die höheren Beamten, die wiſſenſchaftlich gebildeten Männer wendeten ſich ihnen zu, ohne daran zu denken, die deutſchen politiſchen Zuſtände ihnen entſprechend umgeſtalten zu wollen; Staatsrechtslehrer, wie Pütter und Schlözer, pflegten ihren Lehrbüchern einen allgemeinen Theil vorauszuſchicken, in welchem die naturrechtliche Theorie als unumſtößliche Wahrheit dargelegt ward; in dem zweiten oder beſonderen Theile aber behandelten ſie die beſtehenden deutſchen Staatsverhältniſſe ſo ausſchließlich auf Grund des weſtphäliſchen Friedens, der Wahlcapitulationen und der anderen Reichsgeſetze, wie wenn niemals eine naturrechtliche Theorie

aufgestellt worden wäre. Bauern und Handwerker, Krämer und kleine Beamte hatten nur ausnahmsweise von Volkssouveränetät und deren Forderungen gehört; für Deutschland blieb bis zum Ausbruche der Revolution die über Europa verbreitete politische Theorie eine auf fremdem Boden und in fremder Luft erwachsene Pflanze. Nicht sie, sondern das Zusammenwirken historisch überlieferter Zustände und bestimmter einzelner Ereignisse und Personen erzeugte im südwestlichen Deutschland die revolutionäre Richtung und brachte sie in Gesetzgebung und Verwaltung zur Geltung. Diese Zustände und Personen des südwestlichen Deutschlands unter dem Drucke der Fremdherrschaft auf dem linken Rheinufer und in den südlichen und westlichen Rheinbundsstaaten kennen zu lernen, ist die Aufgabe, deren Lösung versucht werden soll.

Erſtes Buch.

Politiſche Zuſtände und Perſonen auf dem deutſchen linken Rheinufer zur Zeit der Fremdherrſchaft.

Ein und zwanzig Jahre und einige Monate haben die Franzoſen von Cüſtine's Einfall in die Pfalz — September 1792 — bis zu Blücher's Uebergang über den Rhein am 1. Januar 1814 eine Herrſchaft auf dem deutſchen linken Rheinufer geübt; Umfang und Geſtalt derſelben aber war in verſchiedenen Zeitabſchnitten verſchieden. Vor 1794 hat nur Mainz, und auch dieſes nur vorübergehend vom Herbſt 1792 bis zum Sommer 1793, unter franzöſiſcher Gewalt geſtanden. Seit der zweiten Hälfte des Jahres 1794 aber nahmen die franzöſiſchen Heere das ganze linke Rheinufer ein, mit Ausnahme einiger wenigen, etwas ſpäter gewonnenen Orte. Die zunächſt nur militäriſch beſetzten, durch den Lüneviller Frieden 1801 aber auch völkerrechtlich erworbenen Länder ſtanden bis zum Ausgang des Jahres 1797 dem Weſen, wenn auch nicht dem Namen nach nur unter Militärgewalten; dann trat die Verwaltung durch Gouvernements-Commiſſäre bis zum Herbſt 1802 ein, um welche Zeit das linke Rheinufer unmittelbar unter die Regierung des franzöſiſchen Reichs geſtellt ward.

Nach den verſchiedenen Geſtalten, in denen die Franzoſen ihre Macht übten, ſind vier Abſchnitte in der Geſchichte des linken Rheinufers zur Zeit der Fremdherrſchaft zu unterſcheiden:

I. Die vorübergehende Beſetzung von Kurmainz durch die Franzoſen. 21. October 1792 bis 22. Juli 1793.

II. Das linke Rheinufer unter französischen Militärgewalten. Herbst 1794 bis 11. December 1797.
III. Das linke Rheinufer unter Verwaltung der Gouvernements-Commissäre. 11. December 1797 bis 23. September 1802.
IV. Das linke Rheinufer unmittelbar unter Napoleonischer Herrschaft. 23. September 1802 bis 1. Januar 1814.

Erstes Capitel.

Die vorübergehende Besetzung von Mainz durch die Franzosen.

21. October 1792 bis 22. Juli 1793.

I.

Kurmainz vor Ausbruch der französischen Revolution.

Das Kurfürstenthum Mainz nahm durch seine starke Grundlage an Land und Leuten eine hervorragende Stellung unter den deutschen Territorien ein. Außer den reichgesegneten, am Rhein und Main gelegenen Aemtern, wie Hochheim, Rheingau, Gernsheim, Bingen, wie Aschaffenburg, Miltenberg, Amorbach, gehörten ihm an in Franken: Bischofsheim; an der Bergstraße: Starkenburg; in Hessen: Fritzlar und Amöneburg; in Thüringen: Erfurt und fast das ganze Eichsfeld mit Heiligenstadt, Stadt Worbis, Treffurt, Duderstadt. Als Erzbischof war der Mainzer Herr der Erste dem Range nach in ganz Deutschland; er war es, der den deutschen König salbte; als Landesherr war er Kurfürst, leitete die Königswahl und führte den Vorsitz im Kurfürsten-Collegium; als Reichs-Erzkanzler besetzte er die Reichscanzlei, hatte das Direktorium des ganzen Reichstages, ernannte den Reichsvicekanzler am Reichshofrath und galt unbestritten als erster Reichsstand; am Kammergericht hatten die von ihm bestellten Beisitzer den Vortritt, und die Kammergerichtscanzlei stand allein unter ihm. Sechs und siebenzig Erzbischöfe, deren Reihe Bonifacius eröffnet, hatte

Mainz im Laufe der Jahrhunderte gesehen und unter ihnen manche Männer, die in entscheidenden Augenblicken tief in die Geschichte Deutschlands eingriffen. Die Zeiten waren zwar im achtzehnten Jahrhundert lange schon vorüber, in welchen ein Erzbischof den Gang der Begebenheiten bestimmen konnte; aber die nachwirkende Macht der früheren Geschichte gab den Mainzer Kurfürsten ein unruhiges Streben nach großem politischen Einfluß in Deutschland und wo möglich in Europa. Auch im Innern ward ihre Haltung durch dieses Streben bestimmt. Seitdem im deutschen geistigen Leben neue Bewegung sich zeigte und in Preußen mit Friedrich Wilhelm I. und Friedrich dem Großen Handel und Gewerbe Gegenstand thätiger Fürsorge wurden, verhehlte die Mainzer Regierung sich nicht, daß die unter der langen Priesterherrschaft entstandenen Zustände keine geeignete Grundlage für eine bedeutende Stellung in Deutschland seien.

Schon unter Kurfürst Friedrich Carl Joseph Graf von Ostein (1743—1763) hatte dessen Minister v. Stadion, ein Verehrer Voltaire's und persönlich mit diesem bekannt, mächtig an den alten Zuständen gerüttelt; das Landrecht ward reformirt, eine Menge polizeilicher Vorschriften erlassen, die Pflege der Armen und Waisen neu geordnet, das Betteln bestraft, der Schulzwang für alle Kinder vom siebenten bis zwölften Jahre eingeführt; Höchst und Cassel sollten möchlichst schnell zu Fabrikstädten, Mainz durch Anordnung zweier jährlichen Messen, welche denen in Frankfurt vorangingen, zu einem großen Handelsplatz erhoben werden. Mit besonderem Eifer trat Stadion jeder Thätigkeit der Jesuiten entgegen und hatte seine Freude daran, sie zu reizen. Um den Marktbuden bequemen Raum zu verschaffen, ließ er einst das an der Sebastianskirche aufgerichtete Missionskreuz fortschaffen und gedachte ein Gleiches mit dem Standbild des heiligen Nepomuck zu thun. Als aber im Dom der Jesuit Winter gepredigt hatte: heiliger Nepomuck, nimm dich in Acht, daß nicht auch du den Wucherern und Tempelschändern deinen Platz einräumen mußt, ward das vom niederen Clerus aufgeregte Volk unruhig; der Kurfürst verlor den Muth; auf einem mit rothen Sammet überzogenen und mit sechs Pferden seines Marstalls bespannten Wagen ließ er in feierlichem Zuge das

Kreuz unter Musik und Gesang wieder auf den alten Platz bringen.

In größerem Maßstabe wiederholten sich unter des Kurfürsten Nachfolger die politischen Erneuerungsversuche der Regierung und der Widerstand im Volke. Ungeachtet aller Gegenanstrengungen der Jesuiten ward nach Graf Ostein's Tode Emmerich Joseph Freiherr von Breitenbach (1763—1774) zum Erzbischof gewählt. Er wird als ein Mann von großer Herzensgüte und reinem Lebenswandel geschildert, der den Geboten seiner Kirche nicht allein für Andere, sondern auch für sich verbindliche Kraft zuschrieb; ein guter Reiter und eifriger Jäger, war er einfach und mäßig im Leben. Zu seinen vertrautesten Räthen wählte er Groschlag und Benzel; beide, in Stadion's Schule gebildet, führten die Regierung im Sinne desselben fort und suchten vor allem das geistige Leben im Kurfürstenthume neu zu gestalten. Nach langen Vorbereitungen ward am 1. Mai 1771 in Mainz die Schullehreracademie eröffnet, an welcher alle künftigen Stadt- und Landschullehrer die Lehren empfangen sollten, welche sie nachhin der ihnen anvertrauten Jugend nach der auf die Seelenkräfte begründeten sanften und deutlichen Methode mitzutheilen hatten. „Die akademischen Candidaten" erhielten in Form der Vorlesungen an den Universitäten Unterricht in der Religions- und Sittenlehre, im Anfertigen schriftlicher Aufsätze, in der Welt-, Natur- und Kunstgeschichte, in der Lesekunst, den mathematischen Wissenschaften und in der Theorie des Feldbaues. Am 17. April 1773 machte sodann die zum Schulwesen verordnete Commission den Plan bekannt, nach welchem zunächst die Trivial- und Realschulen der kurfürstlichen Residenzstadt Mainz neu eingerichtet werden sollten; vom 5. bis 8. Jahre erhielt der Trivialschüler Unterricht im Katechismus, in der biblischen Geschichte, im Lesen und Schreiben; vom 8. bis 13. Jahre der Realschüler auch in deutscher Sprache, in dem Brauchbarsten und Wesentlichsten der Natur-, Welt- und Kunstgeschichte, der Meßkunst und Baukunst, der guten Stadtwirthschaft und des bürgerlichen Gewerbes. Für je hundert Kinder sollte ein Lehrer sein, welche derselbe in drei Abtheilungen sonderte und jeder Abtheilung täglich zwei Stunden ertheilte. Es bleibt, äußerte sich die Commission, ohne dergleichen Pflanzschulen

brauchbarer und zum Erwerbe eigener Glückſeligkeit fähiger Bürger immer ſchwer, ſich einen wohleingerichteten Staat auch nur in Gedanken vorzubilden.

Zur allgemeinen Umgeſtaltung der Landſchulen erließ die Commiſſion am 9. Oktober 1773 eine ſehr ausführliche Inſtruktion, in welcher die neue Lehrmethode auf das Genaueſte vorgeſchrieben wird. Das Gymnaſium erhielt andere Lehrer und einen vom Kanzler Benzel entworfenen Schulplan, nach welchem die franzöſiſche Sprache, Erdbeſchreibung, Mathematik, Naturgeſchichte und Weltgeſchichte eine früher unbekannte Berückſichtigung fanden. An der Univerſität wurden, um die Jeſuiten zu erſetzen, für die theologiſchen und philoſophiſchen Wiſſenſchaften auswärts gebildete Männer berufen. Erziehung und Beaufſichtigung der jungen Weltgeiſtlichen ſollte das Prieſterſeminar übernehmen; Katechismus und Geſangbuch ward neu bearbeitet, die Bibel gedruckt, die Zahl der Feiertage beſchränkt. Scharfe Verordnungen und häufige Viſitationen überwachten das Leben in den zahlreichen Klöſtern; die Stadt Mainz allein zählte mehr als zwanzig Ordenshäuſer mit drei bis vierhundert Inſaſſen. Rom gegenüber wachte der Erzbiſchof eifrig über ſein Recht und geſtand ſogar den Proteſtanten hier und da Gottesdienſt zu. Der heftige Widerſtand der Jeſuiten ward mit Gewalt gebrochen. Als deren Orden vom Papſte aufgehoben war, ließ der Kurfürſt im September 1773 bei einbrechender Nacht die ganze Garniſon ausrücken, die Hauptplätze der Stadt beſetzen, die Jeſuiten aus ihrem Collegium entfernen und in verſchiedene Klöſter vertheilen. Aber nicht allein unter den Jeſuiten, ſondern auch unter den andern Orden, unter den Weltgeiſtlichen, bei dem Capitel und vor allem bei dem niederen Volke fand die Regierung entſchloſſenen Widerſtand, insbeſondere gegen die neuen Anordnungen im Unterrichtsweſen. Als einſt bei einer öffentlichen Prüfung in der Arithmetik das Additionszeichen + an die Tafel geſchrieben ward, rief ein Handwerker aus der Zuhörerreihe erboßt: macht nur Kreuze, es hilft euch nichts; und wenn ihr ſie ſchockweiſe macht, ſo holt euch doch der Teufel. Die in der Naturgeſchichte vorgetragenen Lehren erſchienen als gottesläſterlich; man wollte überhaupt vom Neuen nichts wiſſen und

bezeichnete den Kurfürſten ſelbſt als Neuerer und als Schützer der Freigeiſterei. Joſeph Emmerich ward unſicher und zaghaft und ſtarb inmitten heftiger Gährung der Stadt. Seine Anhänger beſchuldigten ohne Weiteres die Jeſuiten, ihn, wie den um dieſelbe Zeit ſchnell geſtorbenen Papſt Clemens XIV., vergiftet zu haben, ſeine Feinde dagegen gaben ungeſcheut ſich lauter Freude hin. Der 11. Juni 1774, Emmerichs Todestag, ward ein Tag roher Ausgelaſſenheit für den Mainzer Pöbel; vor Steigentesch, des Direktors der Normalſchule, Hauſe ward ein Galgen errichtet und an des entflohenen Steigentesch Stelle ein Strohmann aufgehängt und dann verbrannt.

Im Domcapitel erhielt mit des Kurfürſten Tode die ſogenannte alte Partei das Uebergewicht. Eines ihrer einflußreichſten Glieder, den Capitular Baron von Erthal, hatte der Kurfürſt, um ihn aus Mainz zu entfernen, als Geſandten nach Wien geſchickt. Sobald indeſſen Baron Erthal die Nachricht von des Kurfürſten Krankheit erhielt, eilte er nach Mainz zurück, ſtellte ſich an die Spitze der Mißvergnügten und trat eifrig gegen die Neuerer und für die Machtverſtärkung des Capitels auf. Von dem Wiener Hofe begünſtigt, ward er am 18. Juli 1774 zum Erzbiſchof und Kurfürſten von Mainz gewählt und von den Bürgern der Stadt jubelnd als Vertreter der alten Partei begrüßt.

Friedrich Carl Joſeph von Erthal, welcher als letzter Kurfürſt den erzbiſchöflichen Stuhl von Mainz 1774—1802 inne hatte, war bei ſeiner Wahl ein Mann von 56 Jahren. Seine äußere Erſcheinung, ſein Auftreten nahm die Meiſten für ihn ein. Er hat, bemerkt Georg Forſter, eine geſcheite Naſe, einen ehrlichen Mund und ſanfte Augen; er ſpricht gut, mit Sammlung, ohne Verlegenheit und ſogar freimüthig; die Verhältniſſe der Höfe kennt er genau; im Uebrigen mögen ſeine Kenntniſſe oberflächlich ſein. — Frommer Sinn, religiöſe Bedürftigkeit und Bewußtſein ſeiner prieſterlichen Pflichten laſſen ſich nicht an ihm erkennen; das Erzbisthum ſcheint ihm nur als Mittel für die kurfürſtliche Stellung eine Bedeutung gehabt zu haben. Stein nennt ihn eitel, ehrgeizig, eiferſüchtig auf ſein Anſehen und ebenſo empfänglich für Mißtrauen, wie für Vertrauen. Der Hauptzug ſeines Charakters war, nach dem Urtheile von Männern der verſchiedenſten Parteiſtellung, Unſelbſtſtändigkeit,

Unentschlossenheit und Schwäche, verbunden mit der unruhigen Sucht, eine große und glänzende politische Rolle zu spielen. Sobald er den erzbischöflichen Stuhl eingenommen hatte, trat er entschieden im Sinne der Partei auf, welcher er seine Erwählung verdankte. Sofort entfernte er die als freidenkend ihm bezeichneten Lehrer von den Unterrichtsstellen und hielt auf Kirchlichkeit und äußere Frömmigkeit; er selbst begleitete die Processionen, las häufig Messe, besuchte theologische Disputationen und verlangte von seinem Hofe das Gleiche. Die vertrauten Rathgeber seines Vorgängers, Groschlag und Benzel, entließ er und berief zur Leitung der weltlichen Geschäfte den Grafen Sickingen aus Wien. Keinen Schritt von Bedeutung that er ohne Rath und Zustimmung des österreichischen Gesandten Grafen Metternich. Wenige Jahre später aber war seine gesammte Stellung eine andere.

Zuerst gewann das tägliche Leben des Kurfürsten eine neue Gestalt; den kirchlichen Handlungen, die ihn langweilten, entzog er sich mehr und mehr und fand seine Befriedigung in dem Glanze eines prunkenden Hofes. Prachtvolle Säle für große Feste, reiche Gemächer zum täglichen Gebrauche wurden gebaut und durch auswärtige Künstler decorirt, London und Paris lieferten das Geräthe; umfassende Gartenanlagen, kostbare Livrée, Wagen und Pferde verschlangen unverhältnißmäßige Summen, große Hoffeste, Schlittenfahrten, Jagden versammelten die ganze Hofwelt um den Kurfürsten und seine täglichen Abendgesellschaften fügten dem Prunke geistigen Luxus hinzu; Günstlinge und Favoritinnen, Künstler und witzige Köpfe sollten die Langeweile aus denselben verbannen. Der Kurfürst führt ein durchaus weltliches Leben, berichtet der päpstliche Nuntius Pacca, und erinnert sich nur dann, Bischof zu sein, wenn sich ihm eine Gelegenheit darbietet, den Papst zu beunruhigen, oder sich dem heiligen Stuhle zu widersetzen. — Auf die Umwandlung des gesammten Hoflebens folgte die durchgreifendste Aenderung in der Stellung des Kurfürsten zu Oesterreich und zu Preußen. Der aus Wien zur Leitung der Regierung berufene Graf Sickingen hatte durch seine Unfähigkeit und seine verschwenderische und unordentliche Finanzwirthschaft Capitel, Adel und Bürgerschaft in *solchem* Grade gegen sich aufgebracht,

daß der Kurfürſt ſich zu deſſen Entlaſſung genöthigt ſah. Graf Sickingen ging nach Wien zurück und ließ es an ſchonungsloſen Schilderungen der Mainzer Zuſtände nicht fehlen. Die ſpottenden und wegwerfenden Worte, die ſich Kaiſer Joſeph und Fürſt Kaunitz über den Kurfürſten erlaubten, blieben dieſem, der in Wien ſehr gut bedient war, nicht verborgen, reizten ihn und ſteigerten ſeine Erbitterung über die Eingriffe des Kaiſers in die Rechte des deutſchen Reiches und insbeſondere in die der unter Leitung des Erzkanzlers ſtehenden Reichskanzlei. Zugleich war in Mainz eine nahe Verwandte des Kurfürſten, die verwittwete Gräfin Hatzfeld, mit fünf Söhnen und einer an Herrn v. Cudenhofen vermählten Tochter erſchienen, welche dort für ſich und ihre Kinder Verſorgung und Aemter, Geld und Antheil am Glanz des Hoflebens ſuchte. Die Familie war den preußiſchen Intereſſen zugeneigt und Frau v. Cudenhoven, eine Frau von Willen und Verſtand, benutzte den faſt unbegrenzten Einfluß, welchen ſie auf den Kurfürſten gewann, um für Preußen und gegen Oeſterreich zu wirken. Die Stellung des öſterreichiſchen Geſandten, Grafen Metternich, deſſen Rath früher in allen auswärtigen Verhältniſſen entſchieden hatte, wurde ſchwierig; die Streitigkeiten mit ihm nahmen kein Ende; ſeine Anſtrengungen, dem Einfluſſe der Familie Hatzfeld entgegen zu arbeiten, brachten ihn in ſolche Verwickelungen, daß er abberufen und durch Graf Trautmannsdorf erſetzt ward. Im April 1785 hielt ſich der Kurfürſt für ſo bedroht durch Oeſterreich, daß er im Geheimen in Berlin anfragen ließ, ob er für den Fall eines Krieges auf die Hülfe Friedrich des Großen rechnen könne. Begünſtigt durch alle dieſe Vorgänge, erſchien am 11. Juli 1785 Freiherr v. Stein, der ſpätere Miniſter in Aſchaffenburg, und forderte im Auftrage ſeines Königs den Kurfürſten auf, dem Fürſtenbunde beizutreten. Einige Monate ſpäter waren die Gegenanſtrengungen der Geſandten Oeſterreichs und Frankreichs und einiger mit ihnen verbundenen höheren Mainziſchen Beamten überwunden. Der Kurfürſt erklärte am 15. Oktober ſeinen Beitritt; um die nahe Verbindung mit dem Berliner Hofe zu erhalten, ward eine preußiſche Geſandtſchaft in Mainz errichtet und mit Friedrich Wilhelm II. Regierungsantritt an Stein's Bruder,

den Landjägermeiſter Johann Friedrich v. Stein, übertragen. Der preußiſche Einfluß war plötzlich an die Stelle des althergebrachten öſterreichiſchen getreten.

In den innern Verhältniſſen wechſelte die Haltung der Regierung nicht minder ſchroff. Nach Sickingen's Entlaſſung erhielt des Kurfürſten Bruder, der Oberhofmeiſter von Erthal, die Leitung der Geſchäfte, ein ahnenſtolzer, redlicher und wohlthätiger Mann, welcher Literatur und Künſte liebte und die meiſte Zeit in ſeiner reichausgeſtatteten Bibliothek und Kupferſtichſammlung, ſpielend mit ſeinen Papageien, zubrachte; der Arbeit war er abgeneigt und in der Verwaltung weder erfahren noch begabt. Unter ihm ſtanden als wirkliche Leiter die geheimen Staatsräthe v. Deel und v. Strauß. Deel war ſchon unter Joſeph Emmerich im Miniſterium geweſen und ſeiner Brauchbarkeit wegen beibehalten worden; die Reichsſachen bearbeitend, hatte er ſtets gereizte Stimmung gegen Oeſterreich gehegt und den Grafen Metternich, ſo lange derſelbe Geſandte war, angefeindet. Nun trat er offen für Preußen auf. Ehrgeizig und eiferſüchtig auf ſeinen Einfluß, gewann er doch niemals das volle Vertrauen des Kurfürſten. Der geheime Staatsrath v. Strauß, in deſſen Händen die innere Verwaltung lag, wollte Geld für ſich und Stellen für ſeine Verwandten, allgemein galt er als käuflich und war Oeſterreich zugeneigt. Seine Gewandtheit aber und ſeine Bereitwilligkeit, immer wieder Geld zu ſchaffen, machten ihn zum Liebling des Kurfürſten, deſſen Gunſt er erſt in ſpäteren Jahren verlor. Die geiſtlichen Geſchäfte leitete der geiſtliche Rath Heimes, eines Bauern Sohn und zum Landpfarrer damaliger Art erzogen. Religiöſer Sinn ging ihm ab, aber er hatte einen hellen Kopf und feſten Willen und wachte eifrig über jedes Recht der Kirche. Mit Deel war er nahe verbunden und genoß das Vertrauen des Kurfürſten, welcher ihm anſehnliche Pfründen gab und ihn zum Weihbiſchof erhob.

Weder der Oberhofmeiſter von Erthal, noch Deel, Strauß, oder Heimes wollten im Kriegs- und Finanzweſen, in der Polizei und Juſtiz, in Ackerbau und Gewerben Aenderungen herbeiführen; der landesherrliche Dienſt ſetzte ſeinen hergebrachten Gang fort; an dem Drucke, der auf Bauern und

Bürgern lastete, ward nicht gerührt, das gesammte kirchliche Wesen mit seinen Mönchen und hergebrachten Formen, die Vorrechte der herrschenden Classen des Clerus, des Adels, des Hofes blieben, wie die vergangenen Jahre sie überliefert hatten, aber die gesammte Lebensanschauung sollte in allen Kreisen des Kurstaats, der die Zeit beherrschenden Aufklärung entsprechend, umgewandelt werden. Eine neue Normalschule wird gegründet und mit den vertriebenen Lehrern aus Emmerichs Zeit besetzt. Zum Curator der Universität und Leiter des Unterrichtswesens ward Benzel wieder berufen. Der Kurfürst hob die drei reichsten Klöster in Mainz, die Karthause, das Altmünster-Kloster und das Clarissenkloster, auf und übertrug ihr Vermögen auf die Universität; jedes der reichen Chorherrnstifte mußte den Ertrag eines Canonicats zur Besoldung geistlicher Professoren hergeben; ein botanischer Garten, ein Naturalien-, Instrumenten- und Münzcabinet ward angelegt, das Gebäude des Altmünsterklosters als Laboratorium verwendet. Sömmering, Bodmann, Nicolas Vogt, aber auch Männer wie Dorsch, Wedekind, Blau, Metternich, Hofmann und manche Andere, die den Illuminaten angehörten, lehrten an der Universität. Der Kurfürst berief Johannes von Müller als geheimen Staatsrath, Heinse, den Verfasser des Ardinghello, als Vorleser, Georg Forster als Bibliothekar. In einem glänzenden Feste, zu welchem Abgeordnete aller deutschen Universitäten eingeladen waren, stellte auf des Kurfürsten Befehl die Mainzer Hochschule ihr neues Leben vor ganz Deutschland zur Schau.

Der Kurfürst selbst war eitel darauf, politisch und kirchlich als aufgeklärter Herr zu gelten, der Jeden glauben und reden lasse, was ihm beliebe; in den späten Abendgesellschaften, die er unter Leitung seiner Nichte, der Frau von Cudenhofen, um sich versammelte, legten weder Männer noch Frauen die Worte auf die Wagschaale. Als ich dem Kurfürsten, schreibt Forster, von den Religionsbegriffen der Otaheiten erzählte, fing er an, uns etwas daher zu freigeistern; Heinse schenkte er, nachdem dieser ihm die erste Hälfte des Ardinghello vorgelesen hatte, zwanzig Ducaten, obschon er über die zweite Hälfte nie seine Meinung sagen wollte.

Alle hohen Kreiſe in Mainz waren von der Illuminatenrichtung durchzogen; ein großer Theil der Domherren, der Profeſſoren, der geiſtlichen und weltlichen Räthe, der Coadjutor von Dalberg, der Curator von Benzel gehörten dem Orden an und hielten auch nach deſſen Aufhebung in Baiern 1785 die Ordensgrundſätze feſt. An den Häuſern mancher Domherren ſah man, ſtatt des Bildes der heiligen Jungfrau, jetzt Sinnbilder der Philoſophie und Künſte und in ihren Zimmern, ſtatt des Crucifixes oder der Apoſtel Petrus und Paulus, die Büſte von Voltaire; auf den Tiſchen lagen Abhandlungen der Illuminaten und die Schriften des Helvetius. An den Tafeln des Adels wurde das Hergebrachte und Beſtehende als Vorurtheil lächerlich gemacht und die Regierung mit Witz und Spott angegriffen. Müßiggang und Genuß füllen, ſchrieb Forſter, das Leben jener übermüthigen Claſſen aus, deren Nichtsthun, deren plumpe Sinnlichkeit und tiefe Unwiſſenheit das verderblichſte Beiſpiel gibt; im ganzen Leben der Prieſter iſt nur die Sorge für den Bauch und für die Befriedigung eines noch mächtiger wirkenden Triebes; im Leben des Adels die Abwechſelung der Tafel, des Spieles, der Luſtpartien, Schauſpiele, Concerte und Tänze, kurz aller der unzulänglichen Mittel, die tödliche Langeweile zu ſcheuchen, zu erblicken. —

In großer Einigkeit gaben alle Kreiſe der vornehmen und gebildeten Mainzer Welt ſich dem ſinnlichen Genuſſe hin; in allen anderen Beziehungen aber waren ſie durch Zwieſpalt, Neid, Eiferſucht mannigfach zerſetzt und untereinander auf das Bitterſte verfeindet. Den herbeigekommenen Fremden gegenüber hielten die eingeborenen Mainzer feſt zuſammen; ſie wollten, wie Forſter ſich ausdrückt, nicht leiden, daß Einer der Ihrigen Unrecht habe oder der Kurfürſt einem Fremden vertraue; mißgünſtig rechneten ſie jede Gunſt nach, die Ausländer erhalten hatten, ſuchten deren Thätigkeit im Geheimen zu untergraben und klagten dann laut, daß die vielen herbeigerufenen Fremden der Stadt und dem Lande doch auch in keiner Art Nutzen brächten. Die Familie Hatzfeld, deren zahlreiche Glieder ſchnell ſich gute Verſorgung zu verſchaffen gewußt hatten, ward mit beſonderem Eifer angefeindet; Domcapitel, Hofleute und Adel beneideten Frau von Cudenhoven

um deren Einfluß auf den Kurfürsten und rächten sich an Beiden durch beißenden Spott und ärgerliche Anecdoten, welche in auswärtigen Zeitschriften verbreitet wurden. Frau von Cudenhoven wollte Geld, viel Geld, und war daher auch mit Strauß verfeindet, der als Leiter der Finanzen ihr möglichst wenig zukommen ließ. Der Stiftsadel lebte völlig abgeschlossen, die Grafen Eltz, Ostein, Bassenheim, Schönborn, Ingelheim, Metternich, Kesselstedt, Boos, Walderdorf, die Freiherren Breidtbach von Bürresheim, Greiffenklau, Beyssel vom Gymnich, Frankenstein und manche Andere hielten sich, ungeachtet aller Aufklärung, für Wesen anderer Art, als den Adel mit zweifelhafter Ahnenprobe und sahen dessen Eindringen in die hohen Staatsämter und Hofstellen mit mißmuthiger Verwunderung; der zweite Adel suchte sich für die Zurücksetzung, die er vom Stiftsadel erfuhr, durch stolze Absonderung von Allen, die nicht ritterbürtig waren, zu entschädigen. Nur einzelne, geistig bedeutende Männer der verschiedenen, kastenartig getrennten Kreise durchbrachen die Schranken und traten miteinander in geselligen Verkehr. Die Kreise, welche die fremden Gesandten um sich sammelten und durch Männer von Geist und Bildung zu beleben suchten, blieben eine fremde, ausländische Erscheinung für Mainz.

Vielfach ward der gesellige Zwiespalt, und der Streit um Geld, Amt und Gunst, welcher das Mainzer Leben zersetzte, von politischen und kirchlichen Gegensätzen durchkreuzt. Die Preußische Partei hatte zwar seit 1785 das entschiedenste Uebergewicht, aber selbst die Hauptführer derselben: Deel, die Grafen Hatzfeld, Frau von Cudenhoven, Heimes waren sich bewußt, daß nicht allein der Tod des Kurfürsten, sondern auch eine Sinnesänderung desselben ihnen jeden Augenblick die Herrschaft entziehen könne. Ihnen gegenüber stand ein Theil der Domherren und des Clerus, welcher in dem Abfalle von dem katholischen Oesterreich Gefährdung der eigenen Rechte und Verrath an der katholischen Kirche erblickte; mit diesen, ihren früheren Feinden, hatten sich die alten Emmerichianer verbunden, die Joseph als einen kühnen und freidenkenden katholischen Reformator, den die Hierarchie schützenden Friedrich den Großen aber als gefährlichen Heuchler betrachteten. Die Coalition dieser beiden unter einander verfeindeten, aber im Hasse gegen

die Regierung einigen politischen Kreise hatte ihre Hauptstütze in dem Curator von Benzel und in dem geheimen Staatsrath Strauß, welcher, wie man argwöhnte, in österreichischem Solde stand; die in Müßiggang und Wohlleben gelangweilten geistlichen und weltlichen Herren fanden in dem Intriguiren und Spioniren Unterhaltung und Beschäftigung, und die fremden Gesandten griffen bald mit diesen, bald mit jenen Mitteln in das verderbliche Spiel ein. Als die preußische, wie die österreichische Partei, gestützt auf den Berliner und Wiener Hof, sich die Zukunft sichern und die Wahl eines zuverlässigen Coadjutor durchsetzen wollte, geriethen alle, auch die niedrigsten, Leidenschaften in Bewegung. Dalberg ward 1787 zum Coadjutor und künftigen Nachfolger des Kurfürsten erwählt, aber die Verbitterung unter den politischen Gegnern blieb auch jetzt so groß, daß die Einen jedes Werk und Vorhaben der Andern schon deshalb, weil es das Werk des Andern war, zu hintertreiben suchten. In keinem Verhältnisse vermochte die Regierung einen festen und sicheren Gang einzuhalten. Unnütze Verschwendung und äußerste Kargheit fanden sich nebeneinander und die Geldnoth stieg von Jahr zu Jahr. Unmittelbar bei dem Kurfürsten mußte Forster immer wieder Anstrengungen machen, um für die Bibliothek eine Anzahl Repositorien zu erhalten, damit die Bücher aufgestellt werden konnten; ungestüm, aber vergebens, verlangten die Buchbinder Geld für ihre Arbeit. Um für das Hofleben keine Beschränkung eintreten lassen zu müssen, ließ sich der Kurfürst bei Anstellungen, bei Bewilligungen, bei Leistung guter Dienste mehr oder minder große Summen zahlen; vom Fürsten von Thurn und Taxis forderte der geheime Staatsrath 20,000 Gulden bei Abschließung eines Postvertrages; der Herzog von Württemberg versprach eine halbe Million Gulden, der Landgraf von Hessen vierhundert Tausend Thaler, wenn der Mainzer Hof ihm zur Erlangung der Kurwürde behülflich sei. Die Güter der Jesuiten und mancher aufgehobenen reichen Klöster wurden verkauft, aber der Gewinn gelangte nur selten bis in die öffentlichen Kassen.

Die Leitung der Universität und das Unterrichtswesen hatte Benzel, der Hauptführer der Emmerichianischen Partei; der

Einfluß aber auf die Finanzverwaltung seines Geschäftskreises war ihm entzogen und die Besetzung der Lehrerstellen seinem Feinde, dem Weihbischof Heimes, übertragen. Benzel wollte, um die Ausgaben zu decken, immer wieder reiche Klöster aufgehoben wissen; seine Gegner suchten alle seine Plane an dem Kostenpunkte scheitern zu machen, indem sie den Mißmuth des immer geldbedürftigen Kurfürsten gegen die angeblichen Verschwendungen im Unterrichtswesen erregten. Schon 1789 war es dahin gekommen, daß dem Kurfürsten sein früheres Lieblingsspielzeug, die Universität, widerwärtig geworden war; er wollte am Liebsten nichts von ihr und ihren Bedürfnissen reden hören.

Der schwächliche Zwiespalt innerhalb der Regierung und das Auseinanderfallen der von Neid und Mißgunst erfüllten vornehmen und gebildeten Kreise ließ die unteren Schichten des Residenzlebens nicht unberührt. Der Mittelstand in Mainz war ohne Bildung und seiner Geselligkeit fehlte geistige Mittheilung. Neben ihm hatte sich eine Menge Menschen, die von der Hand in den Mund lebten, in der begünstigten geistlichen Hauptstadt zusammengefunden und suchten ihr Brod, indem sie als Künstler niederen Ranges, als Diener, Arbeiter, Clienten, als Werkzeuge und Vermittler, sich der Ueppigkeit ihrer Herren zu Diensten stellten. Die Mönche und Weltgeistlichen, die in allen Häusern verkehrten, die niedern Beamten, die Lehrer an den Bürgerschulen vermittelten die Verbindung zwischen den gebildeten und ungebildeten Kreisen und führten den letzteren Kenntniß von dem, was in den ersteren vorging, zu. Durch den angeborenen beweglichen Leichtsinn, durch das für Deutschland milde Clima, durch die Reize der Gegend, die Wohlfeilheit der Lebensmittel, den Ueberfluß des Weines zum Genusse hingezogen, eignete sich die untere Bevölkerung in ihrer Art das leichtsinnige Leben und die weichliche Lüsternheit der Domherren und des Adels an und sah mißgünstig auf die reichen Mittel hin, durch welche die Herren, ohne zu arbeiten, in den Stand gesetzt waren, sich den Lüsten des Lebens hinzugeben. Die Freigeisterei der vornehmen Welt gereichte in den Bürgerkreisen den Einen zum Aergerniß und reizte in den Andern früher unbekannte Zweifel und Bedenken an; die Verbindung des Hofes mit den protestantischen Fürsten, sein

Zerfall mit dem Kaiſer, den der öſterreichiſche Geſandte gefliſſentlich auch der großen Menge erkennbar machte, kehrte alle hergebrachten Anſichten und überlieferten Vorſtellungen um und verwirrte die Köpfe.

Zwieſpalt und unruhige Genußſucht, hochfahrende Abſchließung nach unten und Mißgunſt gegen Vornehmere und Reichere, Aberglaube neben plumpem Religionsſpott waren, wenn auch verſchieden ſich äußernd, in hohen wie in niederen Kreiſen der erzbiſchöflichen Stadt zu Hauſe; Achtung, Vertrauen, Furcht gegenüber der Regierung hatte Niemand und konnte Niemand haben.

Auch im Kriegsweſen machte die Zerſetzung der Regierung ſich bemerkbar. Zwölf Generale und der Hofkriegsrath mit zwei Präſidenten und ſechs Räthen ſtanden an der Spitze der aus 2800 Mann Infanterie, 50 Huſaren und 120 Artilleriſten gebildeten und in den Feſtungen Mainz, Königſtein und Erfurt vertheilten Heeresmacht. Die Oberleitung hatte der in Ungnade gefallene General von Gymnich dem Grafen Hatzfeld abtreten müſſen, ſuchte aber in bitterem Grolle den eingedrungenen Fremdling mit Hülfe der einheimiſchen Partei wo möglich zu ſtürzen und jeden Falles an der Durchführung aller bedeutenden Maßregeln zu verhindern. Die zur Unterhaltung der Feſtungswerke von Mainz beſtimmten Summen verwendete der Kurfürſt zur Beſtreitung anderweitiger Ausgaben. Die Werke waren theils in engliſche Anlagen umgewandelt, theils an Gartenliebhaber verpachtet, oder dem Gouverneur zur ökonomiſchen Benutzung überlaſſen. Die Aufſicht führte der Hofgärtner, von deſſen Bewilligung es abhing, ob die Ingenieuroffiziere ſie betreten durften oder nicht.

In dieſes von feindlichen Gegenſätzen und erbitterten Kämpfen erfüllte Leben ohne Inhalt ward im Dezember 1788 Johann Georg Forſter hineingeſetzt, er ragte über daſſelbe empor durch ſeine Empfänglichkeit für Edles und Großes, durch den Reichthum deſſen, was er geſehen, erfahren und gedacht hatte. Dennoch war grade er der einzige bedeutende Mann nicht allein in Mainz, ſondern auch in Deutſchland, welcher ſich, im reiferen Alter, handelnd der Revolution anſchloß. Nur die Geſchichte ſeines Lebens bis zur Revolution machte die Stellung möglich,

welche er nach der Revolution einnahm. Seine bedeutende Persönlichkeit, seine umfassende Bildung und der Einfluß, den er übte und durch seine Schriften noch heute übt, geben dem Wege, auf welchem er der Revolution in die Arme geführt ward, eine besondere Bedeutung für alle Zeiten. Edle, geistige, aber schwache und bewegliche Naturen werden, wenn sie ähnliche Bahnen, wie Forster, durchliefen, sehr schwer der Geistesstimmung entgehen, welche Forster in die Revolution hineintrieb.

II.

Johann Georg Forster's Lebensgang bis zum Ausbruche der französischen Revolution.

Vier und zwanzig Jahre war Johann Georg Forster alt, als er 1778 zuerst den Boden Deutschlands betrat; er hatte den Vater im Schuldgefängniß, Mutter und Schwestern, bedrängt von der äußersten Noth, in Puddington, einer kleinen Stadt Englands, zurückgelassen, um auswärts Hülfe für sich und das älterliche Haus zu suchen. Im kalten, strömenden Novemberregen führte der enge Postwagen damaliger Zeit ihn langsam auf den unergründlichen Wegen des Niederrheins der deutschen Grenze zu. Die Gedanken an die Seinigen beschäftigten auf der langen Fahrt schmerzlich seine Seele. Ist keine neue Noth auf unser bedrängtes Haus gefallen, fragt er ängstlich erregt in einem seiner Briefe, oder muß ich den schrecklichen Träumen glauben, die mich nächtlich quälen und ängstigen? Möge doch Gott nur meiner armen besten Mutter und meinen Geschwistern Trost und Muth in der Trübsal schicken; meine Hoffnungen hat der Wind verweht, ich sehe nichts als Finsterniß, aber ich bin in Gottes des Allmächtigen Hand, sein Wille geschehe. Amen. — Am 21. November 1778 spät Abends langte Forster endlich in Düsseldorf an.

Einen freundlichen Empfang hatte Deutschland dem armen Fremdling bereitet, indem es zum Willkommen ihm Jacobi's gastliches Haus öffnete. Jacobi selbst, seine anmuthige Frau, seine Schwestern, Graf Nesselrode, der Kupferstecher Heß, Heinse, der zufällig anwesende Münster'sche Minister Fürstenberg nahmen dort mit freundlichem Entgegenkommen ihn auf. Jacobi's

persönliche Erscheinung übte auch auf ihn ihren Zauber aus. Noch stehen Sie vor meiner Phantasie, schrieb Forster, bald nachdem er Düsseldorf wieder verlassen hatte, ich schaue in das weite, offene, durchdringende Auge tief hinein, ein heller Lichtstrahl fließt aus Ihrem Blick, den ich begierig einschlürfe, er brennt wie electrisches Feuer, das ich nicht vertragen kann; ich schaue wieder auf, nicht in die funkelnden Augen, sondern auf die schöne, hohe, freundliche Stirn, wo die Sonne so warm, wohlthätig und milde scheint. Meines Jacobi Hand ward mir gereicht und mein Platz in dem edelsten Herzen mir angewiesen. — Ein fein gebildetes, von äußeren Mitteln getragenes, geistig angeregtes Leben trat in diesem Kreise dem jungen Manne entgegen; Lessing, Goethe, Hamann, Claudius, Klopstock, Wieland, Herder waren den meisten Gliedern desselben persönlich bekannt; manches noch nicht gedruckte Lied Goethe's ward mitgetheilt, treffende Bemerkungen und eingehende Gespräche über Kunst und Literatur, Heinse's abgebrochene Einfälle belebten nicht weniger als der reichlich gespendete köstliche Capwein, als Xeres und Champagner das Mahl. Den ganzen Reichthum seines neuerwachten geistigen Lebens zeigte Deutschland dem Jüngling auf einen Blick. O, es wäre gefährlich, rief Forster am Abend eines angeregt verlebten Tages aus, sich von diesen süßen, schmeichelnden Augenblicken berauschen zu lassen, und doch bedurfte es für mich des Blickes hinüber nach Puddington, um meine Seele aus dem Taumel der Freude und Fröhlichkeit zurückzurufen. — Fünf Tage war Georg Forster hier, schrieb Jacobi an Sophie la Roche; es ist ein gar herrlicher junger Mensch; ich habe lange Niemand gesehen, der mir das Herz so abgewonnen hätte, wie dieser Forster, und einen ähnlichen Eindruck hat er auf Alle gemacht, die hier mit ihm umgegangen sind. —

Kaum fünfzehn Jahre waren seit diesen Tagen verflossen und Forster war wiederum allein; hülflos, ohne Freunde, hatte er Deutschland zuerst betreten; hülflos, ohne Freunde, kehrte er ihm wieder den Rücken; Alles, Alles, was ihm zu Theil geworden war, hatte er wieder verloren; einen leichten Mantelsack in der Hand, zog er der blutroth aufgehenden Jacobinersonne zu, um fern von denen, die ihn lieb gehabt hatten, in Paris ein frühes, einsames Grab zu finden.

Zwölf Jahre nur seines nicht ganz vierzigjährigen Lebens hatte Forster in Deutschland zugebracht, aber dieser kurze Zeitraum hatte ausgereicht, um ihn mit allem Großen, dessen unser Volk damals sich freute, fest und für immer verwachsen zu lassen. Zu den Schöpfern der machtvoll geistigen Bewegung gehörte er zwar nicht; kein großes Kunstwerk hat er geschaffen, keinen außerordentlichen Gedanken in die Welt hineingeworfen und auch seine Wissenschaft nicht auf eine neue Stufe gehoben; hätten Lessing oder Goethe, Herder, Kant, Jacobi, Wieland, Klopstock, Hamann gefehlt, so wäre der geistige Gesammtzustand ihrer Zeit ein anderer gewesen; Forster könnte fehlen und der Gesammtzustand bliebe derselbe, aber dennoch gehörte er zu dem geistig hohen Adel Deutschlands und ward von ihm als ebenbürtig anerkannt.

In allen Kreisen, aus welchen das neue große Gesammtleben zusammenströmte, erschien er anregend und erfrischend; überall erfreute er durch seine warme Theilnahme und sein geistvolles Eingehen, förderte, wenn er zustimmte, kräftigte, wenn er entgegen trat. Er war für die große Geisterbewegung der Vertraute im Drama, der nicht zu den Handelnden gehört, aber für die Handelnden und für die Handlung ein Bedürfniß ist; er könnte entbehrt, aber er würde vermißt werden. Ein äußeres und inneres Leben ungewöhnlicher Art mußte sich in die kurze Zeit von nicht ganz vierzig Jahren zusammengedrängt haben, um eine solche Stellung Forster's möglich zu machen.

Am 26. November 1754 war Johann Georg Forster in dem Pfarrhause zu Nassenhuben, einem ärmlichen, unweit Danzig gelegenen, damals polnischen Dorfe geboren. Kaum eilf Jahre alt, verließ er den Geburtsort, um niemals wieder einen festen Aufenthalt zu finden. Er begleitete seinen Vater, welcher im Auftrage des Petersburger Hofes die Colonien an der Wolga besuchen sollte, zunächst in das innere Rußland, dann nach Petersburg und im Frühjahr 1766 nach England, wo er blieb, bis er 1772 Cook auf dessen zweiter großen Entdeckungsreise zugleich mit seinem Vater von der englischen Regierung als Botaniker beigegeben ward. Bevor Heimathsgefühl und Schulzucht dem begabten Knaben eine geistige Grundlage gegeben hatten, auf welcher sich Wissensdrang und That-

kraft des Mannes, ohne in haltlose Unruhe zu entarten, bewegen können, wurde Forster von seinem eilften Jahre an in der weiten Welt umher geworfen. Die unwirthbaren Steppen der Kalmücken, der Glanz eines Petersburger Winters, die gewaltigen Eindrücke Londons, das Weltmeer, die märchenhaften Ereignisse der großen Entdeckungsreise, das starrende Eis des südlichen Polarkreises und die Palmen der Südseeinsel, die Wildheit Neuseelands und der Zauber Otaheiti's waren an ihm bereits vorübergegangen, als er 1775, kaum ein und zwanzig Jahre alt, wieder in England anlangte. Der schnelle Wechsel außerordentlicher Eindrücke in einem Alter, welches der Ruhe und Geschlossenheit so bedürftig ist, wie der Säugling der Mutterbrust, hatte ein unstetes Drängen nach immer Anderem und Neuem in Forster zurückgelassen; das Gefühl der Heimath lernte er niemals kennen; 1776 war er in England, 1777 in Frankreich, 1778—1784 in Cassel als Lehrer am Carolinum, 1784—1787 in Wilna als Professor, 1788—1793 in Mainz als Bibliothekar. Jeder Aufenthalt galt ihm nur als Uebergang zu einem anderen; die Stellung in Cassel nahm er nur unter dem Vorbehalte an, sich nach einer neuen umsehen zu dürfen; bevor er noch Wilna erreicht hatte, traf er schon Anstalten, es bald wieder zu verlassen, und in den ersten Tagen nach seiner Ankunft in Mainz beschäftigte ihn bereits die Hoffnung, hier oder dort ein neues Unterkommen zu finden. Nur das Grab in Paris brachte dem Ruhelosen Ruhe.

Wie die Heimath, hatte Forster die Wärme und Geschlossenheit des Elternhauses und der Familie von früher Jugend an entbehren müssen. Das Pfarramt erschien dem unruhigen Geiste seines edel angelegten, reichbegabten Vaters als eine drückende Fessel; das Pfarrhaus war seinem leidenschaftlichen Triebe in das Weite ein Gefängniß. Bald kehrte er dem Amte, wie dem Hause den Rücken, suchte in der Welt umher und ließ sich 1766 mit Frau und Kindern in England nieder. Von hartem Geschicke und eigener Schuld verfolgt, überall in Streit und Hader, verzehrte sich sein Selbstgefühl, sein Sinn für Recht, sein kräftiger Wille, sein Durst nach Wissen und nach Thun in wildem Stolz, in störrigem Eigensinn und in ver-

bissenem Aerger über ein verfehltes Leben. Ein Jahr nach dem andern brachte die Familie in äußerster Noth hin, die Töchter, die fromme, stilldulbende Mutter arbeiteten um das tägliche Brod. Zwar konnte der Vater in leidenschaftslosen Augenblicken freundlich und gewinnend sein; bedeutende Menschen aller Art suchten den geistvollen, kenntnißreichen Mann auf und führten dem Familienkreise bedeutende Interessen zu, aber ohne festen Aufenthalt, von kleinen Schulden gedrückt, von Gläubigern verfolgt und von der Leidenschaft seines Hauptes gequält, fehlte dem Hause die wohlthuende Wärme, von welcher der in ihr groß gewordene Mensch auch in den Stürmen des späteren Lebens sich gehegt und gepflegt fühlt, wie von Mutterarmen. Der Vater hatte zwar niemals seines Sohnes Georg entbehren können, hatte ihm den ersten Unterricht gegeben und ihn mit sich nach Rußland und auf das Weltmeer genommen, aber immer ließ er ihn schwer unter den Ausbrüchen seiner Leidenschaft leiden, und noch auf der großen Entdeckungsreise entlud sich immer wieder auf den Sohn der ganze Zorn, der sich häufig durch die Zerwürfnisse des Vaters mit Cook angesammelte. Georg Forster's Erziehung war, schrieb später Heyne, sklavische Abhängigkeit von dem wilden Kopfe seines Vaters.

Niemals hat Forster vergessen, wie viel er seinem Vater verdankte; mit Achtung sprach er von der gründlichen Gelehrsamkeit und Literaturkenntniß desselben, und von der Bedeutung, welche er als Naturforscher und Antiquar besaß. Zarte Ehrerbietung drückte sich in des Sohnes Briefen aus; mit unablässlichem Eifer suchte er ihm eine feste Stellung zu verschaffen. Ich habe England verlassen, heißt es in einem seiner ersten Briefe aus Deutschland, nicht sowohl um für mich zu sorgen, sondern um für meinen Vater irgend eine Lücke auszuspähen, wo der unglückliche, betrogene Mann zur Ruhe kommen, d. h. in Sicherheit vor der schweren Last der Nahrungssorgen fortarbeiten, der Welt und sich selbst wieder nützlich sein könnte. — Das Verlangen, meinen alten Vater, meine kranke Mutter und unschuldigen Schwestern endlich in Ruhe zu wissen, ist sehr lebhaft in mir, schrieb er ein anderes Mal; ja, er überwand sich, was für ihn das Schwerste sein mußte, und bat

bei Fürſten und Miniſtern um Geld für ſeinen Vater. Aber früh ſchon trat ihm doch auch die Schuld des Vaters klar vor Augen. Bereits 1778 ſchrieb er an Jacobi: Seine Hitze, Heftigkeit und eifrige Verfechtung ſeiner Meinungen haben ihm unermeßlichen Schaden zugefügt, ſo wie es ein Unglück für ihn iſt, daß er die Menſchen nicht kennt und nie kennen wird. Immer mißtrauiſch und leichtgläubig, wo er es gerade nicht ſein ſollte. — Als es ihm endlich im Sommer 1780 gelang, den Vater, „durch den Edelmuth und die Menſchenliebe der Schutzengel deſſelben," von der Schuldenlaſt in England zu befreien und eine Stellung als Profeſſor in Halle für denſelben zu gewinnen, ſchrieb er an Jacobi: wie viel ich bei dieſem traurigen Geſchäfte leide, können Sie errathen, aber ohne alle Verhältniſſe genau zu kennen, doch nicht dem ganzen Umfange nach faſſen. Es iſt für einen verdienten, wenn ſchon nicht immer gegen mich billigen Vater, für die beſte Mutter und die beſten Geſchwiſter, und damit werde ich wieder ruhig und heiter.

Die traurige Geſtalt des elterlichen Hauſes blieb in Halle dieſelbe, wie in England; zwei Töchter waren verheirathet, die dritte als Erzieherin nach Surinam gegangen; Vater und Mutter befanden ſich mit einem Medicin ſtudierenden Sohn allein, und der Vater trieb das alte Weſen fort. Georg Forſter ſah keine Hülfe mehr; reſignirt rief er ſchon 1780 bei Erwähnung ſeines Vaters aus: indeſſen Einer geht ſeinen Weg ruhig, der Andere balgt ſich durch die Welt und beide erreichen daſſelbe Ziel. Mein armer Vater hat wieder, ſchrieb er wenige Jahre ſpäter, Unvorſichtigkeiten in Halle begangen, die ihm Unruhe machen können. Manche Sorge ſtumpft ſeinen Geiſt ab und iſt die Urſache, daß die ganze Lebhaftigkeit ſeines Temperamentes eine etwas bitterere und menſchenfeindlichere Wendung als je zu nehmen ſcheint. — Durch briefliche Mittheilungen aller Art ſuchte Forſter noch während der erſten Jahre ſeines Aufenthalts in Wilna den Vater ſich nahe zu erhalten, aber es wurde ihm ſchwerer und ſchwerer. Die Briefe aus Halle kommen ſeit einiger Zeit gar langſam und unordentlich an, ſchrieb er im Frühjahre 1786 an Sömmering, ich vermuthe, daß Haushalts-Unordnungen und collegialiſche

Zänkereien Schuld sind, und fast befürchte ich endlich einmal eine Katastrophe, denn der Topf geht so lange zu Wasser, bis er bricht, und Alter und Erfahrung scheint diesmal fruchtlos zu sein, um Vorsicht und Kühle hervor zu bringen. — Mein Vater hat, schrieb er etwas später, seit mehr als 4 Monaten keine Zeile von sich hören lassen. Ich vermuthe, er hat einmal wieder eine Laune; allein dieses Mal bin ich fest entschlossen, ihr Ende abzuwarten, wenn sie auch zehn Jahre dauern sollte. — Als Georg Forster den Entschluß faßte, Frau und Kind zurück zu lassen und eine russische Entdeckungsreise als Gelehrter zu begleiten, war sein Verhältniß zum Vater bereits so zerrüttet, daß er am 22. Juli 1787 an Sömmering schrieb: mein Vater darf noch nichts erfahren und ich schreibe ihm nicht eher, als bis ich zur Abreise fertig bin. Auch gehe ich nicht durch Halle, es kann zu Nichts helfen. — Im August zeigte er dem Vater kurz seinen Entschluß an, aber obschon er Monate in Göttingen zubrachte, besuchte er seinen Vater nicht. Ueber Halle habe ich aus hundert triftigen Ursachen nicht gehen wollen und können, schrieb er, mein Vater ist mit der Reise, wie es scheint, nicht sehr zufrieden, vermuthlich, weil er selbst gerne sie gemacht hätte. — Die russische Entdeckungsreise zerschlug sich, Georg Forster ging nach Mainz. Einzelne Briefe, in denen die Achtung des Sohnes sich ausdrückte, schrieb er auch jetzt noch an seinen Vater, aber ein wirkliches Verhältniß zum elterlichen Hause wollte nicht wieder entstehen.

Ohne die wärmende Kraft der Heimath und des Elternhauses erfahren zu haben, sollte Forster sich durch das Leben hindurch arbeiten; schmerzlich klagte er selbst einmal über die Falten, welche eine unvollkommene Erziehung, eine zu früh angefangene Brodarbeit, und eine Verwicklung in das Schicksal leidender und zum Theil durch sich selbst unglücklich gewordener Menschen in sein Gemüth geschlagen hätte. Ersatz für die großen, ihm versagten Güter der Jugend, schien dem Manne in dem reichsten Freundesverkehre gewährt werden zu sollen. Forster hatte nicht nur ein seltenes Bedürfniß, sondern auch eine seltene Gabe, Menschen zu gewinnen und an sich zu fesseln. Die harten Kinder- und Jünglingsjahre hatten ihn

nicht zu einem jener ſtrengen, ſcharf ausgebildeten Charaktere herangezogen, die mehr ſchrecken, als anziehen, und beſtimmt ſind, einſam durch das Leben zu gehen. Forſter's Herz blieb vielmehr, wie er ſelbſt einmal äußerte, der Freude offen, mit Menſchen zu leben, ſie zu lieben und von ihnen geliebt zu werden. Nur aus Erfahrung lernt man, heißt es in einem ſeiner Briefe, was in Freud und Leid ein Menſch dem anderen ſei.

Dieſe Erfahrung an ſich ſelbſt zu machen, ward Forſter durch eine glückliche Fügung beſchieden. Im Auguſt 1778 kam der bald hernach in ſeiner Wiſſenſchaft Epoche machende Anatom Sömmering nach London, wenige Monate bevor Forſter England verließ. Sömmering, damals drei und zwanzig Jahre alt, war nur wenig jünger als Forſter, und hatte, wie dieſer, die Naturwiſſenſchaft, wenn auch andere Seiten derſelben, zu ſeinem Lebensberufe erwählt. Beide junge Männer ſchloſſen ſich ſchnell an einander an; das vertrauteſte Verhältniß entſtand, welches auch die tiefſten Seiten des Lebens umfaßte und ungeſtört ausdauerte in Freud und Leid. Als Forſter im Herbſte 1778 und Sömmering 1779 in Caſſel als Lehrer am Carolinum angeſtellt waren, durchlebten beide Freunde fünf für ihre Entwickelung überaus wichtige und von ſchweren inneren Kämpfen erfüllte Jahre in innigſter Gemeinſchaft. Die Wärme, welche Forſter in dem Verhältniſſe zum Freunde erfüllte, ſpricht ſich wahr und ergreifend in dem Briefe aus, den er am 24. April 1784, einen Tag nachdem er Caſſel verlaſſen hatte, um nach Wilna zu gehen, an Sömmering ſchrieb. Ich bin noch, heißt es in demſelben, betäubt von allen Erſchütterungen unſerer Trennung. Alles ſchläft bereits hier; aber ich kann nicht ruhen, bis ich mich in Gedanken zu Dir hin verſetze und meinen Empfindungen Luft mache. Als ich Dich geſtern verließ, habe ich Alles noch einmal durchdacht und mit einem Sinne, den mir erſt die Abſchiedſtunde verlieh, recht innig empfunden. Wie lieb iſt mir noch der Schmerz! Durch ihn erwachte mir eine Welt von Erinnerungen. Lebendig ſtand es vor mir, was wir gemeinſchaftlich gethan, wie Einer den Andern gefördert, gebeſſert, gehalten hatte; ein ſchöner, ſchöner Traum! Ein wohlthätiges Verhängniß waltete über uns, daß wir einander verſtehen

lernten, daß unſer ruhiger, hochachtungsvoller Bund der Freundſchaft entſtand und Einer des Anderen Schutzengel ward; daß ſtrenger Wahrheitsſinn zur Schonung ſich geſellte, und wir einander fortbildeten zu dieſem hohen Bewußtſein der Reinigkeit in Gedanken, Wort und That, zu dieſem Frieden, der höher iſt als alle Vernunft. Jetzt kann ich unmöglich ſchlafen gehen, bis ich Dir den Umriß meiner heutigen Reiſe gezeichnet habe. Auf den geſtrigen ungewöhnlich lauen Abend, wo uns der Mond ſo freundlich leuchtete, als wüßte er nichts von unſerm Abſchiede, folgte ſpät in der Nacht ein Gewitter. Der Morgen war gelind und lachend, Alles lebte im Walde, die Anhöhen und Aecker glänzten in freundlichem Grün; die Lerche ſtieg und ſang und ſelbſt die melancholiſche Leine, die ſich durch das lange Thal hinſchlängelte, hatte ihren Reiz. Doch dieſes Alles war nur die täuſchende Erſcheinung eines Sonnenblicks; bald ſchwärzte ſich der Himmel und ich hörte das Rauſchen des Wolkenſammlers über mir; ich ging zu Fuß durch den Wald; auf der einen Seite ſtanden dürre Birken, auf der anderen hing am Berge ein finſterer Tannenwald, deſſen dunkeles Grün mir jetzt in der Nähe lieber ward, als es aus der Ferne war; der Wind ſpielte unſanft in den hangenden Zweigen. Dieſer Sturm in der Natur erregte einen anderen in meinem Herzen; ich thue ihm gewiß nicht zu viel, wenn ich ihm die Schuld beimeſſe, die geſtrige Stimmung in mir zu nähren und ſchwermüthige Bilder hervorzurufen. Ununterbrochen ſtieg ich fort bis nach Klausthal durch ſchöne Wälder, wo die ſchlanken, himmelanſtrebenden Tannen ſich vom Sturme hin- und herwiegen ließen. Ich wünſche mir keine erhabenere Muſik, als das Sauſen in ihren Wipfeln. Stellenweiſe lag noch viel Schnee im Gebirge und die Luft ging rauh und kalt darüber hinweg. Unter Schnee- und Schloßenwetter kam ich durch Klausthal, eine reinliche, von Tannenholz gebaute und mit Schindeln gedeckte Bergſtadt, die nur ein kleiner Bach von Zellerfeld abſondert. Meine Freunde empfingen mich mit offenen Armen. — Vier Jahre, nachdem dieſer Brief geſchrieben war, fanden ſich beide Freunde in Mainz wieder, und Forſter konnte auch jetzt ſagen: aus Erfahrung lernt man, was in Freud und Leid ein Menſch dem andern ſei. Forſter aber war keine

Natur, welche durch ein einzelnes, wenn auch noch ſo nahes, Freundſchaftsverhältniß hätte befriedigt werden können; er hatte das Bedürfniß, von Vielen geehrt und geliebt zu werden, und wollte vielſeitige Berührungen und geiſtigen Verkehr nach den verſchiedenſten Seiten hin. Was iſt, ruft er einmal aus, der Genuß des Lebens ohne weitumfaſſende Theilnahme an Menſchen unſerer Art und ohne das allgemeine Theilnehmen an Allem, was das menſchliche Geſchlecht überhaupt angeht. Homo sum humani nihil a me alienum esse puto, iſt doch das ſchönſte Motto, was man zur Regel des Denkens und Handelns machen kann. —

Zutritt zu bedeutenden Menſchen jeder Lebensſtellung fand Forſter mit Leichtigkeit, weil Alle begierig waren, den einzigen Mann in Deutſchland von Angeſicht zu Angeſicht zu ſehen, welcher die Südſee nach allen Richtungen durchſchifft, und dem Südpol ſo nahe geweſen war, wie Niemand vor ihm. An den Menſchen aber, mit denen Forſter einmal in perſönliche Berührung gekommen war, fand er mit ſicherem Gefühle die geiſtigſte Seite, welche ſie beſaßen, auf und wußte, indem er dieſe anregte und auf die Eigenthümlichkeit eines Jeden einging, einen Jeden zu beleben. Er ſelbſt gab ſich im Geſpräche, wie in Briefen, immer der jedesmaligen Mittheilung völlig hin; hinter jedem einzelnen Worte ſtand ſeine ganze Perſönlichkeit und gewann oft, ohne daß er es wußte und wollte. Ich ſage mir oft, ſchrieb er einmal, daß ich die Menſchen durch nichts Weſentliches, durch Nichts, das ſich ausdrücken läßt, gewinne und wundere mich, daß ſie mir ſo gut ſind, und daß es mir ſo nach Wunſche geht.

Wo Forſter erſchien, fühlten ſich in der That bedeutende Männer jeder Art von ihm angezogen und feſtgehalten. Die große, wirklich große Anzahl von Menſchen, ruft er einmal aus, die mir Freundſchaft und Liebe ſchenken, beweist Etwas für meinen Charakter. — Goethe bot ihm, als er 1784 nach Weimar kam, Wohnung im eigenen Hauſe an. Erinnern Sie ſich manchmal der vierzehn Tage, ſchrieb Wilhelm von Humboldt im September 1789 an Forſter, die ich bei Ihnen verlebte; ſie waren vielleicht die glücklichſten meines ganzen Lebens, und noch jetzt macht ihre Erinnerung einen ſehr großen

Theil meines Genuſſes aus. Beinahe mit keinem Anderen verſtehe ich mich ſo ganz, als mit Ihnen, und daß ſich das ſo von ſelbſt, ſo ohne alle äußere Veranlaſſung machte, daß ich Ihre Freundſchaft nur Ihnen danke, das iſt mir ſo unendlich werth, denn es zeigt mir, daß Sie auch mich Ihrer werth halten. — So oft waren Sie mir gegenwärtig, heißt es 1792 in einem Briefe Wilhelm von Humboldts, ſo oft verſetzte ich mich zu den Ihrigen, ſo oft freute mich die Erinnerung der glücklichen Tage, die ich mit Ihnen verlebt habe! Theurer, guter Forſter! Sie haben mich mit einer Liebe, einer Zärtlichkeit behandelt, ſelbſt in der Zeit, da ich Sie gewiß noch bloß durch die Wärme intereſſiren konnte, mit der ich mich ſo gerne an große und gute Menſchen anſchloß. Durch Sie habe ich einen ſo großen Theil meiner Bildung erhalten. Dafür und für Alles, was mein Geiſt und mein Herz durch Sie genoß, würde mein Dank Sie noch ſegnen, wenn ich auch nicht hoffen dürfte, noch in Ihrem Andenken zu leben. — Goethe und Herder, Alexander und Wilhelm von Humboldt, Jacobi und Johannes von Müller, Lichtenberg und Heyne ſtanden mit ihm mehr oder weniger nahe in Verkehr; in Braunſchweig hatten Leſſing und Jeruſalem, in Kloſterbergen Abt Reſewitz, in Berlin Engel, Ramler, Sulzer, Nicolai, Bieſter, Spalding, in Freiberg Werner und Charpentier, in Prag und Wien die damaligen hervorragendſten Gelehrten ſich der Verbindung mit ihm gefreut. Auch Fürſten und deren höchſte Diener gaben ſich mit Vertrauen und Zuneigung dem anziehenden Manne hin; zu ſtundenlangem Geſpräche mit dem vier und zwanzigjährigen Jüngling fand ſich der edle Miniſter Fürſtenberg angeregt. In Caſſel ſuchten der General von Schlieffen, Herr von Waitz und der Landgraf ſelbſt ſeine Unterhaltung; der Fürſt und die Fürſtin von Deſſau hielten ihn mehrere Tage in dem ſtillen Wörlitz feſt. In Wien empfing ihn einige Jahre ſpäter Kaiſer Joſeph; Fürſt Kaunitz ſah ihn gerne an ſeiner Tafel, und die Gräfin Thun, welche damals den erleſenſten Kreis der Kaiſerſtadt um ſich ſammelte, zog ihn, wie die Mutter den Sohn, an ſich heran. Des Einladens bei vornehmen Leuten iſt kein Ende, ſchrieb Forſter aus Wien, ich muß den ganzen Tag auf den Beinen ſein oder im Wagen von einer Thür zur anderen rollen.

Als Forſter auf der Reiſe nach Wilna ſich einige Tage in Grodno aufhielt, gewann er die Zuneigung des Königs von Polen, welcher des verſammelten Reichstages wegen anweſend war, ſo ſehr, daß dieſer über die Zuſtände Polens mit ihm, wie mit einem vertrauten Freunde, ſcherzte, ihn an die kleine vertraute Abendtafel ſeiner Schweſter, Madame de Cracowie, lud und bei dem Abſchiede ihm ſagte: ich bin der Mann in Polen, der Ihre Anweſenheit am wenigſten genoſſen hat, aber ich will mich ſchadlos halten und Sie einmal in Wilna beſuchen. — Auch in Mainz nahm Forſter, ſobald er dort ſich niedergelaſſen hatte, ſchnell die hervorragendſten Perſönlichkeiten für ſich ein; der Coadjutor von Dalberg ſah ihn gerne in ſeiner Nähe, Frau von Cudenhoven zog ihn in ihre Kreiſe und der Kurfürſt ſelbſt nahm ihn ſehr freundlich auf. In allen Winkeln des Erdſtrichs, den ich durchzogen habe, konnte Forſter mit Wahrheit ſchreiben, habe ich eine Menge braver Leute kennen gelernt, habe manche ehrliche Seele erquickt und von mancher wieder zum Lohne Erquickung erhalten. —

Die geiſtige Stellung, welche Forſter einnahm, hat er zu einem großen Theile durch die Einwirkungen der bedeutenden und edlen Männer gewonnen, denen er mehr oder weniger nahe ſtand; vor Allem Jacobi und Sömmering verdankte er für Herz und Geiſt ſehr Großes, aber das eigenthümliche Geſchick ſeines Lebens, welches ihm Eindrücke außerordentlicher Verhältniſſe zu früh und in zu raſchem Wechſel zuführte, verfolgte ihn auch in Beziehung auf die Eindrücke außerordentlicher Menſchen. Bevor der Jüngling zum Mann gereift war, bevor ſein Wille und Gefühl, ſeine Anſchauungen und ſeine Bildung irgend Sicherheit und Ruhe erlangt haben konnte, ſtürmten überwältigende Perſönlichkeiten entgegengeſetzter Natur in buntem Durcheinander auf ihn ein und vermehrten die Schwierigkeiten einer ſicheren und ſtetigen Entwickelung.

Das Zuſammentreffen der verſchiedenartigen Einwirkungen, welche aus dem Mangel der Heimath, des Elternhauſes und jeder geordneten Schulung des Geiſtes, wie aus dem nicht zu bewältigenden Ueberfluſſe großartiger Anſchauungen und bedeutender Freunde hervorgingen, war ſchon für ſich ſtark

genug, um ein Menſchenleben aus dem Gleichgewicht zu bringen, und erhielt für Forſter durch den angebornen Zwieſpalt ſeines inneren Seins noch ein beſonderes Gewicht.

Schon der Gang ſeines Lebens und die Stellung, welche Forſter, obſchon ein Fremder und immer der Hülfe bedürftig, in Deutſchland einnahm, macht es gewiß, daß ſeine Perſönlichkeit ungewöhnlicher Art ſein mußte. Die Achtung und das Vertrauen, welches er überall genoß, wurzelte feſt in ſeinem durch und durch wahren, edlen Sinn. In allen wechſelvollen Lagen ſeines Lebens gab er ſich immer ohne Rückhalt, ſo wie er war. Heuchelei iſt etwas Kindiſches, ſchrieb er einmal, was ich von je und je gehaßt habe. — Ich ſage den Leuten, heißt es ein anderes Mal, was ich denke und damit laſſen ſie ſich beſtechen; nichts iſt ſo unwiderſtehlich, als Wahrheit. — Ungeachtet der großen Noth, mit welcher er faſt immer kämpfen mußte, ungeachtet der Verſuchung, die durch ſeine äußere Lage wiederholt an ihn herantrat, hat keine gemeine, keine niedrige Handlung jemals ſein Leben befleckt. Freilich weiß ich nicht, ſchrieb er im letzten Jahre ſeines Lebens, wo es mit dem Menſchen hinaus will; allein wenn auch mit dieſem Leben Alles geendet ſein ſollte, ſo will ich doch mich ſelbſt achten wollen. —

Nie kam ein unreines und nur ſelten ein verletzendes Wort aus ſeiner Feder; Mißgunſt kannte er nicht, ſondern freute ſich gerne der Verdienſte Anderer und war, wie er ſelbſt bemerkt, gewohnt, an jedem Dinge und an jedem Menſchen die beſte Seite aufzuſuchen und um derentwillen alles Uebrige zu vergeſſen. Rache iſt, äußerte er einmal, ein abſcheuliches Ungeheuer. — Ein Herz, wie Forſter es hat, zu finden, ſchrieb Merck an Sömmering, wäre eine Reiſe um die Welt werth und vielleicht die Frage, ob man ein zweites fände. Bei ſolchen Verdienſten ſolche Beſcheidenheit, ſolche Fähigkeit, ſich mitzutheilen und in Allem Alles zu ſein! — Sie können nicht wiſſen, heißt es 1789 in einem Briefe Wilhelm von Humboldts an Forſter ſelbſt, wie ſehr ich den Eifer für alles Wahre und Gute, die Schonung für Alles, was Andere für wahr und gut halten, ehre, wie innig endlich ich das Herz liebe, das ſich ſo bereitwillig anſchließt und ſo gerne durch Liebe beglückt. —

In jedem Kreiſe, dem ein Mann von ſo wahrem, edlem Sinn einmal bekannt geworden iſt, muß Achtung und Vertrauen ihm entgegen kommen, aber nicht der wahre edle Sinn, ſondern andere Eigenſchaften ſind es, welche einem Mann zu ſo vielen und verſchiedenartigen Kreiſen, wie die, in denen Forſter eine Stellung gefunden hatte, den Zugang eröffnen. Nicht das, was Forſter wußte, und nicht das, was er leiſtete, ſondern das, was er war, erhob ihn zu einer geiſtigen Macht in Deutſchland, nur ſeine Perſönlichkeit, aber auch ſeine ganze Perſönlichkeit, gewann und erhielt ihm ſeine Stellung. Wie ſie heute noch durch die erhaltenen Briefe und briefartigen Schriften feſſelt und wirkt, ſo feſſelte und wirkte ſie einſtens auf die Zeitgenoſſen durch das geſprochene Wort und durch die Geſammterſcheinung des Mannes. Schon in Forſter's äußerem Auftreten lag etwas Gewinnendes; ſeine urſprünglich regelmäßige Geſichtsbildung hatte zwar durch die Blattern und durch den Scorbut der langen Seereiſe gelitten, aber ſobald das Geſpräch ihn belebte, wurde ſein Ausdruck überaus anziehend für Männer, wie für Frauen; ſein Körperbau hatte behagliche Fülle; ſcherzend ſchrieb er einmal an Jacobi: Ihr habt es gut, Ihr dürren Herrn, Euer Geiſt fliegt mit der Materie davon. — Nie war er im Anzuge vernachläſſigt, kein rohes Wort kam über ſeine Lippen, leicht und ſicher trat er in den durch Geburt oder Geiſt hervorragendſten Kreiſen auf, ohne Anſprüche, und doch des Erfolges gewiß; engliſch, franzöſiſch und deutſch ſprach er mit gleicher Meiſterſchaft. Der perſönliche Verkehr mit einer großen Zahl bedeutender Männer, die reichen Anſchauungen der verſchiedenartigſten Zuſtände und Verhältniſſe, welche ihm früh ſchon durch ein wechſelvolles Leben zugeführt waren, hatten ihm Weite des Blickes und ſeltene Vielſeitigkeit gegeben; für die mannigfachſten Gedankenkreiſe hatte er Verſtändniß; auf jedes geiſtige Intereſſe ging er mit Wärme ein; ſeine Gabe des feinen Bemerkens und Beobachtens war außerordentlicher Art und Alles, was er mitzutheilen hatte, erhielt durch die Erregbarkeit ſeiner Empfindungen und durch die Lebhaftigkeit ſeiner Phantaſie einen leichten, glänzenden Ausdruck. Auch die bedeutendſten Männer riß ſeine Rede mit ſich fort; als Kunſtwerk bezeichnet

treffend Friedrich Schlegel Forſter's Geſpräch; bewundernd gedenkt Wilhelm von Humboldt der fruchtbaren Fülle von Ideen, die ſich demſelben bei jedem Gegenſtande aufdrängten, und der lebendigen Klarheit, mit welcher er ſie darſtellte.

Forſter war in der That ein vollendeter Weltmann auf dem Gebiete des Geiſtes, aber nur eine ſolche Stellung einzunehmen, genügte ihm nicht; er fühlte vielmehr, möchte man ſagen, Beruf und Verpflichtung, ein großer Mann zu werden, und hatte dennoch weder die Gluth des Gefühls und die Macht der Phantaſie, noch die Schärfe des Verſtandes, die Tiefe des Geiſtes und die Kraft des Willens, welche den Menſchen zum großen Menſchen macht. In der Zeit, in der ich Forſter kannte, ſchrieb in ſpäteren Jahren Wilhelm von Humboldt, war ich ſelbſt ſehr jung und hatte eine ſehr große Meinung von ihm; nachher habe ich aber wohl eingeſehen, daß er wirklich auch als Gelehrter und Schriftſteller einen bedeutenderen Namen hatte, als wozu ſein Geiſt und ſeine Kenntniſſe eigentlich berechtigten. Um tiefer Empfindung fähig zu ſein, dachte er viel zu viel an ſich und der Rückblick auf ſich leuchtete überall durch. Das hinderte aber nicht, daß er nicht ſehr edler Aufopferungen fähig ſein konnte, nur hatte er nach dem Ausdrucke der Schrift meiſtentheils ſeinen Lohn dahin, denn er gefiel ſich in der Aufopferung und ſie nährte ſein Selbſtgefühl. — Der ſtete Rückblick auf ſich ſelbſt und der Mangel tiefen Gefühls, welchen Humboldt in dieſen treffenden Worten hervorhebt, iſt manchem großen Mann nicht weniger als Forſter eigen geweſen; die Unſelbſtſtändigkeit im Wollen und Urtheilen aber war es, welche Forſter die Möglichkeit eines wahrhaft großen Lebens nahm. Ein weicher, beweglicher Sinn, welcher der Aufmerkſamkeit und des Beifalls Anderer nicht entbehren konnte, war ihm, wie ſeine Wittwe bemerkt, angeboren; er hatte, ſchrieb ſein Schwiegervater Heyne, bei ſo vielen herrlichen Eigenſchaften, zu wenig Selbſtſtändigkeit und die Umſtände machten die Folgen ſeiner Schwäche noch nachtheiliger. — Forſter ſelbſt nennt ſein Temperament lebhaft und flüchtig, klagt über ſein ſchwaches Herz; was ich je von Einbildungskraft hatte, ſchreibt er einmal, ſpielte immer in ſanften, roſenfarbenen Bildern; mit Liebe, mit ſanften

Empfindungen konnte man mich locken, wohin man wollte. — Mein Geist, heißt es in einem anderen Briefe, schreckt zurück, wenn er großen Schwierigkeiten begegnet und verliert seine Thätigkeit; weil der Vorwurf sehr gegründet ist, lasse ich mir gerne sagen, daß mein Charakter nicht Festigkeit genug hat. —

Die weiche Bestimmbarkeit Forster's, welche in dem reichbegabten Jüngling fast als Zubehörde seiner Liebenswürdigkeit sich zeigte, erstarkte niemals zur männlichen Milde und ruhigen Selbstständigkeit. Die verschiedenartigen bedeutenden Menschen, denen Forster wechselnd sich anschloß, drängten vielmehr ihr eigenes bereits durchgebildetes Leben wechselnd dem für alles Große empfänglichen, aber leicht beweglichen und des eigenen Haltes entbehrenden Geiste auf, führten dem durch angeborene Natur und frühe Lebensgeschicke unsteten und in sich zwiespältigen Manne neue Unruhe und neue Gegensätze zu, warfen ihn hin und her und ließen ihn nicht dahin gelangen, sich fest und selbstständig seine eigenen Wege durch das innere und äußere Leben zu suchen. Ueberall und zu allen Zeiten erscheint Forster in seinen Entschlüssen, wie in seinen Urtheilen bestimmt von seiner zeitigen Lage, von dem Kreise, in welchem er sich bewegt, und von den Freunden, die ihm augenblicklich am nächsten standen. Ohne eigene innere Neigung, nur durch äußeres Bedürfniß getrieben, ward er in Cassel und Wilna Professor, in Mainz Bibliothekar und erklärte sich bereit, nach Düsseldorf als Zolladministrator, nach Mitau als Professor der Philosophie, nach dem Haag als Vorsteher des Cabinets zu gehen und in Wilna als practischer Arzt aufzutreten; er erscheint in seinem inneren Wesen als ein Anderer, je nachdem er in Cassel, Wilna oder Mainz lebt, je nachdem er an Jacobi, Lichtenberg oder Sömmering schreibt. Forster's Leben zeigt nicht Stärke, sondern Schwäche, bemerkt treffend ein ungenannter Beurtheiler desselben, eine Mischung von Kraft und Ohnmacht, einen beständigen Wechsel von Unentschlossenheit und Uebereilung. — Forster kannte das Unstete, kannte den Zwiespalt und die Unbeständigkeit seines Innern und strebte sein ganzes Leben hindurch, sich durch Anschluß an ein ewig Einiges Ruhe und Sicherheit zu erkämpfen, aber

auch in ſeinem Verhältniſſe zu Gott gewannen die Widerſprüche und das Schwanken ſeiner Natur einen Ausdruck und beſtimmten in ihrer Geſammtwirkung den Gang, welchen das religiöſe Leben Forſter's nahm.

Forſter hatte von Kindheit an den Glauben gehabt, daß ſein und der Seinigen Geſchick im Großen, wie im Geringen unmittelbar von Gott geleitet werde. Er betete in den kleinen Nöthen des Knabenlebens mit voller Zuverſicht und zweifelte nicht, daß die Abhülfe der Noth Wirkung ſeines Gebetes ſei; auf der langen Seereiſe wollte er die Rettung aus ſo vielen Gefahren nicht dem wachſamen Auge des Führers, ſondern der Barmherzigkeit Gottes zugerechnet wiſſen; keine menſchliche Kunſt, ſagte er, dürfe ſolche Ehre ſich anmaßen. Auch in den Briefen, welche der Jüngling aus Deutſchland an ſeine Eltern ſchrieb, führte er Alles, was hemmend oder fördernd ihm begegnete, auf den Willen Gottes zurück.

Mochte auch Forſter's Religionserkenntniß und Bedürfniß in dieſer Zeit nicht über den ſchaffenden und erhaltenden Gott hinausreichen, ſo mußte doch ſein kindlich frommer Sinn ſich von der überall in Deutſchland herrſchenden Aufklärung abgeſtoßen fühlen. Unwillig klagte er während ſeines Aufenthaltes in Berlin 1779 über die klugen Geiſtlichen, welche aus der Fülle ihrer Tugend dem gemeinen Menſchenverſtand die Religion begreiflich machen wollten und, verblendet durch den Stolz und den Dünkel der Schriftgelehrten, mit offenen Augen nicht ſehen und mit offenen Ohren nicht hören könnten. Es iſt entſetzlich, ſchrieb er einmal, und ein Greuel über alle Greuel, daß heutigen Tages Religion nichts weiter heißen ſoll, als Fürbitte um Regen und Sonnenſchein, um Brod und Wein, um Kleidung und Obdach und was der Armſeligkeiten mehr ſind, die unſer himmliſcher Vater auch den Thieren gibt, die ihn nicht darum bitten. — Schärfer und ſchärfer trat Forſter nach ſeiner Anſtellung in Caſſel der herrſchenden Aufklärung entgegen. Ich weiß, ſchrieb er 1781, von den Herrlichkeiten der Philoſophie nichts weiter und mag von ihnen nichts weiter wiſſen, als was zu meinem Frieden dient; nicht um ein Haarbreit iſt die Reformation des achtzehnten Jahrhunderts von der Philoſophie der Encyklopädiſten

verſchieden; Voltaire im ſchwarzen Rock und Paſtorbäffchen. Chriſten ſoll es nicht mehr geben, ſondern nur Menſchen ohne Vorurtheile; Menſchen, die auf dem Wege, die Wahrheit zu ſuchen, ſich die Mittel, ſie zu finden, abſchneiden. — Von unſeren vorgeblichen Gottesgelehrten kann man wohl ſagen, heißt es in Briefen aus derſelben Zeit, daß ſie wolfsartiger in ihren Schafskleidern ſind, als Phariſäer und Schriftgelehrte je waren, und unwiſſender im Geiſte der heiligen Bücher, abgewendeter von Gott und dem Heilande, als die armen Neger, welche, nichts beſſer erkennend, ihren Fetiſch anbeten. Wer kann es den Ungläubigen unſerer Tage verargen, wenn ſie die Scheinheiligkeit und dogmatiſchen Abgeſchmacktheiten der Geiſtlichkeit nicht ſchützen.

Von den Philoſophen und Theologen ſeiner Zeit ſich abwendend, ſuchte Forſter nach anderen Wegen, auf denen ſein bedürftiger Sinn Befriedigung finden könnte. Die heilige Schrift hatte er ſich zunächſt zum Führer gewählt und ſprach eben ſo wie Sömmering oftmals aus, daß nur der das Unglück haben könne, ein Freigeiſt zu ſein, der die Bibel nicht kenne.* Geleitet von dieſem Führer, war Forſter dahin gelangt, an Johannes von Müller in den erſten Wochen des Jahres 1783 ſchreiben zu können: Warum ſollte ich Ihnen über jenen Punct ihres Billets nicht antworten, der mich gerührt und von der vortrefflichen Stimmung Ihres Herzens überzeugt hat. Die Diffidenz, welche Sie in Ihre eigenen Kräfte ſetzen, iſt mir ein Bürge Ihrer Selbſtbeobachtung; ich bin damit, wie Sie von geſtern her wiſſen, ungefähr auf demſelben Puncte und mache noch täglich die Erfahrung, daß keine einzige Bewegung zum Reinguten in mir aus eigenem Antriebe entſteht und ich folglich keinen Augenblick darauf rechnen kann, in eigener Tugend ſtandhaft zu beharren. Das glaube ich aber, daß ich es Alles werde vermögen durch den, der uns mächtig macht, Jeſum Chriſtum. Das glaube ich, daß ein Fünklein des Glaubens an Gott, welches er in uns rege werden läßt, und ein Fünklein Liebe zu ihm uns ein überaus herrliches Gnadenzeichen ſei, woran wir erkennen mögen, daß die Pforte zu ihm auch uns offen ſtehe, und er ſich uns mit unbedingter, unvergoltener Liebe nähern wolle und werde.

Außer der heiligen Schrift ließ aber Forſter Menſchen und Bücher ſehr widerſprechender Art mächtig auf ſich einwirken; man muß Alles leſen, meinte er, auch zuweilen Unſinn, wenn er an Vernunft grenzt. Für ihn war dieſes unruhige und ordnungsloſe Suchen und Streben mit beſonderen Gefahren verbunden, weil ihm jede feſte Grundlage fehlte. Zweifelhaft iſt es, ob er auch nur den gewöhnlichen Religionsunterricht der Elementarſchule gehabt hat; feſt ſteht, daß er weder confirmirt war, noch jemals in ſeinem Leben zum heiligen Abendmahle gegangen iſt. Selbſt in den Briefen, die er aus Caſſel an ſeine Schweſtern ſchrieb, gelangte er, ſo oft er ſeine religiöſe Ueberzeugung darlegen wollte, nur zu einem unbeſtimmten, wenig gehaltreichen hin und her Reden. Ohne Zuſammenhang mit einer kirchlichen Gemeinſchaft, von Mißtrauen gegen die wiſſenſchaftlichen Theologen, wie gegen die Pfarrgeiſtlichen erfüllt, war er bei ſeiner gänzlichen Unkenntniß der chriſtlichen Lehre zufälligen Einflüſſen jeder Art Preis gegeben.

Freunde warfen ihm ſeine Selbſtſucht und ſeine Sinnlichkeit vor; nun erſchien ihm jeder Genuß als gefährlich, jedes Leiden als zuträglich; er wollte nach ſeiner eigenen Aeußerung Selbſtverläugnung im höchſten Grade, Verachtung alles deſſen, was die ſchnöde Welt hochachtet, Entſagung aller Eitelkeit, beſtändige ascetiſche Gemeinſchaft mit Gott. Da er aber die Luſt am Genuſſe nicht bändigen konnte, ſo verfiel er oft genug in Trübſinn und Kummer. Immer auf das Neue brachte er ſich in die drückendſte Geldverlegenheit; jedes Mal erwartete er dann mit abergläubiſcher Zuverſicht eine außerordentliche Hülfe von Oben in der ſelbſt bereiteten Noth. Auch in dem religiöſen Leben ließ er ſich nie an dem Erreichbaren genügen, ſondern wollte, wie er einmal ſchrieb, Gott anſchauend, den großen Zuſammenhang des Schöpfungsplanes überſehen. Die ſeraphiſche Liebe aber, welche ihm zu dieſem Ziele führen ſollte, wußte er nicht zu gewinnen; bald klagte er über die ſchwere Aufgabe, ſeinen Schöpfer mit dem Herzen ſtatt mit dem Verſtande anzubeten, bald ſchrieb er: es iſt gewiß das größte aller Leiden, deutlich den Weg zu ſehen, den man nehmen muß, und doch Augenblicke, Stunden und beinahe ganze Tage zu haben, an denen man ſich unfähig fühlt, ihn zu verfolgen.

Dieſes Gemenge von chriſtlicher Wahrheit und Aberglauben, von ſelbſtquäleriſcher Angſt und hochfahrender Schwärmerei, welches Forſter als chriſtliche Religion erſchien, machte ihn bei ſeiner Abhängigkeit von der jezeitigen Umgebung den Einflüſſen der religiöſen Schwärmer und Betrüger zugänglich, welche unter dem Namen Roſenkreuzer, außer in Berlin, damals auch in Caſſel ihr Weſen trieben. Schon als junger Menſch hatte Forſter in London den Freimauern angehört und kam nun in Caſſel durch ſie mit den Roſenkreuzern in Verbindung. Er ward in deren Cultus hineingezogen, der unter gewaltſamer Gebetserregung und frevelhaftem Mißbrauche chriſtlicher Wahrheit zu einem auch äußerlich nahen Verkehre mit Gott führen ſollte. Selbſt an den Verſuchen, Gold zu machen, mit Todten in Verbindung zu treten und von denſelben Kenntniß überirdiſcher Dinge zu erlangen, nahm er unbedenklich Theil. Befriedigt konnte ſich Forſter in der Verwirrung des äußeren und inneren Lebens, welcher er durch fremde und eigene Schuld während ſeines Caſſeler Aufenthalts verfallen war, nicht fühlen. Ruhe des Geiſtes, ſchrieb er am 29. Auguſt 1783, an Jacobi, freudige, heitere Empfindung des Daſeins ſind ſo von mir verſcheucht, daß ich in meinen trüben Stunden darum trauere, wie man um Freunde trauert, die man nie wieder zu ſehen hofft. Ich wende mich auf alle Seiten und werde nur dunkle Ausſichten gewahr; es iſt ſchrecklich, aber wahr, daß auch das einzige Gefühl, welches mich ſonſt bei meinen Leiden ſtärkte und tröſtete, welches mich zum Stoiker und mehr als Stoiker, zum chriſtlichen Helden umzuſchaffen pflegte, jetzt ſo erkaltet, ſo leiſe und ſchwach iſt, daß alle meine Anſtrengung es nicht anfachen kann. Muthloſigkeit, Trübſinn und Zweifel haben ſich meiner Seele bemeiſtert; bald kann ich nicht mehr dawider kämpfen. — Zunächſt lehnte ſich Forſter's ganze Natur, welche einen vergeiſtigten Lebensgenuß nicht entbehren mochte, gegen die falſche Asceſe auf, in die er gerathen war. Das edle Streben des Geiſtes vermag oft nichts gegen den mächtigen Trieb, ſchrieb er, und die Ausſicht in das wahre Land der Freiheit wird ſo trüb und geſtaltenleer! — Was mich betrübte, ſchrieb er am 20. December 1783 an Jacobi, war mehr als leere Einbildung; ich fühlte

mich in der That von einer gewiſſen Strenge gegen mich ſelbſt, die mein ganzes Glück ſonſt ausmachte, zurückgekommen mit unmerklichen Schritten, und ich erſchrak wirklich ſehr über dieſe Demüthigung. Ich glaubte, viel mehr Herr meiner ſelbſt zu ſein, als ich jetzt weiß, daß ich es bin; dieſe Sicherheit iſt Manchem ſchon ſchädlich geweſen. Ich fand wirklich, daß ich, wie Cyrus, eine zweifache Seele hätte, und daß die unartige noch laut mitſprechen könne. Kein Wunder, daß ich eine Zeit lang dadurch ganz zerrüttet wurde; das Nähere hiervon läßt ſich nicht ſchreiben. — In denſelben Tagen ſchickte Forſter auch an Johannes von Müller einen Brief, in welchem es heißt: ich bin einige Schritte zurückgekommen und dieſe Demüthigung iſt mir heilſam geweſen. Ich ſage Ihnen ſo offenherzig, wie es mir ergangen iſt, damit Sie die Wahrheit des Spruches: wer da ſteht, ſehe wohl zu, daß er nicht falle, recht augenſcheinlich daran erkennen können. Ich armer, ſchwacher Menſch fühle das zweifache Geſetz in mir, deſſen Paulus erwähnt, und ſage mit ihm: wer will mich vom Leibe des Todes erretten! Durch vieles Fallen und Wiederaufſtehen lernen die Kinder gehen. — Wenige Monate ſpäter aber lag die ascetiſche Richtung ſchon ſo weit hinter ihm, daß er ſchreiben konnte: ich fange ſeit einem halben Jahre an, ſo zu leben und zu denken, wie ich wünſchte, daß ich meine letzten fünf, ſechs Jahre gelebt und gedacht hätte; allein ich fühle wohl, daß das einmal in der Reihe der Dinge lag, die ich zu durchlaufen hatte, ehe ich aus dem Dunkel an das Licht kommen konnte.

Um dieſelbe Zeit, in welcher Forſter ſich von der Asceſe abwendete, löſte er auch ſeine Verbindung mit den Roſenkreuzern. Zweifel darüber, ob dieſelben mit Todten zu verkehren, oder Gold zu machen vermöchten, waren immer ſchon in ihm aufgetaucht, nun lernte er unter ihnen ſittenloſe Heuchler und Betrüger, die ihn um ſein Geld zu bringen verſuchten, kennen und machte ſich von ihnen frei. Laſſen Sie ſich die Liebe des Gekreuzigten genügen, ſchrieb er im December 1783 an Johannes von Müller, und trachten Sie nicht nach hohen Dingen; bleiben Sie bei Ihrem Entſchluſſe, geheime Geſellſchaften und Wiſſenſchaften nicht zu ſuchen. Ich laſſe die

Frage unentſchieden, ob es wahre geheime Wiſſenſchaften gebe oder nicht; aber das iſt doch ausgemacht, daß das Meiſte, was von dieſer Art in der Welt umhergetragen wird, falſche Vorſpiegelung, Lug und Trug oder, wenn wir das Gelindeſte glauben, fromme Selbſtverblendung iſt. — Wohl uns, daß wir entronnen ſind, ſchrieb er im Mai 1784 an Sömmering.

In Forſter war die Selbſtquälerei und der Aberglaube der Roſenkreuzer ſo feſt mit ſeinem Glauben an die chriſtlichen Heilswahrheiten zu einem einzigen Ganzen verwachſen geweſen, daß er zugleich mit der Asceſe und dem Roſenkreuzer-Weſen mehr und mehr auch das Chriſtenthum von ſich abzuwehren ſuchte. Er war erfreut, ſich mit Sömmering aus dem Schlamme der Schwärmerei, worin ſie der Teufel geführt, herausgewunden zu haben. In meinem Denken iſt, ſchrieb er im März 1784, eine Revolution vorgegangen, die, wie ich hoffe, ſehr zu meiner Zufriedenheit in Zukunft beitragen wird; ich habe eine gute Portion Schwärmerei noch fahren laſſen und danke Gott, daß dieſe Entladung noch vor meinem zurückgelegten dreißigſten Jahre geſchah. —

Als Forſter bald darauf durch ſeine Ueberſiedelung nach Wilna dem ganzen Lebenskreiſe, welcher bisher auf ihn gewirkt hatte, plötzlich entrückt und ſich dem erkältenden Einfluſſe ſeiner Braut und dem wüſten Gewirre des polniſchen Lebens ausgeſetzt fand, trat er dem Chriſtenthume immer fremder und feindlicher entgegen.

Schon im Mai 1784 ſetzte er, als er ſich in einem Briefe an ſeine Braut auf den Apoſtel Paulus berufen hatte, gleichſam entſchuldigend hinzu: der ein guter Kopf war und auch ſelbſt dachte. Er führte noch Stellen der heiligen Schrift an, aber mit den Worten: ſagte ein Jude in der Bibel. Bald wurde ihm die chriſtliche Wahrheit gleichbedeutend mit unerwieſenen Annahmen und mit Selbſttäuſchung, die man emphatiſch Glauben nenne. Ich habe Alles geglaubt, ſchrieb er im Auguſt 1784; die Ueberzeugung, daß diejenigen, die mich zu dieſem Glauben verführten, keine moraliſch guten Menſchen waren, öffnete mir die Augen, ich glaubte nun das ganze aufgethürmte Glaubensgebäude auf einer Nadelſpitze ruhend zu

ſehen, und als ich dieſe unterſuchte, fand ich ſie auch verroſtet und unſicher; ich war wie Einer, der aus ſchweren Träumen erwacht und einer Todesgefahr entronnen iſt. — Wie die Menſchen allenthalben Menſchen ſind, heißt es in einem anderen Briefe, und wie allenthalben und durchgängig entweder treuherzige Dummheit, oder gedankenloſe Gewohnheit, oder abſichtliche Heuchelei, oder überdachte Weltklugheit das iſt, was mit dem Namen Religion bezeichnet zu werden pflegt, das iſt mir ſo ſonnenhell geworden, wie nie zuvor.

Wenige Monate ſchon nach Forſter's Ankunft in Wilna läßt ſich auch auf dem religiöſen Gebiete ſelbſt in ſeiner Ausdrucksweiſe der Einfluß der polniſchen Umgebung erkennen. Was die hier herrſchende Religion betrifft, ſchrieb er im October an Sömmering, ſo wirſt Du einſehen, daß es heut zu Tage völlig gleichgültig iſt, welche man äußerlich bekennt. Das Beſte iſt: man hat endlich aufgehört, in guten Geſellſchaften von den Zänkereien der Pfäfflein zu ſprechen, und nun hören ſie auch auf, ſich zu zanken, und freſſen und ſaufen friedlich neben einander auf Unkoſten der übrigen Welt, die aus langer Angewohnheit ihren Stand für unentbehrlich hält. —

Mit der Abwendung vom chriſtlichen Glauben minderte ſich auch Forſter's Ernſt, der chriſtlichen Ethik Genüge zu leiſten. Ich bin, ſchrieb er im Auguſt an Sömmering, ſinnlicher als jemals, ſeitdem ich der Schwärmerei auf immer Adieu geſagt und einſehen gelernt, daß es Thorheit ſei, um des ungewiſſen Zukünftigen willen das ſichere Gegenwärtige zu verſcherzen; ich werde nicht wieder glauben, daß wir der Süßigkeit angenehmer Empfindungen empfänglich gemacht worden ſind, blos um den Schmerz zu fühlen, ſie uns ſelbſt verſagt zu haben. Wie viel Ueberwindung es mich gekoſtet hat, in den Zeiten trauriger Schwärmerei und Bigotterie mein Gefühl zu kreuzigen, iſt mir ſelbſt in der Erinnerung entſetzlich. Voll Unwillen über meine ehemalige Schwärmerei, welche mich ſo viele Jahre lang vom unſchuldigſten Genuß des Lebens zurückgehalten hatte, zittere ich nun vor dem Gedanken: Du biſt für manches innige Gefühl, für die Art des Genuſſes, den die volle Jugendblüthe gibt, wohl ſchon zu alt geworden; Du wirſt mit jedem Tage älter, eile alſo jeder unſchuldigen Freude entgegen und

beſtrebe Dich, glücklich zu leben und des Glückes zu genießen, weil es noch Zeit iſt. —

Forſter war indeſſen zu edel angelegt, um ſich den ethiſchen Nachwirkungen des aufgegebenen chriſtlichen Glaubens zu entziehen und Befriedigung in dem Wilnaer Leben zu finden. Als ihm bei dem erſten Eintritt in Polen der Verfall, die moraliſche und phyſiſche Unflätherei, die Halbwildheit und Halbcultur des Landes entgegen trat, weinte er in einer einſamen Stunde über ſich und dann über das ſo tief geſunkene Volk. An Manches zwar gewöhnte er ſich, aber des Böſen, welches Herr über ihn zu werden drohte, des Zwieſpaltes in ſeinem Innern blieb er ſich bewußt. Ich weiß ungefähr, was recht und gut wäre für mich, ſchrieb er an ſeine Braut, aber ich verſtoße unaufhörlich gegen dieſes beſſere Wiſſen. Des Menſchen Herz iſt ein trotziges und verzagtes Ding, ſagt ein Jude in der Bibel. Ich kenne in ſo wenigen Worten keine Wahrheit, die mehr Kenntniß dieſes ſo trotzigen und verzagten Dinges verriethe. — Die Ruhe für ſein Inneres, welche Forſter in dem chriſtlichen Glauben nicht mehr fand, ſuchte er nun in dem Gedanken, daß der Menſch nicht durch ſeine Kraft oder ſeine Schwäche, ſondern allein durch das Wirken der Naturkräfte zu dem werde, was er innerlich und äußerlich ſei. Wie irrig iſt es, ſchrieb er, die Selbſtbeſtimmung für eine menſchliche Vollkommenheit zu halten; die Weiſeſten merken höchſtens nur, wie das Schickſal ſie leitet, und ſind es zufrieden. Der Lahme wird ja dem Himmel für die Krücken danken, aber, o des Thoren, der ſich einbildet, er hinke nicht; die Empfindungen, auf die wir uns gütlich thun, ſind oft oder immer Folgen einer körperlichen Stimmung. — Alles an uns Menſchen iſt erzwungen, äußerte er in einem anderen Briefe, iſt nothwendige Folge der Einrichtung, die nicht von uns abhing; wir ſind immer nur Werkzeuge im ganzen Zuſammenhange.

Von dieſem Ausgangspuncte aus gerieth Forſter auf den Weg, mit dem Chriſtenthum zugleich die perſönliche Fortdauer und den perſönlichen Gott zu verlieren. Bald wollte er aus einem Gewebe der reinſten und beſten Ideen, der auserleſenſten Gefühle, Gedanken und Thaten ſeiner Seele ein Gehäuſe

bauen, welches ſie als ihre einzige Beute aus dieſer Welt in jene übertragen werde; bald ſchrieb er: Daſein und Erhaltung der Art iſt die Hauptſache, auf welche die Natur bei den Menſchen, wie bei den Thieren Rückſicht nimmt. Der Moment, in dem wir leben, iſt unſer, das Vergangene iſt ein Traum und das Zukünftige exiſtirt erſt, wenn es nicht mehr zukünftig iſt. An Leib und Seele ſind wir heute nicht mehr, was wir geſtern waren; morgen nicht mehr die heutigen; Alles iſt Kreislauf und doch gründet ſich das Einſchmeichelnde der Idee von Fortdauer nur auf die Idee der Identität. Dieſe weggenommen, ſo kann es gleichviel ſein, ob der Lichtfunke, der mich heute beſeelt, über ein Kleines im Aether der Milchſtraße, oder im Lichtmeere der Sonne, oder in einem Atom des Veilchen lebt, das auf meinem Grabhügel wächſt, oder ob es ſich neue Organe aneignen, neue Eindrücke annehmen, ein neues Gedächtniß ſich bilden und in neuen Verhältniſſen ſchweben kann. — Statt nach dem lebendigen Schöpfer Himmels und der Erde ſuchte Forſter nun nach einem zureichenden Grunde des Ganzen, hatte aber wenig Hoffnung, ihn zu finden. Das große Triebrad, ſchrieb er einmal, welches alle einzelne Räder in Bewegung ſetzt, iſt unſeren Augen verborgen; wir können nur aus allen Puncten, die von verſchiedenen Seiten darauf zielen, mit großer Wahrſcheinlichkeit ſchließen, daß es exiſtire und zu irgend einem großen Endzweck wirke. —

Ruhe fand Forſter freilich auf dieſem Wege nicht; der Forſter, der an ſeinem Schreibtiſche ſitzt, äußerte er ſelbſt einmal, und den alten gelaſſenen Weiſen ihre philoſophiſchen Waidſprüche nachbetet und dadurch das Anſehen gewinnt, als wohnte, Gott weiß, wie tiefe Ruhe und Zufriedenheit in ſeiner Bruſt; dieſer Forſter iſt doch himmelweit verſchieden von jenem, der ſo oft in ſeinem Zimmer auf- und abläuft und Dinge reimen will, die einmal nicht paſſen, und dann darüber Muth und Munterkeit verliert und mit Zerſchlagenheit des Sinnes und betäubt an Leib und Seele daſteht. —

Die Möglichkeit, wieder zum Chriſtenthume zurückzukehren, wies er indeſſen entſchloſſen ab und ſprach ſchon kurz nach ſeiner Verheirathung aus, daß er ſein Wähnen über Alles,

was die Metaphyſik und Theologie betreffe, wohl nie mehr für etwas Anderes, als bloßes Wähnen wieder halten werde, indem es ihm ganz unmöglich ſcheine, hierüber je Gewißheit zu erlangen.

Die erſten Jahre der Ehe, ſeine Abgeſchiedenheit in Polen, das Erkalten ſeines Verhältniſſes zu Jacobi und ſeine nähere Verbindung mit Lichtenberg machten ihn feſter und feſter in der eingeſchlagenen Richtung. In Wilna iſt allerdings eine lutheriſche Kirche, ſchrieb er einmal an Sömmering, allein Thereſe geht nicht hinein, wie Du leicht denken kannſt. Vor dem Thore iſt die proteſtantiſche (reformirte?), deren Armen ich quartaliter einen Rubel ſchenke, dreimal ſo viel als ſonſt Einer beiträgt, und ſo bin ich von aller Zudringlichkeit befreit, bin noch nie darinnen geweſen und gehe auch, ohne Noth, nicht hin. In unſerer Univerſitätskirche müſſen wir zweimal des Jahres, am Stanislaus- und St. Catharinen-Tage, erſcheinen mit rothen Mänteln, ſonſt habe ich auch da nichts zu thun. Alſo leben wir in Anſehung dieſes Punctes frei und vergnügt. Mag doch die Welt glauben, was ſie will, wenn ich nur wiſſen darf, was ich will, und nichts glauben darf. In Rückſicht auf Religion halte ich dafür, ſchrieb er ein anderes Mal, kann keine beſſere Lage ſein als die eines Proteſtanten unter Katholiken, die ihm über dieſen Punct keinen Verdruß machen, denn in meinen Augen iſt die proteſtantiſche Theologie ſo pfäffiſch und vollkommen ſo unerträglich, wie die katholiſche. Sobald ich die erſten paar Sätze einräumen muß, welche doch Proteſtanten, wie Katholiken, fordern, fließen aus einer gegebenen Abſurdität alle möglichen Abſurditäten. Die allerheilloſeſten und mir allerunerträglichſten Theologen ſind die neueren Reformatoren der Proteſtanten, die ein ſogenanntes vernünftiges Chriſtenthum predigen, eine contradictio in adjecto.

Meines Bedünkens hat, ſchrieb er 1785 an Lichtenberg, mein Freund, der Düſſeldorfer Jacobi, mit ſeiner Rückkehr unter die Fahne des Glaubens eine klägliche Rolle geſpielt, indem kein Menſch den Schluß einzuſehen vermag, der ihn zu dieſer Rückkehr geleitet hat. Ich könnte ihm indeſſen gar gerne ſein Raiſonnement, ſo wie ſein Kopfunter, welches eigentlich ein metaphyſiſcher Purzelbaum iſt, ungeahnt hin-

gehen laſſen, wenn er nur nicht eine verhaßte Gewiſſens- und Moralitätsſache daraus gemacht und mit ſo viel paſtoriſcher Declamation und ſo viel Salbung behauptet hätte, man müſſe ein Schurke ſein, wenn man nicht, wie er, die Augen zudrückte und dann überlaut ſchrie, man ſehe ein helles Licht. Wann wird es doch einmal dahin kommen, daß Menſchen einſehen lernen, die Quelle der edelſten, erhabenſten Handlungen, deren wir fähig ſein können, habe nichts mit den Begriffen zu thun, die wir uns vom lieben Herr Gott und von dem Leben nach dem Tode und von dem Geiſterreiche machen? Wann wird man einſehen wollen, daß Patriotismus, Aufopferung ſeiner ſelbſt, kurz Alles, was wir groß und bewunderungswürdig zu nennen pflegen, nichts Anderes als edelſtes, reinſtes Selbſtgefühl iſt und gänzlich auf einer feinen Art, zu empfinden und ſein ſelbſt zu genießen, beruht.

Derſelbe innere Zwieſpalt, deſſen zerſetzende Kraft ſich in Forſters religiöſem Leben zeigte, kam auch in den beiden großen Verhältniſſen, welche das irdiſche Leben des Mannes ausmachen, der Ehe und dem Berufe, zur unheilvollen Erſcheinung, übte auf beide ſeinen zerſtörenden Einfluß und bereitete auch von dieſer Seite aus das erſchütternde Ende Forſter's vor. Für alle die Naturen, in denen das Beſondere der Perſönlichkeit von dem Allgemeinen der Gattung in den Hintergrund gedrängt iſt, wird Ehe und Beruf mehr durch das allgemeine Menſchliche, als durch das Individuelle in ihnen beſtimmt; ſie können dieſe oder jene Ehe eingehen, dieſen oder jenen Beruf ergreifen, ohne ihr eigenes Weſen zu gefährden. Wenn aber, wie bei Forſter, durch die angeborene Natur und den eigenthümlichen Lebensgang das Individuelle zu dem durchaus Vorherrſchenden in einem Manne gemacht iſt, ſo wird für ihn ein Beruf beſtimmter Art und eine Ehe mit einer beſtimmten Individualität gefordert. Da Forſter weder die ihm angemeſſene Ehe, noch den ihm angemeſſenen Beruf fand, ſo wurden für ihn auch Ehe und Beruf zu Mächten, welche ihn dem Untergange zudrängten.

Je bedürftiger Forſter's weiches Gemüth nach zarter liebender Pflege war, und je weniger ſein rauhes Geſchick und die Zerriſſenheit des Elternhauſes ihm, was er ſuchte, gewährt

hatte, um ſo freundlich lockender erfüllte ihn, ſeitdem er in Caſſel war, die Hoffnung, ſich als Mann die Familie ſelbſt zu ſchaffen, die ihm als Kind verſagt geblieben war. Das Bild einer Gefährtin durch das Leben, welche alles Suchen und Bedürfen ſeines Geiſtes theilte, beſchäftigte, wie ſeine Briefe an Jacobi zeigen, Jahre hindurch ſeine Phantaſie.

Während des Caſſeler Aufenthalts hatte er in dem nahen Göttingen die freundlichſte Aufnahme bei dem Philologen Heyne gefunden und ſich von deſſen älteſter Tochter, Thereſe, ſo ſelten er ſie auch geſehen, angezogen gefühlt. Als er von Caſſel nach Wilna überſiedeln ſollte, entſchloß er ſich, um ſie zu werben. Ich kann Dir nicht ſagen, ſchrieb er, ſchon auf der Reiſe begriffen, am 26. April 1784 an Sömmering, was ich empfand, als ich unter Heyne's Fenſter, um 10 Uhr Abends, vorbeifuhr. Ich ſah ſein Licht und konnte ihn mir vorſtellen, wie er ſaß und arbeitete. Der gute Mann! fünf Schritte von mir und doch ſo fern und ſo getrennt, und dann die liebe Thereſe!

Heyne's Tochter nahm ſeinen Antrag an, das Wie und Warum hat ſie ſelbſt zwei und vierzig Jahre ſpäter mit folgenden Worten ausgeſprochen: Das junge Mädchen hatte Forſter bei ſeinen Beſuchen in Göttingen, während ſeines ſechsjährigen Aufenthalts in Caſſel, einige Mal geſehen; die innigſte, bis zu ſeinem Tode dauernde Achtung gab ihr Vertrauen zu ihm; Mitgefühl für die vereinzelte Lage, die ihn in dem öden Polen erwartete; Herzlichkeit, Jugendmuth und Stolz ſpornten ſie an, mit dem berühmten Mann ein ernſtes Schickſal zu theilen, und ſo gab ſie Forſter vor andern Ausſichten den Vorzug.

Forſter fühlte ſich, wie er an Sömmering ſchrieb, beruhigt und befriedigt; die Art des Ja indeſſen, welches er erhalten, mochte doch wohl, vielleicht ihm unbewußt, einen erkältenden Einfluß geübt haben. Die Briefe, die er von ſeiner faſt halbjährigen Reiſe über Dresden, Prag, Wien, Warſchau nach Wilna ſchrieb, ſind offen und wahr, voll Achtung und Vertrauen; ſie ſind reich an treffenden Beobachtungen über ſich und Andere, an feinen Bemerkungen über Menſchen und Verhältniſſe, an belebten Mittheilungen über die Reiſe, aber

es fehlte ihnen nicht allein die Tiefe, ſondern auch die Gluth des Gefühls, wie man ſie in der Zeit der jungen Liebe erwarten ſollte; ſtatt des Ausdruckes des Gefühls von Perſon zu Perſon, gibt Forſter oft lange abhandlungsartige Auseinanderſetzungen über allgemein menſchliche Seelenzuſtände, welche der jungen Braut ziemlich langweilig erſchienen ſein mögen und neben den gleichzeitigen warmen Briefen an Sömmering einen faſt kalten Eindruck machen. Als Forſter auf der Reiſe nach Wilna in Wien verweilte, konnte ſogar der Gedanke in ihm auftauchen, daß nur ſeine Verlobung es ſei, welche ihn hindere, dauernd in Wien zu bleiben. Sei ganz ruhig in Betreff meiner Wahl, ſchrieb er einige Monate ſpäter dem durch eine Aeußerung dieſer Art betroffenen Sömmering. Ich bin gewiß, daß ich gut und für die Zukunft glücklich gewählt habe. Mein Ehrgeiz, der ſich, wie Du weißt, ſehr ſelten meldet, konnte mir wohl einmal zuflüſtern, daß ich, wenn ich frei geweſen wäre, in Wien hätte bleiben können, aber wo es auf häusliche Glückſeligkeit ankommt und auf lebenslange Zufriedenheit, da reuet es mich nicht, das glänzende Wien aufzuopfern. —

Im ſchriftlichen Verkehre lernte Forſter ſeine Braut zuerſt näher kennen. Seine Briefe ſprechen, je länger, deſto mehr, ſteigende Achtung, ſteigendes Vertrauen aus und gewannen auch an männlicher Wärme. Ich weiß es, heißt es einmal, ich fühle es, daß mein wahres Glück von dem Augenblicke erſt anfängt, wo ich wieder werde bei Ihnen ſein; meine erſte Jugend, meine frühe Reiſe nach Rußland, mein Aufenthalt und meine Arbeiten in England, meine Reiſe mit Cook, meine ſchwärmeriſche Epoche, mein fünfjähriger Umgang mit meinem unerſetzlichen Sömmering, meine diesjährige Reiſe, mein Briefwechſel mit Ihnen, mein erſter Kampf hier mit den kleinen Schwierigkeiten der äußeren Einrichtung, Alles das war nur Vorbereitung, jetzt wird das Leben kommen und ſein Ziel. Der vertraute Umgang mit Ihnen, meine liebe Freundin, lehrt mich gewiß ſo leben, wie man leben ſoll, um dereinſt auch fortzuleben jenſeits der großen Verwandelungsperiode. —

Auch in ſeinen Briefen an Sömmering ſprach Forſter wärmer und wärmer über die Braut und beklagte die Noth-

wendigkeit, sie in die Oede Polens bringen zu müssen. Wie ist es möglich, schrieb er einmal, daß sie einen freudigen Augenblick in diesem traurigen, abscheulichen Nest, in dieser baufälligen Hütte, unter diesen Thieren in Menschengestalt wird erleben können. Ich weiß, mir zu Gefallen thut sie, leidet sie Alles; ein Mädchen folgt ihrem Mann, weil es der Mann ist, aber soll der Mann sie darum in Wildnisse und ins Elend führen? Das, mein Bruder, zerrüttet jetzt meine Seele und nimmt ihr noch den letzten Rest von Spannkraft. Ich bin so dumm, so leer, so gedankenlos, so abgeschmackt, wie ausgedroschenes Stroh, wie dürre Späne; und was noch mehr ist, nirgends um mich glimmt irgend ein Fünkchen des heiligen Feuers vom Himmel, des Verstandes, des Witzes, das mich anzünden könnte. — Sieh, lieber Bruder, schrieb er ein anderes Mal, denke daran, ich sag' es im Voraus, Therese wird sich eher von hier fortsehnen, als ich, oder sie müßte mich mehr lieben, als ich es hoffen, fordern und begreifen kann. Sie ist enthusiastisch in der Liebe und desto furchtsamer bin ich wegen der Dauer. Doch ist ihr Herz sehr edel, sehr rein, sehr fest und männlich. Das gibt wieder tröstliche Aussichten auf die Zukunft und dann gibt es noch ein Band zwischen Eheleuten, welches erst zwischen uns geknüpft werden muß, vielleicht das festeste von allen. —

Im September 1785 heirathete Forster und brachte seine junge Frau, nachdem er sich mit ihr in Weimar und Berlin gezeigt, nach Wilna. Die Vorzüglichkeit ihres Herzens und Verstandes, ihre Anmuth und ihre Entschlossenheit, ihre Bildung und Selbstständigkeit stellte er ausführlich Jacobi dar, der vor Allen sich freuen werde, seines Forster's Schicksal in solchen Händen zu wissen. In anmuthigen Worten theilt er seinen Freunden das Glück der jungen Ehe mit. Unsere Abende, schreibt er an Lichtenberg, wenn ich von meinem Schreibtisch und meine Frau von ihrer Hauswirthschaft frei ist, bringen wir mit Lectüre zu, die unendlich unterhaltend ist, weil wir uns die Freiheit nehmen, den Herrn Autor so oft zu unterbrechen, als er uns eben gefällt oder mißfällt oder Gelegenheit zu einer Bemerkung gibt. Auf diese Weise haben wir vorigen Winter hindurch manches neuere und ältere Buch

im hiſtoriſchen und philoſophiſchen Fach geleſen und es iſt nicht zu befürchten, daß wir je über Mangel an Beſchäftigung oder über Langeweile klagen werden, indeß das vornehme Geſindel um uns her nicht begreifen kann, warum wir nicht, wie ſie, in Aſſembleen erſcheinen oder die polniſche Schaubühne oder Concerte beſuchen, wofür unſere Ohren büßen müßten. Vor nichts fürchten wir uns ſo ſehr, als vor dem Polackiſiren, und wachen unabläſſig Einer über den Andern, damit uns keine Entartung unvermerkt einſchleicht. Jetzt kommt uns die Natur und ihr wiederkehrender Frühling zu Statten, und täglich durchſtreifen wir Wald und Gebüſch. Ihr Freund dünkt ſich jünger als vor etlichen Jahren. Unſere Freuden erhöht die Hoffnung, daß Thereſe in wenigen Monaten Mutter wird. —

Daß wir uns über unſeren kleineren Haushalt kindiſch freuen, ſchreibt er an Sömmering und nie froher ſind, als wenn wir nebeneinander allein ſitzen, es ſei zu eſſen, zu leſen, zu lernen, zu plaudern oder zu liebkoſen, das mußt Du Dir deutlich vorſtellen können, da Du uns Beide ſo gut und mich ſo durchaus kennſt. Ich ſterbe nach gerade der Welt ab und lebe nur noch meinem Weibe. Sie iſt mir Alles und erſetzt mir Alles; mein beſter Bruder, ich wünſche Dir ein ſolches Weib, wir leben mit einander wie die Kinder und freuen uns wie Kinder, wir genießen unſerer Liebe und wiſſen, daß alles übrige nichts werth iſt, und hoffen, daß wir den Augenblick nicht erleben werden, wo wir zu lange gelebt hätten, wo wir fühlen müßten, daß wir unſern Genuß überlebt hätten. Daß die Ehe der glücklichſte Zuſtand auf der Erde ſei, davon bin ich überzeugt. Man ſorgt für einander, man iſt Einer dem Anderen Hülfe und Erleichterung; die Haushaltungsgeſchäfte gehen ordentlicher, man fühlt ſich ſo ruhig, ſo glücklich zu Hauſe, man bedarf außerhalb ſo wenig mehr; nur muß man bedenken, daß es keine Glückſeligkeit wie die erträumte der Engel im Himmel und der Heiligen gibt, die ſo in Eins fort ununterbrochen dauerte; nein, Alles geht ruckweiſe und ſtoßweiſe und mit Zwiſchenzeiten im menſchlichen Leben, und von einem Ruck zum anderen muß man aushalten können, muß man die Zwiſchenräume nutzen, um deſto inniger zu genießen. —

Das anmuthige Leben, welches dem bisher einſamen, von rauhen Geſchicken hin- und hergeworfenen Manne zu Theil geworden war, gehörte ausſchließlich dem Naturverhältniſſe an, welches jeder jungen Ehe eigenthümlich iſt. Das gemeinſame Intereſſe an hiſtoriſchen, philoſophiſchen und poetiſchen Werken füllte die Lücke nicht aus, die dadurch entſtand, daß das Zuſammenleben ein Leben war ohne Gott. Mit erſchreckender Offenheit ſchrieb Forſter im December 1785 an Sömmering: Ich bin Dir jetzt ſo ruhig, ſo zufrieden, ſo vergnügt ohne Gott und ohne Gebet, als ich es ehedem mit aller Kraft und Aengſtlichkeit des Glaubens nie ſein konnte. Wenn es ein Weſen gibt, das als Schöpfer alle Weſen in ſich faßt, ſo bin ich überzeugt, daß das Glück ſeiner Geſchöpfe ihm angenehmer iſt, als ihr unaufhörliches Betteln, und daß man rechtſchaffen, gut und edel ſein und handeln könne, ohne aus Möglichkeiten und höchſtens Wahrſcheinlichkeiten ſich Geſetze zu machen, viel weniger aber Abſurditäten und Lügen zu glauben und ihnen den geſunden, ſchlichten Menſchenverſtand zu opfern.

Die Gefahr, welche für den Fortbeſtand auch des natürlichen Glückes der Ehe in dem Mangel jeglicher religiöſen Gemeinſchaft lag, wurde durch die Perſönlichkeit nicht nur Forſter's, ſondern auch der jungen Frau geſteigert. Schon früh ſcheint Sömmering ſich über die Eigenthümlichkeit derſelben nicht ohne Bedenken geäußert zu haben. Wenigſtens ſah Forſter ſich veranlaßt, den Freund in einer ausführlichen Mittheilung vom 26. Januar 1786 zu beruhigen. Gewiß, ich fühle mich, ſchrieb er, nie glücklicher, als wenn ich denke, daß meine Liebe Thereſen nicht abhält, ſondern aufmuntert, Alles, was lieb und gut iſt, wo ſie es immer antrifft, zu lieben. Ich bin glücklich, ſo oft ſie irgend Jemand, den ich für gut und edel halte, recht herzlich liebt; allein ich weiß, daß ſie mich mehr als alles Andere liebt, daß ſie Niemand ſo lieben könnte, als Mann, als Ehemann ſo lieben könnte, wie mich, und daß ſie überzeugt iſt, ſie könne mit Niemand Anderem in dem Verhältniſſe, worin wir ſtehen, ſo glücklich ſein, wie mit mir. Sie hatte allerlei Beſorgniſſe, allerlei Mißtrauen gegen mich im Anfang, weil ſie mich doch ungeachtet unſeres Briefwechſels nicht genau kannte; ſie hatte

viel Bitterkeit gegen die Menſchen überhaupt und erwartete wenig, ja faſt nichts, um nicht getäuſcht zu werden; ſie glaubte, Keinem ſei zu trauen, Jeder ſei ſchon wegen der Anlage der menſchlichen Natur im Falle, ſchlecht zu handeln; ſie traute ſich ſelbſt nicht zu, daß ſie immer gut bleiben könne; ſie heirathete mich, weil ich unter Allen, die um ſie geworben, ihr der Beſte geſchienen, und beſonders Derjenige, der durch ihren Beſitz am glücklichſten werden könne; ſie wünſchte einen Mann, den ſie glücklich machen könnte, und ſie wünſchte, ihr väterliches Haus zu verlaſſen, theils weil es Pflicht und Beſtimmung ſei, dem Vater ſeine Sorge zu erleichtern, theils damit ihre Geſchwiſter ihr keinen Vorwurf machen könnten, theils auch, weil ihre Lage immer viel Beſchwerliches und Unangenehmes hatte. Dem Himmel und meinem guten Genius ſei Dank, ihre Beſorgniſſe und ihr Mißtrauen ſind fort, ſie verſichert mich unaufhörlich, ſie habe mehr in mir gefunden, als ſie je von einem Menſchen gehofft, ſie iſt mit einem Worte ruhig und glücklich.

Forſter täuſchte ſich nicht, wenn er die junge Hausfrau ruhig und glücklich zu ſehen glaubte, aber die Anlagen zur Unruhe und zum Unglück waren deshalb nicht weniger vorhanden, und Forſter's zwieſpaltige Natur hatte mehr als eine Seite, welche nicht nur die Entwickelung jener gefährdenden Anlagen, ſondern auch die Zerſetzung des geſammten Familienlebens herbeiführen konnte. Forſter war ſo wenig fähig, ſich an einem ſtillen, abgeſchloſſenen Familienleben auf die Dauer genügen zu laſſen, daß Wilhelm von Humboldt meinte, er hätte beſſer gethan, unverheirathet zu bleiben; jeden Falles bedurfte er eines bedeutenden, in das Weite wirkenden Berufes für ſeinen unruhigen Geiſt, er fand ihn in Wilna nicht und litt ſchwer unter dem Durſte nach großartigem Wirken und der Unmöglichkeit, auch nur Kleines zu thun; er ſuchte nach Gelegenheit, um außer dem gewöhnlichen Wege die Aufmerkſamkeit zu erregen, und verzehrte ſich, da er ſie nicht fand, in Mißmuth und Ungeduld. Das Gefühl, durch ſich und durch das Haus dem Manne keine Befriedigung zu gewähren, laſtete ſchwer auf der leidenſchaftlichen Frau und übte einen erkältenden und entfernenden Einfluß aus. Er genoß häusliches Glück,

ſchrieb ſie ſpäter, und machte ſich ſo lange als möglich glauben, daß ihm dieſes genüge, ſeine Briefe aber beweiſen, daß dem nicht alſo war. Meine Mittel, ihn glücklich zu machen, ſagt ſie ein anderes Mal, reichten nicht mehr aus.

Die nächſte und größte Gefahr für eine geſunde und dauernde Geſtaltung des Familienlebens lag aber ohne Zweifel in Forſter's zerrütteten Vermögensverhältniſſen. Obſchon ſeine Lebensweiſe zu allen Zeiten einfach war, befand er ſich dennoch von früheſter Jugend an bis zu dem Augenblicke des Todes in ununterbrochener Geldnoth. Weder Genußſucht, noch die Neigung, groß zu thun, ſondern Unordnung und Unfähigkeit, die Ausgaben nach den Einnahmen zu bemeſſen, führten dieſen aufreibenden Zuſtand herbei. Forſter ahnete nie, daß auch eine an ſich zuläſſige Lebensweiſe unzuläſſig wird, wenn die Mittel, ſie zu beſtreiten, fehlen, und hielt ſich ſchon für genügſam, wenn er das Unmögliche ſich verſagte, aber das heute Mögliche ſich gewährte, auch wenn morgen drückende Verlegenheit die unausbleibliche Folge ſein mußte. In Beziehung auf die Mittel und Wege, das wirklich Nothwendige herbeizuſchaffen, lebte er in kindlicher Unerfahrenheit; nach Wilna wollte er ſich, obſchon von Schulden gedrückt, nicht nur deutſchen Bedienten, deutſche Köchin und deutſches Mädchen zur Aufwartung, ſondern auch Tiſche und Stühle aus Berlin über Stettin, Liebau und von dort zu Schlitten kommen laſſen. Wirklicher Verſchwender ward er, ſobald es die Befriedigung geiſtiger Bedürfniſſe galt; Bücher, Kupfer, Karten ſchaffte er ohne Rückſicht auf ſeine Mittel an, und ſo oft er ſich einer Anregung bedürftig fühlte, reiſte er, ſelbſt wenn er nicht einmal die Mittel für das einfache Leben in der Heimath herbeizuſchaffen wußte. Immer auf das Neue ward Forſter in ſchwere Schulden verwickelt. Schon in Caſſel hatte er kaum noch einen Ausweg geſehen; Vorſchüſſe der polniſchen Regierung machten ihm die Ueberſiedlung nach Wilna möglich; in kurzer Zeit aber war dort die Noth nicht weniger groß, als in Caſſel.

Weil Forſter nicht laſſen konnte, großartig auszugeben, mußte er darauf bedacht ſein, kleinlich zu erwerben, und weil er Unabhängigkeit vom Gelde nicht durch Beſchränkung der

Ausgaben, ſondern durch Erhöhung der Einnahmen erreichen wollte, gerieth er in eine Abhängigkeit vom Gelde, die mit ſeinem ganzen Charakter im Widerſpruche ſtand; bald ſuchte er die von ihm und ſeinem Vater auf der großen Entdeckungsreiſe geſammelten Pflanzen und Merkwürdigkeiten in Geld umzuſetzen, bald mußte er von vornehmen Leuten und von Freunden Geld, ſei es in Form eines Geſchenkes oder eines Darlehns, erbitten, bald reiche Koſtgänger zu erhalten ſuchen. In den entſcheidendſten Entſchlüſſen über den Gang ſeines Lebens ward er durch die Rückſicht auf das Geld beſtimmt.

Forſter fühlte das kleinliche Elend ſeiner Lage und deren Widerſpruch mit ſeinem Weſen wohl; ich leide an meiner Unabhängigkeit, ſeufzte er einmal auf, welche keinem Amerikaner theurer ſein kann, als mir. Ich glaube, ſchreibt er ein anderes Mal, daß es im Rathe der Götter beſchloſſen ſei, daß ich nie weder reich, noch wohlhabend werden ſoll; bei den Südländern wäre ich allenfalls noch zu gebrauchen, in einer Welt, wo Brodfrucht und Baumrinde alle Sorge des Lebens in ſich faſſen. — Das verdammte Geld, ruft er einmal, oder vielmehr das Unglück, daß ich nicht damit haushalten kann.

Alle ſolche Ausbrüche des Unmuths über das Niederdrückende ſeiner Lage führten ihn aber nicht dahin, mit männlicher Kraft den einzigen Weg zur Abhülfe, die Abmeſſung ſeiner Ausgaben nach ſeinen Einnahmen, einzuſchlagen. Das Unglück oder die Unſitte des elterlichen Hauſes, die täglichen Bedürfniſſe entweder durch tägliches Schuldenmachen, oder durch die täglichen kleinen Einnahmen zu decken, war ihm zur Gewohnheit geworden, die er, als er ſelbſt ein Haus gegründet hatte, fortſetzte, wie wenn es der regelrechte Zuſtand des Lebens ſei; ſeiner Frau gab er, wie dieſe ſpäter erzählte, nie mehr Mittel in die Hände, als ſie für den laufenden Tag dringend bedurfte, ließ ſie aber im Dunkeln über ſeine Noth und nahm ihr dadurch auch jede Möglichkeit, zu deren Beſeitigung mitzuwirken. Hoffnungen, Erwartungen, Projecte, einen Ausweg aus dem Gewirre zu finden, hatte er immer von Neuem, aber ſie ſchlugen ſtets fehl, und die ſteigende Zerrüttung mußte der aus dem elterlichen Hauſe an faſt pedantiſche Ordnung gewöhnten Frau bald genug, auch ohne Worte, fühlbar werden.

Um dem unleidlichen Zuſtande ein Ende zu machen, gab ſie, kaum anderthalb Jahre verheirathet, ſchon im Mai 1787 ſchnell und entſchloſſen ihre Zuſtimmung dazu, daß Forſter ſich unter vortheilhaften Bedingungen an einer auf vier Jahre berechneten ruſſiſchen Entdeckungsreiſe betheiligte; ſie ſelbſt ſollte die Zeit ſeiner Abweſenheit mit ihrer vor wenigen Monaten geborenen Tochter im elterlichen Hauſe zubringen. Die ruſſiſche Entdeckungsreiſe kam nicht zu Stande, Forſter mußte die Hoffnung auf Rettung aus der Bedrängniß und die Ausſicht auf ein ihm zuſagendes, jahrelanges Leben, erfüllt von täglich neuen Anregungen und außerordentlichen Eindrücken, fallen laſſen. Die aus der bitteren Täuſchung hervorgehende Stimmung war wenig geeignet, die Unordnung des Haushaltes und die mißmuthige Abneigung gegen die engen Verhältniſſe zu mindern.

Auch in ſeinem Berufe fand Forſter den Halt nicht, welchen Haus und Familie ihm verſagten. Die weſentliche Bedeutung des reich ausgeſtatteten Mannes lag in der Gabe, die Natur und die mit der Natur zuſammenhängenden Lebensverhältniſſe zu beobachten und darzuſtellen. Seinem feinen ſcharfen Blick, ſeiner glücklichen Auffaſſung ſtellte ſich ſehr vieles Einzelne und Beſondere dar, welches Anderen verborgen blieb, und in dem Einzelnen ſah er zugleich immer den großen Zuſammenhang der Natur und deren Geſetze, Wirkungen und Beziehungen. Er geht, bemerkt Friedrich Schlegel, vom Einzelnen aus, weiß es aber bald ins Allgemeine hinüber zu ſpielen und bezieht es überall auf das Unendliche. — Was ſich ihm erſchloſſen hatte, vermochte Forſter auch Andern zu erſchließen; er beſchrieb die Natur nicht, ſondern ſtellte ſie dar; er gab keine todte Copie, ſondern entwarf mit künſtleriſchem Sinne ein Bild, welches Leben hat, wie die dargeſtellte Natur, und ſein Leben auf den Beſchauer wirken läßt, wie die Natur ſelbſt bei unmittelbarer Berührung gethan haben würde. In ſeinen Briefen und briefartigen Schriften, in einzelnen kleinen naturwiſſenſchaftlichen Abhandlungen, vor Allem aber in dem 1787 geſchriebenen Aufſatze: Cook, der Entdecker, und in den Anſichten vom Niederrhein läßt die Feinheit der Auffaſſung die Klarheit und Schärfe, die Wärme und der Glanz des Ausdruckes

darüber keinen Zweifel, daß Forster als Beobachter und Darsteller der Natur zu dem Größten befähigt war.

Um seine bedeutende, aber sehr besondere Gabe in vollem Umfange entwickeln zu können, hätte Forster eines Lebensberufes bedurft, der ihm große und immer neue Anschauungen zu Theil werden ließ. Forster's weite Reisen aber fielen mit allen ihren außerordentlichen Eindrücken in seine Knaben- und erste Jünglingszeit und konnten die keimenden Kräfte wohl anregen, aber nicht zur Reife bringen. Im ein und zwanzigsten Jahre von diesen verfrühten Wanderungen zurückgekehrt, sollte er neue große Naturanschauungen nicht wieder erhalten. Er ward Lehrer knabenhafter Jünglinge in Cassel, Lehrer halbbarbarischer Polen in Wilna und endlich Bibliothekar in Mainz. Der ihm gewordene Beruf gewährte der Entfaltung seiner künstlerischen Natur keine Förderung, sondern verlangte wissenschaftliche Thätigkeit von ihm. Forster war darauf angewiesen, Ungewöhnliches zu leisten, aber in der Wissenschaft vermochte er nicht über das Vielen Vergönnte hinaus zu gehen. Es fehlt ihm, schrieb Körner 1791 an Schiller, bei nicht gemeinen Anlagen wirklich an persönlicher Ausbildung. Es ist in seinem ganzen Wesen etwas Unreifes, das er schwerlich verlieren wird, weil er wegen überhäufter schriftstellerischer Arbeit wenig zu sich selbst kommt. Zum Lehrer insbesondere fehlte ihm jeder Beruf. Die nächsten Jahre werden mir meine Vorlesungen noch unsägliche Mühe machen, schrieb er 1786, nachdem er schon sieben Jahre gelehrt hatte; ich muß jedes Wort, welches ich vortrage, vom Papiere ablesen, sonst weiß ich durchaus nicht aus der Stelle zu kommen. Mein Gedächtniß ist nur zum Theil Schuld daran; es ist eine unüberwindliche Schwachheit, eine Art Schüchternheit, die mich irre macht. Ich weiß, daß dieß Thorheit ist, und weiß Alles, was dawider Gültiges gesagt werden kann, aber ich fühle, daß nur Zeit und lange Uebung mir aus dieser Verlegenheit helfen können. Im richtigen Bewußtsein, daß das Lehramt Gaben fordert, die er nicht besaß, war die Anstellung an einer deutschen Universität nie ein Ziel, welches er verfolgte.

Aber nicht allein der besonderen Lehrgaben, sondern auch der wissenschaftlichen Vorbildung und der Schulung des Geistes

entbehrte er, welche nur in frühem Lebensalter zu gewinnen iſt und, einmal verſäumt, faſt niemals nachgeholt werden kann. Forſter ſelbſt klagt darüber, daß ſein Vater in Allem, was Geduld und Anhalten erheiſche, die Erziehung vernachläſſigt habe. Nie hatte er einen regelmäßigen Schulunterricht gehabt; vom elften Jahre an war er in der Welt umhergeworfen worden; im fünfzehnten Jahre hatte er ſchon, um das tägliche Brod verdienen zu helfen, Unterricht in einer Schule ertheilen und Ueberſetzungen aller Art machen müſſen. Die Folgen des nur durch Noth, Zufall und Willkür beſtimmten Ganges ſeiner wiſſenſchaftlichen Heranbildung hatte Forſter noch als Mann zu tragen. Weißt Du, ſchrieb er 1784 an Sömmering, daß es mir horribel ſchwer wird, Lateiniſch auszuarbeiten; ich kann, weiß Gott, in der Sprache nichts zu Stande bringen; das iſt deſolant. Es iſt, als ob ich, da ich ſonſt für alle Sprachen und ſelbſt für das ſchwere Polniſche gleichſam geboren bin, ſchlechterdings für dieſe Eine keinen Sinn hätte. Ich kann im Kopfe die Worte nicht zuſammen bringen, und das ärgert mich zu Tode und koſtet mich eine Ewigkeit an Zeit, die frucht- und zwecklos verſchwendet wird. Umſonſt leſe ich den Cicero; ich verſtehe und ſchmecke Alles, aber im Gedächtniſſe bleibt kein Ausdruck haften.

Die griechiſche Sprache iſt ihm, ſo viel ſich erkennen läßt, immer fremd geblieben; philoſophiſche Durchbildung beſaß er nicht. Ich habe, ſchrieb er in ſeinem dreißigſten Jahre, nie eine Logik geleſen, nie eine Metaphyſik und nie ein Naturrecht; Alles, was ich davon weiß, iſt wahrhaftig nicht viel mehr als bloße Empfindung. —

Ich fürchte doch im Ernſte, ſchrieb er 1789, daß ich von Leibnitz' harmonia praestabilita ſo wenig begreifen werde, wie von irgend einem andern Syſtem, das ſich nur erdenken läßt. Ich bin ein armer Autodidact in der Philoſophie, der ſich mit Mühe und Angſt in dieſem Labyrinth ein wenig fortgeholfen hat. Meinen philoſophiſchen Curſus habe ich zuerſt in Wilna in einigen Nebenſtunden für mich allein gemacht, und bin nun aus Mangel an philoſophiſchen Vorkenntniſſen und faſt noch eigentlicher, weil ich den philoſophiſchen Jargon nicht verſtand,

mit Kant in Streit gerathen (über die Menſchenracen) und laufe Gefahr, vor vieler Augen einen Sandreiter abzugeben, indem Kant ſich mit ſeiner Kunſtſprache in die unüberwindlichſte, ſtachlichſte Form des gehetzten Igels zuſammengerollt hat, ſo daß man glauben ſollte, ihm ſei gar nicht beizukommen.

Selbſt für die Naturwiſſenſchaft fehlte ihm, nach Anſicht der Männer vom Fach, geordnete Vorbildung und umfaſſende Kenntniß; die in die Tiefe gehende Durchforſchung und Ergründung einzelner Gebiete ſeiner Wiſſenſchaft war nicht ſeine Stärke, ſo ſehr er ſie an Sömmering bewunderte.

Forſter vermochte nicht alle ſeine Kräfte zuſammen zu drängen, und auf denſelben Gegenſtand zu richten; freie wiſſenſchaftliche Selbſtſtändigkeit und ſchöpferiſche Kraft wohnten ihm in keinem ungewöhnlichen Grade inne. Es gibt Menſchen, ſchrieb er 1789 an Jacobi, bei denen die Ideen ein eigenes Leben haben, immer unaufgerufen von ſelbſt im Kopfe umher ſpuken, ſich kreuzen, anſtoßen, wider einander rennen, ſich gatten und junge Ideen hecken, kurz einen regen, lebendigen Staat, ſei es Deſpotie oder Republik, bilden und in einem beſtändigen Streben ſind, auszufließen oder auszuſtrömen. Meine Ideen haben dieſe Beweglichkeit nicht; wenn ich ihrer bedarf, muß ich ſie hervorrufen, mühſam, mit ungeheuerer Anſtrengung aus ihren Schlupfwinkeln herausſtöbern, und wenn ich ſie nun — denn ſie haben vis inertiae, die unüberwindlich iſt — an einander reihen will, ſo äußern ſie keine Zuneigung zu einander, ſie wollen ſich nicht verbinden, ſie ſind und bleiben unfruchtbar, und über den Effort, den ich mache, ein Paar von ihnen an einander zu ſchmieden, reißt mir der Faden, als wenn er von Sand wäre. Das iſt für mich eine Quelle von unſäglicher Pein und von niederdrückendem Mißmuth. Ich kann bei philoſophiſchen Nachforſchungen, und überhaupt bei jeder Auseinanderſetzung irgend einer Materie die Sache nie im ganzen Zuſammenhange, im Detail überſehen, und alle Operationen meines Gehirns gehen nicht über die zweite oder dritte Schlußverbindung hinaus. Mangel an Ordnung iſt mit Schuld an dieſem Jammer, aber die Hauptſache bleibt die Trägheit der Ideen ſelbſt, die ich mir zu-

weilen wie Infusionsthierchen in ihrem Elemente denke. Ist dieses flüssig, so haben sie freie Bewegung, ist es eine zähe Masse, so haspeln die armen Dinger und können nicht von der Stelle. Daher geschieht es mir, daß ich mich immer orientire, ehe ich mich noch verlaufen habe, und ob der Armuth an beweglichen Ideen bleibe ich immer im Allgemeinen.

Es ist nicht Jedermanns Ding, schrieb er 1783 an Merck, etwas Neues zu sagen, zu schreiben, zu erfinden, allein das, was nun einmal vorhanden ist, sammeln, ordnen und sieden und braten, so daß es Diesem und Jenem gut schmeckt und leicht zu verdauen ist, dazu finden sich Leute genug, die in ihrer Art auch nicht umsonst geschaffen sind. Das sehe ich wohl ein, daß ich in der Welt weit nützlicher sein würde, wenn ich noch eine große Reise thun, unbefangen sehen und das Gesehene ehrlich aufzeichnen könnte. — Ich weiß, schrieb er einige Jahre später, die Rolle eines großen Gelehrten, eines Erfinders, eines tiefschauenden Denkers ist nicht die meinige, aber auch durch Mittheilung von bereits vorhandenen, gesammelten Kenntnissen kann man nützlich werden. —

Forster konnte, darüber ist kein Zweifel, in dem Berufe, den er gefunden hatte, Außerordentliches nicht leisten, und der Beruf, in welchem er Außerordentliches geleistet haben würde, ward ihm nicht zu Theil. Tief fühlte er, nicht geworden zu sein, was er hätte werden können, und der Zwiespalt zwischen seinem inneren und äußeren Beruf gab der Ruhelosigkeit seines ganzen Wesens neue Stärke. Er hielt sich für verpflichtet, der Welt etwas zu werden, Ungewöhnliches zu schaffen und zu wirken, und machte daher sein Leben hindurch Anforderungen an sich, die er nicht erfüllen konnte. Selbst auf seine Schreibart blieb dieser Zwiespalt nicht immer ohne Einfluß, indem er zuweilen die fehlende Gründlichkeit durch eine trockene und das Alltägliche des Gedankens durch eine gesuchte Sprache zu verdecken suchte. Er hat, bemerkt Körner, gerade dann, wenn der Inhalt nicht von sonderlicher Erheblichkeit ist, eine sonderbare Prätension in seinem Styl. — Er wollte, daß die Augen der Welt dauernd auf ihn gerichtet wären, wie sie es bei seiner Rückkehr aus der Südsee vorübergehend gewesen waren, und fühlte sich daher überall unzufrieden und unbe-

friedigt; weil er das Höchſte nicht erreichen konnte, verſchmähte er, das durch die gegebene Lage Mögliche zu leiſten, mit dem Erreichbaren, wenn auch Unſcheinbaren ſich zu begnügen und treu und einfach zu thun, was ſeine jezeitige Lebenslage von ihm forderte. Nicht ſich wollte er ändern, ſondern immer nur die Verhältniſſe, in welchen er ſich befand; unruhig ſuchte er nach einer Stellung, welche ihm die Verwendung ſeiner großen Gaben möglich machte. Als im Mai 1787 die ruſſiſche Regierung ſich mit ſehr vortheilhaften Vorſchlägen an ihn wendete, durfte er wirklich hoffen, auf das Neue an einer großen Entdeckungsreiſe Theil zu nehmen. In den letzten Tagen des Auguſt verließ er Wilna und brachte Frau und Kind nach Göttingen, um von Deutſchland aus die Vorbereitungen zur Reiſe zu treffen. Als ihm aber im Februar 1788 amtlich mitgetheilt war, daß die Regierung das Unternehmen aufgegeben habe, und ſich gleich darauf auch die Ausſicht, eine Anſtellung auf den Philippinen oder in Mexiko zu finden, zerſchlug, mußte er dankbar ſein, durch Johannes von Müller dem Kurerzkanzler als Bibliothekar vorgeſchlagen zu werden. Im April 1788 ging er, um ſich perſönlich vorzuſtellen, auf einige Tage nach Mainz; der Kurfürſt entſchied ſich für ihn, und Anfangs October 1788 ließ ſich Forſter mit ſeiner Familie in dem neuen Wohnorte nieder. Bald ward ſein einfaches, aber gaſtliches Haus der Mittelpunct eines fein gebildeten, geiſtig belebten, geſelligen Kreiſes, in welchem, außer Sömmering und Heinſe, auch der kurheſſiſche Legationsſekretär Huber und die Geſchäftsträger von Caſſel und Hannover, Harnier und Hinüber, faſt täglich ſich einfanden. Die eingebornen Mainzer zwar hatten keinen Sinn für einen Verkehr dieſer Art, aber nicht leicht verſäumten es durchreiſende Fremde, Forſter aufzuſuchen und ſich des anregenden Mannes zu freuen. Deutſche, Engländer, Franzoſen, Polen führten dem einfachen Hauſe Leben und Bewegung zu.

Nach ſo viel Unruhe, Noth und Sorge ſchien Forſter in Mainz endlich eine angemeſſene und geſicherte Lebenslage gefunden zu haben.

III.

Kurmainz unter den Eindrücken der französischen Revolution.

1789—1792.

Die Nachricht vom Ausbruche der Revolution rief auch in Mainz Bewunderung und Zustimmung, aber weder die Hoffnung, noch die Furcht hervor, daß nun auch im Kurstaate politische Aenderungen erzwungen werden könnten. Die zahlreichen Anhänger, welche der Illuminatismus im Clerus, an der Universität und unter den Beamten hatte, regten sich nicht. Forster's Briefe aus den Jahren 1789 und 1790 zeigen, daß auch er nicht an die Möglichkeit einer durch die Lehrsätze der Revolution entstehenden Volksbewegung dachte, sondern Unruhen nur dann erwartete, wenn Brod und Brennholz sehr theuer werden sollten. Der Kurfürst selbst zeigte keine Besorgniß vor den Lehren der Revolution, ward aber auf das heftigste erregt, als die Nationalversammlung im August 1789 alle gutsherrlichen Rechte, welche das Erzstift auf seinen in Frankreich gelegenen Herrschaften besaß, ebenso wie die der anderen deutschen Landesherren, aufhob. Die seit dem October 1789 in Lüttich eingetretenen Ereignisse wandelten seine gesammte politische Stellung und Anschauungsweise um.

In Lüttich hatte das Land im August 1789 Forderungen geltend gemacht, die nicht auf Lehrsätzen, sondern auf Verträgen ruhten; der Fürstbischof hatte sie feierlich zugestanden, dann aber Lüttich verlassen und die Hülfe des deutschen Reiches in Anspruch genommen, um das Versprechen ohne Gefahr brechen zu können. Preußen, welches die Execution gegen die Stadt vollstrecken sollte, versuchte, statt dem hinterlistigen und rachsüchtigen Fürsten ohne Weiteres wieder zur Gewalt zu verhelfen, eine billige Vermittelung und zog, als sein Bemühen an der Hartnäckigkeit des Bischofs scheiterte, seine Truppen am 16. April 1790 aus Lüttich zurück. Der Kurfürst von Mainz, erschreckt und erbittert durch die Thatsache, daß ein geistlicher Herr von seinem Lande überwältigt sei, ward von Argwohn gegen das zögernde Preußen erfüllt und schickte Anfang Mai seine eigenen fünfzehnhundert Mann

unter Befehl des Generalmajors von Hatzfeld ab, um Lüttich überwältigen zu helfen. Als die Truppen sich schmählich hatten schlagen lassen, bat der Kurfürst noch einmal den Berliner Hof um Hülfe und wandte sich, als dieses auch jetzt auf eine angemessene Verständigung drang, im September 1790, auf das Höchste erbittert, von Preußen ab. Die Furcht vor den gewaltsamen Eingriffen Oesterreichs in die Rechte der Reichsstände war mit Kaiser Josephs bereits am 20. Februar 1790 erfolgtem Tode verschwunden, und Mainz suchte nun Halt und Sicherheit in Wien. Der Kurfürst entzog den Beamten, welche die nahe Verbindung mit Preußen gepflegt hatten, sein Vertrauen und berief den Freiherrn von Albini, früher Kammergerichtsassessor in Wetzlar, dann Reichsreferendar in Wien, als Kanzler und Staatsminister nach Mainz. Verstand, juristische Kenntnisse und Arbeitsamkeit gestehen demselben auch die heftigsten Gegner zu, aber sein starrer Eigensinn und seine kleinliche Herrschgier, sein Ungeschick in Behandlung der Menschen, seine Urtheilslosigkeit in großen Verhältnissen machte die Sucht, als Mainzer Minister eine europäische Rolle zu spielen, um so gefährlicher, als er den Kurfürsten völlig beherrschte.

Albini fand bei seiner Ankunft in Mainz bereits eine Menge aus Frankreich geflüchteter Priester, Adeliger und Officiere vor, deren vornehme Namen und elegantes Benehmen einen solchen Eindruck auf den Kurfürsten machten, daß er möglichst Viele derselben heranzuziehen suchte, um durch sie den Glanz seines Hofes zu erhöhen. Als Bischof von Worms stellte er in den ersten Monaten des Jahres 1791 das bischöfliche Schloß dem Prinzen von Condé zur Verfügung; der Prinz betrug sich sofort als Herr der Reichsstadt, sammelte große Schaaren von Emigranten um sich, ertheilte dem Rathe Befehle, handhabte scharfe Polizei, verhörte und verhaftete. In Mainz selbst ward im Juni 1791 die Anwesenheit des Grafen Artois, der sich auf der Durchreise von Turin nach Coblenz zwei Tage in dem Lustschlosse Favorite aufhielt, als ein großes und für den Kurfürsten überaus ehrenvolles und schmeichelhaftes Ereigniß gefeiert. Der Glanz, welchen der Name der königlichen Prinzen um sich verbreitete, gereichte

auch den Emigranten zum Vortheile. Viele unter ihnen waren in den Intriguen des französischen Hofes groß geworden und wohlbekannt mit allen Mitteln und Wegen, Einfluß bei großen Herren zu gewinnen. Sie hatten bald die schwache Seite des Kurfürsten erkannt; während sie hinter seinem Rücken über den abbé de Mayence und den gentilhomme parvenu spotteten, nannten sie ihn ins Gesicht père und protecteur und spiegelten ihm vor, daß er durch die Macht seiner Persönlichkeit und durch seine Stellung als Reichserzkanzler berufen sei, die großen Mächte Deutschlands aus ihrem Schlafe aufzurütteln und die französische Monarchie zu retten. Der Kurfürst widerstand der Schmeichelei nicht und ließ sich auf dem Reichstage und im eignen Lande durch die Ansichten und Wünsche der Emigranten leiten. Seit den vertrauten Conferenzen, welche er und Albini im Juni 1791 mit dem Grafen von Artois und dem früheren französischen Minister Calonne gehabt hatte, war die Regierung thatsächlich in der Hand der Flüchtlinge, und Mainz erschien fast wie eine altfranzösische Provinzialstadt. Alle Gegner der Emigration unterlagen den schärfsten polizeilichen Maßregeln, Schauspiel, Presse, brieflicher Verkehr ward strenge überwacht; die Lehrer erhielten Verwarnungen, die Lesegesellschaft mußte sich eine harte Rüge gefallen lassen, weil in ihren Zimmern zu Gunsten der Pariser Ereignisse gesprochen war; alles Gerede und Geschreibe, in dessen Begünstigung die Mainzer Regierung bisher den Ruhm einer aufgeklärten Verwaltung gesehen hatte, ward jetzt nicht ohne kleinlichen Eifer verfolgt. Die gebildeten Kreise der kurfürstlichen Residenz wurden nicht weniger als die Masse durch alle diese Begebenheiten verwirrt. Seit 1785 hatte die Bevölkerung, falls sie nicht als feindlich gegen ihre Regierung gesinnt gelten sollte, sich aus der altangewöhnten österreichischen Anschauung in die preußische umdenken und umfühlen müssen; jetzt sollte sie wieder einem eben aus Wien kommenden Minister gehorchen; sie sah, daß der Kurfürst, Preußen zum Trotz, so eilig wie möglich seine Truppen gegen Lüttich schickte; sie erfuhr, daß es im Februar 1791 nur den äußersten Anstrengungen der Frau v. Cudenhoven gelungen war, Johannes v. Müller's gänzliche Entfernung aus Mainz

zu verhindern; sie sah, daß der preußische Gesandte mit seinem Gesandtschaftssecretär in vollem Zorn aus Mainz abreiste, und hörte, daß er höchste Personen mit dem Worte: fripon, bezeichnet hatte; sie merkte, daß sie plötzlich wieder preußenfeindlich und österreichfreundlich werden solle. Die Stellung, welche die Emigranten einnahmen, vermehrte die Verwirrung. Als hülflose Flüchtlinge waren sie gekommen und auch von den Bürgern mitleidig und gutmüthig aufgenommen worden. Bald aber wollten sie auf Kosten ihrer Wohlthäter prassen und schwelgen; wenn sie nicht mit ihrem Papa, wie sie den Kurfürsten vertraulich nannten, an dessen Tafel speisten, so forderten und erhielten sie vollständige und glänzende Gastmahle aus der Hofküche in das Haus geschickt; die edelsten Rheinweine wurden täglich einigen hundert Ludwigsrittern gespendet. Die freche Sittenlosigkeit, der prahlerische Uebermuth, der Stolz, mit welchem sie auf Alles, was nicht in den verderbten Pariser Hofkreisen groß geworden war, hinab sahen, reizte hoch und niedrig, ließ das revolutionäre Frankreich, welches Menschen dieser Art ausgestoßen hatte, in günstigem Lichte erscheinen und erregte Unwillen gegen die eigene Regierung, welche das Verweilen der hochmüthigen Flüchtlinge wie eine ihr erwiesene Ehre betrachtete.

Das herausfordernde Auftreten der Emigranten und der plötzliche Kampf der Regierung gegen Ansichten und Richtungen, mit denen sie sich bisher gebrüstet hatte, ließ in Mainz, wo der Hof selbst das Intriguiren und Opponiren großgezogen, eine Stimmung erwachsen, welche dem Kurfürsten nichts weniger als günstig war. Schon seit 1791 war Forster von bitterem Unwillen erfüllt. Es gehen hier Dinge vor, schrieb er, von denen man in keinem deutschen Lande, welches nach Gesetzen regiert wird, eine Vorstellung hat. Es gibt kein willkürlicheres, despotischeres Verfahren in der Welt. — Unsere Politik ist, sagte er in Beziehung auf die äußeren Verhältnisse, alle Leute zu betrügen, mit Allen zu negociren und Keinem Wort zu halten. Das geht so lange, wie man uns noch einige Importanz zuschreibt. — Den Minister Albini nannte er einen Menschen, der in Mainz Alles in Allem sei und an jedem anderen Orte nichts sein würde. Aus der heftigen Sprache eines

Mannes, wie Forster, läßt sich auf die Vorgänge in den Kreisen der platten Gesellen schließen, an denen Mainz reich war. Die Mißvergnügten und Unzufriedenen mehrten sich und veranstalteten Zusammenkünfte, in denen Böhmer, Wedekind, Metternich, Hoffmann, Potocki das Wort führten, gegen die Rechte und den politischen Einfluß des Clerus und des Adels sprachen und die neue französische Verfassung priesen. Als im Mai 1792 der Gesandte des constitutionellen Frankreichs, Villars, in Mainz erschien, ward er sogleich der geheime Mittelpunct aller dieser Unzufriedenen. Albini und der Kurfürst ließen den Gesandten zwar nach der ersten Audienz nicht wieder am Hofe zu und machten sich denselben dadurch zum bittersten Feind, aber sie waren zu zaghaft, um gegen sein und seines Kreises geheimes Treiben irgend einen Schritt zu thun, und mußten dafür den Spott der Unzufriedenen über das furchtsame Pfaffenregiment hören.

Ein für Mainz außerordentliches Ereigniß drängte indessen noch einmal allen Hader und allen Zwiespalt zurück. Unmittelbar nämlich nach Franz II. Kaiserkrönung versammelten sich vom 19. bis 21. Juli 1792 in Mainz der neue Kaiser, die Könige von Preußen und Sicilien, die Kurfürsten von Cöln und Trier, der Herzog von Braunschweig, die französischen Prinzen, zahllose Fürsten, Minister und Gesandte. Gegen zehntausend Fremde zählte man; Mainz gewährte das Bild einer großen glänzenden Hauptstadt; niemals hatte ein Kurfürst solche Stellung eingenommen; der alte Herr schwelgte in dem Gefühle, der Mittelpunct so hoher Gäste zu sein, und bot alle seine Kräfte auf, um auch den größten Höfen an Pracht und Glanz der Feste gleich zu kommen. Der Mainzer Adel ließ es an keiner Anstrengung fehlen, seinen Reichthum und Ahnenglanz vor den aus allen Theilen Deutschlands herbeigekommenen Genossen so viel wie möglich zu entfalten. Die gesammte Bevölkerung der Stadt gab sich dem Rausche der Feste hin und fühlte sich geschmeichelt, daß in ihrem Mainz und bei ihrem Kurfürsten so viele große Herren als Gäste erschienen, um die künftige Stellung Deutschlands und Europas gegen Frankreich zu bestimmen. Als aber die Tage der Feste vergangen waren, verschwand auch der Schein

der Einigkeit und die feindlichen Gegensätze traten schroffer, als zuvor, an den Tag. Aus der Versammlung der Könige in Mainz ging das Manifest des Herzogs von Braunschweig hervor, dessen Druck die kurfürstliche Hofbuchdruckerei übernahm; von Mainz aus fuhr der König von Preußen auf prächtig geschmückten kurfürstlichen Jachten hinab nach Coblenz zu seiner Armee; der Krieg begann, den die Fürsten als einen schnellen Siegeszug zur Bestrafung des revolutionären Frankreichs ansahen. Der Kurfürst, berauscht durch die eben erfahrene Ehre, von so vielen Großen als Gleicher behandelt zu sein, wollte, obschon der Reichskrieg nicht erklärt war, unter den ersten kriegführenden Mächten erscheinen und stellte den Verbündeten zwei Tausend Mann zur Verfügung, obschon die Mainzer Kriegsmacht sich in dem verzweifeltsten Zustande befand. Mit Schmach bedeckt, waren die kurfürstlichen Truppen im Frühjahr 1791 von Lüttich zurückgekehrt und in Mainz mit Spott und Hohn als wieder davongelaufene Pfaffensoldaten empfangen. Die Leute selbst, namentlich die Erfurter und Eichsfelder, schämten sich der kläglichen Rolle, die sie gespielt; Viele brachten Zuneigung zu den Insurgenten, die sie hatten bekämpfen sollen, zurück und erschienen den Mainzer Unzufriedenen als heimliche Gesinnungsgenossen. Unter den Befehlshabern herrschte der erbittertste Zwiespalt. Graf Hatzfeld, der früher Alles bei dem Hofe vermocht hatte, ward nach seiner Rückkehr aus Lüttich in Ungnade beseitigt, und der lange in Unthätigkeit versetzte Herr von Gymnich plötzlich zum obersten Befehlshaber ernannt. Während er auf jedem Schritt und Tritt von den Intriguen der nun unterlegenen Partei gehemmt und gefährdet ward, zog er als Vertrauten den damaligen Ingenieur-Major Eickemeyer, der mit den Kreisen der Unzufriedenen vielfach verbunden war, in seine Nähe. Ueber den Zustand der Festungswerke erstattete der preußische Gesandte von Stein am 2. Mai 1792 seinem Hofe Bericht. Der Platz ist ganz offen, schrieb er, Palliſaden sind da, aber nicht gepflanzt; die Kanonen kaum dienstfähig, meist ohne Lafetten, wenig Kugeln vorhanden, die niedere Geistlichkeit und Bürgerschaft unzuverlässig; der Dienst wird besonders bei Nacht mit größter Unzuverlässigkeit betrieben, so

daß sich Niemand wundern wird, wenn eines Morgens die französische Nationalgarde auf dem Schloßhofe steht. — Wir werden, schrieb fast um dieselbe Zeit Forster, Jedem die Thore öffnen, der sich uns nähert. Ungeachtet dieser Zustände wollte der Kurfürst Antheil an dem Siegeszuge nach Paris haben. Er ließ Truppen ausheben und üben, eine Kriegskasse, zu welcher freiwillig beizutragen Adel und Geistlichkeit gezwungen wurden, errichten, die Festungswerke ausbessern und nahe der Stadt ein Lager aufschlagen, um die Truppen an den Krieg zu gewöhnen. Es glich, erzählt General Hatzfeld, einem Jahrmarkte, in welchem Singen, Juchzen, Saufen den Soldaten in ununterbrochenem Taumel erhielt. Im September ward der Befehl gegeben, aufzubrechen und das von Custine bedrohte Speier zu decken, zugleich aber jedem Officiere in einer besondern Bekanntmachung freigestellt, unbeschadet seiner Ehre, zu Hause zu bleiben, falls seine Kräfte oder häusliche Verhältnisse das Mitgehen nicht gestatteten. Den ausrückenden Truppen fehlte es an Allem; verzweifelnd rief der Obrist von Winkelmann, der von allen Seiten mit Anfragen, Forderungen, Klagen bestürmt ward, aus: mein Kopf ist gar nicht beisammen; so geht doch nur und seid ruhig; es wird später schon alles Nöthige nachgeschickt werden.

Die Mainzer sahen, was vorging; zwar war in allen Wirthshäusern das Verbot angeschlagen, Niemand solle über politische Dinge reden, aber dennoch machte sich der Unwille in Wirthshäusern nicht weniger als in der Lesegesellschaft und in Privatkreisen Luft. Den Kurfürsten gehe der ganze Krieg gar nichts an, meinte man; er sei nicht berufen, dem französischen Freiheitskoloß einen Mückenstich beizubringen; ein Priester des Friedens müsse dem Kitzel widerstehen, mit etlichen Soldaten Krieg spielen zu wollen; die beiden kurz aufeinander folgenden Kaiserkrönungen, die prunkvollen Feste des Hofes, der schmähliche Zug nach Lüttich, das Schwelgen der Emigranten, haben das Land in so unermeßliche Schulden gestürzt, daß ihm die Kosten eines unnöthigen Kriegszuges nicht zugemuthet werden könnten. Die Franzosen reize die Regierung durch Entsendung der Truppen und lasse Mainz unverwahrt gegen einen plötzlichen Ueberfall; in Speier wolle man österreichisches

Heu und Stroh schützen und in Mainz habe man den Emigranten so viel kurfürstliches Pulver und Blei zur Ausrüstung gegeben, daß jetzt die wichtige Reichsfestung gänzlich entblößt sei und Alles zu fürchten habe.

Die Besorgniß der Mainzer vor einem Ueberfalle der Franzosen erfüllte sich schneller, als irgend Jemand geglaubt. Während die Alliirten in den letzten Tagen des Septembers den Rückzug aus der Champagne antreten mußten, drang Custine von Landau aus vor und nahm Speier und Worms. Auf die erste Nachricht von diesem Ereignisse verschwand die Kriegslust des Kurfürsten; er ließ sogleich seine Kostbarkeiten packen und fuhr am 5. October, in dunkler Nacht, nach Würzburg ab, nachdem er an seinem Reisewagen sein Wappen hatte abkratzen lassen; die Domherren ließen die mit Edelsteinen und Perlen reich gestickten Meßgewänder, die Bischofsstäbe, das Altargeräthe, die Heiligenbilder, das Gold und Silber des Hofes eiligst nach Düsseldorf schaffen. Allgemein war die Furcht, daß die heranrückenden revolutionären Truppen grimmige Rache für Alles, was in Mainz gegen die Revolution geredet und gehandelt worden war, nehmen würden. Der Adel, die hohe Geistlichkeit, die Emigranten hatten keinen anderen Gedanken, als ihre Person und ihre Schätze in Sicherheit zu bringen. Vom Morgen bis tief in die Nacht drängten sich Kutschen, Chaisen, Frachtwagen, Karren in ununterbrochener Reihe hinüber auf das rechte Ufer; Gespann auf Gespann schleppte Wein, Hausgeräthe, bewegliche Habe jeder Art an den Rhein; Frachtschiffe, Jachten, Nachen fuhren tief beladen nach Coblenz hinab; zu Wagen, zu Pferde, zu Schiff flüchtete die ganze vornehme Welt aus Mainz, ohne auch nur einen Gedanken an Widerstand, oder an die Stadt und den Staat zu haben, dem sie angehörte. In unserer ganzen Straße ist, schrieb Forster am 9. October, nur noch ein Haus außer dem meinigen, aus welchem nicht Alles fortgelaufen; es muß die Kerle zu lachen machen, daß sie einen solchen Schrecken verbreitet haben.

Der Kurfürst hatte bei seiner Flucht den Domdechanten Freiherr v. Fechenbach, den Commandanten der Festung Freiherrn v. Gymnich und den Kanzler Freiherrn v. Albini als

Statthalterschaft zurückgelassen. Albini redete auf dem Rathhause die Handwerksleute als liebe Brüder an, versprach, mit der Stadt zu stehen und zu fallen, und warnte nachdrücklich einen Jeden vor dem Gedanken, aus der Stadt zu fliehen; in derselben Stunde aber, in welcher er diese Worte sprach, wurden seine Stückfässer köstlicher hochheimer Dechantei und seine anderen Schätze vor aller Welt Augen über den Rhein in Sicherheit gebracht. Der Commandant erklärte auf der Wachtstube, von keiner Uebergabe wissen zu wollen, bis ihm das Hemd auf dem Leibe brenne. Eilig sollten nun alle versäumten kriegerischen Maßregeln nachgeholt werden. Einige buntscheckige Haufen Soldaten der benachbarten kleinen Fürsten wurden gesammelt, und den Studenten, Kaufmannsdienern und Handwerksgesellen Gewehre gegeben, um die Stadt zu vertheidigen. Die rheingauer Bauern erhielten die Zusicherung mehrjähriger Befreiung von den bäuerlichen Lasten, wenn sie an den Festungswerken arbeiten wollten. Guter Wille unter den Leuten war vorhanden, aber es fehlte an Schanzzeug; während der beiden ersten Nächte, welche die Arbeiter im Freien zubringen mußten, war vergessen, für Stroh und Holz zu sorgen; der geschriebene Plan, nach welchem die Geschütze aufgefahren und vertheilt werden sollten, war in der Hast verlegt und nicht wieder zu finden. Lafetten, Achsen und Räder zeigten sich unbrauchbar. Pulver war in großer Menge vorhanden, aber unverarbeitet; als Pechkränze und Leuchtkugeln angefertigt werden sollten, konnte weder Pech noch sonstiges brennbares Material herbeigeschafft werden. Das Heer, welches unter solchen Umständen Mainz vertheidigen sollte, bestand nach des Grafen Hatzfeld Angabe aus 1214 Mann Mainzer Truppen, darunter ein Drittel Rekruten, ferner aus 591 Soldaten, die fünf verschiedene Reichsfürsten geschickt hatten, und aus einer kleinen österreichischen Schaar. Die Gesammtzahl der Besatzung betrug 2875 Mann, als Custine am 19. October vor der Stadt erschien. Ein Alarmschuß verkündete den Mainzern die Ankunft des Feindes; Alles lief auf die Wälle, um in sehr getheilter Stimmung die Bewegungen desselben zu sehen.

Unter den wohlhabenden Bürgern hielten Manche alle Greuel einer allgemeinen Plünderung für unvermeidlich, falls die Stadt nicht gehalten werden könne; bis in das Märchenhafte waren die Gewaltsamkeiten, welche die Revolutionssoldaten verüben sollten, durch die Erzählungen der Emigranten vergrößert worden. Wirklich fand sich eine kleine Zahl herzhafter und entschlossener Männer in Mainz, welche bereit waren, mit eigener Gefahr Weib und Kind, Hab und Gut gegen die anrückenden plünderungslustigen Haufen zu vertheidigen, aber es schien, als ob die höheren Offiziere sich vor der Entschlossenheit derselben fürchteten. Die große Mehrzahl der Bürger ward von anderer Stimmung beherrscht. Nachdem sie vom Kurfürsten, Adel und Clerus in Stich gelassen waren, hielten auch sie sich für berechtigt, nur an die eigene Sicherheit zu denken. Die Nachricht vom Rückzuge der Preußen aus der Champagne, die Kopflosigkeit der Statthalterschaft, die Allen sichtbare Verwirrung in den Vertheidigungsmaßregeln ließ voraussehen, daß Custine Mainz wenigstens eben so leicht wie Speier und Worms in seine Gewalt bringen werde. Die Statthalterschaft werde daher, meinten Viele, richtiger handeln, die Stadt sogleich zu übergeben, statt den französischen General durch vergeblichen Widerstand zu erbittern und mit dessen Zorn auch dessen Forderungen zu erhöhen; reize man die Franzosen nicht, so würden sie den Bürgern kein Leid thun, sondern nur die zurückgelassenen Schätze des Kurfürsten und der davon gegangenen Domherren, Adeligen, Hofleute als bonne prise behandeln. Custine hatte nichts versäumt, um die gute Meinung der Bürger zu verstärken; französische Spione erschienen als Zimmerleute und Savoyarden verkleidet in Mainz und brachten bald Diesen, bald Jenen Briefe von Verwandten aus Worms und Speier, die das dortige Benehmen der eingerückten französischen Truppen nicht genug rühmen konnten. Der Commandant von Straßburg entließ fünf und zwanzig in Speier gefangene Mainzer Soldaten, die nun in der Heimath überall erzählten, wie sie und ihre mitgefangenen Cameraden auf Händen getragen und als Brüder behandelt wären. Als Custine vor Mainz selbst erschien, hatte ein Bürger auf seiner von den Franzosen

beſetzten Bleiche für tauſend Gulden Wäſche ſeiner Kunden liegen; er ſchickte gegen Abend Weiber mit Körben hinaus; die Soldaten nahmen ſie freundlich auf, waren ihnen bei dem Zuſammenlegen der Wäſche behülflich, und begleiteten ſie zurück; keinem Bürger nehme ein Franzoſe Etwas, ſagten ſie, und keinem fügten ſie ein Leid zu. Wie ein Lauffeuer gingen alle dieſe beruhigenden Nachrichten durch die ganze Stadt.

Keck geworden durch die Schwäche der Statthalterſchaft und durch die Abneigung der meiſten Bürger, ſich den feindlichen General zum Feinde zu machen, traten auch die eigentlich Unzufriedenen lauter und trotziger auf; unverholen äußerten ſie ihre Freude über das Herannahen der republikaniſchen Truppen und verweigerten ungeſtraft jeden Wachtdienſt; der Kurfürſt, meinten ſie, welcher ſich in Händel, die ihn nichts angingen, gemiſcht habe, möge ſie auch ſelbſt ausfechten; Capitel und Adel hätten die Suppe eingebrockt, der Bürger wolle ſie nicht auseſſen. Schon am Abend des 5. October ging, wenn auch etwas ſchüchtern, ein Mann mit der Cocarde tricolore über die Straße, und wenige Tage ſpäter wurden die dreifarbigen Abzeichen in Mainz ſelbſt zum Verkaufe angefertigt und nicht allein von jüngeren, ſondern auch von älteren Leuten getragen. Der ſchon etwas früher mit ſeiner Geliebten entlaufene biſchöfliche Vicarius und Profeſſor der Philoſophie Dorſch hatte ſich bereits in Straßburg den Franzoſen angeſchloſſen; der Leibarzt des Kurfürſten war unter dem Vorwande, Kranke in Nackenheim beſuchen zu wollen, in das franzöſiſche Lager gegangen; ſtündlich wurde den Franzoſen, da der Kommandant dem Verkehre mit denſelben keine Hinderniſſe in den Weg legte, Nachricht über die Stimmung der Bürger, über den Zwieſpalt und die Unentſchloſſenheit der Generale und den ſchlechten Zuſtand der Werke gegeben. Der Inhalt aller dieſer Berichte zuſammen genommen, konnte allerdings auf den Gedanken bringen, Mainz zur Capitulation aufzufordern, aber nur die Unfähigkeit, Unentſchloſſenheit und Feigheit der kurfürſtlichen Generale machte es möglich, daß am 21. October der Kommandant mit Zuſtimmung des verſammelten Kriegsrathes Mainz wirklich an Cuſtine übergab.

IV.

Forſter's Stellung zur Revolution bis zur Beſetzung von Mainz durch die Franzoſen.

1789 bis 21. October 1792.

Um ein politiſcher Mann zu ſein, fehlte Forſter kaum weniger als Alles. In keinem Staate war er ſo einheimiſch, daß er ſich als Glied deſſelben, welches mit dem Ganzen ſteht und fällt, gefühlt hätte; ähnlich wie Johannes von Müller, wendete er ſich bald dieſem bald jenem Lande zu, je nachdem es ihm Beruf und Unterhalt verſprach; nirgends war er völlig fremd und daher nirgends völlig zu Hauſe. So wenig wie an einen beſtimmten Staat, hielt er ſich für gebunden an eine beſtimmte Nationalität. Als Deutſcher von ſchottiſcher Herkunft, war er unter Polen geboren, war bereits faſt Engländer geworden, als in Caſſel deutſches Leben ihn aufnahm; Pole zu ſein, widerſtrebte ihm freilich in Wilna, aber als ſich Ausſichten für ihn in Spanien zeigten, erklärte er, Spanier werden zu wollen mit Leib und Seele. Wohl war er ſeinem innerſten Weſen nach Deutſcher, aber er wußte es nicht; er hatte weder Nationalgefühl, noch Patriotismus und daher auch keinen politiſchen Sinn, der nur in Beziehung auf ein beſtimmtes Volk und einen beſtimmten Staat möglich iſt.

Politiſche Uebung und politiſche Erfahrung zu gewinnen, hatte er bis zum Ausbruche der franzöſiſchen Revolution in keinem Zeitpuncte ſeines Lebens Gelegenheit gehabt; nie war er von einem politiſchen Intereſſe lebendig ergriffen geweſen, nie hatte er eine politiſche Frage im Zuſammenhange durchdacht und behandelt, nie eine politiſche Correſpondenz geführt; in ſeinen vielen Briefen, welche die mannigfachſten Verhältniſſe berühren, finden ſich kaum ein paar politiſche Aeußerungen und auch dieſe ohne ſelbſtſtändigen Inhalt. Politiſch gehandelt hatte er niemals, auch nicht in den kleinſten Verhältniſſen, und nie Neigung und Befähigung zum politiſchen Handeln gezeigt. Ihm fehlte, wie ſein ganzes Leben lehrte, Selbſt-

ſtändigkeit des Willens; immer war er in ſeinen Entſchlüſſen durch den jezeitigen Umgang und durch die Zufälle und kleinen Nöthen des Augenblicks beſtimmt worden; er hatte in keiner ſeiner wechſelnden Lebenslagen die Verhältniſſe, ſo wie ſie gegeben waren, aufzufaſſen und als Handhabe des Schaffens und Wirkens zu brauchen vermocht, überall vielmehr für eine erſehnte große Thätigkeit andere als die gegebenen Grundlagen geſucht, dem Unerreichbaren nachgejagt, das Erreichbare mißachtet und dadurch bekundet, daß er zum Handeln, alſo auch zum politiſchen Handeln den Beruf nicht habe.

Etwas über ein halbes Jahr war Forſter in Mainz, als die franzöſiſche Revolution ausbrach; ſie ergriff ihn nicht ſtärker, als die Maſſe der Gebildeten, und regte ihn nicht zu neuen ſelbſtſtändigen Gedanken an. Bis zum Frühjahre 1790 ſind ſeine Briefe nur ſelten politiſchen Inhaltes und zeigen, daß manche ſehr kleine Verhältniſſe ihn lebhafter als das gewaltige Weltereigniß beſchäftigten. — Im März 1790 aber ging Forſter nach England, verlockt durch ſeine Reiſeluſt, durch Alexander von Humboldt's Geſellſchaft und durch die Hoffnung, Zahlungen, welche er als Begleiter Cook's bisher vergeblich von der brittiſchen Regierung verlangt hatte, nachträglich zu erhalten. Im Juli kehrte er durch Frankreich zurück. Mit dem Beginne dieſer Reiſe trat in Forſter das politiſche Intereſſe ſtärker hervor und ſprach ſich ſeiner Geſammtanlage gemäß als ungewöhnliche Gabe nun auch der politiſchen Beobachtung aus. Was er auf der dreimonatlichen Reiſe geſehen und gedacht, gab er in ſeiner bekannten Schrift: Anſichten vom Niederrhein, wieder. So weit er Theorien entwickelte oder allgemeine politiſche Anſichten mittheilte, bewegte er ſich nicht außerhalb des Gedankenkreiſes damaliger Zeit; ſobald er aber Thatſächliches bemerkte, beobachtete und darſtellte, trat die ihm eigenthümliche große Begabung in vollem Umfange hervor. Als er Aachen, Lüttich, Brüſſel beſuchte, entdeckte er in deren geographiſchen Verhältniſſen, örtlichen Einrichtungen und geſchichtlichen Entwickelung mit ſchnellem Blicke die beſonderen Gründe der dort ausgebrochenen Unruhen. Handel und Fabriken, Sammlungen und Theater, Gegenden und Zuſtände ſtellte er mit derſelben bewundernswürdigen Anſchaulichkeit dar, wie die

großen und kleinen Menſchen, die Volksmaſſen und Einzelnen, die Gewerke und die Behörden, welche ſich auf ſolchem Boden bewegten. Dieſe friſche Auffaſſung der Wirklichkeit in den „Anſichten vom Niederrhein“ und die ſtete Beziehung des beobachteten Einzelnen auf das politiſche Leben und deſſen Geſtaltung werden ſo wenig, wie die Fülle feiner und treffender Bemerkungen, jemals ihre anregende, feſſelnde und belehrende Kraft verlieren.

Forſter ſelbſt ward in ſeiner politiſchen Anſicht zunächſt durch die Eindrücke beſtimmt, welche das wirkliche Leben dem Naturforſcher der Politik aufdrängten. Es wäre kurzſichtig geträumt, ſchrieb er, dort, wo die Natur Ungleichheit ſetzte, gleiche Rechte fordern zu wollen. — Er wollte den Werth einer Verfaſſung nicht nach Idealen beurtheilt wiſſen, welche man aus philoſophiſchen Compendien abſtrahiren könne, ſondern nach dem Bedürfniſſe der Zeit und der Umſtände; er hielt es für rathſamer, eine alte fehlerhafte Conſtitution zu beſſern, als eine neue zu organiſiren und ſich der Gefahr auszuſetzen, daß das Ganze durch die bei Einführung alles Neuen unvermeidliche Gährung eine andere Form, als die erwartete, gewinne. Mit dieſen Anſichten ſtand Forſter in geradem Gegenſatze zu dem Principe der franzöſiſchen Revolution, welche das Ungleiche als gleich behandeln, die Verfaſſung nach den Lehrſätzen des Naturrechts beurtheilen und den Staat, wie wenn er früher nie geweſen, neu und gleichſam aus Nichts herſtellen wollte. So entfernt Forſter demnach auch davon war, die Theorie der Revolution ſich anzueignen, kehrte er dennoch als ein politiſch Anderer von der Reiſe zurück.

Er hatte nach 12jährigem Aufenthalte in kleinen und elenden Verhältniſſen wieder einmal das gewaltige Leben Englands ſich vor ſeinen Augen bewegen ſehen; er hatte Frankreich mitten in den Vorbereitungen zu der Feier des großen Bundesfeſtes vom 14. Juli 1790 durchreiſt und mit ſtaunender Bewunderung die politiſche Bewegung bemerkt, welche ein ganzes Volk nach außen wie nach innen zu großen, früher kaum geahneten Anſtrengungen fähig und geneigt machte. Dieſen Eindrücken gegenüber mußte ein politiſches Leben unerhört klein und elend erſcheinen, in welchen das Intriguiren der Dom-

herren und der Frau von Cudenhoven, der Familie Hatzfeld und des Stiftadels die treibende Kraft, vergrößertes Einkommen oder erhöhter Einfluß auf den alten schwachen Erthal das eigentliche Ziel bildete. Aussicht auf Fortdauer konnte Forster einem solchen Zustande in unmittelbarer Nachbarschaft des wild aufgeregten Frankreichs nicht zuschreiben und betrachtete sich daher als Glied eines dem Untergange verfallenen Staates.

In England, wie in Frankreich hatte Forster gesehen, daß jedem bedeutenden Manne der freieste Raum, sich durch Wirken und Schaffen zur Geltung zu bringen, gewährt sei; seine eigene Bedeutung kannte er wohl, und die Pflicht, in der Bibliothek die Büchertitel einzutragen, erschien ihm als wenig befriedigender Lebensberuf. England war ihm, da es seine Ansprüche wiederum nicht befriedigt hatte, ferner getreten, aber nicht ohne Sehnsucht sah er hinüber in das nächste Nachbarland, welches ihm, wie Allen, die Möglichkeit zu bieten schien, jede angeborene Kraft zu entwickeln und zu verwerthen. Frankreich stand ihm seit seiner Reise näher, und Alles, was dort geschah, hatte, da er Oertlichkeit, Personen, Zustände mit eigenen Augen gesehen, auch eine persönliche Beziehung zu ihm genommen. Die Nichtigkeit, Anmaßung und Liederlichkeit der seit 1790 sich in Mainz sammelnden Emigranten empörten ihn und ließen alle Schritte, welche Frankreich that, um die Rückkehr der Herrschaft solcher Menschen zu verhindern, als gerechtfertigt oder doch entschuldbar erscheinen. Mit sehr scharfen Worten beklagte Forster zwar immer wieder die wachsenden Greuel in Paris, aber er suchte sie doch auch immer wieder als unvermeidlich sich zu erklären. Kein Fehler, schrieb er im Juli 1791, kein Irrthum, kein Mißbrauch, dessen die Nationalversammlung beschuldigt werden kann, ist, dessen Fluch nicht auf den vorhergehenden Despotismus zurückfällt. Wenn Verderbniß, Infamie, Charakterlosigkeit, kurz die völligste Unsittlichkeit Alles zerrüttet hatte, so darf man nun der paar Unvollkommenheiten wegen, die man an der neuen politischen Form bemerkt, nicht die Dauer jener Abscheulichkeiten wünschen. Ich kann nicht aufhören, zu bewundern, daß so viel Mäßigung, so viel reine, ächte Tugend, nämlich politische Tugend, noch in einem Volke möglich ist, welches Jahrhunderte lang unter

dem elendsten Despotismus und unter einem aller intellectuellen Vorzüge und jedes inneren Werthes beraubten, tief herabgesunkenen Adel seufzte. — Die bestehenden Verfassungen, schrieb er in seiner Beurtheilung Burke's, entstanden auf den Trümmern älterer, welche sie umstürzten. Sollte, was früher geschah, nicht wieder geschehen dürfen, so oft eine Verfassung ihrem Endzweck schlechterdings nicht mehr entspricht, so oft sie die Geisteskräfte fesselt und den Körper entnervt, die sittliche Vollkommenheit untergräbt und die Tugend unmöglich macht? Verfassungen sind menschliche Gebilde, und was sterbliche Menschen hervorbringen, trägt Vergänglichkeit an der Stirne; politische und kirchliche Einrichtungen müssen veralten, erkranken, vergehen und anderen nachfolgenden Verfassungen Platz machen. Nicht die Weisheit oder die Thorheit der französischen Nationalversammlung hat den in Lüsten erschlafften hohen Clerus und den mark- und hirnlosen Adel vernichtet, sondern die gänzliche Unfähigkeit dieser beiden Gesammtheiten selbst hat sie gestürzt. Unter dem entnervenden Joche war die Menschheit schon so tief gesunken, daß die Revolution nirgends einen Kampf und Zusammenstoß großer edler Leidenschaften verursacht, nirgends heroischen Rittergeist, nirgends einen wahrhaft großen Menschen und sogar kaum einen großen Böse wicht hervorgebracht hat. Der Zustand der Gegenwart ist immer in der Vergangenheit begründet; und es wäre nicht zu verwundern, wenn sich in Frankreich wirklich die Spuren der vorangegangenen allgemeinen Verderbtheit, der Krebsfäule des schwelgenden Despotismus auch in der Nationalversammlung äußerten. Alles Böse, was Burke der neuen Regierungsform Frankreichs zuschreibt, könnte wirklich sich finden und dennoch wäre es nicht minder gewiß, daß die Revolution nicht vermieden werden konnte, sondern gleichsam von selbst aus dem scheußlichen Zusammensturz des vorigen rettungslosen und in allen seinen Theilen aufgelösten Staatskörpers entstand. Von einer schauderhaften Cur für eine Nation auf der höchsten Stufe der raffinirten Immoralität ist die Rede. Im großen Gange menschlicher Begebenheiten liegt weit mehr Unwillkürliches, als das stolze, denkende Thier in seinem Freiheitstraume zugestehen will. Die Revolution ist wirklich anzusehen als ein Werk der Gerechtigkeit der Natur.

Die Nationalverſammlung hat nicht daran gedacht, ſo weit zu gehen, wie ſie gegangen, aber die eiſerne Nothwendigkeit der Zeit und der Umſtände hat ſie gezwungen. — Ohne die Jacobiner wäre die Gegenrevolution in Paris ſchon ausgebrochen, ſchrieb Forſter am 5. Juni 1792; ſoll nicht Alles verloren gehen, was man bisher errungen glaubte, ſo müſſen ſie durchaus ſo handeln, wie ſie thun; alle Bande in Frankreich ſind gelöſt, müſſen gelöſt ſein, wenn man nicht die alten Feſſeln wieder tragen ſoll. Dem Hofe iſt es ſchlechterdings nur um ſeinen ehemaligen Glanz und ſeinen Deſpotismus zu thun; Alles mag zu Grunde gehen, wenn nur er auf den Trümmern ſtehen bleibt. — In vierzehn Tagen dürften fürchterliche Exploſionen in Paris vorgehen; das Volk kann man nicht zügeln, wenn es einmal in Bewegung iſt, und doch hat die Freiheit keine andere Stätte in dieſem Augenblick.

Eine revolutionäre Bewegung und Umgeſtaltung Deutſchlands wünſchte Forſter nicht. Bei uns ſind, ſchrieb er im Juli 1791, Mängel, Mißbräuche, Bedrückungen, Ausſaugung des Unterthans zwar auf einen hohen, aber noch nicht auf den höchſten Punct geſtiegen. Man kann es noch aushalten, es iſt Alles noch ruhig. — Forſter aber glaubte, daß der Unverſtand des deutſchen Adels und die Neigung der deutſchen Fürſten, die Revolution in Frankreich mit den Waffen zu bekämpfen, auch in Deutſchland die Revolution herbeiführen werde. Wir hätten, ſchrieb er, noch ein Jahrhundert ohne Revolution ausgehalten; der Krieg beſchleunigt ihre Erſcheinung um mehr als fünfzig Jahre; der deutſche Adel iſt ganz blind vor Wuth, und ſtatt den Zeitpunct wahrzunehmen, um durch vernünftige Entſagungen Alles zum Vergleich zu ebnen, hetzt er die Fürſten an zum Krieg gegen Frankreich und zur Ausübung willkürlicher Gewalt gegen die Unterthanen. So entſetzlich blind ſind unſere Fürſten, daß ſie ſich von den Ariſtokraten regieren laſſen, ſtatt ſelbſt zu regieren, indem ſie den übermüthigen Adel in Schranken hielten. — Wie ſollte es mir, ſchrieb er noch im Februar 1792, einfallen, einen Umſturz predigen zu wollen, den ich ſelbſt nicht wünſche. — Zugleich aber ſprach er aus, daß die Abſtellung der Mißbräuche auch in Deutſchland das Werk einer Gährung ſein werde, welche

in desto längere Anarchie ausarten müsse, je gewisser es an einem großen Manne fehle, der als Haupt einer Partei auftreten könne.

Die politische Unruhe, welche sich in Forster's Ansichten und Urtheilen aussprach, ward durch die unaufhaltsam fortschreitende Zerrüttung seines äußeren und inneren Lebens gesteigert und unheilvoll für ihn und Andere gemacht. Als er Wilna verließ, war er durch eine reiche Unterstützung der russischen Regierung nicht nur schuldenfrei geworden, sondern auch in die Lage gesetzt, den neuen Haushalt in Mainz mit einem kleinen Capital anzufangen. Seine Stellung war nun, wie Wilhelm von Humboldt an Wolf schrieb, unerhört gut; 2600 Gulden Gehalt und gar nichts zu thun, außerdem eine paradiesische Gegend, gutes Clima und die Nähe interessanterer Länder, als die des heiligen römischen Reichs. — Forster selbst indessen war der Meinung, daß er seine Einkünfte auf das Duplum bringen müsse, um auch nur spärlich auszukommen. Nach einem Jahre schon drückten ihn auf das Neue Schulden, die von Monat zu Monat höher stiegen; um Hülfe zu bekommen, wendete er sich an Graf Schlieffen, an Johannes von Müller und hierhin und dorthin, aber vergebens; er übersetzte und schrieb des Gelderwerbes wegen und war dennoch 1792 in eine solche Zerrüttung des Haushaltes gerathen, daß er keinen Ausweg zu finden wußte.

Der Zerrüttung aller äußeren Verhältnisse, in denen Forster sich bewegte, entsprach, sei es als Ursache, sei es als Wirkung, der Zustand seines Inneren. Seitdem er wieder deutsche Luft athmete, war zwar der Einfluß Jacobi's auf ihn stärker als der Lichtenberg's geworden, und seine Aeußerungen über die Fragen der Religion sind von größerem Ernst durchdrungen. Was das Leben sei, schrieb er einmal, welches in uns ist und außer uns auf uns zurückwirkt, wissen wir nicht und möchten dennoch des Lebens Leben gerne begreifen. Wenn wir von Gott gesagt haben: er ist, so haben wir, glaube ich, das Einzige gesagt, was wir ohne Anthropomorphismus sagen können, und dieses Einzige ist wirklich Alles. Zu sein ohne Einschränkung muß wirklich herrlicher sein, als zu sein mit Einschränkung, und Empfinden und Denken sind nur Arten

des eingeſchränkten Seins. Die Gottheit, von deren Art, zu ſein, wir ſchlechterdings keinen Begriff haben, iſt darum nicht ein blindlings nothwendiger, ſondern ein lebendiger, unendlicher, ewiger Grund aller Dinge. Gott iſt, der da iſt, wir ſind in ihm, obgleich, wie wir in ihm ſind, uns unbegreiflich bleiben muß. Chriſtus verſuchte es nie, die Gottheit begreiflich zu machen. Das einzige Bild, das er ſich erlaubte, und zugleich das hinreißendſte, war die Liebe. Er empfahl Glauben an Gott und Vertrauen auf die Liebe deſſen, der ſelbſt lauter Liebe iſt, und er verſprach in dieſem Glauben eine Vereinigung, durch welche Erkenntniß allein möglich wird. — Wenn auch die Briefe, welche Forſter aus Mainz ſchrieb, keinen theologiſch oder philoſophiſch bedeutenden Inhalt haben, ſo geben ſie doch Kunde von einem ſehr reichen Geiſtesleben und von der Mannigfaltigkeit ausgezeichneter Schriften und Perſonen, welche Forſter auf ſich wirken ließ. Hervorgegangen aus lebhaft erregten Stimmungen, regen ſie auch heute noch den Leſer an, mag er ihnen zuſtimmen oder ſie bekämpfen. Forſter dachte und ſprach gerne über Dinge, die, wie er einmal ſagte, doch gleich den Tantalus-Aepfeln ſo hängen, daß wir ſie nicht erreichen können, aber die Geſtalt, welche das Chriſtenthum unter Clerus und Laien in der erzbiſchöflichen Reſidenz oder unter den Anhängern der Aufklärung in dem proteſtantiſchen Deutſchland angenommen hatte, war wenig geeignet, den chriſtlichen Glauben und die chriſtlichen Lehren ihm wieder nahe zu bringen. Heftig ſtieß er jene Zerrbilder der Wahrheit zurück; er wollte die Religion ausſchließlich als Sache des Gefühls; aber der Inhalt deſſelben, der Grund, auf welchem es ruhte, der Gegenſtand, auf welchen es gerichtet war, blieb ihm ungewiß und verhältnißmäßig gleichgültig; die chriſtliche Religion, da ſie ihm nur Eine von vielen gleichberechtigten religiöſen Seelenzuſtänden war, gab ihm in ſeinen verworrenen Verhältniſſen weder Kraft noch Ruhe, und das allgemeine religiöſe Gefühl vermochte nicht, ihm das Bewußtſein der Gemeinſchaft mit Gott und der Abhängigkeit von ihm zu erhalten. Um ſich über die eigenen Schwächen und Sünden im Thun und Unterlaſſen zu beruhigen, ſtrengte er ſich oftmals an, den perſönlichen Gott zu bezweifeln, zu beſtreiten und zu läugnen, und den Menſchen mit Allem, was er iſt und nicht

iſt, als Ausfluß einer eiſernen Naturnothwendigkeit zu betrachten: Sinn und Verſtändniß für die wunderbare Größe der Naturgeſetze hatte Forſter wie Wenige, aber um der Verantwortlichkeit gegen den perſönlichen Gott entledigt zu ſein, meinte er, Geſetze auch ohne einen Geſetzgeber für möglich halten zu können. Viele Stellen ſeiner Briefe zeigen die Fortdauer eines ſtarken religiöſen Bedürfniſſes auch während ſeines Aufenthalts in Mainz, aber weit mehr Stellen noch weiſen nach, daß er keine Befriedigung für daſſelbe zu finden wußte.

Dem elterlichen Hauſe war er längſt mehr als entfremdet; nur mit Unmuth und Schmerz konnte er an den Vater denken; innerhalb der eigenen Familie ſuchte ihn ſchweres Unglück heim, im November 1791 verlor er eine Tochter, im Juli 1792 ſeinen einzigen Sohn, und ſein eheliches Verhältniß fiel mehr und mehr auseinander. Das nagende Gefühl des Unbefriedigtſeins hatte Forſter aus ſeinem Wilnaer Hauſe mit ſich in das Mainzer Haus genommen, und alle die ſchweren Schäden, an denen ſchon die junge Ehe in Wilna gelitten hatte, wirkten in Mainz nicht weniger zerſetzend und erkältend als dort. Die einfachen Elemente zu einem ruhigen, bürgerlichen Wohlergehen waren Forſter verſagt, ſchrieb die Frau in ſpäterer Zeit, und deutet dunkel noch andere Gründe des naheuden Unglücks an. Die Anſichten von Jacobi's Woldemar über Liebe und Freundſchaft hatten, meinte ſie, wohl ſehr auf ihn gewirkt und ſeine innere Zufriedenheit wenig gefördert. Mancher gute Kopf jener Zeit abſtrahirte ſich aus dem ſpitzfindigen verbiage dieſes geiſtvollen Buches eine gegen reine Sittlichkeit und der zu ihr erforderlichen Selbſtherrſchaft anſtrebende Art, ſich zwiſchen erhabenen Gedanken, edlen Gefühlen und krankhaft thätiger Sinnlichkeit abzufinden. — Die Ehe war, äußert ſich gleichfalls die Frau, keine glückliche mehr. — Zwar bewahrten ſich beide Ehegatten gegenſeitige Achtung, ſchonende Nachſicht und geiſtigen Verkehr; nie hörte die Familie aus Forſter's Munde ein rauhes Wort; im Hauſe, wie in der Geſellſchaft, war ſeine Haltung immer fein und geſittet, aber der Ehe war die Seele genommen, und als Huber, damals Secretär bei der ſächſiſchen Geſandtſchaft in Mainz, dem Forſter'ſchen Hauſe nahe trat, übte, wie Sömmering's Lebensbeſchreiber, Wagner,

ſich ausdrückt, das, was in Goethe's Wahlverwandtſchaft mit tiefer pſychologiſcher Kenntniß geſchildert iſt, auch über die unbewachten Herzen beider Ehegatten ſeine Macht. — Forſter's Schwiegervater ſah bei einem Beſuche im October 1791 ſeiner Tochter unglückliche Leidenſchaft keimen und klagte ſpäter in tiefem Schmerze: Forſter war mir der Gegenſtand des Kummers ſeit ſo vielen Jahren, da ich ſah, was er durch ſeine unglücklichen Verhältniſſe mit Thereſe litt.

Ob mehr Unglück oder mehr Schuld, ob mehr der Eine oder der Andere der Ehegatten eine ſolche Entwickelung herbeigeführt hatte, iſt ſchwer zu entſcheiden, jedenfalls aber erfüllte ſie Forſter mit Gram und Bitterkeit. Er bat Jacobi am 5. Auguſt 1792, ſeine Ausbrüche des Mißmuths, der Hypochondrie und der Traurigkeit damit zu entſchuldigen, daß er Augenblicke habe, wo eine andere Gattung von Unglück ihn das Unglück ſeiner äußeren Lage tiefer empfinden laſſe. Er deutete in einem Briefe an Johannes von Müller ſchmerzlich auf eine Art des häuslichen Kummers hin, die vermuthlich nur gute Menſchen verwunden könne. Es iſt zum Erſtaunen, ſchrieb er an Lichtenberg, was man nicht Alles über ſich muß ergehen laſſen, was man nicht Alles erfahren muß, blos um es erfahren zu haben, denn ſonſt weiß ich keine andere Abſicht, welche das Schickſal mit uns haben kann, wenn es die empfindlichſten Leiden über die reizbarſten Gemüther verhängt. Ich glaube, ich bin ſeit Jahr und Tag wenigſtens um 20 Jahre älter geworden, ich fühle mich wie eine Pflanze, die von Froſt berührt iſt und ſich nicht wieder erholen kann. —

Die ſeltſame Thatſache, daß für Forſter aus der Ehefrau eine nahe Freundin ward, die er ſchonte, ehrte und achtete, mit der er fortdauernd zuſammen lebte und in lebendigem geiſtigen Verkehr ſtand, ſchärfte den Schmerz über die innerlich gelöſte Ehe und machte das ganze Verhältniß nur noch unnatürlicher, unſittlicher und verwirrender. Forſter, von Frau und Kindern umgeben und Haupt eines geiſtig belebten und geſuchten Hauſes, war dennoch ohne Familie und Familienleben. Statt Ruhe und Kraft gab das Haus ihm Zwieſpalt und aufreibenden Schmerz.

Gram und innerer Kampf, Sorge und äußere Noth hatten Forster's Gesundheit, die seit den Anstrengungen und Entbehrungen der Entdeckungsreise nie wieder fest geworden war, mehr und mehr zerrüttet und Schwermuth und Reizbarkeit verstärkt. Schon im Spätherbst 1791 schrieb er nach harter Krankheit an Jacobi: ich habe mich vielleicht in meinem Leben in keiner drückenderen Lage befunden, als jetzt. Das ganze Jahr hindurch habe ich unablässig mit eisernem Fleiße und großer Anstrengung des Geistes gearbeitet. Meine Kräfte sind erschöpft, mein Körper ist keiner Anstrengung mehr fähig, mein Geist ist erlahmt und ich habe die betrübteste Aussicht auf den Winter und auf das künftige Jahr vor mir. Es ist, als ob mir Alles zu Wasser werden müßte; nichts gedeiht mir, je mehr ich arbeite, desto ärger zerrinnt es mir unter den Händen. — Ich brachte, schrieb er im April 1792 an Lichtenberg, einen kläglichen Winter in Abspannung und Unthätigkeit zu und verfiel im März wieder in eine Krankheit, die mich acht Wochen lang hingehalten und alle meine Kräfte ausgesogen hat. Ich fühle meinen Kopf so leer, wie einen ausgehöhlten Kürbis. — Diese Abspannung, schrieb er im April an Jacobi, verbunden mit so mancherlei traurigen Erfahrungen, die ich seit etwas mehr als einem halben Jahre gemacht habe, vermindert denn allerdings das Interesse, das man an dem elenden Leben hat. —

Seit dem Mai 1792 fühlte Forster sich wieder frischer, aber die Reizbarkeit eines kranken Körpers blieb und steigerte das quälende Bewußtsein, nicht geworden zu sein, was er hätte werden können und sollen, fast bis zur Verzweiflung über ein verfehltes Leben. Den ganzen Winter muß ich compiliren und übersetzen, hatte er schon im November 1789 geschrieben, mein Kopf ist leer; ich weiß der Welt nichts Eigenes mehr zu sagen. Wer doch auch nach Italien oder nach England, oder nach Spanien, oder noch weiterhin, wo nur irgend Neues zu sehen ist, reisen könnte, denn am Ende mehr hat man doch nicht, als was Einem durch diese zwei kleinen Oeffnungen der Pupille fällt und die Schwingungen des Gehirns erregt. Anders, als so, nehmen wir die Welt und ihr Wesen nicht in uns auf. Ich werde in diesen Tagen

fünf und dreißig Jahre alt; die beste, weit die beste Hälfte des Lebens ist dahin und mir wie unnütz verflossen. Ich wende mich fort von dieser öden Ansicht. — Er klagte, daß er Jahre bedürfe, um durch nachgeholte Lectüre der Alten erst Schriftsteller zu werden, daß er nicht aus dem Centro wirke und außer einer Seereise und einem Panegyricus auf einen Seefahrer noch nichts Rechtes geschrieben habe, sondern als completter Schriftsteller des 18. Jahrhunderts Waare für Geld liefere.

Forster fühlte sein geistiges Leben durch die Gesammtlage, in welche er gerathen war, schon jetzt gebrochen und für eine nicht ferne Zukunft mit gänzlichem Untergange bedroht. Sich aus dieser Lage fast um jeden Preis zu befreien, erschien ihm nicht allein als Recht, sondern auch als Pflicht. Er wollte eine Stellung, in welcher er seinen Kräften angemessen handeln und wirken und seine außerordentlichen Gaben zeigen und verwenden konnte; er wollte eine Stellung, welche ihm die drückende Schuldenlast abnahm und Auskommen für die Zukunft verhieß; er wollte bewegte, spannende Verhältnisse, um in der Aufregung des Augenblicks den Druck des häuslichen Leidens zu vergessen. Unruhig suchte er nach irgend einer Thätigkeit ungewöhnlicher Art. Jede Aussicht auf eine neue Entdeckungsreise war verschwunden und die französische Revolution gab allem Wünschen und Suchen der Zeit eine politische Färbung; jeder Mann wollte ein politischer Mann sein. Auch Forster ward von der Strömung der Zeit erfaßt und wähnte, auf dem politischen Gebiete Ungewöhnliches sein, leisten und gelten zu können. Politischer Fanatismus, wie politische Begeisterung war ihm auch jetzt zwar fremd, noch am 10. September 1792 schrieb er an Johannes von Müller, ich kann nichts dafür, daß mich meine leidige Schriftstellerei ins politische Fach pfuschen läßt; was der Buchhändler fordert, muß er haben und heutigen Tages wird fast jede Wissenschaft auf die Politik bezogen. — Forster's innere und äußere Lage war indessen der Art, daß sie wohl zu einem verzweifelten Schritte versuchen konnte, und der Mann, welcher unter allen Menschen ihm am nächsten stand und am meisten über ihn vermochte, Sömmering, war in den entscheidenden

Augenblicken entfernt von ihm auf seiner Hochzeitsreise in Wien. Als Custine Speier und Worms genommen hatte, war Forster's Freude an dem heftig bewegten Leben der jungen Republik, deren Truppen jetzt siegreich nahten, und sein Ekel vor dem elend-fliehenden Mainzer Hofe und Adel zu groß, um auch nur den Gedanken in ihm aufkommen zu lassen, das eigene Geschick an das der bisherigen Regierung zu binden; er blieb in Mainz, auch als Custine am 21. October 1792 eingerückt war, und nun war es freilich unmöglich, daß ein Mann, der, wie Forster, sein ganzes Leben hindurch nach Thun und Wirken verlangt hatte, sich mit Landkarten und botanischen Schriften hätte in der Arbeitsstube verschließen können.

V.

Kurmainz unter französischer Militärgewalt.

21. October 1792 bis 22. Juli 1793.

Mit banger Erwartung sahen die Mainzer dem Augenblicke des Einmarsches der Franzosen entgegen. Die Brigands, die Cannibales, von denen die Emigranten erzählten, sollten nun wirklich erscheinen; an Mannszucht glaubte Niemand und Plünderungen schienen unvermeidlich. Am Nachmittage des 21. October 1792 verkündete Trommelschlag die Ankunft der gefürchteten Gäste; Linientruppen, Freiwillige, Nationalgarden drängten sich in buntem Gemenge durcheinander; wohlgekleidete junge Leute mit einnehmenden Gesichtszügen und feiner Haltung zogen neben schmutzigen, zerlumpten Kerlen einher. Viele waren wirklich ohne Schuhe und Strümpfe und trugen ihr Commisbrod oder ihre Portion Fleisch gespießt auf Piken und rostigen Bajonetten; überall die rothe, schreckliche Jacobinermütze auf Fahnen und Standarten; aber dennoch war alle Furcht der Mainzer schnell verschwunden, als sie die kleinen, beweglichen und munteren Soldaten sahen, die ihren Führern gehorchten, sich schwatzend unter das Volk mischten, Freiheit, Republik, Brüderlichkeit jubelten und den Hütten Frieden, Krieg den Palästen verkündeten. Alle Straßen füllten

ſich mit Männern, Frauen, Kindern, die neugierig dem unbekannten Schauſpiele zuſahen und dankbar waren, durch geordnete Kriegsgewalt von den bereits verſuchten Plünderungen des Mainzer Pöbels gerettet zu ſein.

Die Bürger betrachteten anfangs die franzöſiſche Beſatzung nur als ein vorübergehendes Kriegsereigniß und warteten, ob nicht, wie ehedem, von der kurfürſtlichen Regierung angeordnet werden würde, was zu thun und was zu laſſen ſei. Niemand wußte ſich ohne die gewohnten Verfügungen zurecht zu finden. Es iſt unglaublich, ſchrieb Forſter am 24. October, wie ſtupid das Volk iſt; jetzt kommt ihre Leere und Charakterloſigkeit erſt recht zum Vorſchein. Sie wiſſen gar nicht, wie ihnen geſchehen iſt, und vermiſſen ihre gnädigen Herren. — Die Mainzer ſind noch conſternirt, ſchrieb er um dieſelbe Zeit, und hängen die Köpfe und wiſſen nicht, was ſie ohne ihre Treiber anfangen ſollen. — An den Coadjutor Dalberg wurden Boten mit der dringenden Bitte geſchickt, ſofort nach Mainz zu kommen und ſich der Angelegenheiten anzunehmen; die Meiſten hofften, daß der Kurfürſt ſelbſt nach bald geſchloſſenem Frieden zurückkehren werde, und träumten von Nationalvertretern und Einrichtungen, wie die erſte franzöſiſche Verfaſſung ſie feſtgeſetzt hatte.

Von längerer Dauer konnte indeſſen dieſe Stimmung nicht ſein. Die bis auf ihre letzten Ausläufer entflohene alte Obrigkeit ließ nichts von ſich hören; wo der Kurfürſt ſich verborgen hielt, wußte Niemand; ſein Coadjutor Dalberg und alle Domherren, Albini mit der geſammten Statthalterſchaft, der Adel ohne Ausnahme, die hohe Geiſtlichkeit, die reichſten Bürger waren verſchwunden; wer hätte für den Kurfürſten, die alte Regierung, den Stiftsadel, den Clerus kräftig auftreten ſollen? Darf man, ſchrieb Forſter am 27. October, ſagen, daß man für den Kurfürſten ſei, der die Witwen- und Pupillen-Kaſſe mit ſich genommen hat und von den Thränen der Waiſen ſeines Leibes pflegt; oder für einen Adel, der ſeine Stellung nur darauf gründet, daß er geborner Schützer des Volkes heißen will und nun auf den erſten Anſchein der Gefahr das Volk im Stiche läßt, Alles, was er bewegliches hat, flüchtet, mit ſchändlicher Furcht flieht und dann von der Bürgerſchaft

verlangt, daß ſie ſich wehren ſolle; oder für eine Geiſtlichkeit, die ſich eben ſo feig und eigennützig wie der Adel gezeigt hat. Nein, beim Himmel, es iſt unmöglich. — Zugleich wurde der fortgeſetzte Rückzug des preußiſchen Heeres aus der Champagne und das Vordringen der Franzoſen, mit vielen Uebertreibungen ausgeſchmückt, allgemein bekannt und ließ den Sieg der franzöſiſchen Republik als einen definitiven erſcheinen. Mehr und mehr trat die Ausſicht auf Rückkehr der alten Regierung und der alten Zuſtände in den Hintergrund. Das wird Niemand läugnen, ſchrieb Forſter am 10. November, daß wenn die Mainzer bei dieſer Gelegenheit frei werden können, ſie gewaltige Narren wären, es nicht zu thun, und ſo viel bon sens ſcheinen ſie wirklich zu haben. Die Mainzer Emigranten, vom Kurfürſten an, kommen gegen das Wohl des ganzen Landes in keinen Betracht, und übrigens iſt der allgemeine Wille ſchon entſchieden, und jeder Verſuch, die Gegend von Speier bis Bingen von der Freiheit abzubringen, kommt zu ſpät. — Es unterliegt keinem Zweifel, daß Forſter ſchon in den erſten Tagen des Novembers an eine republikaniſche Geſtaltung des linken Rheinufers dachte, aber nicht er war es, welcher zunächſt den Gang der Mainzer Angelegenheiten beſtimmte.

Männer wie Wedekind, Blau und einzelne Andere wollten nicht allein republikaniſche Verfaſſung, ſondern auch liberté und égalité im Sinne der Jacobiner; ſie hatten ſchon vor der Einnahme von Mainz mit den Franzoſen in Verbindung geſtanden und ihren Anhang bei Cuſtine's Annäherung vergrößert. Mit dreifarbigen Cocarden an den Hüten waren ſie unter dem Rufe: vive la nation, den einziehenden Truppen entgegen gegangen und hatten ſich Cuſtine als warme Freunde und treue Stützen dargeſtellt; ſie bekannten ſich laut zu den Jacobinern, ihr ça ira, die Carmagnole, die Marſeillaiſe ertönte auf allen Straßen, und am Tage ſchon nach dem Einmarſch der Franzoſen traten ſie zu einer Volksgeſellſchaft zuſammen, in welcher ſie ihre Lehren und Forderungen ausſprechen, verbreiten und zur Geltung bringen wollten. Cuſtine nahm ſie unter ſeinen Schutz und gab ihnen den großen, prächtig geſchmückten Concertſaal im Schloſſe als Verſamm-

lungsort; jubelnd zog die Masse in die Prunkgemächer des Kurfürsten, wo Adel und Clerus geschwelgt; Handwerker, Kaufleute, Gelehrte, Geistliche fanden sich hier zusammen, um mit apostolischem Eifer, wie Forster sich ausdrückt, die Mainzer zum fränkischen Republikanismus zu bekehren. Schnell vergrößerte sich die Gesellschaft, Jeder, der sich meldete, ward dem Grundsatze der égalité entsprechend ohne Weiteres aufgenommen; neben einigen redlichen, aber unbedeutenden Phantasten sammelte sich ein Schwarm roher junger Leute und Menschen, die lange schon in schlechtem Rufe standen und nichts zu verlieren hatten; die Einen wollten früher erlittene Unbilde rächen, die Andern durch die Franzosen Geld, Ansehen, Einfluß gewinnen. Als Zuhörer strömten täglich Tausende herbei, welche neugierig die Versammlungen der Volksgesellschaft besuchten und mit rauschendem Beifalle erfüllten. Manche Reden, welche damals die Freunde der Freiheit und Gleichheit in ihren Zusammenkünften hielten, haben sich gedruckt erhalten; obschon es gewiß die hervorragendsten sind, ist keine unter ihnen, die durch geistigen Gehalt, durch Neuheit oder Größe des Gedankens, durch Stärke des Gefühls, durch Feuer oder Kraft des Ausdruckes auf irgend eine Bedeutung Anspruch machen könnte. Sie müssen sämmtlich auch die Hörer gelangweilt und können nur an einzelnen Stellen Ueberraschung und Staunen durch die damals noch neue Frechheit hervorgerufen haben, mit welcher bisher verehrte Zustände und Personen angegriffen und der herkömmliche Druck der Bürger und Bauern, oder die Schäden der Regierung, des Adels und des hohen Clerus offen gelegt wurden.

Georg Wedekind sagte mit Stolz: ein Mann, wie ich, der täglich zum Volke redet, und wiederholte doch nur in platter Breite immer von Neuem die alltäglichsten Revolutionsphrasen über Verfassung, Freiheit und Gleichheit, über die Schlechtigkeit der Fürsten und über die Verpflichtung der Mainzer, sich nicht mit einer Verbesserung des Bestehenden zu begnügen, sondern eine Revolution zu unternehmen. Alle Regierungsformen, mit Ausnahme der auf Volkssouveränetät gegründeten, sind unhaltbar, rief er einmal dem Club zu, aber die allerlächerlichste und allerabenteuerlichste ist die Monarchie, weil sie eine Menge

von Absurditäten in sich schließt und sich nicht auf offenbare Gewalt, sondern auf List und Betrug, auf Eitelkeit und das Vorurtheil der Ehre stützt. Durch argumenta ad hominem, zum Theil dem Mainzer Hofe entnommen, machte er die Mißbräuche in der Monarchie lächerlich und stellte sie als das Wesen der Monarchie dar. Wie entstand die Monarchie, fragt er? Eine Räuberbande versammelte sich, um ein Land zu überwältigen, nach geendigtem Unternehmen nahm das Oberhaupt der Räuber den Titel eines Monarchen an und so entstand die Regentenwürde. Was ist die Monarchie, fragte er weiter; nichts anderes, als eine Despotie, die man dem Volke durch eine Menge von größtentheils lächerlichen Formalitäten behaglich zu machen sucht; der Monarch thut dasselbe Böse, wie der Despot, aber unter Beobachtung hergebrachter Formen. — Die Monarchie zu beseitigen, stellte er den Mainzern nicht allein als Recht, sondern auch als Pflicht dar; der Kurfürst ward persönlich in seinen öffentlichen und Privatverhältnissen angegriffen, die Domherren als unwissende Menschen, die fressen, saufen und — definirt. Nachdem Erthal durch sein schändliches Fortlaufen den Contract mit dem Mainzer Volke gebrochen habe, müsse, hieß es, eine Constitution, ganz auf die Rechte der Menschen gegründet, ins Leben geführt werden.

Nur keinen Fürsten, sprach Mathias Metternich, „Neufrankenbürger und Professor;" ist er da, so wird er sich doch Kammerdiener und Laquaien, Minister und Soldatenchefs ernennen dürfen, und wenn er das darf, so ist schon alle Grundlage zu der Despotie wieder vorhanden; hier helfen Landstände nicht; alle Einschränkungen, die man auch ersinnen mag, sind nicht im Stande, solche fürchterliche Bande im Zaum zu halten. — Der Despotismus, dieses Ungeheuer, welches hoffentlich bald den entscheidenden Todesstoß bekommen und der alle seine Beschützer, mögen es reichstädtische Tyrannen oder Böswichter auf Thronen sein, in die Hölle mit sich fortreißen wird, hat bisher die Bekanntmachung meiner Mittheilungen verhindert; mit diesen Worten begann Georg Wilhelm Böhmer eine Rede und stellte dann alle von Emigranten und Aristokraten früher einmal ausgesprochenen übermüthigen und höhnenden Worte, welche er hatte auffinden können, zusammen.

Eine unerwartete und bedeutende Verstärkung erhielt der Club durch Forster's Zutritt. Demokratische Neigungen hatten nie in der Natur desselben gelegen; immer vielmehr hatte er sich dem ausschließlichen Verkehre mit der Aristokratie des Geistes, der Bildung, der Geburt zugeneigt und bis zur Einnahme von Mainz mit keinem einzigen Revolutionär, weder in Frankreich noch in Deutschland, Zusammenhang gehabt; auch zu den anrückenden französischen Heeren stand er in keiner Beziehung irgend einer Art; unter den Führern des neu gegründeten Clubs war Niemand, mit dem er früher Umgang gehabt hätte; auf Massenversammlungen zu wirken, fehlte ihm jede Begabung; er war kein Mann für den großen Haufen. Die Aufregung aber, in welche Mainz und er selbst durch das Einrücken der Franzosen gerieth, that ihm wohl; sie unterbrach die kleinliche Alltäglichkeit und zog ihn ab von dem Schmerze über den Zustand seines Hauses und seiner Familie. Der Gedanke, Custine's Anwesenheit in Mainz als Brücke zu gebrauchen, auf welcher er nach Frankreich und auf ein Feld großartiger Thätigkeit gelangen könnte, beschäftigte seine aufgeregte Phantasie, der sich manches Unmögliche als möglich, und manches Mögliche als gewiß darstellte. Vor Allem suchte er mit Custine in persönliche Verbindung zu treten; am 25. October schon ward er von demselben als Mitglied einer Deputation empfangen, welche Sicherstellung des Universitäts-Eigenthums erbitten sollte. Vielleicht werde ich näher dadurch mit ihm bekannt, wenn er anders für so Etwas Sinn hat, hatte er am Tage vorher geschrieben; nach der Audienz aber äußerte er: es scheint nicht, daß ich ihm näher getreten bin. Für Custine war der berühmte Gelehrte und Reisende ziemlich gleichgültig, aber er erkannte in Forster schnell den bedeutenden, einflußreichen, redlichen Mann und begehrte dessen Eintritt in den Club, den er gebrauchen wollte, um die Bevölkerung der Stadt und der Aemter zu einer feierlichen Bitte um Anschluß an die französische Republik zu bestimmen.

Forster hatte sich entschieden gegen die Gründung des Clubs ausgesprochen; ihm war, wie er schrieb, der Schuster- und Schneider-Enthusiasmus zuwider, den gewisse arme Sünder hätten. — Als die Volksgesellschaft dennoch gegründet war,

betrachtete er ſie anfangs mit Geringſchätzung. Ich fürchte den Club nicht, ſchrieb er, die Leute können dort nichts und fühlen ihre Ohnmacht. — Nehmen ſie den Jacobinern zu Mainz, äußerte er ein anderes Mal, den Schimmer, den der prächtig erleuchtete Verſammlungsort um ſie her verbreitet, und die weſentlichen Vorzüge einiger rechtſchaffenen und aufgeklärten Männer hinweg, ſo bleibt eine ungleichartige Maſſe zurück, die den edlen Sinn des gebildeten und geſitteten Menſchen auf keine Weiſe befriedigt. Die jugendliche Selbſtzufriedenheit und Anmaßung des Einen, der Eigennutz und die zweideutigen Abſichten des Andern werden bald der guten Sache der Freiheit mehr Nachtheil bringen, als die Einſicht der achtungswürdigen Mitglieder zu ihrer Empfehlung wirken kann.

Forſter's Briefe, die gleichzeitigen, wie die etwas ſpäter geſchriebenen, laſſen keinen Zweifel darüber, daß er nicht in den Club getreten ſein würde, wenn ſich ihm auch nur für die nächſte Zeit Ausſicht auf Unterhalt und geſicherte Lebensſtellung eröffnet hätte; ſelbſt ſeine Witwe hatte noch dreißig Jahre ſpäter dieſe Ueberzeugung und ſprach ſie aus; aber nicht einmal für wenige Wochen hatte er die nöthigen Mittel in der Hand; das Gehalt der Univerſität fiel mit der franzöſiſchen Beſetzung fort, auf das Ungewiſſe hin mit Frau und Kind in der Welt umher zu irren, ſchien ihm unmöglich; nur in Frankreich glaubte er Ausſicht zu haben, und um nach Frankreich zu gelangen, mußte er ſich den republikaniſchen Bewegungen, welche Cuſtine verlangte, anſchließen. Ich habe mich, ſchrieb er am 27. October, mit mehreren gutgeſinnten Männern bisher von Allem zurückgehalten, allein dieſe Neutralität iſt mißlich; die Kriſis naht heran und man wird Partei ergreifen müſſen.

Am 5. November trat Forſter in den Club; er fühlte wohl, daß er ſich unter Menſchen begab, in deren Geſellſchaft ſein edler, geiſtiger Sinn nicht gehörte, aber er ſuchte den entſcheidenden Schritt vor ſich und Anderen durch die Behauptung zu rechtfertigen, daß jetzt die Erhaltung des Privateigenthums nur geſichert werden könne, wenn redliche Männer ſich der Bewegung anſchlöſſen und deren Leitung in die Hand nähmen. Forſter hatte in der That gehofft, durch das Gewicht

ſeines Geiſtes und ſeines Namens dem Club einen neuen Charakter zu geben; es iſt erſtaunenswürdig, ſchrieb er unmittelbar nach ſeinem Eintritt, wie man auf Menſchen wirken kann; die Maſſen werden doch bewegt, wenn die rechten Hebel kommen. — Bald aber ſah er ſich bitter getäuſcht; er gewann nicht nur keinen leitenden Einfluß, ſondern ward auch ſelbſt mehr und mehr von dem wüſten Lärmen betäubt und überwältigt und in das wilde Treiben des Clubs hineingezogen.

Der Club hatte für ſeine Thätigkeit zunächſt nur ein einziges Ziel; er wollte Bürger und Bauern beſtimmen, ein Geſuch um Einverleibung in die franzöſiſche Republik mit möglichſt großer Majorität zu beſchließen und nach Paris zu ſenden. Selbſt Johannes von Müller, der, um ſeine Habſeligkeiten in Sicherheit zu bringen, in den erſten Tagen des Novembers von Wien nach Mainz kam, war der Meinung, ein Mittelding werde Niemand befriedigen; für den Fall, daß Pariſer Scenen zu befürchten ſeien, gelte es tout ou rien, alſo zur Republik, und zwar zur franzöſiſchen; werde Mainz durch den künftigen Friedensſchluß wieder deutſch, ſo würde Frankreichs Schutz ihm doch eine gemäßigte Verfaſſung ſichern. Oft glaubten die Clubiſten, der Erreichung ihres Zieles nahe zu ſein. Das Volk ſchmäht den Kurfürſten, ſchrieb Forſter einmal; Alles ſchreit, er ſolle nicht wieder her. Die Stimmung gegen die vorigen Einrichtungen iſt jetzt entſchieden, heißt es ein anderes Mal, und beinahe eben ſo laut wird auch der Wunſch ausgeſprochen, auf neufränkiſche Art frei zu ſein; man republikaniſirt Mainz aus allen Kräften, ſo daß es die Fürſten gewiß nicht als res integra wieder bekommen.

Wie irrig dieſe Anſichten der Clubiſten waren, zeigte die Haltung, welche die Bevölkerung in der Reſidenz, wie in den Aemtern des linken Rheinufers annahm. Als Cuſtine am Tage nach ſeinem Einzuge die Mainzer zu einer Verſammlung auf das Rathhaus berufen hatte und dort ſelbſt zu ihnen reden wollte, waren nicht hundert erſchienen, und als er ihnen im Namen Frankreichs Schutz gegen alle Feinde verſprach, wenn ſie die Republik conſtituiren wollten, riefen nach Forſter's eigener Angabe nur zehn oder zwölf: es lebe die Freiheit!

es lebe die Republik! Die Zünfte, welche Custine später versammelte und aufforderte, die französische Verfassung zu begehren, ließen sich auf Nichts ein; in der Kaufmanns-Innung zeigten sich nur dreizehn Mitglieder willfährig; Eingaben wurden gemacht, welche Rückkehr des Kurfürsten und Herstellung der alten Verfassung nach Beseitigung der Mißbräuche und Privilegien verlangten.

Die Clubisten, gereizt durch das zähe Festhalten der Bürger, griffen mit steigender Heftigkeit jede Regierungsform an, welche sich der in Deutschland hergebrachten näherte. Ich sehe, rief Metternich einmal auf der Rednerbühne aus, einen großen Theil unserer Mainzer der sie anlächelnden glücklichen Zukunft den Rücken wenden, täuschenden Versicherungen Glauben beilegen und dem dauerhaften Glücke absagen. Die Erlöser, die Neufranken, sind gekommen, aber die Grundlehren der Volksglückseligkeit werden nicht einmal verstanden; es braucht Jemand nur Religion zu heucheln, so wird ihm auch der handgreiflichste Unsinn geglaubt; wie schüchterne Hasenfüße lassen sich Viele in Furcht jagen, und die Ausflickung der alten Regierungsform, so oft schon widerlegt, findet immer wieder Anhang.

Auch außerhalb seines Versammlungsortes suchte der Club jacobinische Aufregung zu verbreiten. Die französische Feldmusik an der Spitze, zog er am 3. November aus und richtete unter Absingung des ça ira und unter lautem: Es lebe die Freiheit! es lebe die Gleichheit! es lebe die Republik! den ersten Freiheitsbaum auf deutschem Boden auf, behangen mit dreifarbigen Bändern und der rothen Jacobinermütze. Eine Masse kleiner Schriften und fliegender Blätter sollte Bürger und Bauer, die sich fern von dem Gerede des Clubs hielten, gewinnen, aber die breite Wiederholung des auch damals schon oft Gehörten machte nur dann einen Eindruck, wenn die Lasten, welche namentlich auf die ländliche Bevölkerung drückten, grell geschildert und die Befreiung von denselben in nahe Aussicht gestellt ward. An Friedrich Wilhelm Hohenzollern, dermalen König aus Preußen, ward von dem Feinde aller Könige, dem Republikaner Pape, Mitglied der Gesellschaft der Freiheit und Gleichheit zu Mainz, Straßburg, Schlettstadt, Colmar und Münster, auch Correspondenten der heimlichen

Clubs in den preußiſchen Staaten, eine Zuſchrift gerichtet, in welcher es heißt: Nur alle Hoffnung aufgegeben, König; alle Throne auf Erden wanken und kein Jahr mehr, ſo ſind ſie alle zu Boden geſtürzt; die Standarten unſerer Helden führen die Deviſe: Untergang den Deſpoten. Alle deine Maßregeln ſind vergeblich, fliehe mit dem Reſte deiner Sklaven nach Hauſe, und erkläre ſelbſt deine ſogenannten Unterthanen frei, das iſt: werde Menſch und Bürger. — Die wahre Freiheit beſteht darin, ſchrieb, „im erſten Jahre der Republik, wo die Franken ihren König abgeſetzt haben," Georg Wilhelm Böhmer an die Bauern zu Sarnsheim, daß kein Deſpot in der Welt euch zwingen kann, ſeine Ochſen oder Eſel zu ſein, daß der Menſch ein Menſch und kein Laſtthier iſt, wofür man Euch bisher gehalten, daß der Arme ſo viel Rechte hat, als der Reiche, daß jetzt Alles nach vernünftigen Geſetzen, die das Volk ſelbſt ſich machen läßt, nicht nach dem Willen, oder Dummheit, oder Bosheit eines Einzigen gerichtet wird, und daß der König, wenn er ſein Volk beſtiehlt, eben ſo behandelt wird, wie der Bauer, wenn er ſeine Nachbarn beſtiehlt. — Ausführlich beſprach eine Schrift zum Unterricht für die Bewohner des Erzbisthums Mainz dieſen Gegenſtand. In Frankreich ſind alle Menſchen frei, lehrte dieſelbe, es gibt da keine Leibeigene, auch iſt kein Menſch Herr des Anderen; in Frankreich ſind alle Menſchen gleich an Rechten, der Sohn eines Landbauern kann eben ſo gut Miniſter oder Erzbiſchof werden, wie der Sohn eines Königs; außer den Abgaben an das Volk zahlt man keine andere an ein Domkapitel oder Edelmann; gebrechliche Arme werden unterſtützt, Arbeitsloſen hilft man zum Verdienſt, die Anwerbungen zum Soldatenſtande ſind freiwillig, die Soldaten bekommen keine Stockſchläge, aber guten Sold und Fleiſch zum Brod, und können Unteroffiziere, Lieutenants und Generale werden. Die Waffen der Franken bringen Euch, liebe Handwerker und Landbauern am Rhein, langen Frieden und den größten Wohlſtand, traut auf Gott, welcher die Franken in allen ihren Unternehmungen ſo ſichtbar unterſtützt, denn umſonſt arbeiten Diejenigen, welche ein Haus bauen, wenn es Gott nicht ſchützt; lange ſchon hätten die

Franken zu Grunde gehen müſſen, wenn ihre jetzige Freiheit Gott nicht wohlgefällig geweſen wäre.

Die Folgerungen aus dieſem Unterricht zog eine andere Schrift: „Wie gut es die Leute am Rhein und an der Moſel jetzt haben können.“ Hört mich, lieben Leute, heißt es, ich meine es von Herzen gut mit Euch. Euer Gewerbe, Eure Handthierung, Euer Feldbau konnte nicht zum völligen Wohlſtand kommen, weil hinderlich waren:

1) Die Leibeigenſchaft, die unſeres Herr Gottes freien Menſchen wie ein Stück Vieh betrachtet, und nicht einmal unentgeltlich ſterben läßt.

2) Das Kopfgeld, welches außer der ordentlichen Schatzung jedem Landmann noch 12 Kreuzer widerrechtlich abpreßt.

3) Die herrſchaftlichen Frohnen, welche den armen Landmann zwingen, ſeinen Pflug ſtehen zu laſſen und den ſogenannten großen Herren umſonſt zu arbeiten.

4) Die Herrſchaftsſchäferei, welche ſo einen Kurfürſten, Fürſten oder Grafen berechtigt, wenn er Schafe halten will, ſie auf des armen Landmanns Koſten zu halten.

5) Der Wildſchaden. Wenn ſo ein guter fleißiger Bauer ſein Stück Land mit aller Sorgfalt angebaut hat und ſich auf den ſchönen Gottesſegen freut, ſo kommen, das Gott erbarm, des gnädigſten Herren Hirſche und Schweine und verderben oft in einer Nacht, was den Bauern mit Weib und Kind ein ganzes Jahr lang nähren ſollte.

Seht, liebe Leute zwiſchen dem Rhein und der Moſel, das ſind etliche Hauptübel, von welchen ihr befreit werdet, wenn ihr die neue Einrichtung von Frankreich annehmt und ſagt, daß Ihr Neufranken ſein wollt.

Auch in Liedern verſuchten die Patrioten ſich. Nun drückt uns kein Deſpote mehr und raubt uns unſere Taſchen leer, nun iſt es aus, das Adelreich, nun ſind wir Brüder, Alle gleich, nun hat bei Ball, bei Spiel und Tanz die Bürgerin den erſten Rang, der Mainzer iſt nun frei, der Mainzer iſt nun frei. — Oder: Laßt die Fürſtenknechte kommen, kämpfen ſie um Hundeſold, was in unſerer Bruſt erglommen, zahlt kein Fürſt mit allem Gold. —

So wenig wie die Reden im Club, wollten die fliegenden Blätter und Lieder außerhalb des Clubs Bürger und Bauer für die französische Republik gewinnen. Mit Entsetzen hörten die Clubisten, wie die Bauern in Sarmsheim, bei denen auf kurfürstlichen Befehl seit geraumer Zeit die deutsche Messe an der Stelle der lateinischen gesungen war, die Freiheit auffaßten. Sieben Jahre haben wir, erklärten sie, bei der heiligen Messe deutsch singen müssen; weil wir nun aber frei sind, so wollen wir jetzt lateinisch singen. — Aber denkt doch in aller Welt, schrieb ihnen verzweiflungsvoll Böhmer, ihr lebt ja in Deutschland, nicht in Welschland, und versteht von der lateinischen Sprache nichts; ihr sprecht Worte aus und wißt nicht, was sie bedeuten; es könnte Euch ja ein böser Mensch bei einem neuen Druck des lateinischen Gebetbuches hineinsetzen lassen: Vor der bösen Freiheit, vor der Gleichheit aller Menschen behüte uns, lieber Herr Gott, und ihr merktet es nicht einmal und erflehet Fluch statt Segen vom Himmel für Euch und Eure Kinder.

Auf dem Lande hatte Custine die alten Beamten lassen müssen, um überhaupt irgend eine Verwaltung zu haben; sie waren fast ausnahmslos, wie Forster angibt, kurfürstlich gesinnt und machten von den vielen Mitteln ihrer Stellung Gebrauch, um die Bauern festzuhalten; in Mainz selbst erklärten die Regierungscollegien, sie würden ihre Functionen suspendiren, wenn sie genöthigt werden sollten, im Namen der französischen Nation zu handeln. Man kann sich nicht verhehlen, schrieb unmuthig Forster, daß die Mainzer ohne den gnädigsten Befehl des Herrn Generals nicht frei sein wollen und keinen Schritt dazu thun können und werden; das arme, durch seine Seelsorger tief herabgewürdigte Volk! Die deutsche Trägheit und Gleichgültigkeit erregt die Galle; noch regt sich nichts und immer kommen Leute mit Vorschlägen, wie bald sich Alle für die Freiheit erklären würden, wenn man ihnen nur alle Abgaben erlassen wollte. Genißhandelt, betrogen, gedrückt werden, Alles ist also Nichts, was einen Menschen bewegen kann, das Joch abzuschütteln; die vollkommene Zusicherung verlangen sie, daß sie Nichts thun und gar keine Pflichten haben werden.

Am Ende werden wir es ihnen doch wohl gnädigst befehlen müssen, daß sie frei werden sollen; dann geht's.

Auch Custine überzeugte sich, daß der freiwillige Anschluß an Frankreich nur dann zu erwarten sei, wenn er von ihm erzwungen würde; bald war er zu einer gewaltsamen Nachhülfe entschlossen. Am 19. November 1792 beseitigte er die alten Regierungsbehörden und setzte unter Dorsch's Vorsitz ein aus neun Mitgliedern gebildetes Administrations-Conseil ein, welches die Lande von Speier bis Bingen verwalten sollte. Vor Allem auf Forster's Mitwirkung rechnete Custine für die Thätigkeit, welche die Lage von Mainz nothwendig machte. Forster's gesammte Stellung war durch den Eintritt in den Club eine andere geworden; er mußte nun rechtfertigen oder doch entschuldigen, was er im Innern verdammte; Rache ist ein furchtbares Wort, meinte er, die Menschen sind nun einmal nicht Engel, auch nicht, wenn sie ça ira und den Marseiller Marsch spielen. Im Club sprach und handelte er, wie dessen andere Mitglieder auch. Was waren wir noch vor drei Wochen, rief er am 15. November von der Rednerbühne herab; wie hat die wunderbare Verwandlung nur so schnell geschehen können; aus bedrückten, gemißhandelten, stillschweigenden Knechten eines Priesters in aufgerichtete, lautredende, freie Bürger, in kühne Freunde der Freiheit und Gleichheit, bereit, frei zu leben und zu sterben. — Forster wollte, nachdem er einmal den Rausch des französisch-republikanischen Treibens auch nur auf Tage getheilt hatte, nichts mehr von der Rückkehr in die verkommenen deutschen Zustände wissen, und hätte er zurück gewollt, so würde weder der Kurfürst von Mainz, noch ein anderer deutscher Landesherr den Clubredner aufgenommen haben. Forster hatte die Brücke hinter sich abgebrochen; er mußte sich und sein Geschick an die französische Republik und deren Machthaber binden. Die Losreißung von Deutschland ward ihm durch kein deutsches Nationalgefühl erschwert. Ich bin, äußerte er sich, in Polen, ein Stunde von Danzig, geboren und habe meinen Geburtsort verlassen, ehe er unter preußische Botmäßigkeit kam; ich habe als Gelehrter in England gelebt, eine Reise um die Welt gemacht, ferner in Cassel, Wilna, Mainz meine geringen Kenntnisse mitzutheilen versucht. Wo ich jedesmal

war, bemühte ich mich, ein guter Bürger zu sein, ubi bene, ibi patria muß der Wahlspruch der Gelehrten bleiben; er bleibt es auch für den freien Mann, der in Ländern, die keine Verfassung haben, einstweilen isolirt leben muß. — Nach Frankreich wollte er, um in dem Lande zu sein, von dem aus Europa, wie er glaubte, neu gestaltet werden würde. Die jetzt sich darbietende Gelegenheit, französischer Bürger zu werden, schrieb er, halte ich auf jeden Fall fest. — Es ist, äußerte er ein anderes Mal, unmöglich, daß die morschen Dämme halten können, die man der Freiheitsüberschwemmung entgegen setzt. Es ist eine der entscheidenden Weltepochen, in der wir leben. Seit der Erscheinung des Christenthums hat die Geschichte nichts Aehnliches aufzuweisen. Dem Enthusiasmus, dem Freiheitseifer kann nichts widerstehen, als etwa die in Stupidität versunkenen Verfassungen Asiens.

Custine zog Forster in sein Vertrauen und machte ihn zum Mitglied des neuerrichteten Administrations-Conseil; ich bin jetzt, schrieb er, Bürger der französischen Republik und fränkischer Beamter und gesonnen, als Republikaner zu leben und zu sterben. — Am 7. December 1792 ließ er seine Frau und seine beiden kleinen Töchter von Mainz nach Straßburg bringen. Frei von der Sorge für die Seinigen, heißt es in einem Briefe Huber's, sicher, daß ein anderer seine Pflichten mit Treue erfüllen wird, kann Forster nun seine Laufbahn fortsetzen. — Täglich sprach Forster jetzt im Club und zeigte auch als Mitglied des Administrations-Conseil eine außerordentliche Thätigkeit. Künftige Woche schicken wir unsere Commissarien auf das Land, schrieb er am 8. December, und in Zeit von acht Tagen wird wahrscheinlich das département des bouches de Main für die französische Freiheit erklärt sein. — Hier geht es gut, schrieb er am 18. December, gestern und heute sammeln wir die Stimmen der hiesigen Bürgerschaft für die Annahme der Freiheit, und es hat keinen Zweifel, daß man die große, große Mehrheit erhalten wird. Morgen schicken wir Commissäre auf's Land zu eben dem Zwecke und in acht Tagen wissen wir, woran wir sind, alsdann müssen Deputirte nach Paris, um der französischen Republik die Einverleibung unseres Landes anzubieten. — Strenge Maß-

regeln, ſchrieb er aber zugleich, gegen Spione, Ariſtokraten, Verräther werden täglich unvermeidlicher; wir hören täglich von Correſpondenz mit dem Kurfürſten und ſeinen Leuten. Die Mainzer ſind die Alten, wer uns gewinnt, der hat uns, und damit ſchlafen ſie ganz ruhig, bis irgend ein Allarmſchuß ſie weckt. Alles iſt ſtupid und will befohlen haben. Was wird es ſein, wenn dieſe armen, ſtumpfſinnigen Leute erſt wirklich inne werden und glauben, daß ſie keinen andern Herrn haben, als ihren Willen. — Zum Glück will Gott, ſchrieb er am 23. December, der Sache mehr wohl, als die Tröpfe, die ihr Heil verkennen. — Die Mainzer haben nun bald ſich zu erklären, äußerte er in denſelben Tagen, ſonſt müſſen ſie frei werden, ſie mögen wollen oder nicht. — Auch auf dem platten Lande klagten die Commiſſarien, daß die Pfaffen und alte Beamte den Bauern Flöhe in's Ohr ſetzten.

Um dieſe Zeit hatte ſich die Lage des franzöſiſchen Generals bereits weſentlich geändert. Die aus der Champagne zurückgekehrten preußiſchen Truppen waren in den letzten Tagen des Novembers von der Lahn gegen den Main vorgerückt, hatten am 2. December Frankfurt genommen, erſchienen am 13. December vor Caſſel, ſchloſſen es ein und bedrohten Mainz. Im Angeſichte des der Stadt gegenüberſtehenden Heeres wuchs Bürgern und Bauern der Muth, ſich dem Drängen auf Hingabe an Frankreich zu entziehen. Die Clubiſten haben Angſt, ſchrieb Forſter, die Pfaffen heben die Köpfe in die Höhe, krähen Unglück und drohen Mord und Tod. Das hieſige laue Volk hängt die Köpfe. Um ſo gewaltſamer glaubten die franzöſiſchen Machthaber auftreten zu müſſen. In den letzten Tagen des Jahres langten drei Commiſſäre des Pariſer Convents, Merlin, Reubel und Hausmann in Mainz an, um den Beſchluß des Convents vom 15. December zu vollziehen, nach welchem in allen von Franzoſen beſetzten Ländern Souveränetät des Volkes und Abſchaffung der beſtehenden Steuern, Laſten und Privilegien verkündet und Urverſammlungen berufen werden ſollten, um die Beamten zu wählen. Jedes Volk, welches die Freiheit und Gleichheit nicht annehme, ſollte als Feind behandelt werden. Zum feierlichen Empfang der Commiſſäre mußte die Garniſon in Parade ausrücken, die Glocken wurden

geläutet, die Behörden zogen ihnen in großem Aufzuge entgegen; das Schloß des Kurfürsten ward ihnen zur Wohnung gegeben und in ihrer Gegenwart ein neuer Freiheitsbaum unter großer Feierlichkeit gepflanzt. Am 1. Januar 1793 ward Forster Präsident des Clubs und arbeitete auch auf dem platten Lande mit erneuten Anstrengungen daran, Stimmen für Annahme der republikanischen Verfassung zu sammeln; er reiste umher und schreckte vor harten Drohungen und Gewaltmaßregeln nicht zurück. Die Commissäre wollten sogleich alle Männer über 21 Jahre zu Primärversammlungen berufen und durch sie einen rheinischen Nationalconvent nach Vorbild des Pariser wählen lassen. Da aber nicht allein der Clerus und die früheren kurfürstlichen Beamten, sondern auch ein großer Theil der Bürgerschaft mündlich und schriftlich Vorstellungen dagegen machte, so wurden die Commissäre stutzig und schoben die Wahlen bald unter diesem bald unter jenem Vorwande hinaus. Pfaffeneinfluß wird alles Gute verhindern, schrieb Forster am 31. Januar 1793; ich zweifle, ob die Volkswahlen zu Stande kommen. — Selbst auf den Club konnten die französischen Machthaber nicht mehr zählen, denn er verlor der Volksstimmung und dem preußischen Heere gegenüber allen Halt, und die Gemeinheit, welche er von Anfang an in sich geborgen hatte, kam nun zur vollen Erscheinung. Was man von diesem Club und dem Publikum selbst zu gewärtigen habe, schrieb Forster, ist jetzt offenbar. N. N. mit seinem Kapuzinerton, seiner Pöbelsprache, seinen Grimassen und niedrigen giftigen Scherzen muß immer bei einem sogenannten Volk, das für Vernunft, Anstand und edle Beredsamkeit keinen Sinn hat, die Oberhand behalten. Für das, was wir in dieser Zeit geleistet haben, ist an keine Dankbarkeit zu denken; sie sind so an die Bubenstreiche gewöhnt, daß sie meinen, kein Mensch könne uneigennützig handeln. Wo Mißtrauen die Seele von Allem ist, scheint mir uneigennützige Tugend fern zu sein; auch glaube ich gern, daß, zumal in Mainz, die Moralität zu niedrig steht, um etwas Anderes, als kleinlichen Eigennutz, hoffen zu lassen. Nirgends, mit einigen wenigen Ausnahmen, sehe ich Patriotismus, nirgends Aufopferung und gewiß nirgends die entfernteste

Anerkennung deſſen, was die wenigen Gutgeſinnten für die gute Sache thun. Die meiſten Leute hier, die ſich nur ein wenig Fähigkeit zutrauen und denen ihre Freunde ein ſolches Zutrauen zu ſich ſelbſt durch unzeitiges und unwiſſendes Lob einflößen, machen Spekulation auf Aemter, Gehalt und alle mit einer Stelle verbundenen Vortheile; Andere cabaliren, um Alles zu hindern, weil ſie ſich bei dem Kurfürſten und Coadjutor empfehlen wollen. —

Die franzöſiſchen Machthaber ſahen ſich in der That auf Gewalt angewieſen; ſie bedrohten Alle, welche nicht in die Verſammlungen kommen und nicht ſchwören wollten, mit Vermögenskonfiscation, mit Exportation und mit dem Tode. Jetzt ſoll, ſchrieb Forſter, die Einverleibung der hieſigen Gegend auch wider den Willen des Mainzer Volkes für das Intereſſe der franzöſiſchen Republik erwirkt werden. — Am 18. Februar erließen die Commiſſäre das Decret zur Einberufung der Urverſammlung, welche, nach abgelegtem Eid auf Freiheit und Gleichheit, die Mitglieder des rheiniſchen Convents wählen ſollten. Ungeachtet der wildeſten Drohungen wollten nur Wenige ſich zur Wahl bewegen laſſen; an manchen Orten mußte der Widerſtand durch Militärgewalt überwunden werden. Am 13. März ward der Club aufgelöſt, weil die Meiſten ſeiner Mitglieder den franzöſiſchen Bürgereid nicht ablegen wollten. In Mainz hat, ſchrieb Forſter am 14. März, der Fanatismus und die Unwiſſenheit eine Verſtockung unter die Einwohner gebracht, die man nur bedauern kann, aber zugleich mit der unerbittlichſten Strenge behandeln muß. Täglich ſchickt man Leute, die nicht huldigen wollen, zu dreißig und vierzig über den Rhein, und man wird bis zur Entvölkerung der Stadt fortfahren, wenn ſie ſich nicht rathen laſſen. —

Auch in dieſen ſchwierigen und ſchmutzigen Verhältniſſen hat Forſter, obſchon von politiſcher Hitze fieberhaft ergriffen, ſeinen edlen Sinn bewahrt; keine niedrige Handlung wußten ſeine erbittertſten Feinde ihm vorzuwerfen; nicht ein Geſchenk hat er genommen und nie eine Gunſt der Fremden zum eigenen Vortheil gebraucht, aber er merkte bald, daß ein unbeſtechlicher Charakter den meiſten franzöſiſchen Machthabern wenig bequem war; habſüchtige, niedrige und platte Menſchen

drängten ihn zurück und gewannen von Tag zu Tag an Einfluß und Macht. Inmitten des Kreises seiner jetzigen Genossen, die an Charakter und Anlagen, an geistiger und geselliger Bildung tief unter ihm standen, fühlte er sich völlig vereinsamt und sehnte sich hinweg aus dem wüsten Treiben. Schon im December 1792 hatte er an Huber geschrieben: ich werde allen Fleiß verdoppeln, um fort zu kommen, nach Frankreich, versteht sich, wo sonst wäre Freude, Ehre und Zufriedenheit. — Daß ich nicht auf Rosenbetten liege, äußerte er am 23. December in einem Briefe an Huber, weiß ich am besten, und was zumal jetzt mich ängstet und quält, ist schwer Ihnen zu sagen, und Sie fassen mich doch eher als jeder Andere. Ich bin hier ganz allein; Sie wissen es und glauben es mir. — Mit jeder Woche steigerte sich sein Mißmuth und hin und wieder erwachte auch wohl der Wunsch, sich der wissenschaftlichen Thätigkeit zuzuwenden. In Frankreich ist jetzt leider ein Individuum nichts, schrieb er am 31. Januar 1793, und ich fühle, daß ich kein Lärmmacher bin, also immer hinter diesen zurückstehen werde. Meine zehn Finger bleiben mithin meine sicherste Zuflucht; zuerst muß ich den dritten Theil der Ansichten ausarbeiten, dann mache ich noch einige Uebersetzungen fertig und könnte dann etwa im Mai über Genf nach Lyon die Rhone hinunter in das südliche Frankreich gehen und mit der Feder in der Hand auf meinem Esel oder Maulthier die Provence und Languedoc durchreisen und schreiben, was ich sehe. — Immer wieder aber ließ sich Forster in die wirre Bewegung hineinziehen. Nachdem die französischen Commissarien am 15. März 1793 den zwei Tage vorher aufgelösten Club aus willfährigen Männern neu gebildet und die Mainzer zur Einsetzung einer republikanischen Behörde gezwungen hatten, trat am 17. März der rheinische Nationalconvent zusammen; neben Hoffmann übernahm auch Forster den Vorsitz. Schon am 18. März beschloß der Convent die Trennung des alten Kurlandes vom deutschen Reiche; am 21. März ernannte er eine aus Forster, Lux und Potocki bestehende Deputation, welche die Bitte um Vereinigung mit Frankreich nach Paris bringen sollte. — Am 25. März reiste die Deputation aus Mainz ab und

erhielt am 30. März in Paris die Einverleibung vom französischen Nationalconvent zugesagt.

In Mainz tagte indessen der rheinische Nationalconvent. Nachdem derselbe über alle Fürsten, Grafen und Herren, welche ihre alten Rechte in den neuen französischen Landestheilen behaupten wollten, den Tod und über alle, welche aus Mainz geflüchtet waren oder den Eid verweigerten, die Vermögensconfiscation verhängt hatte, ging er am 30. März auseinander. Eine neue Municipalität war zwar gebildet, aber ohne Macht und eigene Bedeutung; alle Gewalt lag in der Hand der beiden, in Mainz gebliebenen französischen Conventscommissarien Reubel und Merlin; neben ihnen stand General d'Oyré, welcher, als Custine im März Mainz verlassen hatte, Commandant der Festung geworden war. Die französischen Machthaber aber konnten den Willen des Pariser Convents, Mainz nach dem Vorbild des revolutionären Frankreichs umzugestalten, nicht durchführen, weil alle ihre Kraft und Thätigkeit von den kriegerischen Ereignissen in Anspruch genommen ward. In der letzten Woche des März setzten preußische und österreichische Truppen auf das linke Rheinufer über; Anfang April war Mainz von allen Seiten eingeschlossen und die Belagerung begann mit aller ihrer Noth und Bedrängniß für die geängsteten Einwohner; fast täglich brannte es; der Dom, die Kirche der Jesuiten, der Dominicaner und Franciscaner standen wiederholt in Flammen; der Himmel funkelte, wie ein Augenzeuge erzählt, Nachts von feurigen Kugeln und am Tage war die Sonne durch die Rauchwolken der brennenden Häuser verdeckt. Seuchen und Hunger griffen um sich, das Maß Milch kostet anderthalb, das Pfund getrocknetes Fleisch drei Gulden; die Noth und die Angst des Augenblickes ließ keinen Gedanken an Freiheit und Gleichheit und Republik aufkommen; die revolutionäre Gewalt hatte, obschon sie Mainz beherrschte, die Möglichkeit verloren, ihre Grundsätze unter den Bürgern zu verbreiten, oder in Einrichtungen zu verwirklichen.

Am 23. Juli fiel die Stadt in die Hände der verbündeten Truppen, die Clubisten, soweit sie nicht gefangen wurden, stoben nach allen vier Weltgegenden auseinander, die alte Re-

gierung ward eingesetzt, die alte Verfassung hergestellt und der Kurfürst, welcher sich seit seiner eiligen Flucht in Erfurt aufgehalten hatte, hielt, von Albini begleitet, seinen feierlichen Einzug. Er fand Stadt und Land nicht wieder, wie er sie vor 9 Monaten verlassen hatte. Die meisten Kirchen und öffentlichen Gebäude waren ganz oder zum Theil verbrannt, die Paläste der Domherren und des Adels, ganze Straßen lagen in rußigen Trümmern, die herrlichen Gartenanlagen waren vernichtet, die alten Baumgänge niedergehauen, Felder und Weinberge in weitem Umkreise verwüstet und viele hundert Familien an den Bettelstab gebracht. Aber diese Veränderung der äußeren Verhältnisse war ein Geringes im Vergleich mit der Umwandlung, welche in der politischen Gesammtanschauung des alten Kurfürstenthums eingetreten war. Das Land hatte einen vollen Blick in die Armseligkeit der früheren Regierung und der früheren Zustände gethan und zugleich die Möglichkeit kennen gelernt, auch ohne alle die drückenden Lasten und Hemmungen, Unbequemlichkeiten und Beschränkungen zu leben, die es früher als eine unabänderliche Nothwendigkeit hatte über sich ergehen lassen. Diese Doppelerfahrung konnte, einmal gemacht, nicht wieder verloren gehen; sie schnitt die Rückkehr der früheren politischen Stimmung ab, aber sie führte nicht nothwendig den Trieb, das Bestehende umzuwälzen, herbei. Zwar hatten während der neunmonatlichen fremden Besetzung die revolutionären Gewalten mehr und mehr die Herrschaft erlangt, aber nicht weil ihre Lehren und Theorien überwältigende Kraft entwickelt hätten, sondern weil die Armseligkeit der bestehenden Zustände und der bestehenden Regierung vor jedem Zusammenstoß zurückwich und in sich selbst zusammen fiel.

Der Kurfürst, die Minister, das Militär, das Capitel, der Adel waren feige entflohen; das von ihnen im Stich gelassene Land ward durch einen unter dem Schutze des französischen Generals stehenden Club wüster Gesellen bearbeitet und durch Drohungen und Gewaltmaßregeln aller Art auf das Aeußerste bedrängt, aber Bürger und Bauern hielten zähe fest an ihrer entflohenen Regierung und wollten nichts wissen von der französischen Republik und deren Umwälzungen. Nicht das Andrängen der einheimischen Bevölkerung, sondern die

Militärgewalt fremder Eroberer hatte den Lehren der Revolution eine vorübergehende Geltung verschafft, und als der Kurfürst, welcher sein Land preisgegeben hatte, wieder einzog, ward er mit wahrer, herzlicher Freude empfangen, und der lange verhaltene, durch die Noth der letzten Wochen gesteigerte Ingrimm der Bürger gegen die Clubisten machte in manchem wilden Auftritte sich Luft.

Wenn der Kurfürst sich entschließen konnte, das Land fortan nicht länger als Mittel für die Zwecke eines üppigen Hofes, eines entarteten Clerus und tiefgesunkenen Adels zu verwenden, so lag es ohne Zweifel in seiner Macht, durch versöhnende Maßregeln, durch Erleichterung der hergebrachten drückenden Lasten und durch Beseitigung der schreiendsten Mißbräuche die Bürger und die Bauern auch künftig vor Verachtung der bestehenden Ordnung, vor Haß gegen ihre Obrigkeit und vor der Neigung zur revolutionären Umwälzung zu bewahren. Einen versöhnlichen Geist zeigte die zurückgekehrte Regierung in der That, trotz der Rachelust des Adels und eines Theiles der Bürgerschaft; auch dem tollen verbrecherischen Treiben der Clubisten gegenüber ging sie nicht vom Wege Rechtens ab; durch auswärtige Juristenfacultäten ließ sie das Urtheil über die Angeschuldigten sprechen; hingerichtet wurde Niemand und die mit Zuchthaus oder Gefängniß Bestraften waren bald sämmtlich wieder in Freiheit. — Die von Willkür und Rachsucht entfernte Haltung des Kurfürsten und seiner höchsten Behörden hätte, selbst wenn sie mehr der Schwäche als der Kraft zugeschrieben werden müßte, allen Anspruch auf Anerkennung, aber in jeder andern Beziehung blieb die Regierung nach ihrer Rückkehr so armselig, wie sie vor ihrer Flucht gewesen war. Auch nicht einen Schritt that sie, um die alten Schäden zu heilen, die erstarrten Zustände zu beleben und das geistliche Regiment aus seiner kirchlichen und politischen Versunkenheit zu erheben. Alle Zustände, durch welche die Clubistenzeit möglich geworden war, ließ sie in derselben Entartung bestehen, in welcher sie seit Jahrhunderten bestanden hatten. So schlaff, so stumpf und elend schleppte sich die wieder eingesetzte kurfürstliche Regierung fort, daß Nikolas Vogt, welcher jene Zeit erlebte und beschrieb, die gesammte

Geſchichte von Mainz inmitten der heftig bewegten Jahre von 1793 bis 1797 in den wenigen Worten zuſammen faſſen konnte: von der Rückkehr des Kurfürſten bis zur neuen Uebergabe an die Franzoſen iſt nichts Merkwürdiges für die Geſchichte von Mainz weiter anzuführen, als die Operationen und Thaten der Soldaten.

VI.

Forſter's Aufenthalt und Tod in Paris.

29. März 1793 bis 12. Januar 1794.

Am 29. März 1793 Abends war Forſter in Paris eingetroffen und ſchon am folgenden Tage verlas er im Nationalconvent das von ihm ſelbſt verfaßte Schreiben der Mainzer, in welchem die Vereinigung mit Frankreich nachgeſucht ward. Nicht den Sturz eines einzelnen Deſpoten verkündigen wir Euch heute, begann er ſeine Anrede; das rheiniſch-deutſche Volk hat die ſogenannten Throne zwanzig kleiner Tyrannen, die alle nach Menſchenblut dürſteten, alle vom Schweiße des Armen und Elenden ſich mäſteten, auf einmal niedergeworfen. Auf den Trümmern ihrer Macht ſitzt das ſouveräne Volk. — Der Nationalconvent nahm ſogleich Mainz und Umgegend als Beſtandtheil der franzöſiſchen Republik auf; Forſter aber blieb, obſchon ſeine Sendung beendet war, in Paris, gefeſſelt von dem furchtbar erregten Leben, welches gerade damals ſeinen Höhepunct erreichte. Wenige Tage vor ſeiner Ankunft war das Revolutionsgericht, wenige Tage nach ſeiner Ankunft der Wohlfahrtsausſchuß eingeſetzt; der Untergang der Girondiſten, die Herrſchaft der Jacobiner war entſchieden und die Zeit der Schreckensregierung begann. Den ſich drängenden Ereigniſſen gegenüber machte ſich in Forſter die Beobachtungsgabe des Naturforſchers mit ganzer Kraft geltend und zeigte ihm Menſchen und Zuſtände mehr und mehr in wirklicher Geſtalt. — Aus der Ferne ſieht Alles anders aus, ſchrieb er am 8. April, wie man es in der näheren Beſichtigung findet. Ich hange noch feſt an meinen Grundſätzen, allein ich finde die wenigſten Menſchen ihnen getreu. Alles iſt blinde, leiden-

ſchaftliche Wuth, raſender Parteigeiſt und ſchnelles Aufbrauſen, welches nie zu vernünftigen, ruhigen Reſultaten gelangt. Auf der einen Seite finde ich Einſicht und Talente ohne Muth und ohne Kraft, auf der anderen eine phyſiſche Energie, die, von Unwiſſenheit geleitet, nur da Gutes wirkt, wo der Knoten wirklich zerhauen werden muß. Der ruhigen Köpfe hier ſind wenige, oder ſie verſtecken ſich; die Nation iſt, was ſie immer war, leichtſinnig und unbeſtändig, ohne Feſtigkeit, ohne Wärme, ohne Liebe, ohne Wahrheit; lauter Kopf und Phantaſie, kein Herz und keine Empfindung. Mit dem Allen richtet ſie große Dinge aus, denn gerade dieſes kalte Fieber gibt den Franzoſen ewige Unruhe und den Schein von allen edlen Anregungen, wo doch nur Enthuſiasmus der Ideen, nicht Gefühl der Sache vorhanden iſt.

Je mehr man, ſchrieb er um dieſelbe Zeit, in die Geheimniſſe der hieſigen Intrigue eingeweiht, oder beſſer, je näher man mit dem ekelhaften Labyrinth bekannt wird, worin ſich hier alles dreht und windet, deſto mehr kalte Philoſophie bedarf man, um nicht an Allem, was Tugend heißt, zu verzweifeln. Es iſt alſo wahr, daß heut zu Tage die Uneigennützigkeit und die Freiheitsliebe bloße Kinderklappern ſind, bloße nichtsſagende Töne, bloß geheuchelte Empfindungen im Munde Derer, die jetzt das Schickſal der Nationen lenken. Es iſt alſo wahr, daß der Egoismus ganz allein ſein Spiel treibt, wo man reine Aufopferung zu finden hoffte; wahr, daß zwiſchen Betrügern und Betrogenen kein Drittes zu finden iſt, woran man ſich halten, ſich anſchließen könnte. Gewiß, es gehört Muth dazu, dieſe ſo fürchterlich ſich aufdringende Betrachtung zu ertragen, und dann, im eigenen Bewußtſein verhüllt, an Menſchheit und Wahrheit noch zu glauben. — Es thut mir wohl, unter Engländern zu ſein und ihren ruhigen Freiheitsſinn ſtatt des überſpannten hieſigen Fanatismus zu genießen. Warme Empfindung und kalte Ueberlegung iſt das Loos dieſer glücklichen Menſchen, da hingegen bei den meiſten Franzoſen das Herz Eis iſt und der Kopf glüht. Etwas ſo Seltenes ſind Tugend und Rechtſchaffenheit in dieſer verderbten Nation geworden, daß man nichts Böſes mehr für unmöglich halten kann. — Du wünſcheſt, ſchrieb er am 16. April,

daß ich die Geſchichte dieſer greuelvollen Zeit ſchreiben möchte; ich kann es nicht. Ich könnte, fern von allen idealiſchen Träumereien, mit unvollkommenen Menſchen zum Ziele gehen, unterwegs fallen und wieder aufſtehen und weiter gehen, aber mit Teufeln, mit herzloſen Teufeln, wie ſie hier ſind, wäre es eine Sünde an der Menſchheit, an der heiligen Mutter Erde und an dem Lichte der Sonne. Den ſchmutzigen unterirdiſchen Kanälen nachzugraben, in welchen dieſe Molche wühlen, lohnt keines Geſchichtſchreibers Mühe. Immer nur Eigennutz und Leidenſchaft zu finden, wo man Größe erwartet und verlangt; immer nur Worte ſtatt Gefühl, immer nur Prahlerei ſtatt wirklichen Seins und Wirkens, wer kann das aushalten! — Wer obenauf ſchwimmt, ſitzt am Ruder, bis ihn der Nächſte, der für den Augenblick am ſtärkſten iſt, verdrängt. Man darf ſich über nichts mehr wundern; Alles iſt möglich, denn durch ewiges Verfolgen, ewige Verräthereien, ewige Verbitterungen und Feindſeligkeiten, durch den zerſtörten Handel und den dadurch entſtandenen Mangel hat alle geſetzmäßige Gewalt ein Ende. Es ſteht nur eine große Macht noch da: le pouvoir révolutionnaire. — Die herrſchende Partei iſt, ſchrieb er einige Monate ſpäter am 23. Juni, offenbar ſchon in der größten Verlegenheit, und ſelbſt ihr verzweifeltes Lieblingsmittel, das Metzeln, wird nichts helfen. Das Blutgericht iſt eine Schande der Revolution; ich mag nicht daran denken; der unmittelbare Eindruck iſt ſchauderhaft und für die Zeitgenoſſen iſt das Schauſpiel oft zu ſtark. — Erinnerſt Du Dich, heißt es ein anderes Mal, aus den erſten Bänden des Gibbon der Schilderung des römiſchen Reiches, als es ein Raub der prätorianiſchen Garden war; ſo wie damals in Rom, ſieht es jetzt hier aus. Nie hatte die Tyrannei ſo viel Unverſchämtheit, ſo viel Ausgelaſſenheit, nie wurden alle Grundſätze ſo mit Füßen getreten, nie herrſchte Verleumdung mit ſo zügelloſer Gewalt. Wahr iſt es, die Herrſcher können hier nicht feſten Fuß gewinnen; kaum hat eine Partei die Macht in Händen, ſo macht ſie ſich durch Mißbrauch derſelben verächtlich und gräbt ihr eigenes Grab. Eine ſo allgemeine Verabſcheuung, wie jetzt gegen die Herrſchenden ſtattfindet, habe ich noch nie wahrgenommen; allein ſie rächen ſich durch

die Macht, die ſie in Händen haben. Es iſt ein ſeltſames Schauſpiel, ſchrieb er am 7. Juli, wie die Leidenſchaften der Menſchen ſich kreuzen, ſich krümmen, und die Einen die Anderen noch untertauchen. Das Mißtrauen wird bald dahin führen, daß alle öffentlichen Beamte, wie Baugefangene, an einen Klotz geſchmiedet, arbeiten müſſen, damit man zu jeder Minute ihrer Perſon ſicher ſei. Wenn Du mich aber fragſt, ob es lange mit einem Staate Halt haben kann, deſſen Grundlage Mißtrauen iſt, ſo würde ich Dir die Möglichkeit nicht leicht erklären können. — Welcher Fluch ruht auf dieſem Lande; ob Frankreich je ſo ruhig wird, während wir leben, daß es möglich iſt, dort im Süden ein Neſtchen zu finden, bleibt der Vorſehung anheim geſtellt.

So oft Forſter die Beobachtungen, die er gemacht, die Eindrücke, die er empfangen, unmittelbar und ohne weitere Abſicht aufzeichnete, ſprachen ſeine Briefe Verzweifelung an der Gegenwart aus, aber ſein Ekel und Abſcheu vor dem der Revolution vorangegangenen Zuſtand ward darum nicht geringer und ſeine Ueberzeugung nicht ſchwankend, daß die Revolution das einzige Mittel geweſen ſei, Frankreich und Europa vor ihrer Vergangenheit zu retten. Auch hatte er, wie er ſelbſt erklärte, ſeine Partie einmal entſchieden genommen und mußte dabei leben und ſterben. Um die Sache, die er zu der ſeinigen gemacht hatte, vor ſich und Anderen zu rechtfertigen, ſchrieb er im November und December 1793 die Pariſiſchen Umriſſe. Sie hatten recht eigentlich den Zweck, Alles, was in Paris geſchah, in möglichſt gutes Licht zu ſtellen und den deutſchen Leſer möglichſt mit den Schrecken der Revolution zu verſöhnen; auch in vielen Briefen drängte er Ekel und Schmerz gewaltſam zurück und ſuchte die Greuel, die er ſah, nur als vorübergehende Entartungen, die Revolution ſelbſt aber als nothwendiges und in ſeinen ſpäteren Folgen ſegensreiches Ereigniß darzuſtellen. Wer möchte, ſchrieb er, für die Revolution eine Lanze brechen, wenn es darauf abgeſehen wäre, die Moralität und Vernunftgemäßheit aller einzelnen Auftritte und Begebenheiten in ritterlichen Schutz zu nehmen? Allein ſollte man deshalb auch den bewundernswürdigen Ideenreichthum, die Menge der erhabenſten Vernunftwahrheiten, die unzähligen

Berührungen und Schwingungen des edelſten Menſchenſinnes, kurz, das große Schauſpiel des Ringens und Hervorbringens einer ſolchen Maſſe von Geiſteskräften ſchlechterdings verkennen und für Nichts rechnen? Eine Naturerſcheinung, die zu ſelten iſt, als daß wir ihre eigenthümlichen Geſetze kennen ſollten, läßt ſich nicht nach Vernunftregeln einſchränken und beſtimmen, ſondern muß ihren freien Lauf behalten. Ohne die Revolution wäre vor der immer gewaltiger um ſich greifenden Selbſtſucht keine Rettung mehr zu hoffen geweſen. Das vervielfältigte Bedürfniß der Sinne und der Eitelkeit verſchlang die ganze phyſiſche und moraliſche Thatkraft des Menſchen; mit Haben, Gewinnen, Beſitzen, Genießen ſchloß der Ideenkreis eine Kette um den Menſchen, die ihn an Staub und Erde feſſelte, aber allerdings, das Mittel, dieſe Todesbande zu löſen, iſt eben ſo heftig, als der Zuſtand des Menſchengeſchlechts verzweifelt war. — Ich erwarte, heißt es ein anderes Mal, für Frankreich lange keine Ruhe und kein ſogenanntes Glück der Einwohner. Die Revolution läßt ſich nicht in Beziehung auf Menſchenglück oder Unglück betrachten, ſondern nur als eines der großen Mittel des Schickſals, Veränderungen im Menſchengeſchlechte hervor zu bringen, und die Franzoſen ſind nun einmal, vielleicht gar zur Strafe, beſtimmt, die Märtyrer für das Wohl, welches künftig die Revolution hervorbringen wird, abgeben zu müſſen; ſie ſind in eine Activität gerathen, die ganz außer dem gemeinen Gange der Dinge liegt; ob ſie glücklicher dadurch geworden ſind, läßt ſich nicht fragen. Ich glaube an die Wichtigkeit dieſer Revolution im großen Kreiſe menſchlicher Schickſale, glaube, daß ſie nicht nur ſich ereignen mußte, ſondern auch den Köpfen, den Fähigkeiten eine andere Entwickelung, dem Ideengange eine neue Richtung geben wird. — Sollte bloß darum, weil die Franzoſen der Freiheit nicht werth ſind, der Deſpotismus ſeinen Thron auf die Trümmer der Revolution nur deſto feſter und ſicherer gründen? Ich würde dieſen Gang nicht verſtehen, und darum kann ich ihn auch nicht erwarten, ſo lange der andere bei allen Greueln und allem Elend, was menſchliche losgelaſſene und zügellos wüthende Leidenſchaften jetzt häufen, mir wenigſtens möglicher ſcheint. Vielleicht gährt es lange noch in Europa; Frankreich

muß im Blute ſchwimmen und in Thränen, aber die Freiheit und die Menſchheit rächen ſich an ihren Widerſachern. Die republikaniſche Verfaſſung muß, nicht weil ſie mehr Glück bringt, ſondern weil ſie den Geiſteskräften einen neuen Umſchwung, eine neue Entwickelung und Richtung gibt, erhalten werden; Erfahrung und Handeln ſind die großen Schulen der Menſchheit; je mehr Jemand gethan und gelitten hat, deſto vollkommner iſt er in dem Gebrauche ſeiner Kräfte und in der Kenntniß ſeiner ſelbſt geworden; in den monarchiſchen Verfaſſungen war die Gelegenheit zur allgemeinen Ausbildung der Mehrheit der Menſchheit beinahe verſchwunden, in der Republik iſt ein weites Feld für Jedermann offen. Dieſe Menſchen hier werden es nicht durchſetzen, daß die Revolution Stand halte, aber ich traue dem Schickſal noch viel zu; lange wird vielleicht der Wagebalken noch hin- und herſchwanken; einzelne Menſchen werden in dem gewaltigen Kampfe wie nichts geachtet werden, aber eben dadurch wird die Sache der Vernunft, die Sache der Gleichheit ſiegen; die jetzige Periode muß überſtanden werden und die Nation wird ſie überſtehen, aber der Kampf iſt vielleicht noch ſchwerer, als man es ſich vorſtellt; die Lava der Revolution fließt majeſtätiſch und ſchont nichts mehr; wer vermag ſie abzugraben?

Forſter wollte die Gegenwart nur als das Thor aufgefaßt wiſſen, durch welches die Menſchheit aus einer finſteren Vergangenheit in eine helle Zukunft gelange, und ſuchte in immer neuen Wendungen darzuthun, daß dieſes Thor ein Schreckensthor ſein müſſe, weil ja doch nur die Natur es ſei, welche wirke, und jede neue, große Entwickelungsepoche der Natur durch gewaltſame Zertrümmerung der nächſt vorangegangenen bedingt ſei. Für einen Mann wie Forſter hatte aber die Wirklichkeit und Wahrheit doch eine zu große Macht, um die grauenvollen Erſcheinungen der ſittlichen Welt nur als Naturereigniſſe und nothwendige Folgen unabänderlicher Naturgeſetze auffaſſen zu können. Durch alle rechtfertigenden Auseinanderſetzungen hindurch klingt in ſeinen Briefen immer wieder der Schmerzenston hindurch über das Entſetzliche, was er ſah, und über das Geſchick, welches ihn mit der franzöſiſchen Revolution verflocht. Er hatte Außerordentliches wirken wollen, und war

als Abgesandter eines tief von ihm verachteten Haufens Mainzer nach Paris gegangen, wo Niemand ihn bemerkte, Niemand auf ihn hörte; er hatte Ungebundenheit über Alles gestellt, und befand sich in Frankreich, wo Jeder, der nicht genau so wie die zeitigen Gewalthaber sprach, der Guillotine überliefert ward. Welcher Fluch ruht auf diesem Lande, schrieb er einmal, und vielleicht auf dem ganzen Menschengeschlechte überhaupt; die Krämpfe, die man uns mit Kanthariden verursacht, werden mit einer gänzlichen Abspannung endigen. Laß uns nicht zu tief forschen, wenn wir nicht alle Größe aus den Augen verlieren wollen; es ist Täuschung und überall Täuschung; die Menschen sind eine häßliche, kleinliche Brut; ohne allen Stolz ist das gesagt, denn ich finde mich nicht um ein Haar besser, als andere Leute; lebe wohl und täusche Dich, so lange es geht. — Hätte man das Alles aus der Ferne wissen können, rief er einmal aus. Es fehlte noch, schrieb er ein anderes Mal, nach Allem, was ich die letzte Zeit gelitten habe, daß mir die Ueberzeugung in die Hände käme, einem Unding meine letzten Kräfte geopfert und mit redlichem Eifer für eine Sache gearbeitet zu haben, mit der es sonst Niemand redlich meint und die ein Deckmantel der rasendsten Leidenschaften ist. Wenn ich nur erwäge, schrieb er im Juni 1793, wie wenig Alles, was ich seit dem November gethan habe, jetzt zweckmäßig erscheint, so möchte ich manchmal wünschen, ich wäre ruhig aus Mainz weggegangen und hätte mich in Hamburg oder Altona niedergelassen, ohne etwas mit den Händeln der Völker zu thun zu haben. — Hätte ich vor zehn, vor acht Monaten gewußt, schrieb er im August, was ich jetzt weiß, ich wäre ohne allen Zweifel nach Hamburg oder Altona gegangen und nicht in den Club. Das ist ein Wort, dessen Stärke ich wohl und ganz erwäge, indem ich es ausspreche. — Schon im Mai hatte er das Bedürfniß gefühlt, sein Auftreten in Mainz öffentlich zu rechtfertigen, und deshalb eine Defensionsschrift, wie er selbst sie nannte, zu schreiben angefangen. Die Stimmung, in welcher er an derselben arbeitete, schilderte er selbst im October 1793 sehr treffend mit den Worten: ein großes Unglück ist, daß mein Enthusiasmus de sa belle mort gestorben ist, und dieses thut einer solchen Arbeit unendlichen Abbruch;

ich ſchreibe, was ich nicht mehr glaube. Ein ſolches Kind des Kummers iſt natürlicher Weiſe ein Krüppel. —

Zwar bemühte ſich Forſter immer wieder, von den zeitigen Gewalthabern in politiſchen Geſchäften verwendet zu werden; er hatte das Bedürfniß nach Thätigkeit und mußte für ſeinen Unterhalt ſorgen. Einige Mal erhielt er auch wirklich kleine Aufträge, aber nur um ſich mehr und mehr zu überzeugen, wie wenig er für eine Wirkſamkeit in den Pariſer Verhältniſſen geeignet ſei. In dieſem ungeheuren Strudel wird jetzt, ſchrieb er ſchon im April, das Individuum verſchlungen, das keinen Rückhalt hat, um ſich geltend zu machen, und vor Allem keine Unverſchämtheit und Zudringlichkeit. Gelehrtes Verdienſt und ſelbſt die Talente des Geſchäftsmannes gelten jetzt nichts; wenn man nicht verfolgen, denunciren und guillotiniren laſſen kann, iſt man nichts; kurz, zum erſten Mal in meinem Leben helfen mir alle meine Hülfsmittel nichts, und ich ſtehe ſo verlaſſen da, wie ein Kind, das keine Kräfte hat, ſich ſelbſt zu ernähren. — Unmöglich laſſen ſich die Dinge ſchreiben, äußerte er im Auguſt, die mehr als alles Andere beitragen, mir meinen Aufenthalt hier und in Frankreich überhaupt zu verleiden; hierher paſſe ich nicht, ich glaube, ſelbſt die unvollkommene Kenntniß, welche Du aus öffentlichen Blättern von dem jetzigen Gange der Dinge haben magſt, iſt völlig hinreichend, Dir das eben ſo einleuchtend zu machen, wie mir ſelbſt. Es iſt ſchlechterdings unmöglich, daß ein Mann von meiner Denkungsart, von meinen Grundſätzen, von meinem Charakter ſich in einem öffentlichen Poſten erhalten kann; Tugend, Redlichkeit, gute Abſicht, Aufopferung ſind nichts; das Schiboleth iſt Alles; jeder Tag und jede Stunde überzeugt mich mehr, daß meine politiſche Laufbahn beendigt iſt; es iſt nicht Faſſung und Entſchiedenheit, die mir mangelt, es iſt die Scheu, zu etwas Böſem die Hände zu bieten und nur als Werkzeug den Leidenſchaften Anderer zu dienen, die mir einen Anſchein von Wankelmuth gibt; der Fremdling, der ehrliche Mann kann keinen Wirkungskreis bekommen, wo Selbſtſucht und Leidenſchaft Alles vermögen, und der vierzigjährige Mann, deſſen geprüftes Auge klar ſieht, wohin Alles abzweckt, kann ſich die Täuſchung des Gehorſams nicht machen, um

sich wie ein Jüngling in subalternen Verhältnissen seines Theiles der Schuld zu entladen. — Der ehrliche Mann, schrieb er im October, kann da, wo er ist, nicht bleiben, ohne aufzuhören, diesen Namen zu tragen, welcher das Einzige ist, was ihm aus dem schrecklichen Schiffbruche seines Glückes noch übrig blieb; Jeder muß selbst fühlen, was sein Beruf ist und wozu er Kräfte hat; ich muß die öffentliche Laufbahn verlassen, um endlich wieder meine Rechte als Mensch zu genießen. —

Bei dieser klaren Erkenntniß seiner Stellung in Paris und zur Revolution konnte der Schmerz über ein verfehltes Leben und die Sehnsucht des unbefriedigten Geistes nach Verwendung der großen angeborenen Gaben nicht ausbleiben. Nach so vieljähriger, angestrengter Arbeit ist mir nunmehr Alles, schrieb er, was ich zu meinem Fortkommen unternommen hatte, fehl geschlagen und ich fange die Welt gleichsam von Neuem an, ohne zu wissen, wie und womit, da ich von ganz Europa abgeschnitten, mit Schulden überhäuft, hier ohne alle Mittel, ohne alle Unterstützung und fast ohne Aussicht bin. Du weißt, was der flügellahme Adler von der Zufriedenheit denkt. — Sieh, mein Bester, schrieb er im August, es fehlt mir nicht an Muth und Kraft, aber an jener heitern, freien Geistesregsamkeit, die ich noch hatte, als ich hoffen konnte. Ich bin jetzt da, wo Menschen in meiner Lage sich immer glücklich schätzen können hinzugelangen: im Hafen der Resignation; aber der Name selbst lehrt schon, daß es die letzte öde Zuflucht des von Stürmen umhergetriebenen Herzens ist. Ich bin ruhig, aber ich bin ausgebrannt. — Sterben ist gar nichts, heißt es etwas später, was bange machen kann; ich bin es lange überzeugt. — Zuweilen sehnte er sich, in irgend einem ruhigen Winkel seine Arbeiten so fortzuführen, wie er sie angefangen; ich suche nur Ruhe und in dieser Ruhe die Möglichkeit, arbeiten zu können; ich lache über mich selbst, daß ich zu dem Elend, worin ich gerathen bin, nun noch die Schwierigkeit, ungehindert zu athmen, vor mir sehe und zu solchen engen Planen für mein künftiges Dasein reducirt bin. — Nicht selten aber erwachte auch die Wanderlust des alten Reisenden in voller Frische und trieb ihn hinaus in die

Ferne. Heute vor ein und zwanzig Jahren ging ich zu Schiffe mit Cook, ſchrieb er am 13. Juli, wehmüthig der längſt vergangenen beſſeren Tage gedenkend. Die Hoffnung auf eine Sendung nach St. Domingo gab ihm neues Leben; bald darauf lockte ihn Indien mit allen ſeinen Wundern heraus aus ſeinem verworrenen Leben; über Land wollte er dorthin gehen; ich würde mir, ſchrieb er, eine Reiſebibliothek und meinen Malerkaſten und mein ſchönes Zeichenpapier mitnehmen, in wenigen Tagen fange ich an, perſiſch zu lernen, in ſechs oder acht Wochen will ich ſo weit ſein, daß ich ohne Hülfe fortkommen kann; ganz neue Gegenſtände, ganz fremde Bilder, Bewegung, Beſchäftigung, Ungemach und ſelbſt Gefahr, dieſes zuſammen genommen mit dem Bewußtſein, nützlich zu arbeiten und mit dem Genuß, in einem Fach des menſchlichen Getriebes mich herum zu tummeln, welches meinen Kräften, Kenntniſſen und meinem Geſchmacke angemeſſen iſt, müßte mir unfehlbar für mein verletztes Gefühl heilenden Balſam gewähren. —

Die freundlichen Bilder ſeiner Phantaſie vermochten indeſſen nicht, ihn die Wirklichkeit vergeſſen zu machen; ſchwer drückte die Vereinſamung und Verlaſſenheit den weichen Mann. In den erſten Wochen ſeines Aufenthalts in Paris hatte er es wohl halb im Ernſt und halb im Scherz faſt als Gewinn bezeichnet, daß er jetzt auf nichts in der Welt als auf ſeine ſechs Hemden Acht zu geben habe, aber bald tönte die bittere Klage: ich weiß wohl, daß ich jetzt ein bloßer Ball des Schickſals bin; doch es gilt mir gleich, wohin ich geworfen werde; ich habe keine Heimath, kein Vaterland, keine Befreundeten mehr. — Was er beſeſſen, hatte Forſter in der That Alles verloren. Seine geiſtige Heimath, Deutſchland, war ihm durch ſein Auftreten in Paris genommen; das reiche Rüſtzeug ſeiner wiſſenſchaftlichen Thätigkeit: Karten, Zeichnungen, Kupferſtiche, Bücher, handſchriftliche Vorarbeiten aller Art waren in Mainz ohne Aufſicht geblieben. Sein Vater, dem er in kurzen, kalten Worten die Gründe, aus welchen er ſich der Revolution anſchließe, mitgetheilt und dann nicht wieder geſchrieben hatte, wollte den Sohn nicht mehr als Sohn anerkennen. Er hat ſich, heißt es in einem Briefe Heyne's, auch in der letzten Zeit noch unmenſchlich geäußert, wenn die Rede

ı seinem Sohne war, und erklärte öffentlich, es solle ihn
ıen, den Sohn am Galgen zu sehen. — Mit seinem
ɜwiegervater Heine, der in treuer Liebe ihn fest hielt, hatte
da dessen wohlmeinendes ernstes Abmahnen ihm lästig ward,
: Verbindung abgebrochen; harte, schneidende Urtheile seiner
tschen Freunde blieben Forster nicht unbekannt und verkün-
n ihm, daß auch dieses Band zerrissen sei. Forster's Betragen
b gewiß von Jedem gemißbilligt werden, schrieb Schiller
21. December 1792 an Körner, und ich sehe voraus,
er sich mit Schande und Reue aus dieser Sache ziehen
b. — An den liebsten Freund seines Lebens, an Sömme-
ɜ, hatte Forster schon aus Mainz den Abschiedsbrief
ndet, und wenn es möglich gewesen wäre, daß seine neuen
kannten in Paris, unter denen sich Kerner, Graf Schla-
ndorf, Oelsner und manche Franzosen und Polen befanden,
ı alle diese Verluste hätten ersetzen können, so gab es doch
hts, was die Wunde heilen konnte, welche die zerstörte
: ihm riß.

Ein Paar herrlicher Menschen, klagte Heyne, mußten durch
nder unglücklich werden, und in der That nicht allein
:ster, sondern auch Heyne's Tochter war eine Erscheinung
ɜewöhnlicher Art. Die lebendige geistvolle Frau besaß, wie
ıgner in Sömmering's Leben bemerkt, bei großen Fehlern
ı Schwachheiten, bei einer höchst erregten, leidenschaftlichen
tur doch viele treffliche Eigenschaften und eine gewisse Groß-
und Stärke, welche ihr Kraft gaben, die härtesten Fügun-
zu ertragen. — Sie war, schrieb viele Jahre später
lhelm von Humboldt, an Geisteskräften gewiß Eine der
ɜüglichsten Frauen der Zeit. Sie wußte auch sehr viel,
tè unendlich viel in allen neueren Sprachen gelesen und
ıß einen sehr hohen Grad von intellectueller Bildung.
ein das Alles wurde überstrahlt, geordnet und befruchtet
ch die innere, angeborene Geisteskraft, die keine Erziehung,
ɜ Bildung hervorbringen kann, und durch die Fülle einer
ɜen, ewig gestaltenden, schöpferischen Phantasie. Dabei
te sie in ihrem Hauswesen, mit ihren Kindern, wie sie
ɜ klein waren, die liebenswürdigste weibliche Einfachheit
ı eine sichtbare, ihr angeborene Reinheit und Lauterkeit der

Gesinnung; bis an ihr Ende hat sie mit merkwürdiger Thätigkeit und einer rastlosen Anstrengung gearbeitet. Forster und Huber standen beide an Tiefe und Umfang des Geistes und an Größe des Charakters der Frau nach. Sie hatte eine solche Eigenthümlichkeit, die schwer richtig beurtheilt wird; nun kamen ungewöhnliche Schicksale hinzu, für die kein alltäglicher Maßstab paßt. —

Nachdem Forster's Frau am 7. December 1792 mit ihren beiden Kindern Mainz verlassen und sich bis zum Ausgange des Jahres in Straßburg aufgehalten hatte, war sie, der Aufforderung eines alten Freundes ihres elterlichen Hauses, Georg von Rougemont, folgend, nach Neuchatel gegangen, sicher dort schon, in naher Zukunft unter Huber's persönlichem Schutze zu stehen. Die Umstände reiften, sagte in späteren Jahren sie selbst, welche es Huber zur Pflicht machten, seine ganze Zukunft zu dem einzigen Zwecke zu verwenden, der Versorger von der Familie seines unglücklichen Freundes zu sein. Die unerwarteten Vorfälle hatten diese Entwickelung in wenigen Wochen herbeigeführt. — Eine entschiedene Unübereinstimmung Forster's und seiner Frau, schrieb Huber im Frühjahr 1793, hatte ihre Ehe von jeher unglücklich gemacht, und diese beiden Menschen, die sich gegenseitig ehrten und Freunde sein konnten, litten gegenseitig unter dem Unglücke, durch andere Bande vereinigt zu sein. Forster kannte die zärtliche Freundschaft, die seit Jahren zwischen seiner Frau und mir stattfand, und hieß sie gut. Die Wendung, welche unsere beiderseitige Lage in der letzten Zeit genommen hatte, schrieb mir einen Entschluß vor, den ich, so außerordentlich er ist, nur nach der strengsten Ueberlegung und nach meinem inneren Gewissen genommen habe. Ich schlug Herrn Forster vor, sich von seiner Frau zu trennen; er billigte diesen Vorschlag, der seine Mühseligkeiten vermindert und seinem Herzen jeden Vorwurf, die Seinigen in Gefahr gebracht zu haben, erspart, da ich mich verbindlich mache, mein Schicksal mit dem seiner Frau und seiner Kinder zu verbinden. Ich werde nach Neuchatel eilen, wo sich Forster's Familie aufhält, um meine Vereinigung mit ihr zu bewerkstelligen. — Im Juli 1793 ließ sich Huber, nachdem er sein Amt aufgegeben und seine

Verhältniſſe in Dresden geordnet hatte, in Neuchatel nieder. Dort lebte nun Forſter's Frau, obſchon getrennt wohnend, in naher täglicher Verbindung mit ihm in tiefer Einſamkeit, wie ſie ſchreibt, und unter der ſtrengen Aufſicht der öffentlichen Meinung.

Forſter hatte lange ſchon darüber keinen Zweifel, daß ſeine Ehe innerlich bereits in Mainz getrennt geweſen ſei, und daß der inneren Trennung die äußere folgen müſſe. Auch über Huber's Stellung hatte er ſich nie getäuſcht; ſchrieb er doch mit trockenen Worten an ſeine Frau nach Neuchatel, daß ſie unter einem neuen Namen unbedenklich nach Frankreich werde kommen können. — Den Sinn für die Heiligkeit der Ehe und für die zarte Rückſicht, welche das weibliche Geſchlecht ſich ſelbſt ſchuldig iſt, hatte Forſter nicht verloren. Zwar über die Frau eines Anderen, aber an ſeine eigene Frau gerichtet, finden ſich in einem Briefe vom 23. Juni 1793 folgende Worte: Ich bin wahrlich nicht ein Kopfhänger und vielmehr geneigt, mit tauſend Abweichungen von der Regel alle erdenkliche Nachſicht zu haben, allein ich weiß auch über alle Maßen zuverſichtlich gewiß, daß nichts leichter verloren iſt, als Reinheit des Gefühls, das ſchönſte, beſte Geſchenk des Himmels, und daß ich es mit Offenherzigkeit und Erfahrung — die hier nichts Perſönliches hat — hinzuſetze, je edler das Weſen, das ſich ſo wie Frau von X. ihrem Gefühle blindlings und ungeprüft überläßt, je leichter geräth es auf einen unnatürlichen Abweg, der es für jeden reiner und einfacher Empfindenden widrig machen muß. Ein roué unſeres Geſchlechts iſt häßlich, eine weibliche rouée iſt gräßlich für einen Mann. Was hilft da noch die Geiſtesfülle? Ich ſehe nur Mißbrauch der Vernunft, des Wiſſens und Könnens, der immer bei zügelloſem Gefühl ſtattfindet. Daß ſie menſchlich handelt und empfindet, wo ihre Begierden nicht mit im Spiele ſind, iſt das Bedürfniß jedes richtigen Verſtandes, der ſo thätig iſt, wie der ihrige ſein muß; daß ſie anziehend iſt, beweiſet, was ſie hätte werden können, wenn ſie auf ihr Herz ſtrengere Aufſicht gehabt hätte; daß ſie endlich unglücklich iſt, rührt von den Forderungen her, die ſie an die Welt gemacht hat, und von dem Umſtande, daß es wohl Niemand unternommen

haben mag, ſie auf ſich ſelbſt und das Willkürliche ihres Thuns und Laſſens aufmerkſam zu machen. Sie ward betrogen, aber der ſtürmiſche Gang ihres Herzens läßt vermuthen, daß Mancher auch über ſie Klage zu führen hatte, ſo gut wie ihr Mann. Da ich es nicht in meiner Art finde, unbeſtändig zu ſein, ſo kann ich über das Bedürfniß dazu nichts ſagen, als daß es mir in einem Weibe empörender dünkt, als in einem Manne.

Der ſtarke Schmerz über das auch in der Ehe geſtörte Lebensglück ließ ſich durch kein Wollen und durch keine Worte auslöſchen. Ich habe, ſchrieb er einmal an ſeine Frau, keine Heimath, kein Vaterland, keine Befreundeten mehr; Alles, was ſonſt an mir hing, hat mich verlaſſen, um andere Verbindungen einzugehen, und wenn ich an das Vergangene denke und mich noch für gebunden halte, ſo iſt das bloß meine Wahl und meine Vorſtellungsart, kein Zwang der Verhältniſſe. Gute, glückliche Wendungen meines Schickſals können mir viel geben; ſchlimme können mir nichts nehmen, als das Vergnügen, dieſe Briefe zu ſchreiben, wenn ich das Porto nicht mehr bezahlen kann. — Das Herz bricht mir faſt, ruft er ein anderes Mal aus, wenn ich an die traurige Veränderung in Allem, Allem denke; Geduld! — Manche ähnliche Worte, in denen ſein tiefes inneres Leiden ſich ausdrückte, mögen in den von ſeiner Frau herausgegebenen Briefen beſeitigt ſein, viele andere Aeußerungen aber zeigen, daß Forſter dennoch auch die Zerſtörung ſeiner Ehe als ein unvermeidliches Ereigniß, oder als eine zuläſſige Handlung zu erklären und zu rechtfertigen ſuchte. — Du weißt ja, ſchrieb er ſeiner Frau in Beziehung auf die Kaiſerin Catharina, daß gewiſſe Dinge für gewiſſe Menſchen unmöglich mehr das ſein können, was ſie dem engbrüſtigen Moraliſten ſind. Ich bin überzeugt: der Menſch auf einer höheren Stufe der Bildung darf thun, was Andere nicht thun dürfen. — Sei ruhig bei den Albernheiten Deiner ehrlichen Umgebungen, heißt es in einem anderen Briefe an ſeine Frau, Du kannſt ihnen Nichts entgegen ſetzen, als die ſtrengſte Beobachtung der Regel, die Du Dir ſelbſt vorſchreibſt, und dann die vollkommenſte Nichtachtung ihrer eingeſchränkten Begriffe. — Ich habe Dir ſchon, ſchrieb er am 19. Juli, in

meinem vorigen Briefe geſagt, wie ſehr ich Alles billige, was Du mit Huber bisher verabredet haſt, und ſo billige ich auch die Einrichtungen, die Du mir jetzt bekannt machſt. Das Erſte iſt immer, daß wir uns rechtfertigen vor uns ſelbſt; darnach ſei uns Liebe und Achtung der Anderen willkommen. Gern opfern wir ihren Schwächen, ihren Vorurtheilen den zwangloſen Genuß unſerer natürlichen Freiheit; nur müſſen ſie nicht fordern, daß wir um der conventionellen Formen willen, mit denen ſie ſich ſo jämmerlich belaſtet haben, auf das wahre Glück des Lebens verzichten. Kinder, ſucht glücklich zu ſein, ſo daß ihr es immer bleibt, das iſt: behaltet Eure ganze Empfänglichkeit unter Aufſicht der Vernunft, die immer die Naturgemäßheit Euerer Gefühle prüfe. Wie weit Euere Nachgiebigkeit gegen die Menſchen um Euch gehen müſſe, kann ich von hier nicht ſo gut beſtimmen, als Ihr zur Stelle, aber mich dünkt, Euere Vorſichtsmaßregeln ſind hinreichend.

So gewiß Forſter, wie dieſes und manches ähnliche gezwungene und wunderliche Gerede zeigt, wußte, daß ſeine Frau für ihn verloren ſei, blieb ihm dennoch auch in Paris Bedürfniß und Wille, ſich dieſelbe als nahe Freundin zu erhalten. Wöchentlich ein und zwei Mal ſchrieb er an ſie, und Inhalt, Form und Färbung der Briefe laſſen erkennen, wie groß das Vertrauen und die ſorgende Theilnahme, wie lebhaft der geiſtige Verkehr der getrennten Ehegatten war. Warme, herzliche Worte konnte Forſter nicht nur an ſeine Frau, ſondern auch an Huber ſchreiben. Gott ſegne Dich und Deinen Freund, heißt es in einem ſeiner Briefe; ich trage Euch vereint in meinem Herzen und glaube, ſo ein Leben zu erhalten, das ſonſt nichts werth wäre. — Für die Zukunft hegte er die ſeltſame Hoffnung, mit ſeiner Frau und ihrem Freunde an einem Orte zu leben. Der Wunſch, ſchrieb er am 19. Juli, in Euerer Nähe zu ſein, iſt faſt der einzige, den ich nicht unterdrücken kann, und die Wahrheit zu ſagen, warum ſollte ich mir das Wohlthätige der Idee verſagen, die in dieſem Wunſche liegt? — Er malte ſich eine Zukunft aus, in welcher er, vereint mit Huber und Einer durch des Andern Umgang aufgemuntert, für ihren kleinen Privatkreis wirken wollte; er fragt Huber, ob dieſer Gedanke auch zu deſſen Hoffnungen

paſſe. Ich ſehne mich herzlich nach Euch, ſchrieb er am 24. October, die Vorſehung hat das Heft, und wir ſchwimmen mit dem Strome. Führt uns die Woge wieder zuſammen, landet ſie uns einſt auf demſelben Ufer, wohl uns! Soll's nicht ſein, ſo ſeid Ihr gerettet und ich rudere fort, bis die Kräfte fehlen.

Die Möglichkeit eines dauernden Zuſammenlebens lag in weiter Ferne; der Sehnſucht aber, Frau und Kinder wenigſtens auf Tage wieder zu ſehen, konnte Forſter nicht widerſtehen; er ging, obſchon jeder Verdacht der damaligen Machthaber, daß er aus Frankreich emigriren wolle, ihn unfehlbar auf die Guillotine bringen mußte, heimlich von Pontarlier über die Schweizer Grenze nach dem kleinen Juraorte Travers, wohin die Seinigen mit Huber von Neuchatel kamen. In welcher Weiſe dieſer wunderliche Kreis die drei erſten November-Tage in einer elenden Bauernſchenke des ſchneebedeckten Jura verlebte, welche Auseinanderſetzungen über die Vergangenheit, welche Verabredungen für die Zukunft die Zeit ausfüllten, erhellt aus keinen Mittheilungen. Am 6. November war Forſter wieder in Pontarlier und traf am 26. November in Paris ein. Die Trennung der Ehe und das Bedürfniß, dieſelbe durch ein nahes Freundesverhältniß zu erſetzen, war Forſter nur noch gewiſſer geworden. Die drei Tage haben mich, ſchrieb er am 6. November, auf lange Zeit geſtärkt und vielleicht auf immer mir das rechte Gleichgewicht wieder gegeben. Was dahinter iſt, ſehe ich auch mit dem Rücken an, und nun nur vorwärts, vorwärts; wir können noch ein, zwanzig, dreißig Jahre vergnügt ſein und bei und neben einander leben. — Nach allem, was ſchon geſchehen iſt, ſchrieb er vier Wochen ſpäter, meine beſten Freunde, wäre es Verkennung meiner, mich noch in Anſchlag bringen zu wollen. Seid glücklich, wo es immer ſei, ſo bin ich befriedigt.

Als Forſter am 26. November 1793 nach Paris zurückgekehrt war, hatte er ſogleich wieder das furchtbare Durcheinander der Schreckensregierung vor Augen; bald mit erzwungener Kälte, bald verzweifelnd, bald leichtfertig berichtete er das, was geſchehen war. Orleans iſt herzhafter geſtorben, ſchrieb er, als man vermuthete; ich für meinen Theil denke,

ein Menſch, der ſo für allen Genuß abgeſtumpft iſt, kann auch wohl einmal zur Abwechslung das Sterben verſuchen. Jetzt ſteht Barnave vor dem Tribunal, natürlich wird auch er den Weg alles revolutionären Fleiſches gehen. — Forſter verhehlte nicht, daß das Schauderhafte, wenn es dem Auge näher rückte, noch ganz anders wirke, als in einer Zeitungs-Nachricht, aber was iſt zu thun, rief er aus, die Hände über dem Kopf zuſammenſchlagen und ſchreien, es iſt alles verloren; und dann doch, wie wenn die Frau geſtorben iſt, ſich vom Schrecken erholen und wieder auf die Brautwerberei ausgehen? Da iſt es beſſer, gleich von Anfang ſich ſo zu ſtellen, daß eine Hand voll Mücken mehr oder weniger in dem Schwarm nicht einmal entbehrt oder wahrgenommen werde. — Wohl ſchrieb er auch jetzt noch: Siehſt Du die Revolution nur für das an, was einſt zum Beſſeren Veranlaſſung und Vorbereitung geweſen ſein wird, ſo wird Dich auch nicht irren, was ſie Greuliches hat. — Aber wenige Tage ſpäter wurden ihm die entſetzlichen Worte abgepreßt: alle Moralität ſcheint nur eine Poſſe und eine abgeſchmackte Erfindung, womit wir uns unter einander zum Beſten haben. Aufwand menſchlicher Kräfte vermag nichts im Schickſal des ganzen Geſchlechtes, nichts im Schickſal eines Einzigen zu ändern. Alles wird unaufhaltſam fortgeriſſen, zu leiden und leiden zu machen, bis die Federkraft abgenutzt oder zerſprengt iſt. Ich ärgere mich über Nichts mehr; die Frankfurter Zeitung iſt mir ſo gleichgültig, wie die Gazette nationale, und Lüge gegen Lüge ſehe ich nicht, wo der Vorzug liegt. Wenn ich täglich frühſtücke, zu Mittag eſſe, Thee trinke, zu Bette gehe und auf hunderterlei Weiſe meine Abhängigkeit von der Natur anerkennen muß, ſo erſchrecke ich vor mir ſelbſt, wenn ich das Wort Tugend oder Sittlichkeit ausſpreche. Alles dieſes iſt ſo gefährlich nicht, wie es ſcheint, aber es führt auf einen hohen Geſichtspunct, aus welchem die Vorurtheile und die geſchwätzigen Moralprediger unſeres Zeitalters mir ſo unbeſchreiblich klein und verächtlich werden. Es ſtürmt, als wenn das jüngſte Gericht noch einmal eine Sündfluth herbeiführte; ſeit drei Tagen regnet es nicht, es gießt. Kann auch Etwas von meinen Betrachtungen auf Rechnung dieſes Aufruhrs der Natur kommen?

Eine heftige Erkältung, welche Forster sich am 8. December zugezogen hatte, nahm nach wenigen Tagen schon einen peinigenden und gefährlichen Charakter an. Es fängt an, etwas besser zu werden, die Schmerzgestängs- und Krummzapfen-Musik in meiner Brust hat aufgehört, schrieb er am 19. December; die Tage her aber habe ich freilich in meiner unfruchtbaren Einsamkeit allerlei betrübte Glossen gemacht; arbeiten konnte ich nicht und meine Gedanken ließen sich bei der gänzlichen Erschlaffung der ganzen Maschine nicht sammeln; die traurigen, einsamen, langen Abende, an denen man vom Tage her erschöpft ist, weder schreiben noch lesen kann und doch aufbleiben muß, um nicht noch traurigere, lange Nächte schlaflos im Bette zuzubringen. Für mich, das sehe ich wohl, kann weiter nichts mehr übrig sein, als Arbeit und Mühe, und um was? um elende Selbsterhaltung von einem Tage zum andern in einem genuß- und friedeleeren Dasein. Hundertmal habe ich nun schon erfahren, daß es größer ist, zu leben, als zu sterben; jeder elende Hund kann sterben. Aber wenn hernach der Teufel, oder wer ist der schadenfrohe, zähnefletschende Geist in uns, der so einzusprechen pflegt, wenn der mit seinem höllischen Spötteln fragt: was ist Dir nun die Größe? o mein Gott! da versinke ich in meinen Staub, nehme meine Bürde auf mich und gehe weiter und denke nichts mehr, als: du mußt, bis du nicht mehr kannst; dann hat es von selbst ein Ende! So geht es am Tage in meinem Kopfe um. Die Nächte sind elend; Schlaf ohne Erquickung, gespannt, ängstlich, beklommen, lauter Träume! indessen Geduld, Geduld, das ist das große Heilmittel. — Gerade das fehlte noch, schrieb er am folgenden Tage, einen ehrlichen Kerl langsam zur Welt hinaus zu martern; verzeiht, meine Freunde, daß ich mein Herz so ohne Rückhalt ausschütte. Ich habe an mich gehalten aus besten Kräften, aber Jeder hat sein Maß. Das Gefühl, Niemanden nützen zu können, und ohne Ressourcen zu sein, um eine neue Einrichtung insbesondere für Euch anzufangen, ist über allen Begriff quälend und marternd. Nun kommt noch Krankheit hinzu, da ist es kein Wunder, wenn man zuweilen aller Hoffnung entsagt und sich einem unbarmherzigen Schicksal überläßt. Ihr kennt das menschliche Herz und wißt, welche

Kraft es bis auf den letzten Augenblick behält, gegen Widerwärtigkeiten zu kämpfen. Also auch bei mir; ich raffe mich wieder zusammen, wenn mich so ein schwerer Schlag niedergeworfen hat, und suche es noch gegen Sturm und Wogen auszuhalten. Wer weiß am Ende, was noch werden kann? Jetzt sieht es so trüb und freudenleer in uns, um uns und im Ganzen aus. Laß die Zeiten sich ändern und unser Loos ändert sich vielleicht mit.

Des Glückes der französischen Waffen konnte Forster sich selbst in diesem Zustande noch freuen, und die Hoffnung auf den endlichen Sieg der Revolution hielt er fest, aber nach allen ihren Schrecken auch ihren Segen selbst noch zu sehen, erwartete er nicht mehr. Die Revolution ist ein Orcan, heißt es in einem Briefe aus dieser Zeit, wer kann sie hemmen! Ein Mensch, durch sie in Thätigkeit gesetzt, kann Dinge thun, die man in der Nachwelt nicht vor Entsetzlichkeit begreift. Aber der Gesichtspunct der Gerechtigkeit ist hier für Sterbliche zu hoch; was geschieht, muß geschehen. Ist der Sturm vorbei, so mögen sich die Ueberbleibenden erheben und der Stille freuen, die darauf folgt. —

Mit jedem Tage fühlte von nun an Forster sich körperlich kränker und geistig verlassener und weher. Der Mensch ist ein gar armes Thier, wenn er krank ist, schrieb er am 22. December; unmöglich kann man hindern, daß gerade dann alle Leiden des Gemüthes, gegen die der gesunde Körper sonst ankämpfte, mit unwiderstehlichem Gewicht auf ihn andrängen, zumal wenn er einsam bleiben muß. Ich habe mich in diesen Tagen darauf ertappt, daß ich für mich allein geweint habe, wie ein Kind, so tief war ich abgespannt und so wahrhaft unleidlich ist es, hier außer dem Kreise Derer, die man liebt, krank zu liegen. — Ich bin gänzlich entkräftet, heißt es einige Tage später, es ist keine Gefahr vorhanden, aber unsäglicher Schmerz, Schlaflosigkeit, Schwächung des ganzen Körpers; o Gesundheit! Gesundheit! nur Geduld und frischen Muth in Schmerzen! —

Ohne Beruf und Vaterland, ohne Eltern und Freunde, fern von Frau und Kind, bald auch von seinen vielerlei neuen Bekannten vergessen und nur von Wärtern gepflegt, lag

Forſter auf ſeinem einſamen Schmerzenslager. Keine Aeußerung in ſeinen Briefen läßt darauf ſchließen, daß er die eigene ſchwere Verirrung in Beziehung auf Beruf, Haus, Staat und Kirche erkannt habe, und Niemand kann wiſſen, ob der verlaſſen Leidende ſich dem Halte, dem Troſte und der Stärkung wieder zugewendet habe, welche er als Knabe und ſelbſt in Caſſel mitten unter den Thorheiten der Roſenkreuzer aus dem chriſtlichen Glauben und dem Gebete vielfach empfangen hatte. Aber alle ſeine Briefe legen Zeugniß davon ab, daß er ſeinem edlen, alles Niedrige abweiſenden Sinn auch in dieſer ſchweren Leidenszeit treu blieb.

Weich und herzlich war ſeine Stimmung gegen die entfernt weilende Frau; geſtern Abend, meine geliebteſte Thereſe, erhielt ich deinen Brief, ſchrieb er einmal, ich bin ſehr dadurch erfreut und aufgerichtet; Deine Briefe, liebes Kind, ſind mir ein liebes Geſchenk in meiner Krankheit geweſen. — Er fühlte ſich überhaupt des Troſtes, des Zuſpruches bedürftig und war dankbar für jede freundliche Theilnahme; mitten in den Greueln der Revolution ſehnte er ſich nach einem Menſchenherzen, dem er ſich ganz und innig hingeben könnte. Von Allen aber, die ihm im Leben am Nächſten geſtanden, ſelbſt von ſeinem Vater, von Heyne, Sömmering und der eigenen Frau, hatte die Geſchichte der letzten anderthalb Jahre ihn geſchieden. Auf der ganzen Welt waren es nur ſeine beiden kleinen bei der Mutter in Neuchatel wohnenden Töchter, die noch ihm gehörten; ihnen wandte er Alles zu, was ſein Herz an Liebe barg; grüße und herze die Kinder, ich freue mich jedes Mal, wenn ich an die Stellen Deiner Briefe komme, die ſie betreffen; jede Zeile, die Du mir von meinen geliebten Kindern ſchreibſt, iſt mir ein Balſam; dieſe und ähnliche Worte kehren immer und immer in Forſter's Briefen an ſeine Frau wieder. Ich danke Dir herzlich, ſchrieb er, für jede kleine Nachricht von meinen Herzenskindern; da ich ſie nicht um mich haben kann, gibt es keinen beſſeren Erſatz, als die genaueſte Nachricht von ihrem Treiben und Wohlſein. — Wenn ich mannigmal noch einen Strahl von Hoffnung habe, mich aus dem Schiffbruche zu retten, ſo bleibt mir die Hoffnung doch nur bei meinen Kindern; ich küſſe meine Kleinen. — Geſtern ſaß ich im

Freien, erzählte er einmal mit zärtlicher Wehmuth, und war in Gedanken bei Euch; die beiden Kinder hüpften im Grase herum und mir wurde so innerlich glühend, daß ich nur Dank fühlen konnte für das Gefühl und die Ahnung. — Meine Kinder zu umarmen, ist die einzige Kühlung für den Brand, der mich verzehrt; küsse meine Lieblinge. — Der Tag wird kommen, hatte Forster am 30. September geschrieben, wo ich das Glück genieße, meine Kinder an mein Herz zu drücken; ich fühle, daß ich dieser Stärkung bedarf. — Wirklich war ihm diese Freude zu Theil geworden, da seine Frau und Huber die beiden kleinen Mädchen zu der Zusammenkunft in Trovers während der November-Tage mitgebracht hatten. Einsam nach Pontarlier zurückgekehrt, schrieb er in der Antwort auf die erste Nachricht von seiner Frau: umarme meine süßen Kinder, ich habe den Courier wohl begnckt, der sie gestern noch gesehen hat. — Was Du von meinen süßen Kleinen sagst, empfange ich mit herzlichem Danke, schrieb er, schon schwer erkrankt; die letzten Worte, die er mit zitternder Hand aufzeichnete, waren: küßt meine Kinder, und die letzten Worte, die er im Angesichte des Todes sprach, lauteten wiederum: meine Kinder.

Forster starb am 12. Januar 1794, Nachmittags 5 Uhr. Es war wohl ein Glück für ihn, schrieb später Wilhelm von Humboldt, daß er nicht länger lebte; er hätte keinem glücklichen Schicksal entgegen gesehen. — Forster war das erste und blieb das hervorragendste Opfer von geistiger Bedeutung, welches in Deutschland der Revolution verfiel. Angeborene Neigungen und bestehende Lebenszustände, Weltgeschichte und Familiengeschichte hatten sich verbunden, um ihn hineinzuziehen in die wilde Bewegung und in das frühe Grab, ein Gegenstand des tiefsten Mitleidens für alle Zeit.

Zweites Capitel.

Das linke Rheinufer unter französischen Militärgewalten.

Herbst 1794 bis 11. December 1797.

I.

Allgemeine Zustände und Stimmungen.

Das Rheinland und insbesondere das deutsche linke Rheinufer wird häufig als eine in sich zusammengehörende und nach außen abgeschlossene Einheit mit gemeinsamen Neigungen und Ansichten, Zuständen und Gewohnheiten betrachtet. Gemeinsam hat allerdings das Land die Beseitigung aller der Verhältnisse und Einrichtungen erfahren, welche sich im Laufe von Jahrhunderten unter den vielen geistlichen und weltlichen Herren gebildet hatten, und gemeinsam hat es zwei Jahrzehnte hindurch unter dem Militärregiment zuerst des republikanischen, dann des kaiserlichen Frankreichs gestanden, aber im Uebrigen sind noch jetzt die verschiedenen Bestandtheile des linken Rheinufers nicht näher mit einander, als mit vielen andern deutschen Landen, verwandt, und bis zur Zeit der französischen Herrschaft hatten sich manche durch die Verschiedenheit des Stammes, der Natur, der Obrigkeit und der Geschichte erzeugten Gegensätze, welche später ausgeglichen wurden, ungeschwächt erhalten. Im Süden herrschte die fränkische, im Norden die sächsische Stammeseigenthümlichkeit vor. Erzbischöfe, Bischöfe, Aebte, Comthure des deutschen Ordens, der König von Preußen als Herzog von Cleve und Graf von Mörs, der Kurfürst von Pfalz-Baiern, der Markgraf von Baden für Sponheim, der Landgraf von Hessen für Rheinfels, eine große Zahl Fürsten und Grafen, die Reichsstädte Cöln, Aachen, Speier und Worms, die vielen reichsunmittelbaren Ritter des rheinischen Ritterkreises drückten den größeren und kleineren Gebieten, deren Obrigkeit sie waren, ein verschiedenes Gepräge auf. Der weite, fruchtbare Thalgrund, welcher oberhalb der Nahe sich vom

Rhein zum Donnersberg und zur Hardt hinzieht, gab dem Pfälzer seine Rebe, sein edles Obst und ein lebenslustiges, bewegliches Zusammensein in Worms und Speier, in Kreuznach und Zweibrücken, in Neustadt, Dürkheim und anderen städtischen Orten. Wie oberhalb Bingen, beginnt auch unterhalb Bonn das linke Rheinufer sich als Rheinebene auszubreiten, aber Land und Leute tragen einen verschiedenen Charakter; der Wein und die Bedeutung der Obstzucht ist verschwunden; überall tritt rheinabwärts die Ackerwirthschaft mit ihrer einförmigen Arbeit, und in den Clevischen Niederungen auch die Viehzucht hervor und stärkt und erhält in dem kräftigen Menschenschlage das wenig aufgeweckte und wenig unterhaltende, aber zuverlässige, unabhängige und ausdauernde Wesen, das feste, treue Herz des sächsischen Stammes; Häuser und Dörfer der niederrheinischen Ebene bekunden den sicher gegründeten Wohlstand ihrer Bewohner. Die Bauern im Jülicher Lande, im Herzogthum Cleve, im Fürstenthum Mörs waren von den Pfälzer Winzern an der Nahe und am Hardtgebirge, die Bürger zu Düren, Xanten, Aachen, Cleve von denen zu Dürkheim und Zweibrücken so verschieden, wie Deutsche von Deutschen es nur sein können. Einen dritten von der oberrheinischen, wie von der niederrheinischen Ebene gleich scharf unterschiedenen Bestandtheil des linken Rheinufers bildete das mit einigen wenigen Ausnahmen nur unter Priesterfürsten stehende Bergland zwischen Bingen und Bonn. Der mit Anmuth und Ueppigkeit der Natur, wie kein anderer Theil Deutschlands, gesegnete schmale Streif, welcher längs des Stromes hinläuft, verwies seine Bevölkerung ausschließlich auf das Glücksspiel des Weinbaues; arm war sie, aber sorglos und immer hoffend auf ein gutes Jahr; lange darbend und von der Hand in den Mund lebend, aber stets bereit zum schnellen Genuß und Verbrauch, zu kurzen, wenn auch schweren Anstrengungen willig, aber dann auch Ausruhen und Kurzweil und Weinlust begehrend; schnell in stürmische Bewegung gebracht und schnell wieder beruhigt; leicht zu behandeln und leicht zu gewinnen, aber nicht immer zuverlässig und ohne das Bewußtsein gesicherter Selbstständigkeit. Drei glänzende Residenzen: Mainz, Coblenz, Bonn; drei Universitäten: Mainz,

Bonn, Cöln, und eine Reihe größerer Orte lagen längs des Flusses hin; Alles, was in dem mittleren Theile des linken Rheinufers sich an Leben und Bewegung fand, ging von dem engen Stromthal aus, so daß noch heute eigentlich nur dieses von denen in Betracht gezogen wird, welche das Rheinland tadeln oder preisen.

Der Fuß eines rauhen Berglandes steht, wie Mendelssohn bemerkt, in unmittelbarer Nähe des Flusses, zum Theil im Flusse selbst; aber weder der Hundsrück, noch die Eifel machte die Bewohner zu einem Gebirgsvolk; es fehlten die großen Forsten und Bergwerke, es fehlte, trotz der Berge, die Gebirgsnatur. Der Ackerbau war fast überall der Lebensberuf und gewährte, mit Ausnahme einzelner Eifeleinschnitte, dennoch nur ein dürftiges Leben, und auch dieses nur bei harter Arbeit; fast überall hat der Hundsrück eine spärliche Ackerkrume, die hier und da nur den Haferbau gestattet; die kalten, kahlen Höhen der Eifel werden auf der hohen Veen zu Mooren, in der Schneeeifel zu Heiden. Ein kräftiger, an ausdauernder Arbeit erstarkter, genügsamer und mäßiger Menschenschlag, besonnen und sparsam, war namentlich auf dem Hundsrück heimisch, aber geistige Bewegung und Theilnahme an geistigem Leben war so wenig auf dem Hundsrück, wie in der Eifel zu finden; nicht einen einzigen Ort mit städtischem Charakter hatte das Bergland und auch der tiefe Einschnitt der Mosel von Coblenz bis Trier, welcher Hundsrück und Eifel scheidet, hatte keinen städtischen Ort von einiger Bedeutung; das Stillleben des Winzers in dem warmen Thale war nicht weniger abgeschieden, als das der Bauern auf den rauhen Höhen.

Die Gegensätze zwischen der Pfälzer Stromebene und dem niederrheinischen Kornland, zwischen dem Weinthale von Bingen bis Bonn und dem Berglande des Hundsrück und der Eifel, lagen offen vor, aber das revolutionäre Frankreich betrachtete sie als nicht vorhanden, prägte Allen in gleicher Weise sein eigenes revolutionäres Wesen auf und unterwarf Alle in gleicher Weise der Gewalt seiner Waffen. Während die Umgegend von Mainz, Worms und Speier schon seit dem Herbste 1792 eine längere, wenn auch vorübergehende Besetzung durch französische Truppen erdulden mußte, blieb das linke Rheinufer

unterhalb der Nahe noch geraume Zeit frei von fremder Gewalt. Im Spätsommer 1794 aber drangen die französischen Heere aus den österreichischen Niederlanden gegen den Rhein vor; im August nahmen sie Trier, im September Aachen, im October Cöln, Bonn und Coblenz und behaupteten von nun an dauernd und unangegriffen den Besitz des Landes unterhalb der Nahe. Bei Kreuznach, Mainz, Worms, Speier, Zweibrücken ward noch 1795 gekämpft; seit dem Ende des Jahres aber war bis auf Mainz auch das Land oberhalb der Nahe in französischen Händen und Mainz selbst ward am 30. December 1797 dem Reichsfeinde übergeben. Die Franzosen gründeten zwar ihre Herrschaft über das linke Rheinufer nicht auf völkerrechtliche Uebereinkunft, sondern auf Militärgewalt, und betrachteten dieselbe bis zum Herbste 1797 auch wirklich nur als thatsächlich, aber um die Thatsache der Herrschaft über die von ihnen besetzten Länder zu sichern und zu ordnen, ergriffen sie die nöthigen Maßregeln bereits im Herbste 1794 unmittelbar nach ihrem ersten Einrücken. Durch eine Verordnung vom 14. November 1794 stellten die Volksrepräsentanten, welche damals die Revolutionsheere stets begleiteten, alle Bewohner des eroberten Landes unter die Gewalt der Sieger. Jede Verfügung einer französischen Behörde sollte zum Gehorsam verpflichten, jede Handlung und jede Rede, welche im Widerspruche mit der Sicherheit des französischen Volkes stand, sollte von den Revolutionstribunalen gerichtet werden. Zugleich wurde unter dem Namen Centralverwaltung in Aachen eine oberste Regierungsbehörde für die Länder zwischen Maas und Rhein angeordnet; die Mitglieder derselben wurden am 11. December ernannt und am 12. December eingeführt. Unter der Centralverwaltung in Aachen standen die sieben Bezirksverwaltungen zu Mastricht, Geldern, Aachen, Bonn, Blankenheim, Limburg und Spaa. Jede Bezirksverwaltung setzte sich aus vierzehn Mitgliedern zusammen, von denen sieben am Hauptorte, sieben in den Cantons, das heißt den Unterabtheilungen des Bezirks, wohnten. Für die Lande des Erzstifts Trier war am 27. Januar 1795 eine höchste Behörde unter dem Namen Direction der Nationaldomänen mit zehn Specialdirectionen eingerichtet, am 10. März aber der Aachener

Centralverwaltung untergeordnet, am 31. März aufgehoben und am 19. April durch eine Bezirksverwaltung ersetzt worden, so daß von jetzt an die Verwaltung aller zwischen Rhein, Mosel und Maas eroberten Länder von der Centralverwaltung in Aachen ausging. Eine Verordnung vom 3. Februar 1796 hob indessen diese Behörde wieder auf, weil sie ihrer collegialischen Einrichtung wegen zu selbstständig und ihrer deutschen Mitglieder wegen zu wenig französisch erschien. Die oberste Regierung sollte nun von einer aus drei geborenen Franzosen bestehenden Commission und die Bezirksverwaltung von außerordentlichen Agenten geführt werden, welche durch jene Commission eingesetzt und abgesetzt werden konnten. Die Mitglieder der Commission wurden zwar am 3. Mai 1796 ernannt, traten aber nie in Wirksamkeit, da ein Beschluß des Vollziehungsrathes vom 17. Mai 1796 alle bisherigen Central- und Bezirksverwaltungen, alle Commissionen und Büreaus aufhob und statt dessen zwei Generaldirectionen anordnete, die eine in Aachen für das Land zwischen Maas und Rhein, die andere in Coblenz für das Land zwischen Mosel und Rhein. Alle Regierungsgeschäfte waren in der Hand der beiden Generaldirectoren vereinigt, unter denen in strenger Abhängigkeit die Municipalitäten standen. In Aachen erschien Bruneau, in Coblenz Bella als Generaldirector, aber schon am 24. Februar 1797 beschloß der Vollziehungsrath die Wiederaufhebung der Generaldirectionen und aller andern bestehenden Behörden. General Hoche ward beauftragt, die nöthigen neuen Einrichtungen zu treffen. Eine Verordnung desselben vom 18. März 1797 machte bekannt, daß mit dem 21. März die Thätigkeit der gesammten bisherigen französischen Verwaltung aufhören werde. Als höchste Behörde für das linke Rheinufer sollte zu Bonn eine aus fünf Mitgliedern bestehende Intermediar oder Mittel-Commission gebildet werden, und unter derselben alle vor Einrücken der Franzosen thätig gewesene Behörden wieder in Wirksamkeit treten, nachdem deren gestorbene oder ausgewanderte Mitglieder durch einheimische und angesehene Männer des betreffenden Landes ersetzt worden seien. Um die Durchführung ihrer eigenen Anordnungen zu sichern, sollte die Mittel-Commission bei jeder höheren, ihr unter-

geordneten Behörde einen französischen Commissär haben, der aber der deutschen Sprache mächtig sein mußte. Am 30. März 1797 ward die Mittel-Commission unter Vorsitz von Shée feierlich in Bonn eingeführt und unter ihr das Land in sechs Bezirke: Creuznach, Zweibrücken, Trier, Cöln, Jülich und Geldern getheilt. Am 26. November 1797 aber fiel auch diese Einrichtung wieder fort, und ein Gouvernements-Commissär erhielt die oberste Leitung des gesammten Landes.

Die von 1794 bis 1797 sich in schnellem Wechsel ablösenden höchsten Behörden: die Centralverwaltung in Aachen, die Generaldirectionen in Aachen und Coblenz, und die Mittel-Commission in Bonn hatten mit ihren Unterbeamten vor allem finanzielle Aufgaben zu lösen. Als im Spätsommer 1794 die französischen Heere das linke Rheinufer besetzten, waren Danton und Robespierre bereits seit Monaten guillotinirt, die Schreckensregierung war gefallen und übte nur noch als furchtbare Erinnerung Einfluß. Aber nicht allein der Schrecken, sondern auch der Freiheitsrausch gehörte bereits der Vergangenheit an, die Abscheulichkeiten in Paris hatten die Herzen verwildert und verwüstet; an die tönenden Proclamationen der einrückenden Generale glaubten am wenigsten die, welche sie erließen; nicht allein Sieg, Sicherung und Vergrößerung, sondern auch Geldgewinn sollte der Krieg verschaffen. Fast ausschließlich auf Erreichung dieser Ziele bezogen sich in den ersten Jahren nach Besetzung der Rheinlande die Anordnungen der französischen Gewalthaber.

Alle bisherigen Steuern blieben bestehen und wurden von den Siegern mit äußerster Strenge beigetrieben, alle geistlichen und weltlichen Zehnte mußten fortentrichtet, aber in die französischen Magazine bei revolutionsmäßiger Bestrafung eingeliefert werden; alle Güter der Geflüchteten wurden verzeichnet, die unbeweglichen für die Kassen der Republik verwaltet, die beweglichen verkauft; zum Unterhalt und zur Kleidung der Soldaten, zur Ernährung der Pferde, zur Ausbesserung von Wagen, Geschützen, Bespannung und Bedienung wurden alle nur erdenkbaren Dinge requirirt; die Gemeinden mußten Werkstätten zur Verfertigung von Mänteln, Hosen, Jacken anlegen; eine Verordnung vom 25. December 1794

verfügte große außerordentliche Holzschläge zur Bestreitung der Armeebedürfnisse; schwere Einquartierung lastete fast auf jedem Hause, und die Vorspanndienste erreichten in vielen Gemeinden des Erzstiftes Cöln eine Höhe, welche den Bauern die Bestellung der Felder unmöglich machte. Neben der Armee stellte die Republik ihre besonderen Forderungen theils in Lebensmitteln, theils in Millionen klingender Münze, und bald wendete die Raubsucht sich auch den Kunstgegenständen zu.

In Frankreich war schon im Herbste 1794 der Werth des unter dem Namen Assignaten massenhaft ausgegebenen Papiergeldes mit Aufhören der Furcht vor der Schreckensregierung in solchem Grade gesunken, daß bald 100 Livres Assignaten nicht ganz sieben Livres Silber galten. Auf dem linken Rheinufer aber ward von dem Augenblicke der Besetzung an der Zwangscours eingeführt. Die Assignaten sind, erklärte eine Bekanntmachung vom 10. December 1794, die Münze der Republik, ihr Unterpfand ist die Rechtlichkeit des Franzosenvolkes, und dieses Unterpfand gibt ihnen einen unendlichen Vorzug vor den verächtlichen Metallen, die dem sträflichen Wucher der Habsucht unterliegen. — Jeder mußte in allen Zahlungen die Assignaten zu deren vollen Nennwerthe nehmen, und ward, wenn er die Annahme verweigerte oder für Waaren in Assignaten einen höheren Preis, als in klingender Münze, begehrte, vor ein Militärgericht gestellt und als Feind des französischen Volkes bestraft. Da in Folge dieser Bestimmung die Soldaten möglichst schnell die fast werthlosen Papierzettel, in denen sie ihren Sold erhielten, gegen Waaren aller Art umzusetzen suchten, so wollte Niemand verkaufen. Ein Befehl aber erschien, nach welchem jeder Kaufmann als Rebell bestraft werden sollte, welcher seinen Laden nicht offen hielt oder den Verkauf einer Waare verweigerte. Der höchste Preis, der gefordert werden durfte, sollte das in Lille für jede einzelne Waare festgesetzte Maximum nicht überschreiten. Die französischen Behörden ließen sich genaue Angaben aller Vorräthe machen, nahmen davon, was ihnen beliebte, und zahlten dafür das Maximum in Assignaten. Da zugleich alle öffentliche Kassen ihr Geld und Silber bei den französischen Machthabern gegen Assignaten umtauschen mußten, so hatte die einheimische

Bevölkerung fast nur noch Papiergeld in Händen; der Werth desselben sank durch die am 25. April 1795 verfügte Aufhebung des Zwangcourses in solchem Grade, daß ein Pfund Zucker 400 Livres, ein Pfund Seife 230 Livres in Assignaten kostete; wenige Monate später waren die Papierzettel gänzlich werthlos und das linke Rheinufer hatte einen Geldverlust erlitten, dessen Höhe unberechenbar ist.

Wie die Republik Geld und Geldeswerth, so suchte fast Jeder ihrer Befehlshaber gutes Leben und Bereicherung. In den Gemeinderechnungen jener Zeit finden sich zahlreiche Ausgaben für alle möglichen Gegenstände des Wohllebens und große und kleine Summen verzeichnet, welche von Officieren unter dem Namen: übliche Gratification für besondere Schonung des Ortes, erpreßt waren; oftmals ward auch ohne Vorwand und ohne Form Alles genommen, was nicht zur rechten Zeit in Sicherheit gebracht war; so schnell griff Gewaltthätigkeit um sich, daß der Befehlshaber der National-Gensdarmerie, Wirion, bereits am 18. October 1794 eine Verfügung erließ, in welcher es heißt: bewaffnete Räuber streifen umher und begehen jede Art von Laster; Raub, Plünderung, Erpressung und selbst Ermordungen und schändliche Ausschweifungen gegen Personen und Eigenthum kommen vor; Viele geben sich als Requisitionscommissarien aus und begehen Straßenräubereien, bedrohen die friedlichen Landbewohner mit Feuer und Schwert und mißhandeln selbst die Bürgermeister.

Da die französischen Machthaber fürchteten, daß das Land sich gegen den empörenden Druck auflehnen werde, griffen sie zu den schärfsten Vorsichtsmaßregeln. Alle Waffen jeder Art, alles Pulver mußte von den Einwohnern abgeliefert werden; die Commandanten der größeren und kleineren Orte überboten sich in ihren Anordnungen an Strenge und Peinlichkeit; jeder Verkehr mit den kriegführenden Mächten oder mit den alten Obrigkeiten, jedes gefährliche Gespräch sollte vor die Revolutionstribunale gebracht und als ein Angriff auf das französische Volk behandelt werden. Bei Todesstrafe war den Geflüchteten, welche gegen die Republik gewirkt hatten, die Rückkehr in die Heimath verboten.

Als der mit Robespierre's Hinrichtung in Frankreich eingetretene Umschwung sich seit dem Frühjahre 1795 mehr und mehr als Wiedererwachen des Gefühls für Menschlichkeit und Ordnung zeigte, und seit dem 28. October 1795 die neue Verfassung mit dem Rath der Fünfhundert und der Alten in das Leben getreten und Carnot Mitglied des Directoriums geworden war, sollten auch auf dem linken Rheinufer formlose Beraubungen und willkürliche Requisitionen beseitigt werden; die schonungslosen Beschlüsse gegen die Flüchtigen wurden gemildert und scharfe Verfügungen gegen die Brutalität der Soldaten und gegen die Raubsucht der Officiere erlassen; die Leistungen aber, welche für die Republik und deren Heere gefordert wurden, nahmen unter dem Directorium nicht ab, sondern zu, und das Verbot willkürlicher Bedrückung war noch keine Beseitigung derselben; nur ausnahmsweise vermochte die Civilverwaltung ihren Anordnungen den Militärbefehlshabern gegenüber Nachdruck zu verschaffen; die wechselseitige Eifersucht und die ununterbrochenen Reibungen hinderten selten Böses, aber oft Gutes; Zufall, Laune, Willkür herrschten im ganzen Lande, und die stehen gebliebenen alten Localbehörden und Einrichtungen dienten den wechselnden Machthabern zu bequemen Handhaben für ihre Erpressungen. Mit Hoffnung hatte das frühere Erzstift Trier im Herbste 1796 auf Bella, als Generaldirector des Landes zwischen Rhein und Mosel, mit Hoffnung das ganze linke Rheinufer im März 1797 auf Shée, als Präsidenten der Mittelcommission, gesehen; Beide waren redliche und wohlwollende Männer, aber wie wenig sie erreicht, läßt sich aus einer Proclamation erkennen, welche der entschlossene Obergeneral der Sambre- und Moselarmee, Hoche, am 20. Juni 1797 erließ. Er sei, heißt es in derselben, durch die Berichte seiner Generale davon in Kenntniß gesetzt, daß sich im Gefolge der Armee eine zweite Armee befinde. Menschen bildeten dieselbe, welche unter dem Namen Verwalter, Angestellte, Agenten sich von den Gemeinden ernähren, einquartieren und oft auch bezahlen ließen; in manchen Gegenden, namentlich auf dem Hundsrück, übersteige ihre Zahl die der Soldaten, und vier Fünftel derselben hätten durchaus kein Recht zu irgend einer Forderung oder öffentlichen Handlung. —

Um das Land von dieser und mancher anderen Willkür und Raubsucht zu befreien, traf General Hoche eine Reihe ernstgemeinter, strenger Anordnungen, aber auch sie änderten an dem thatsächlichen Zustande nur wenig. Das Land blieb nach wie vor den Gewaltthaten und den amtlichen und außeramtlichen Erpressungen ausgesetzt und hatte zugleich die Gewißheit erhalten, daß die thatsächliche Herrschaft der Fremden längere Dauer haben werde.

Die Stimmung der Bevölkerung von dem Ausbruche der Revolution bis zu dem Eintreten dieser Gewißheit zeigte im Allgemeinen zwar auf dem gesammten linken Rheinufer eine große Gleichartigkeit; nirgends war sie stark ergriffen von dem politischen Rausch des fremden Volkes und überall hoffte sie auf die Befreiung von manchem örtlichen Druck; dennoch aber wirkten und stimmten die Siege der Revolution in einzelnen Beziehungen verschieden in den verschiedenen Territorien des Mittelrheins; anders in den Reichsstädten Aachen und Cöln, anders im Kurfürstenthum Cöln und anders im Kurfürstenthum Trier. Auch fanden sich, zerstreut durch alle geistlichen und weltlichen Gebiete, jüngere und ältere Männer, welche das Festhalten der Rheinlande an der Selbstständigkeit des Territoriums, dem sie angehörten, verspotteten, die besondere Heimath mißachteten und das gesammte linke Rheinufer zu einem einzigen demokratischen Staat vereinigt wissen wollten. Sie waren es, von denen im Jahre 1797 der Versuch zur Gründung der cisrhenanischen Republik gemacht wurde.

II.

Die Reichsstädte Aachen und Cöln.

Die beiden Reichsstädte Aachen und Cöln waren lange schon der politischen Auflösung verfallen; erneuernde, gesunde, wenn auch heftig anregende Kräfte hatten sie nicht, aber ihre fortschreitende Zersetzung entfesselte die in jeder menschlichen Gemeinschaft liegenden, auf Zerstörung lüsternen Elemente und rief krampfhafte Bewegungen hervor. Gerade in dem Jahrzehent vor Ausbruch der französischen Revolution war Aachen, wie

Cöln, wiederum von heftigen, aber ohnmächtigen Zuckungen befallen, welche Wirkung und Zeichen nicht überschäumenden Lebens-, sondern eingetretenen Todeskampfes sind. In Cöln erschienen sie als Versuch selbstsüchtiger Zünfte, den nicht minder selbstsüchtigen Rath um die Vortheile der Gewalt zu bringen. Aachen ward von wüsten Tumulten erfüllt, weil einflußreiche Männer einander gegenüber standen, von denen der Eine den Anderen aus dem Besitze obrigkeitlicher Stellung drängen wollte, um sich selbst derselben zu bemächtigen. Ueber beide Reichsstädte brach die französische Gewaltherrschaft herein, bevor ihre inneren Zustände zu irgend einem Abschlusse gekommen waren.

1. Die Reichsstadt Aachen.

Die alte Krönungsstadt hatte am 11. Januar 1532 Kaiser Carl des Fünften Bruder, Ferdinand, zum Römischen König krönen sehen; seit jenem Tage fand keine Krönung wieder in ihren Mauern statt; Cöln, Regensburg, Augsburg oder Frankfurt traten an Aachens Stelle. Zwar sollte, wie mancher kaiserliche offene Brief zusagte und versprach, der Stadt durch diese Neuerung Nichts abbrüchig werden an altem, löblichen Brauch und hergebrachten Rechten und Gerechtigkeiten, aber Bürgermeister, Schöffen und Rath mußten doch von jetzt an Schwert und Evangelienbuch Carl's des Großen bei jeder Krönung fremden Händen anvertrauen; Abgeordnete des Raths und des Marienstifts hatten die Kleinodien in die vom Kurfürsten-Collegium bezeichnete Stadt zu bringen, wo dieselben von dem Reichsquartiermeister unter Trompeten- und Paukenschall begrüßt und dann für die Tage der Feier dem Kurerzkanzler überantwortet wurden. Als Krönungsstadt hatte Aachen nur ein inhaltsloses Recht, als Reichsstadt aber thatsächlich, wie rechtlich, seine alte unmittelbare Stellung bewahrt. Frei von landesherrlicher Gewalt, sollte es sich selbst nach der Stadt Freiheiten und Rechten, Gesetz und Herkommen regieren.

Die geschriebene Verfassung ruhte auf dem Gaffelbriefe von 1450, welcher den bis dahin lebenslänglichen Rath unter schweren Kämpfen verdrängt hatte; der Gaffelbrief wurde 1477

zwar wieder beseitigt, 1513 aber auf das Neue zur Geltung gebracht und bestand seit dieser Zeit unbestritten in Kraft, obschon durch das Herkommen wesentlich ergänzt und wesentlich geändert.

Im achtzehnten Jahrhundert hatte Aachen siebenundzwanzig Zünfte, neben welchen die Goldsticker, Drechsler, Maler, Gelbgießer, Bildhauer und Seidenfärber als Freikünstler, die Seiler, Erdbäcker, Haarkräuseler und Thonkleber als unbeachtete Handwerker arbeiteten. Nur die Genossen einer Zunft konnten politische Rechte haben, und unter den Zünften waren wiederum die der Goldschmiede, Spängler, Glaser, Wundärzte und neun anderer Gewerbetreibender ohne Antheil am Stadtregiment. Die gesammte politisch-berechtigte Bürgerschaft bestand daher aus vierzehn Zünften oder Gaffeln, unter denen sich auch die der Adeligen vom neuen Sterne und die der Gelehrten befanden. Alljährlich am 23. Juni versammelte sich jede Gaffel unter ihrem Gräve- oder Gaffelmeister und schlug dem großen Rathe acht „Geschickte," das heißt: Gesendete oder Abgeordnete zu dessen Ergänzung vor. Acht Geschickte nämlich einer jeden Zunft bildeten gemeinsam mit einem Rentmeister, zwei Weinmeistern, zwei Baumeistern und sechs Neumännern, d. h. Empfängern der Krämer-Waag-Accise, den großen Rath. Die Hälfte der Geschickten schied jährlich aus und wurde ersetzt, indem der große Rath aus den acht Vorgeschlagenen jeder Zunft vier in seine Mitte wählte. Am 23. Juni jeden Jahres war daher der große Rath zur Hälfte neu; am folgenden Morgen, dem Johannistage, trat derselbe zum ersten Mal zusammen; die acht Geschickten einer jeden Zunft wählten zwei Männer aus ihrer Mitte, welche in Gemeinschaft mit den an demselben Tage vom großen Rathe ernannten Beamten den kleinen Rath des nächsten Jahres bildeten. Zum kleinen und zum großen Rath gehörten die zwei regierenden und die zwei „abgestandenen," d. h. letzt zurückgetretenen Bürgermeister. Die beiden regierenden Herren wurden zwischen dem 6. Januar und dem 25. Mai jeden Jahres von dem großen Rathe gewählt und traten ihr Amt am 25. Mai an; der Erste derselben, der Schöffenbürgermeister, mußte aus den Mitgliedern des hohen Schöffengerichts, der Zweite, der Bürger-Bürgermeister, aus den

adeligen oder anderen angesehenen Bürgern genommen werden. Die gesammte Regierung und Verwaltung befand sich in Händen der Bürgermeister und des kleinen Raths, der sie theils in corpore, theils durch Rathsämter, z. B. durch das Rentamt, Bauamt, Weinamt führte. Auch die Gerichtsbarkeit ward vom kleinen Rathe, oder doch unter dessen Leitung, wie im Werkmeister-Verhör- und Kür-Gericht geübt. Der große Rath versammelte sich nur, wenn Wahlen vorgenommen, Eigen der Stadt verkauft oder ein Todesurtheil bekannt gemacht werden sollte. Neben den städtischen Obrigkeiten fanden sich zwei politische Gewalten, welche ihren Sitz zwar in der Stadt, aber unabhängig von derselben hatten: Das hohe Schöffengericht nämlich und die Jülichische Vogt-Meyerei. Das hohe Schöffengericht trat als kaiserliches Gericht auf, ergänzte sich selbst aus den Familien der Patrizier und dem niederen Adel der Nachbarschaft, behauptete, dem Rathe nicht untergeordnet zu sein, und versuchte zuweilen ein Aufsichtsrecht über denselben geltend zu machen. Die Vogt-Meyerei stand dem Kurfürsten von der Pfalz zu, welcher, als Herzog von Jülich, Reste einer früheren Vogtei über Aachen besaß. Der von demselben bestellte Vogt-Meyer betheiligte sich an der Gerichtsgewalt, zog manche Brüche, vollstreckte manche Urtheile des Schöffengerichts, übte ein Schutzrecht über die Stadt und nahm schiedsrichterliche Gewalt bei inneren Streitigkeiten wenigstens in Anspruch.

Abgesehen aber von den Einflüssen des Schöffengerichts und der Vogt-Meyerei bildete „des heiligen römischen Reiches freie Stadt Aachen" mit den aus einundzwanzig Dörfern in sechs Quartieren bestehenden und von einer Landwehr umgebenen „Reich von Aachen" ein so abgeschlossenes und selbstständiges politisches Ganze, wie alle anderen deutschen Territorien, nicht weniger als diese berechtigt und verpflichtet, sich aus sich selbst zu erhalten und zu entwickeln. Den alten ritterbürtigen Geschlechtern der Stadt war, obschon sie das früher ausschließliche Herrschaftsrecht durch den Gaffelbrief von 1450 verloren hatten, auch im achtzehnten Jahrhundert eine angesehene politische Stellung geblieben, selbst der Gaffelbrief verlangte, daß „Borger von Adeldom und guter Famen" in

den Rath gekürt werden ſollten. Die Freiherren und Herren v. Wylre, v. Fürth, v. Richterich, v. Thimus, v. Clotz, v. Moß, v. Lommeſſen, de Witte, v. Gartzweiler, v. Pelzer, v. Lamberts, v. Broich, v. Braumann, v. Lonneux, v. Wildt, v. Oliva, v. Diepenbond und Andere übten allein ſchon durch ihr Vermögen und ihr ſociales Verhältniß bedeutenden Einfluß; nur aus ihrer Mitte konnten der Schöffenbürgermeiſter, die Glieder des hohen Schöffengerichts und die Vertreter der adeligen Zunft im Rath gewählt werden. Der Verfaſſung nach ſchienen es jedoch demungeachtet die vierzehn Gaffeln ſein zu müſſen, welche den Gang des politiſchen Lebens beſtimmten, denn ſie konnten, da ſie den großen Rath unmittelbar, den kleinen Rath, beide Bürgermeiſter, die Neumänner und andere Beamte mittelbar in jedem Jahre wieder zu erwählen hatten, ſtets Männer ihres Vertrauens an die Herrſchaft bringen. In Wirklichkeit indeſſen befand ſich während der letzten Jahrhunderte die politiſche Gewalt weder bei den patriciſchen Geſchlechtern, noch bei den Gaffeln, ſondern regelmäßig in der Hand eines einzelnen Mannes, dem es gelang, ſich längere Zeit hindurch als Bürgermeiſter zu behaupten, alle anderen Glieder des Rathes zu fügſamen Werkzeugen zu machen und thatſächlich ſo ſelbſtſtändig zu regieren, wie der Landesherr in den Territorien. Schon im ſiebenzehnten Jahrhundert wurden Johann Bertram von Wylre, Johann Wilhelm von Olmüß, genannt Mühlſtrohe, Freiherr Werner von Broich ſehr häufig zum Schöffenbürgermeiſter, Balthaſar Fibus, Leonhard Schleicher, Gerlacus Mau, Johann Chorus faſt eben ſo häufig zum Bürger-Bürgermeiſter gewählt, und im achtzehnten Jahrhundert erſchienen von 1725 bis 1754 Martin Lambert von Lonneux, von 1763 bis 1775 Johann Lambert Kahr nicht nur regelmäßig ein Jahr um das andere als regierende Bürgermeiſter, ſondern hatten auch als abgeſtandene Bürgermeiſter in den Zwiſchenjahren die Macht unbedingt und ausſchließlich in ihrer Hand; den ganzen Zeitabſchnitt von 1725 bis 1754 oder von 1763 bis 1775 wollten die Aachener bezeichnen, wenn ſie noch zur Zeit der franzöſiſchen Revolution den Ausdruck gebrauchten: unter der Regierung des Bürgermeiſter Lonneux oder des Bürgermeiſter Kahr.

Ein Bürgermeiſter, welcher ſich dauernd behaupten wollte, mußte ſeiner Partei im großen wie im kleinen Rathe bei deſſen jährlicher Erneuerung das Uebergewicht zu bewahren wiſſen. Drohungen, Einſchüchterungen, tumultuariſche Bewegungen, vor allem aber die in Aachen unter dem Namen „Mäkelei“ bekannten Beſtechungen waren die ſeit Jahrhunderten gebrauchten Mittel, um die Gegner, welche ſich an das Ruder bringen wollten, nicht in die Höhe kommen zu laſſen; zuweilen verglichen ſich wohl die Parteien über Theilung der Herrſchaft; der Vergleich z. B. von 1732, welcher die Aemter und Rathsſtellen zur Hälfte den Einen, zur Hälfte den Anderen gab, beſtand trotz des verfaſſungsmäßigen freien Wahlrechts der Zünfte über zwanzig Jahre; gewöhnlich aber war die Stadt von innerem, mit wechſelndem Glücke geführten Kampfe erfüllt. Schon im Anfang des achtzehnten Jahrhunderts führte das hohe Schöffengericht bittere Klage. Bürgermeiſter und Beamte hätten, behauptete daſſelbe, durch Mäkelei und auf der Stadt Unkoſten, wie der Wirthe Rechnungen bezeugen würden, nicht allein wider den Gaffelbrief das regimen urbis, ſondern auch das aerarium publicum in ihre Hände bekommen, die wohlmeinenden und habhaftigſten Bürger darausgehalten, und nur ihre Anverwandten und Factioniſten alljährlich hineingeſetzt, welchen ſie jeder Zeit einen blauen Dunſt daher machen und ſie nach ihrer Pfeife tanzen laſſen, um ſelbſten jedesmal den Meiſter ſpielen zu können. — Die Höhe der Beſtechungsſumme ſtieg von Jahrzehent zu Jahrzehent; der Sieger mußte die großen Auslagen dem Amte abgewinnen; ſchlechte Polizei, Juſtiz und Verwaltung, Nachſicht gegen Vergehen und ſteigende Verderbniß der Bürger waren die Folge.

Mit der Entartung der Stadt ging deren Verarmung Hand in Hand; der furchtbare Brand des Jahres 1656, kirchliche Engherzigkeit und die kurzſichtige Selbſtſucht der Zünfte hatte die früher blühenden Gewerbe vertrieben oder in Verfall gebracht. Die in der Stadt wohnenden Lutheraner und Reformirten mußten ihren Gottesdienſt in dem eine Stunde entfernten, zum Herzogthum Limburg gehörenden Vaels halten; ſie durften weder ein Amt bekleiden, noch Advocat werden,

und wurden von mancherlei Nachtheilen getroffen. Die Zünfte hinderten eifersüchtig jeden lebendigen Aufschwung eines Gewerbes; kein Schneidermeister z. B. durfte mit mehr als einem Lehrjungen und vier Gesellen, kein Werkmeister auf mehr als vier Webstühlen arbeiten; um dem Drucke zu entgehen, siedelten die Gewerbe, namentlich die Tuchfabriken, nach Verviers, Montjoie, Eupen über; in Vaels blühten die großen Anlagen von Clermont, in Burtscheid die von Löwenich auf. Einwohnerzahl, Wohlhabenheit und Betriebsamkeit der Stadt, die einst in Venedig und in Antwerpen große Lagerhäuser gehabt, sank mehr und mehr; die vielen Fremden, welche zum Gebrauche der Bäder sich einfanden, das Lotto und die Hazardspiele sollten den Schaden ersetzen, verstärkten aber nur leichtfertige Gewinnsucht; zuerst 1763 wurden die Hazardspiele verpachtet und zwar für 800 Thlr.; 1768 aber für 1200 Thlr., 1777 für 4000 Thlr. und 1793 für 25000 Thlr.; Wolldiebe, Müssiggänger und Lottospieler nennt Forster den gemeinen Mann und sagt: die Straßen wimmeln von Bettlern und das Sittenverderbniß ist zumal in der geringen Volksklasse allgemein.

Während die alte Größe Aachens lange schon ein Ende erreicht hatte, dauerte der alte Kampf der Parteien um die Vortheile der obrigkeitlichen Gewalt in hergebrachter Weise fort. Seit 1776 hatten als Bürger-Bürgermeister Stephan Dominicus Dauven, juris utriusque doctor, und als Schöffen-Bürgermeister der alte Johann Jacob Freiherr von Wylre sich wechselnd mit dem Freiherrn von Thimus und dem Herrn von Richterich zu behaupten gewußt. Die Regierung lag in Dauven's Hand, der, um sich zu behaupten, keine der hergebrachten Künste verschmähte; ihm feindlich gegenüber stand aber eine thätige und entschlossene Partei, zu welcher die Kaufleute Nicolaus Cromen und Heinrich von Hautem, die Advocaten Denys und Vossen, der Beisitzer am Werkmeistergericht, Jacob, Schnitzler, der Statthalter des Schleidener Lehn, Leonhard Brammertz, und andere angesehene Männer gehörten; Führer der Partei war der Schöffe Martin Franz Joseph von Lonneux. Jahre hindurch schon hatte Lonneux im Geheimen an dem Sturze der zeitigen Machthaber gearbeitet, als er im

Der Rath berichtete, als er am 13. Juni bei der Wahl der Krämerzunft in der Minderzahl geblieben war und fernere Niederlagen vorausſah, an den Kaiſer nach Wien und verbot, bis deſſen Entſcheidung eingelaufen ſei, jede weitere Wahlverſammlung, mußte aber, von der Gegenpartei bedroht, das Verbot wieder aufheben. Der große Rath ward neu zuſammengeſetzt und hatte nun den kleinen Rath zu wählen. Truppweiſe durchzogen am Johannistage betrunkene, von Lonneux mit Wein und Geld gewonnene Soldaten der Aachener Garniſon die Straßen; grüne Zweige auf dem Hute riefen ſie laut: vive Lonneux, vive le nouveau parti; Haufen aus den unterſten Schichten der Bevölkerung ſchloſſen ſich ihnen mit Stöcken und Stangen bewaffnet an, und umlagerten von frühem Morgen an das Rathhaus. Als Lonneux dennoch ſeine Partei Dauven gegenüber mit zweiundzwanzig Stimmen in der Wahl unterliegen ſah, behauptete er, ſeine Gegner hätten doppelte Stimmen abgegeben, öffnete das Fenſter des Rathhausſaales und rief hinaus: Bürger, herauf! hört, wie man Euch betrügt; auf dieſen Ruf drangen die unten ſtehenden bewaffneten Haufen in das Rathhaus, erbrachen die Thüren des Wahlſaales, ſchlugen auf ihre Gegner ein, verwundeten viele und vertrieben alle nicht allein aus dem Rathhauſe, ſondern auch aus der Stadt, nur die beiden Bürgermeiſter wurden in ihren Häuſern feſtgehalten, Dauven durch Drohungen zur Abdankung und Wylre zur abermaligen Berufung des großen Rathes gezwungen, welcher nun in ſeiner Sitzung vom 26. Juni Lonneux und deſſen Anhänger zu Adjuncten der geflüchteten Rathsmänner ernannte und ſie ermächtigte, bis zur Rückkehr der Letzteren die obrigkeitliche Gewalt zu üben. Die Bürgermeiſter Dauven und Wylre, welche ſeit dem 2. Juli eine ſichere Zuflucht bei der Aebtiſſin von Burtſcheid, Frau von Quadt, gefunden hatten, gedachten daran, daß im Jahre 1277 Herzog Johannes von Brabant ſich durch einen Revers verpflichtet habe, die Stadt und ihre Bürger und Einwohner zu beſchützen und ihnen, wenn ſie es von ihm verlangten, ſeine Gewogenheit, Rath, Hülfe und Beiſtand widerfahren zu laſſen. Auf Grund dieſes Reverſes hielten ſie den Kaiſer Joſeph, als Nachfolger der Herzoge von Brabant, für

verpflichtet, die gewaltsam vertriebene Obrigkeit zurückzuführen, und wendeten sich daher am 7. Juli mit der Bitte um schleunige Hülfe an das Generalgouvernement in Brüssel. Der Jülichsche Vogt-Meyer in Aachen aber, Freiherr Felix Arnold von Geyr zu Schweppenburg, wachte eifersüchtig über das Schutzrecht seines Herrn, des Kurfürsten von der Pfalz, und war überdieß ein Schwager des Schöffen von Lommeux.

Bevor in Brüssel ein Entschluß gefaßt war, rückten bereits 500 Mann Pfälzer Truppen in Aachen ein und hielten die äußere Ordnung aufrecht. Ein Mandat des Reichskammergerichtes vom 3. August vernichtete die mit Aufruhr und Gewaltthaten unternommenen Wahlen des 26. Juni, setzte die alte Obrigkeit wieder in Thätigkeit, bedrohte die Rädelsführer, Urheber und Theilnehmer an den zügellosen Ausschweifungen und Gewaltthaten mit exemplarischer Bestrafung und verbot für die Zukunft alle Zusammenrottung und Empörung bei Vermeidung unnachläßiger Leibes- und Lebensstrafe. Die westphälische Kreisdirection ernannte sodann im Auftrage des Reichskammer-Gerichts eine Commission zur Untersuchung der vorgefallenen Rechtsstörungen, zur Abstellung der Verwaltungs-Mißbräuche und zur Verbesserung der Verfassung. Unter Vorsitz des Herrn von Dohm traf dieselbe am 16. Mai 1787 in Aachen ein. Die große Erbitterung der Parteien macht das hiesige Geschäft ungemein beschwerlich, berichtete Dohm gegen Ende Juni nach Berlin; unsere wichtigste Arbeit hat bisher darin bestanden, zu bewirken, daß die dießjährigen Wahlen constitutionsmäßig und ohne Tumulte vor sich gehen. Beide Parteien lassen es an gewaltsamen Attentaten und anderen unerlaubten Mitteln nicht fehlen; der jetzige Magistrat macht sich hierbei besonders eines Mißbrauches seines öffentlichen Ansehens schuldig, indem er unter allerlei Vorwänden die anders gesinnten Bürger gefänglich einziehen läßt, um sie an den Wahltagen ihres Stimmrechtes zu berauben. — Noch im Jahre 1789 waren auf Grund der eingeleiteten Untersuchung neunundreißig Rathsglieder suspendirt; aus der Krämer- und der Zimmer-Zunft Alle bis auf zwei, aber nicht ein Einziger aus der Metzger- und der Rothgerber-Zunft.

Im April 1790 ließ Dohm einen Verfassungsentwurf, an welchem er seit 1788 gearbeitet hatte, drucken und forderte jeden Bürger auf, etwaige Bedenken und Einwendungen gegen denselben bekannt zu machen. Nach langem Zögern bestätigte das Reichskammergericht den, wenn auch wesentlich veränderten, Entwurf und ordnete im Jahre 1792 dessen schleunigste Einführung durch das westphälische Kreisdirectorium an. Die Bürgerschaft von Aachen aber bestritt dem Reichskammergericht das Recht, Aenderungen in der Verfassung einer freien Reichsstadt vorzunehmen, und hatte den Kurfürst von Baiern als Herzog von Jülich und den Kurfürsten von Cöln auf ihrer Seite. Neue Verhandlungen begannen und noch war das Ende derselben nicht abzusehen, als sich die Revolutionstruppen unter Dumouriez schneller und schneller von Belgien aus näherten. Vor ihnen wie das scheue Wild vor einem Prairiebrande her fliehend, langten am 25. November 1792 spät Abends Monsieur und der Graf von Artois in Aachen an und setzten am 26. November ihre Reise schleunig fort; am 27. November traf das Domcapitel, am 28. der Fürstbischof von Lüttich ein; seit dem 5. December durchzog das österreichische Heer in ununterbrochenen Reihen die Stadt.

Die Bürger Aachens, arm oder reich, vornehm oder gering, waren durch die Erfahrungen der letzten Jahre gründlich von ihrer hergebrachten Neigung zur politischen Unruhe geheilt, sie hatten schwere, erbitterte Kämpfe hinter sich, sie hatten die stumpfsinnige Ohnmacht der alten Obrigkeit, die Schonungslosigkeit ehrgeiziger Parteihäupter und die Wildheit des losgebundenen Pöbels kennen gelernt und verlangten nach Ruhe und Ordnung. Die Summen, welche täglich zum Unterhalt der Pfälzer Truppen und der kaiserlichen Commission aufgebracht werden mußten, hatten so schwer auf jeder Haushaltung gelastet, daß ein politisches Ereigniß, welches vermehrten Aufwand in Aussicht stellte, den niederschlagendsten Eindruck machte. Bürgerschaft und Rath wünschten um jeden Preis, den republikanischen General ferne zu halten, sahen aber nirgends Hülfe; die österreichische Armee war geschlagen, der Vogt-Meyer Freiherr von Geyr machte dieses Mal das Jülicher Schutzrecht nicht geltend, die städtische Grenadier- und Mus-

quetier-Compagnie unter Hauptmann Arnold Adenaw hatte keine größere Hoffnung auf den Sieg, als die bewaffneten Bürger der acht städtischen Grafschaften. Der kleine Rath, unter Vorsitz der regierenden Bürgermeister Kreitz und Freiherr von Clotz, berieth und verhandelte unablässig über das, was zu thun und zu lassen sei; am 14. December früh am Morgen verließ der letzte österreichische Truppentheil die Stadt, und einige Stunden später faßte der Rath, um seine Thätigkeit nicht zu zersplittern, den Beschluß: juridica werden wegen fortdauernder Kriegsdrückungen vorläufig ausgesetzt. Hoch oben auf dem Marschierthor stand nach altem Brauche Joseph Jungbluth und schaute als Kur- und Nacht-Wächter aus, um auf dem Horne blasend anzuzeigen, wenn Kriegsvölker sich dem Reiche von Aachen näherten. Schon am Morgen des 15. December besah sich ein kleiner Haufen französischer Reiter keck die Straßen der Stadt, und am 16. December Abends sieben Uhr zog geführt von den Generalen Desforest und Stengel die französische Avantgarde unter dem Gesange der Marseillaise ein. Sogleich legten die neuen Machthaber alles geistliche Gut unter Siegel, besetzten die Klöster mit Soldaten, verwendeten die Kirchen der Capuciner, Carmeliter, Bernhardiner und Franziscaner zu Mehlmagazinen, Hospitälern oder Pferdeställen, und die der Jesuiten zum Backhaus; am 19. December errichteten sie auf dem Marktplatze ihren Freiheitsbaum, setzten dem Standbilde Carl des Großen und auch den Crucifixen die rothe Jacobinermütze auf und nahmen einem Heiligen die Ketten ab, die er trug, laut aufjauchzend, als derselbe sogleich in Stücke zerfiel. Am 29. December verlangte Desforest von den regierenden Bürgermeistern, daß sie eine provisorische Verwaltung für Aachen wählen und einen neuen Freiheitsbaum errichten lassen sollten, weil der zuerst gepflanzte nicht die angemessene Größe besitze. Auf die lebhafte Vorstellung des Freiherrn von Clotz, daß Aachen schon seit Jahrhunderten eine democratische Verfassung habe und die begehrte Wahl nicht vereinbar mit derselben sei, gab sich Desforest zufrieden, ward aber am 30. December schon im Commando durch General Dampierre ersetzt. Dampierre verlangte, als auch er von den regierenden Bürgermeistern aus-

weichende Antwort erhielt, Zusammenberufung der städtischen Behörden. Am Donnerstag den 3. Januar versammelten sich die regierenden und abgestandenen Bürgermeister, der kleine und der große Rath, eine Anzahl Herren vom hohen Schöffengericht und die Gräven der Zünfte. Nachdem der Bürgermeister die Lage der Dinge mitgetheilt hatte, erschien um 10 Uhr Dampierre selbst und las den Conventsbeschluß vom 15. December vor, welcher für alle Länder, die von französischen Truppen besetzt würden, unter anderen Souveränetät des Volkes und Beseitigung der bisherigen Obrigkeiten verkündete. Dampierre forderte sodann die Versammlung auf, dem Decret zu genügen und entfernte sich; auch der Rath ging auseinander und trat, so lange die Anwesenheit der französischen Truppen dauerte, nicht wieder zusammen. In eigener Person versuchte nun Dampierre die Umwälzung des politischen Zustandes. Ein Jacobinerclub trat unter dem Namen: Gesellschaft für Freunde der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit zusammen und erhielt am 9. Januar das Rathhaus, am 15. Januar die Krämerlaufe zu seinem Versammlungsort; der neue Freiheitsbaum ward errichtet und die ganze Bevölkerung an denselben berufen. Von dem französischen General befragt, ob sie mit ihrer Verfassung zufrieden seien, riefen Alle einstimmig: ja; befragt, ob sie keine Aenderung wünschten, riefen Alle: nein.

Als dieses Nein ausgesprochen war, rannten sie nach Hause, schrieb F. H. Jacobi an Goethe, wie wenn es hinter ihnen brenne. — Demungeachtet mußten sich auf Dampierre's Befehl die acht jetzt Sectionen genannten Grafschaften der Stadt am 7. Januar in acht verschiedenen Kirchen versammeln, um je sechs Volksrepräsentanten zu wählen. Franzosen und von den Franzosen mitgebrachtes Gesindel erschienen zugleich mit den Wählern, bestiegen die Kanzeln und hielten bald in deutscher, bald in französischer Sprache wilde Reden für Freiheit und Gleichheit; überall fanden sie heftigen Widerstand, der zu unruhigen Auftritten mitten in den Kirchen führte; die Marschiergassengrafschaft fügte sich erst am neunten Tage und nur gezwungen durch militärische Gewalt; auch in den anderen Bezirken wurden die Bürger mehrere Mal entlassen und wieder berufen, bevor sie sich zur Wahl entschlossen, welche dann mit

wenigen Ausnahmen auf franzoſenfeindliche und der alten Verfaſſung anhängende Männer fiel. Am 15. Januar führte Dampierre in dem Rathsſaale die neuen Volksrepräſentanten als proviſoriſche Verwaltung ein, konnte ſie aber auch durch das freundlichſte Zureden nicht bewegen, ſo zu ſchwören, wie er es begehrte, ſondern mußte ſich mit einem nichtsſagenden Eide, den ſie ſelbſt aufgeſetzt hatten, begnügen. Am 22. Januar berief er wiederum die Grafſchaften, um einen Maire und ein proviſoriſches Tribunal zu wählen; unſere Religion iſt geſchändet, unſere Zünfte ſind offen, wir ſollen Feind werden mit Kaiſer und Reich, riefen die Bürger, mußten aber auch dieſes Mal der militäriſchen Gewalt nachgeben. Dreißig Mann Einquartierung wurden dem neuen Maire angedroht, wenn er ſich weigere, die Stelle anzunehmen; er nahm ſie an und auch die „Volksrepräſentantengeſellſchaft" hielt unter Cromms Vorſitz regelmäßige Sitzungen und führte ein förmliches Protocoll. Es iſt über allen Glauben toll, ſchrieb Jacobi, wie die Citoyens mit den armen Aachenern umgehen; — ſie rupfen uns wie die Kraummetsvögel, heißt es in einem anderen Briefe, und werden uns noch aus bloßer Luſt die Häuſer über unſeren Köpfen in Brand ſtecken. — An den Jacobinerclubs und Feſten der Franzoſen nahm nur ſelten ein Einheimiſcher Theil, und als Danton, der im Anfang des Jahres 1793 Belgien in Schrecken ſetzte, Aachen beſuchte und Volksbälle veranſtalten wollte, mußte er, um Gäſte zu haben, die Frauen und Töchter der angeſehenen Familien durch Androhen von ſechszehn bis zwanzig Mann Einquartierung zum Erſcheinen zwingen. Während Spottlieder der franzöſiſchen Soldaten auf Religion und Kirche in allen Straßen zu hören waren, fand ſich an den Kirchthüren ein vollkommener Ablaß folgenden Inhalts von den Pfarrgeiſtlichen angeſchlagen: Am nächſtkünftigen Sonntag wird gehalten werden das Feſt der hochlöblichen Brüderſchaft unter dem Titel der allerſeligſten Jungfrauen Mariä und Beichtigers Liborii, eines ſonderbaren Patron wider den Stein; er wird verehret für die Befreiung der vom böſen Feind Beſeſſenen. Denen Blinden, Lahmen, Tauben und Stummen iſt durch

Fürsprach des heiligen Liborius das Geſicht, gerade Glieder, Gehör und Sprache mitgetheilt worden; er wird verehret zur Abtreibung des Sandgrießſteines; er iſt ein wahrer Tröſter der Kranken, ein Helfer der Armen und Nothleidenden. — Ihr ſeid noch, ſagte Dampierre dem neuen Maire, zu weit zurück, um zu wiſſen, was Freiheit iſt; wohlmeinende Freunde müſſen Euch, wie Kranke, zu einer heilſamen Operation zwingen. Als wenn die Dreckkerle uns mehr geben könnten, als wir ſchon haben, bemerkten dazu die Aachener; wir haben Niemand zum Herrn; unſeren Magiſtrat, den wir ſelbſt wählen, ſetzen wir auch wieder ab, wenn wir wollen. — Nie habe er einen wüthenderen und raſenderen Pöbel getroffen, äußerte Dampierre, rief aber dennoch am 12. Februar die Grafſchaften wiederum zuſammen, um als Primärverſammlungen die Wahlmänner zu beſtimmen, welche die neue Municipalität ernennen ſollten. Wir wollen keinen Convent, wir wollen keine Conſtitution, ertönte es in allen Grafſchaften. Man möge doch Raiſon annehmen, ſagte dagegen Dampierre, ſobald nur einmal die Organiſation gemacht ſei, könne man ſich ja nach Paris wenden und Alles wieder aufheben, aber organiſirt müſſe werden und zwar auf der Stelle. Die Wahlmänner wurden wirklich gewählt; bevor aber die neue Municipalität gebildet und ein von dem zuſammengetretenen Nationalconvent beabſichtigter Verfaſſungsentwurf vollendet war, ſiegten die Oeſterreicher am 1. März 1793 bei Aldenhoven, zogen über die Roer und rückten am 2. März in Aachen ein, welches jetzt noch einmal für anderthalb Jahre des heiligen römiſchen Reiches freie Stadt ward.

Am 4. März hielt der Kleine Rath in hergebrachter Weiſe ſeine erſte Sitzung, ließ die Vorſteher der Volksrepräſentantengeſellſchaft vorladen, entkleidete ſie ihrer bisherigen Macht und erklärte, daß er die ihm zuſtehenden obrigkeitlichen Rechte wieder übernehme. In althergebrachter Weiſe regierten nun an Bürgermeiſter und kleiner Rath und in althergebrachter Weiſe verlief das Leben der Bürgerſchaft, bis die Franzoſen am 25. September 1794 Aachen wiederum beſetzten. Die Stadt, in welcher Otto der Große, Friedrich Barbaroſſa

Friedrich II., Rudolf von Habsburg, Carl V. und so viele Andere die deutsche Königskrone empfangen hatten, hörte thatsächlich auf, des heiligen Römischen Reiches unmittelbare Stadt zu sein, um fast zwanzig Jahre hindurch französische Stadt zu bleiben. Requisitionen, Einquartierung, Beraubungen, Executionen und ansteckende Krankheiten bezeichneten in Aachen, wie in den anderen von Franzosen besetzten Städten, die ersten Herrschaftsjahre der neuen Machthaber; selbst die achtunddreißig marmornen Säulen aus dem Carolingischen Münster wurden ausgebrochen und nach Paris geschleppt, die Reliquien waren nach Paderborn, die Reichskleinodien nach Wien geflüchtet. Zunächst zwar blieben die alten städtischen

noch am 13. October 1794 fand im kleinen
Eidesausschwörung eines Secretärs und einiger
amten in alter feierlicher Weise statt; am 4. No-
: ward auf Grund eines Befehls des französischen
entanten Frecine vom 28. October die neue Muni-
ettendorf als Präsident an der Spitze, gewählt und ein-
n 4. November rief die gleichfalls von den Franzosen
e Bezirksverwaltung für den District Aachen den Be-
sselben zu: die erste, die großmüthigste Nation der
ven sie unser Land mit ihrem Blute eroberte und
chen Rechte des Siegers gegen uns geltend machen
armet uns brüderlich. Sie ruft uns zu: werdet
ider und freie Menschen. Wir Alle haben uns in
sverwaltung heilig zugeschworen, die Rechte der
zu schützen, alle und jede Art von Unterdrückung
g zu vertilgen und die Gleichheit des Rechtes und
s für alle Classen vom Palaste bis zur Schäfer-
stellen. Streng und unbestechlich werden wir auf
hste Befolgung der Gesetze wachen und insbesondere
die, welche den freien Umlauf der Assignaten
ir wissen es, Mitbürger, daß elende Wucherer und
ich bemühen, Euch gegen diese Münze der Freiheit
n; wir wissen auch, daß Manche verblendet genug
ie Möglichkeit zu glauben, die französische Nation
ial ihre Münze zernichtigen. Mitbürger, trauet

Fürſprach des heiligen Liborius das Geſicht, gerade Glieder, Gehör und Sprache mitgetheilt worden; er wird verehret zur Abtreibung des Sandgrießſteines; er iſt ein wahrer Tröſter der Kranken, ein Helfer der Armen und Nothleidenden. — Ihr ſeid noch, ſagte Dampierre dem neuen Maire, zu weit zurück, um zu wiſſen, was Freiheit iſt; wohlmeinende Freunde müſſen Euch, wie Kranke, zu einer heilſamen Operation zwingen. Als wenn die Dreckkerle uns mehr geben könnten, als wir ſchon haben, bemerkten dazu die Aachener; wir haben Niemand zum Herrn; unſeren Magiſtrat, den wir ſelbſt wählen, ſetzen wir auch wieder ab, wenn wir wollen. — Nie habe er einen wüthenderen und raſenderen Pöbel getroffen, äußerte Dampierre, rief aber dennoch am 12. Februar die Grafſchaften wiederum zuſammen, um als Primärverſammlungen die Wahlmänner zu beſtimmen, welche die neue Municipalität ernennen ſollten. Wir wollen keinen Convent, wir wollen keine Conſtitution, ertönte es in allen Grafſchaften. Man möge doch Raiſon annehmen, ſagte dagegen Dampierre; ſobald nur einmal die Organiſation gemacht ſei, könne man ſich ja nach Paris wenden und Alles wieder aufheben, aber organiſirt müſſe werden und zwar auf der Stelle. Die Wahlmänner wurden wirklich gewählt; bevor aber die neue Municipalität gebildet und ein von dem zuſammengetretenen Nationalconvent beabſichtigter Verfaſſungsentwurf vollendet war, ſiegten die Oeſterreicher am 1. März 1793 bei Aldenhoven, zogen über die Roer und rückten am 2. März in Aachen ein, welches jetzt noch einmal für anderthalb Jahre des heiligen römiſchen Reiches freie Stadt ward.

Am 4. März hielt der Kleine Rath in hergebrachter Weiſe ſeine erſte Sitzung, ließ die Vorſteher der Volksrepräſentantengeſellſchaft vorladen, entkleidete ſie ihrer bisherigen Macht und erklärte, daß er die ihm zuſtehenden obrigkeitlichen Rechte wieder übernehme. In althergebrachter Weiſe regierten von nun an Bürgermeiſter und kleiner Rath und in althergebrachter Weiſe verlief das Leben der Bürgerſchaft, bis die Franzoſen am 25. September 1794 Aachen wiederum beſetzten. Die Stadt, in welcher Otto der Große, Friedrich Barbaroſſa,

Friedrich II., Rudolf von Habsburg, Carl V. und so viele Andere die deutsche Königskrone empfangen hatten, hörte thatsächlich auf, des heiligen Römischen Reiches unmittelbare Stadt zu sein, um fast zwanzig Jahre hindurch französische Stadt zu bleiben. Requisitionen, Einquartierung, Beraubungen, Executionen und ansteckende Krankheiten bezeichneten in Aachen, wie in den anderen von Franzosen besetzten Städten, die ersten Herrschaftsjahre der neuen Machthaber; selbst die achtunddreißig marmornen Säulen aus dem Carolingischen Münster wurden ausgebrochen und nach Paris geschleppt, die Reliquien waren nach Paderborn, die Reichskleinodien nach Wien geflüchtet. Zunächst zwar blieben die alten städtischen

n 13. October 1794 fand im kleinen
schwörung eines Secretärs und einiger
alter feierlicher Weise statt; am 4. No-
uf Grund eines Befehls des französischen
Frecine vom 28. October die neue Muni-
ls Präsident an der Spitze, gewählt und ein-
mber rief die gleichfalls von den Franzosen
erwaltung für den District Aachen den Be-
: die erste, die großmüthigste Nation der
ser Land mit ihrem Blute eroberte und
: des Siegers gegen uns geltend machen
brüderlich. Sie ruft uns zu: werdet
reie Menschen. Wir Alle haben uns in
g heilig zugeschworen, die Rechte der
, alle und jede Art von Unterdrückung
lgen und die Gleichheit des Rechtes und
Classen vom Palaste bis zur Schäfer-
treng und unbestechlich werden wir auf
ung der Gesetze wachen und insbesondere
he den freien Umlauf der Assignaten
s, Mitbürger, daß elende Wucherer und
, Euch gegen diese Münze der Freiheit
sen auch, daß Manche verblendet genug
eit zu glauben, die französische Nation
Münze zernichtigen. Mitbürger, trauet

Fürſprach des heiligen Liborius das Geſicht, gerade Gliede
Gehör und Sprache mitgetheilt worden; er wird verehret z
Abtreibung des Sandgrießſteines; er iſt ein wahrer Tröſt
der Kranken, ein Helfer der Armen und Nothleidenden. –
Ihr ſeid noch, ſagte Dampierre dem neuen Maire, zu we
zurück, um zu wiſſen, was Freiheit iſt; wohlmeinende Freun
müſſen Euch, wie Kranke, zu einer heilſamen Operatio
zwingen. Als wenn die Dreckkerle uns mehr geben könnte
als wir ſchon haben, bemerkten dazu die Aachener; wir hab
Niemand zum Herrn; unſeren Magiſtrat, den wir ſelb
wählen, ſetzen wir auch wieder ab, wenn wir wollen. –
Nie habe er einen wüthenderen und raſenderen Pöbel g
troffen, äußerte Dampierre, rief aber denn
die Grafſchaften wiederum zuſammen, um
lungen die Wahlmänner zu beſtimmen, w
cipalität ernennen ſollten. Wir wollen
wollen keine Conſtitution, ertönte es in
Man möge doch Raiſon annehmen, ſagte
ſobald nur einmal die Organiſation gem
ſich ja nach Paris wenden und Alles w
organiſirt müſſe werden und zwar auf de
männer wurden wirklich gewählt; bevor
cipalität gebildet und ein von dem zuſa
nalconvent beabſichtigter Verfaſſungsentw
ſiegten die Oeſterreicher am 1. März 1
zogen über die Roer und rückten am
ein, welches jetzt noch einmal für andert
gen römiſchen Reiches freie Stadt ward

Am 4. März hielt der Kleine Rath
ſeine erſte Sitzung, ließ die Vorſteher de
geſellſchaft vorladen, entkleidete ſie ihrer
erklärte, daß er die ihm zuſtehenden
wieder übernehme. In althergebrachter
nun an Bürgermeiſter und kleiner Rath
Weiſe verlief das Leben der Bürgerſcha
am 25. September 1794 Aachen wi
Stadt, in welcher Otto der Große,

Friedrich II., Rudolf von Habsburg, Carl V. und so viele Andere die deutsche Königskrone empfangen hatten, hörte thatsächlich auf, des heiligen Römischen Reiches unmittelbare Stadt zu sein, um fast zwanzig Jahre hindurch französische Stadt zu bleiben. Requisitionen, Einquartierung, Beraubungen, Executionen und ansteckende Krankheiten bezeichneten in Aachen, wie in den anderen von Franzosen besetzten Städten, die ersten Herrschaftsjahre der neuen Machthaber; selbst die achtunddreißig marmornen Säulen aus dem Carolingischen Münster wurden ausgebrochen und nach Paris geschleppt, die Reliquien waren nach Paderborn, die Reichskleinodien nach Wien geflüchtet. Zunächst zwar blieben die alten städtischen Behörden; noch am 13. October 1794 fand im kleinen Rathe die Eidesausschwörung eines Secretärs und einiger anderen Beamten in alter feierlicher Weise statt; am 4. November aber ward auf Grund eines Befehls des französischen Volksrepräsentanten Frecine vom 28. October die neue Municipalität, Bettendorf als Präsident an der Spitze, gewählt und eingeführt. Am 4. November rief die gleichfalls von den Franzosen neu errichtete Bezirksverwaltung für den District Aachen den Bewohnern desselben zu: die erste, die großmüthigste Nation der Erde, nachdem sie unser Land mit ihrem Blute eroberte und die schrecklichen Rechte des Siegers gegen uns geltend machen konnte, umarmet uns brüderlich. Sie ruft uns zu: werdet unsere Brüder und freie Menschen. Wir Alle haben uns in der Bezirksverwaltung heilig zugeschworen, die Rechte der Menschen zu schützen, alle und jede Art von Unterdrückung und Vorzug zu vertilgen und die Gleichheit des Rechtes und des Gesetzes für alle Classen vom Palaste bis zur Schäferhütte festzustellen. Streng und unbestechlich werden wir auf die pünktlichste Befolgung der Gesetze wachen und insbesondere auch über die, welche den freien Umlauf der Assignaten sichern. Wir wissen es, Mitbürger, daß elende Wucherer und Betrüger sich bemühen, Euch gegen diese Münze der Freiheit aufzuwiegeln; wir wissen auch, daß Manche verblendet genug sind, an die Möglichkeit zu glauben, die französische Nation werde einmal ihre Münze zernichtigen. Mitbürger, trauet

ſolchen Verräthern nicht; wollt ihr das Vertrauen, welches ihr einem Handelshauſe und deſſen Wechſel ſchenkt, einer großen, würdigen Nation verſagen? gute Mitbürger, befolget das gemeinnützige Geſetz über die Aſſignaten! ſollten ſich aber Frevler finden, welche dieſe Nationalmünze nicht annehmen wollten, ſo wird das Criminalgeſetz und das Revolutionsgericht ſchrecklich mit dem Schuldigen verfahren. — Durch lärmende Feſte und glänzende Aufzüge ſuchten die franzöſiſchen Gewalthaber den altreichsſtädtiſchen Sinn der Bürger zu gewinnen oder doch zu betäuben. Am 20. December hielten ſie einen Umzug, um den Tempel der Vernunft feierlich einzuweihen. Eine Abtheilung Grenadiere marſchierte voraus, ihnen folgte ein Greis mit der dreifarbigen Fahne, dann alle Behörden der Republik wie der Stadt; nach einer Reihe von Lobgeſängen hielt der franzöſiſche Volksrepräſentant Joubert eine Rede, in welcher er unter Anderem auch von der Unvernunft ſprach, die Aſſignaten nicht höher zu ſchätzen als die klingende Münze. Am 30. December 1794 und am 16. Februar 1795 wurden große Feſtlichkeiten zur Feier der franzöſiſchen Siege in Holland veranſtaltet. Vor dem Rathhauſe war der Zug der Knaben aufgeſtellt, deren Fahne die Aufſchrift trug: Hoffnung des Vaterlandes; dann folgten die Jünglinge: Stützen der Freiheit; dann die Bauern: Nährväter des Staates; dann die Bürger von Aachen und Burtſcheid: alle Menſchen werden frei und gleich geboren; dann die Behörden und das Militär. Als das republikaniſche Lied ertönte: Périssent les tyrannes et périsse leur mémoire, ſtieg der Präſident der Centralverwaltung, eine brennende Fackel in der Hand, herab von dem unter dem Freiheitsbaum errichteten Altar und zündete einen Scheiterhaufen an, der aus Adelsdiplomen, Feudalzeichen und Pergamenturkunden errichtet war.

Zwei und ein Viertel Jahr hatte die Municipalität beſtanden und nach Vorſchrift der höheren franzöſiſchen Behörden die Einquartierung vertheilt und die Requiſitionen und Contributionen beigetrieben, als am 21. März 1797 in Folge der allgemeinen Verordnung des Generals Hoche auch in Aachen

der frühere Rath noch einmal wieder in das Leben trat. Am folgenden Tage ſchon erſchienen die Gräven der Zünfte, beglückwünſchten den Rath und erneuerten dann an demſelben Tage noch den alten Streit über ein Mehr oder Weniger des Rechtes der Gaffeln. Ein Jahr hindurch führte der kleine Rath wieder die örtliche Verwaltung, verhandelte über Lombard und Schaftriften, über Hazardſpiele und Contributionen, bis auf Grund der allgemeinen Verordnung des Gouvernements-commiſſars Rudler am 23. Januar 1798 Maire und Municipalität den vorübergehend wieder hergeſtellten früheren Rath verdrängten.

Die Bürger Aachens mußten über ſich ergehen laſſen, was ſie nicht ändern konnten; Widerſtreben war ihnen noch weniger möglich, als den Einwohnern anderer Städte, weil in ihrer Mitte die Oberbehörde für einen großen Theil des linken Rheinufers, zuerſt die Centralverwaltung vom November 1794 bis Frühjahr 1796, dann die Generaldirection vom Frühjahr 1796 bis zum Frühjahr 1797 ihren Sitz hatte. Von einer Zuneigung aber zu dem franzöſiſchen Republikanismus und den franzöſiſchen Republikanern fand ſich allen ſchriftlichen und mündlichen Ueberlieferungen zufolge auch nach der zweiten Beſetzung der Stadt durch die Franzoſen kaum eine Spur.

2. Die Reichsſtadt Cöln.

Die Anfänge der Geſchichte Cölns verlieren ſich in Sagen und Legenden, in Wurzeln, welche der abſterbenden antiken Welt nicht weniger, als dem beginnenden Mittelalter angehören. In Cöln ward Vitellius zum römiſchen Kaiſer ausgerufen und Trajan von ſeiner Erhebung auf den Thron benachrichtigt; in Cöln nahmen Conſtantin, Julian, Valentinian, wenn auch nur vorübergehenden, Aufenthalt. Während mächtige Bauwerke noch viele Jahrhunderte ſpäter einem neuen Geſchlechte die Römergröße unmittelbar vor das Auge brachten, verſinnlichten zugleich die Ueberlieferungen von dem Märtyrertode Sanct Gereons mit ſeiner Schaar und die Gebeine der elf Tauſend

Jungfrauen die erste Erscheinung des Christenthums unter den germanischen Stämmen. Clodwig, Pipin, Carl Martel wanderten einst auf dem Boden Cölns umher, und Carl des Großen mächtige Gestalt war oft den früheren Bewohnern desselben begegnet. Fast neun Jahrhunderte hatte Cöln bereits durchlebt, als deutsche Nation und deutsches Reich in der Geschichte auftraten und sich zugleich mit Lothringen auch Cöln 924 gewannen.

So lange eine weit zurückreichende Vergangenheit, so lange Muth, Kraft, ein frommer Sinn und opferbereites politisches Fühlen und Wollen, so lange Thaten und Schöpfungen, langlebige Geschlechter und bedeutende Männer noch als Zeichen und Wesen eines großen Lebens ihren Werth behalten, kann der Bürger Cölns mit Selbstbewußtsein und freudigem Stolze auf die Geschichte seiner Stadt zurücksehen. Mächtig trat Cöln zur Hohenstaufenzeit in dem mehrhundertjährigen Kampfe hervor, welcher den Städten und dem städtischen Leben eine selbstständige Stellung neben dem Landesherrn und dem gutsherrlich-ritterlichen Leben gewinnen sollte. Während der ganzen Dauer dieses Kampfes hatten die reichen und kriegerischen, nie unfrei gewesenen Geschlechter Cölns, welche ursprünglich allein die Gemeinde bildeten, alle städtischen Herrschaftsrechte inne. Den äußeren Feinden und den Handwerkern, Unfreien und Zugewanderten gegenüber hatten sich dieselben, wie Arnold nachweist, zu der Genossenschaft der Richerzechheit, d. h. Gilde der Reichen, die Bürgermeister an der Spitze, zusammengeschlossen. Die hervorragendsten Geschlechter der Richerzechheit bildeten innerhalb derselben eine besondere Genossenschaft: „Schöffenbruderschaft" genannt. Aus dieser ergänzte sich nach eigener Wahl das Schöffencollegium, welches unter dem Vorsitze des Schöffenmeisters Gerichtsbarkeit und Verwaltung in wachsendem Umfange besaß; als Beirath oder Rath stand demselben schon seit der Mitte des zwölften Jahrhunderts ein Ausschuß der gesammten Richerzechheit mit deren Bürgermeister zur Seite. Die städtische Obrigkeit, Schöffencollegium und Beirath, ging demnach nur aus den Geschlechtern hervor, und auch die Burrichter, welche den Kirchspielen, und die Innungs-

meiſter, welche den Handwerkerbruderſchaften vorſtanden, gehörten ſtets den Geſchlechtern an.

Die Ariſtokratie der Geſchlechter war es, welche den Kampf um die Unabhängigkeit der Stadt mit den Erzbiſchöfen von Cöln durchzuführen hatte. Mächtige Perſönlichkeiten, wie Erzbiſchof Bruno, der Bruder Kaiſers Otto des Großen, wie Anno II., der zu Heinrich IV. Zeit durch das furchtbare Blutgericht eines einzigen Tages die Stadt auf Jahre verödete, erſchienen als Streiter für die geiſtliche Landeshoheit, aber die Richerzeche konnte ihnen ebenbürtige Gegner entgegenſtellen; die Geſchlechter der Aducht, der Spiegel, Birkelin, Cleyngedank, Hirzelin, Wyſen, Ulrepforten, Overſtolz, Kornpforten, Gyr zeugten manchen muthigen und kraftvollen Mann. Um die Mitte des 13. Jahrhunderts hatte die Stadt bereits eine Stellung gewonnen, welche die Erzbiſchöfe, wenn ſie Einfluß und Rechte nicht völlig verlieren wollten, zu dem entſchloſſenſten Auftreten nöthigte. Siebenunddreißig Jahre hindurch, von 1251 bis 1288, ward der entſcheidende Kampf geführt, in welchem fürſtliche Herrſcherluſt und ſtädtiſcher Unabhängigkeitsſinn, brennender Ehrgeiz und aufopfernde Hingebung gleich glänzend hervortraten. Die einfache Erzählung der kühnen Thaten und liſtigen Anſchläge, der harten Bedrängniſſe und wunderbaren Rettungen jener Tage wird in des mitſtreitenden Meiſter Godefrit Hagen Reimchronik der Stadt Cöln, welche bis zum Jahre 1270 führt, wie von ſelbſt zum Gedicht und läßt noch heute den Hörer nicht unbewegt. Drei Erzbiſchöfe traten nach einander auf: Conrad von Hochſtetten 1238—1261, Engelbert von Falkenburg 1261—1274 und Siegfried von Weſterburg 1275—1297; der Eine wie der Andere wußte, was er wollte, und kannte die erlaubten und unerlaubten Mittel, durch welche ein Mann ſeinen Willen durchzuſetzen vermag. Zu Pferde in Harniſch und Helm führte Jeder der drei geiſtlichen Herren an vielen Tagen ſeine Ritter und Reiſige in den Kampf gegen die Stadt; wenn Tapferkeit nicht zum Siege verhalf, galt auch Argliſt als gute Waffe, reichte auch dieſe nicht aus, ſo griffen die Erzbiſchöfe zum Interdicte; den Lebenden ward Taufe, kirchliche Trauung und Abendmahl,

Jungfrauen die erste Erscheinung des Christenthums unter den germanischen Stämmen. Clodwig, Pipin, Carl Martel wanderten einst auf dem Boden Cölns umher, und Carl des Großen mächtige Gestalt war oft den früheren Bewohnern desselben begegnet. Fast neun Jahrhunderte hatte Cöln bereits durchlebt, als deutsche Nation und deutsches Reich in der Geschichte auftraten und sich zugleich mit Lothringen auch Cöln 924 gewannen.

So lange eine weit zurückreichende Vergangenheit, so lange Muth, Kraft, ein frommer Sinn und opferbereites politisches Fühlen und Wollen, so lange Thaten und Schöpfungen, langlebige Geschlechter und bedeutende Männer noch als Zeichen und Wesen eines großen Lebens ihren Werth behalten, kann der Bürger Cölns mit Selbstbewußtsein und freudigem Stolze auf die Geschichte seiner Stadt zurücksehen. Mächtig trat Cöln zur Hohenstaufenzeit in dem mehrhundertjährigen Kampfe hervor, welcher den Städten und dem städtischen Leben eine selbstständige Stellung neben dem Landesherrn und dem gutsherrlich-ritterlichen Leben gewinnen sollte. Während der ganzen Dauer dieses Kampfes hatten die reichen und kriegerischen, nie unfrei gewesenen Geschlechter Cölns, welche ursprünglich allein die Gemeinde bildeten, alle städtischen Herrschaftsrechte inne. Den äußeren Feinden und den Handwerkern, Unfreien und Zugewanderten gegenüber hatten sich dieselben, wie Arnold nachweist, zu der Genossenschaft der Richerzechheit, d. h. Gilde der Reichen, die Bürgermeister an der Spitze, zusammengeschlossen. Die hervorragendsten Geschlechter der Richerzechheit bildeten innerhalb derselben eine besondere Genossenschaft: „Schöffenbruderschaft" genannt. Aus dieser ergänzte sich nach eigener Wahl das Schöffencollegium, welches unter dem Vorsitze des Schöffenmeisters Gerichtsbarkeit und Verwaltung in wachsendem Umfange besaß; als Beirath oder Rath stand demselben schon seit der Mitte des zwölften Jahrhunderts ein Ausschuß der gesammten Richerzechheit mit deren Bürgermeister zur Seite. Die städtische Obrigkeit, Schöffencollegium und Beirath, ging demnach nur aus den Geschlechtern hervor, und auch die Burrichter, welche den Kirchspielen, und die Innungs-

meiſter, welche den Handwerkerbruderſchaften vorſtanden, gehörten ſtets den Geſchlechtern an.

Die Ariſtokratie der Geſchlechter war es, welche den Kampf um die Unabhängigkeit der Stadt mit den Erzbiſchöfen von Cöln durchzuführen hatte. Mächtige Perſönlichkeiten, wie Erzbiſchof Bruno, der Bruder Kaiſers Otto des Großen, wie Anno II., der zu Heinrich IV. Zeit durch das furchtbare Blutgericht eines einzigen Tages die Stadt auf Jahre verödete, erſchienen als Streiter für die geiſtliche Landeshoheit, aber die Richerzeche konnte ihnen ebenbürtige Gegner entgegenſtellen; die Geſchlechter der Aducht, der Spiegel, Birkelin, Cleyngedank, Hirzelin, Wyſen, Ulrepforten, Overſtolz, Kornpforten, Gyr zeugten manchen muthigen und kraftvollen Mann. Um die Mitte des 13. Jahrhunderts hatte die Stadt bereits eine Stellung gewonnen, welche die Erzbiſchöfe, wenn ſie Einfluß und Rechte nicht völlig verlieren wollten, zu dem entſchloſſenſten Auftreten nöthigte. Siebenunddreißig Jahre hindurch, von 1251 bis 1288, ward der entſcheidende Kampf geführt, in welchem fürſtliche Herrſcherluſt und ſtädtiſcher Unabhängigkeitsſinn, brennender Ehrgeiz und aufopfernde Hingebung gleich glänzend hervortraten. Die einfache Erzählung der kühnen Thaten und liſtigen Anſchläge, der harten Bedrängniſſe und wunderbaren Rettungen jener Tage wird in des mitſtreitenden Meiſter Godefrit Hagen Reimchronik der Stadt Cöln, welche bis zum Jahre 1270 führt, wie von ſelbſt zum Gedicht und läßt noch heute den Hörer nicht unbewegt. Drei Erzbiſchöfe traten nach einander auf: Conrad von Hochſtetten 1238—1261, Engelbert von Falkenburg 1261—1274 und Siegfried von Weſterburg 1275—1297; der Eine wie der Andere wußte, was er wollte, und kannte die erlaubten und unerlaubten Mittel, durch welche ein Mann ſeinen Willen durchzuſetzen vermag. Zu Pferde in Harniſch und Helm führte Jeder der drei geiſtlichen Herren an vielen Tagen ſeine Ritter und Reiſige in den Kampf gegen die Stadt; wenn Tapferkeit nicht zum Siege verhalf, galt auch Argliſt als gute Waffe, reichte auch dieſe nicht aus, ſo griffen die Erzbiſchöfe zum Interdicte; den Lebenden ward Taufe, kirchliche Trauung und Abendmahl,

den Sterbenden die letzte Oelung, den Todten das kirchliche Begräbniß verweigert; die Glocken wurden nicht geläutet, die Kirchen nicht geöffnet und die Priester aus der Stadt entfernt. Die Geschlechter aber ließen sich so wenig durch die geistlichen wie durch die weltlichen Waffen der Erzbischöfe beugen, obschon sie oftmals in große Bedrängniß geriethen. Während der ersten Jahre des Kampfes wiegelten die Erzbischöfe das sehr zahlreiche Wollenweberamt gegen die städtische Obrigkeit auf, verbündeten sich mit demselben, vertrieben die Geschlechter, setzten die Weber in das Schöffencollegium und in den Rath und beherrschten durch sie die Stadt. Bald aber wurden die Handwerkerbruderschaften des Weberregimentes müde, griffen zu den Waffen, riefen die Geschlechter zurück, besiegten die Weber und zugleich den Erzbischof. Während des nun folgenden zweiten Abschnittes des großen Kampfes erregten die Erzbischöfe mit arger Kunst Zwietracht unter den Geschlechtern selbst und suchten mit Hülfe der Wysen die Overstolz zu überwältigen und sich zu Herren der Stadt zu machen; die mächtigsten Geschlechter aber stellten sich auf Seiten der Overstolz; nach wiederholten blutigen Niederlagen mußten die Wysen fliehen und die Stadt war wiederum sicher gestellt gegen die Herrschaft der geistlichen Fürsten; Rudolf von Habsburg erkannte ihre Reichsunmittelbarkeit ausdrücklich an, und die Schlacht von Worringen am 5. Juni 1288 beseitigte für immer die Gefahr, unter das Priesterregiment zu gerathen.

Nach außen fast unabhängig, regierten nun die Geschlechter durch Schöffencollegium und Rath, aber aus dem Inneren der Stadt erhob sich gegen ihre Herrschaft ein Feind, dessen Entschlossenheit und Stärke in raschem Zunehmen war. Schon 1259 hatten die Weber mit vorübergehendem Erfolg gegen die Geschlechter gekämpft, aber nur als Werkzeuge des Erzbischofs und als Mittel für dessen Zwecke. Im 14. Jahrhundert rangen sie wiederum gegen die politische Alleinberechtigung ihrer mächtigen Gegner, aber jetzt aus eigenem Antriebe, mit eigenen Kräften und für eigene Zwecke; wiederum hatten sie vorübergehenden Erfolg; in der blutigen Weberschlacht aber wurden sie 1372 völlig besiegt und die Geschlechter behielten

die Herrschaft, obschon sie neben dem kleinen Rath einen von den Handwerkern besetzten großen Rath hatten zugestehen müssen. Bis zur Zeit der Weberschlacht war der Kampf, welcher innerhalb der Ringmauern Cölns geführt ward, ein Kampf zwischen den Geschlechtern und den reichen Wollenwebern gewesen um die Herrschaft über die Stadt; je nachdem die Geschlechter oder die Reichen siegten, erhielt die Stadt einen anderen Herrn, aber niemals selbst einen Antheil an der Leitung der städtischen Angelegenheiten. Seit dem letzten Drittel des 14. Jahrhunderts änderte sich jedoch die Natur des inneren Kampfes. Die Gemeinde oder Bürgerschaft bestand thatsächlich schon lange nicht mehr nur aus den Geschlechtern, welche dieselbe ursprünglich gebildet hatten; Handel, Kunst, Wissenschaft und Reichthum war außerhalb wie innerhalb der Geschlechter zu finden; an Muth und Tapferkeit standen die Bruderschaften den Geschlechtern nicht nach; mit Stahlbogen oder Armbrust, den Morgenstern oder die Streitaxt in der Faust, setzten sie für ihre und der Stadt Freiheit und Ehre das Leben nicht minder freudig und entschlossen ein, als die Reiter in Harnisch und Helm. Die Geschlechter aber, obschon sie jetzt nur einen einzelnen Bestandtheil des städtischen Lebens ausmachten, versperrten dennoch Jedem, der ihnen nicht angehörte, den Zutritt zum Schöffencollegium und zum kleinen Rath und wollten dem großen Rathe weder Rechte noch Einfluß zugestehen; nicht die Reichen waren es, mit denen sie jetzt um die Herrschaftsrechte zu kämpfen hatten; die Gemeinde, die Bürgerschaft erhob sich und wollte künftig von keinem Dritten, weder von den Geschlechtern, noch von den Reichen regiert werden, sondern wollte sich selbst regieren. Die Geschlechter verkannten die Größe der sie bedrohenden Gefahr nicht und wollten sich lieber dem Erzbischof unterwerfen, als die Herrschaft über die Stadt verlieren. Eine Anzahl ihrer hervorragendsten Mitglieder, darunter edle Namen, wie Overstolz, Cusin, Scherffgin, Hardevust thaten in einer feierlichen Urkunde, dem Weisthum, gegeben zu Bonn am Donnerstag nach Sanct Kiliantag 1375, allen Leuten, die den Brief hören oder lesen würden, kund, daß der Erzbischof an seinem Gerichte, Herrlichkeit und Rechten zu

Cöln in der Stadt vielfältiglich verunrecht würde. Das Weisthum sprach dem Erzbischof alle Rechte zu, welche er bedurfte, um über Cöln die volle Landeshoheit, soweit sie sich damals in Deutschland ausgebildet hatte, üben zu können. Gestützt auf die mit solchen Mitteln erlangte Hülfe des geistlichen Herrn behaupteten die Geschlechter fast zwei Jahrzehnte hindurch die Herrschaft, aber ihre Stellung war doch unheilbar zerrüttet. Mit jedem Angriff, den sie erfahren, mit jedem Siege, den sie erfochten hatten, waren sie trotziger, hochfahrender, herrschsüchtiger und abgeschlossener geworden; die Bürgerschaft dagegen forderte immer ungestümer Antheil an der Herrschaft und vergab es den Geschlechtern nicht, daß dieselben die Unabhängigkeit der Stadt an den Erzbischof verrathen hatten. Im Jahre 1396 wurde der letzte entscheidende Kampf ausgefochten; die Geschlechter unterlagen; Bürgermeister, großer Rath, Aemter und Innungen traten zusammen, und sonderlich Gott unserm lieben Herrn zu Lob und um der Stadt Ehre und Freiheit zu behalten, das gemeine Beste zu besorgen, alle Zwist, Zweiung, Zorn, Haß und Neid zu verhüthen, und unter einander in Friede und Ruhe räftlich und ehrlich zu leben und zu regieren für ewige Tage, errichteten sie am heiligen Kreuzerhöhungstage des Jahres 1396 den Verbundbrief, auf welchem von jetzt an vier Jahrhunderte hindurch die Verfassung Cölns ruhte. Die Gemeinde hatte den vollständigsten Sieg davongetragen; Richerzeche und Schöffenbruderschaft lösten sich auf, die Geschlechter verloren jede politische Bedeutung; die neue städtische Obrigkeit, Rath und Gaffelfreunde, ging aus der gesammten Bürgerschaft hervor, ähnlich wie in Zürich, Straßburg, Mainz und den anderen Städten, in denen das Zunftregiment durchgeführt ward.

Das kräftige, oftmals wild bewegte politische Leben Cölns hatte ein starkes, männliches Geschlecht von Bürgern groß gezogen; ihr kühner Sinn schreckte nicht leicht vor einem Unternehmen zurück, weil es Anstrengung und Ausdauer begehrte; Kämpfen und Wagen war ihnen eine Lust, und fast zur Gewohnheit war es ihnen geworden, Hab und Gut, Leib und Leben einzusetzen, wenn es galt, ein großes Ziel zu erreichen.

Nach allen Seiten hin that ſich das muthige, friſche, geiſtig erregte Leben in bedeutenden Erſcheinungen der verſchiedenſten Art kund. Der Handel Cölns hatte ſchon ſeit dem 12. Jahrhundert europäiſche Bedeutung gewonnen und verband Griechenland, Ungarn und Italien mit den deutſchen Nordſeeküſten, mit Dänemark und England. Tuch, Wein, Kaſtanien, Nüſſe vom Rhein brachten Cölniſche Schiffe nach dem europäiſchen Norden und nahmen Holz, Theer, Felle, Talg, Thran, ſchwediſches Kupfer und däniſche Pferde mit ſich zurück; in Brabant und Flandern bildeten Antwerpen und Brügge ſehr lebhafte Marktplätze für ſie, und ſelbſt die Hamburger Flagge ſah man am Beyenthurme wehen; auch in Venedig ward Cölniſches Gewicht gebraucht; in England hatte die Stadt ſchon ſeit 1203 ſehr ausgedehnte Freiheiten, und bis zum fünfzehnten Jahrhundert ſtand ihr gemeinſam mit Lübeck die Leitung der Hanſa zu; um die eigene Rhederei zu ſichern, übte ſie fremden Schiffen gegenüber das Stapelrecht in ausgedehntem Umfange und erhob von durchgehenden Waaren den Pfundzoll. An Tüchtigkeit und Ausbildung des Handwerks wetteiferte Cöln mit Nürnberg und Augsburg; ſeine Wollenweber, Panzerſchmiede, Goldarbeiter, Brauer genoſſen einen wohlverdienten guten Ruf. Die Malerſchule Cölns, deſſen Meiſter wohl ihre Werke, aber nicht ihren Namen auf die Nachwelt zu bringen verſtanden, gaben der deutſchen Kunſt im 14. wie im 15. Jahrhundert einen neuen und eigenthümlichen Ausdruck; in Kirchen, Klöſtern und den Häuſern mancher alten und reichen Familie lebten Meiſter Wilhelms Veronica, Meiſter Stephans Dombild, lebten die Paſſion Chriſti, der Tod der Maria und andere bedeutende Gemälde fort. Der ſtädtiſchen Steinmetzbruderſchaft und der großen Bauhütte Cölns war keine andere gleich. St. Pantaleon, St. Severin, St. Urſula, St. Gereon, St. Maria im Capitol, St. Martin, St. Cäcilia, St. Apoſteln waren lange ſchon eingeweiht, als am 14. Auguſt 1248 der Grundſtein zum Dom gelegt ward; an ihm bildete ſich mitten in dem vielfach bewegten Leben der beiden folgenden Jahrhunderte der Sinn für die deutſche Baukunſt heran, bewährte ſich in den Bauwerken der Stadt, der

Bürger und der Kirche und wirkte weit über die Mauern Cölns hinaus auf alle Gegenden Deutschlands ein; der Straßburger Münster, die Katharinen-Kirche zu Oppenheim, die Wernerskirche in Bacherach, der Dom zu Utrecht, der Thurm des Freiburger Münster und manche andere wurden unter der Leitung der am Dombau zu Cöln gebildeten Meister aufgeführt.

Auch in der Wissenschaft des Mittelalters nahm Cöln eine sehr hervorragende Stellung ein; Albertus Magnus, Thomas von Aquin, Duns Scotus, Tauler hatten nach einander länger oder kürzer dort gelehrt; 1388 ward die Universität eingeweiht, und vor Allem ihre theologische Facultät war weit und breit als eine Säule der Scholastik berühmt, nahm noch am Anfang des 16. Jahrhunderts den Kampf gegen Humanismus und Reformation rüstig auf und zog Tausende von jungen Leuten aus allen Theilen Deutschlands nach Cöln.

Von dem alten, großen Leben der Stadt war im achtzehnten Jahrhundert nur die Form geblieben, in welcher es sich einst bewegt hatte. Cöln im 17. und 18., und Cöln im 12., 13., 14. oder 15. Jahrhundert verhielten sich ähnlich zu einander, wie das deutsche Reich der Habsburger seit Rudolf II. und den beiden Ferdinand zu dem deutschen Reiche der Hohenstauffen. Der Handel der Stadt war zur Krämerei, die Malerschule zur Anstreicherzunft geworden und das Handwerk auf den Bedarf der Nachbarn beschränkt; nicht einmal vor Zerbröckeln durch Regen und Schnee verstanden die Baugewerke den Reichthum großer Denkmale vergangener Tage zu sichern. In allen Verhältnissen zeigte sich der geistige Tod. Vor der Aufklärung des achtzehnten Jahrhunderts, welche die erzbischöflichen Residenzen Mainz, Coblenz und Bonn in Unruhe setzte, hatte zwar die Reichsstadt sich geschützt, aber ihr Katholicismus war auf das Strengste in sich selbst abgeschlossen und daher verknöchert, wie überall, wo erregende Einflüsse von außen fehlten. Das Domkapitel, dessen Sitz in Cöln geblieben, trat mit seinen reichsfürstlichen und reichsgräflichen Domherren und Domicillaren, seinen Vicaren und Capellanen schon aus der in allen Bisthümern hergebrachten

Oppoſition der Capitel gegen ihre Biſchöfe den von Bonn ausgehenden Aufklärungsverſuchen entgegen und hielt nur um ſo ſtarrer an allen kirchlich hergebrachten Formen, Satzungen und Mißbräuchen feſt. Der Clerus der Stadt ſtand, wie es ſcheint, auf ſeiner Seite und der Clerus bildete durch ſeine Zahl eine bedeutende Macht, denn die kirchlichen Anſtalten, welche mittelalterliche Frömmigkeit einſt gegründet hatte, waren ungeachtet der ſehr verminderten Bevölkerung und des ſehr veränderten Bedürfniſſes derſelben faſt ausnahmslos erhalten worden. Der niederrheiniſch-weſtphäliſche Kreiskalender zählt innerhalb der Ringmauern der Stadt Abteien, freiedle, hochadelige und hochgräfliche Stifte, etwa zwanzig Pfarrkirchen und beinahe eben ſo viele Kirchen der Carthäuſer, Dominicaner, Minoriten, Maltheſer, Carmeliter, Capuciner, Franziscaner und anderer Mönchsorden auf. Die Frauenklöſter zu den Makabäern, zum St. Marien-Garten, zu den weißen Frauen, zu Groß-Nazareth, zu St. Magdalenen in der Buß und andere beſtanden gewöhnlich aus einer „würdigen Mutter," einer „Untermutter," Küſterin und einer mehr oder minder großen Zahl von Nonnen. Zweiundzwanzig Pfarrſchulen, elf Stiftsſchulen und eine Anzahl Privatſchulen ertheilten den Elementarunterricht; dreißig ſogenannte Silentien ſollten zum Eintritt in die Gymnaſien vorbereiten. Von Prieſtern im Prieſterkleid ward der Unterricht in den drei Gymnaſien, dem Montanum, dem Laurentianum und Tricoronatum ertheilt; in jeder der fünf Claſſen, der rhetorica wie der infima, mußten die Schüler Roſenkranz und Gebetbuch ſtets bei ſich führen; Fertigkeit im lateiniſchen Sprechen und in Wortgefechten war das Ziel, auf deſſen Erreichung die meiſte Zeit und Arbeit verwendet ward. Die Univerſität erſchien eines Theiles als kirchliche Anſtalt, deren Kanzler der jezeitige Domprobſt war, welcher als päpſtlicher Bevollmächtigter ſämmtliche Docenten in Beziehung auf Lehre und Rechtgläubigkeit überwachte. Anderen Theils aber trat ſie unter ihrem Rector faſt wie eine reichsſtädtiſche Zunft auf, hatte die vier älteren Bürgermeiſter zu Proviſoren und Inſpectoren und ließ nur ſelten einen Nichtcölner in ihre Mitte eindringen. Die theologiſche Facultät war

während der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts sehr stark mit Lehrern besetzt, die facultas artium dagegen nur sehr spärlich; die ihr angehörenden Studirenden besuchten daher regelmäßig die rhetorica eines der drei Gymnasien. In dem stolzen Gefühl, Cöln einstens vor der Reformation bewahrt zu haben, faßte die Universität den Kampf für ungeänderte Erhaltung des alten Kirchenthums auch in dessen erstarrtester Gestalt als ihre eigentliche Bestimmung auf, und schloß sich, Niederlagen fürchtend, gegen jede Berührung durch die geistige Bewegung des Jahrhunderts ängstlich ab. Mancher Versuch, sie zu beleben, ward namentlich unter Wallraff's Einfluß seit 1784 gemacht, aber ohne Erfolg. Wallraff ward als Freund des erzbischöflichen Hofes verdächtigt und die Universität blieb auf ihrer handwerksmäßigen Bahn.

Neben der Universität und dem Clerus fanden sich in Cöln keine Kräfte von geistiger Bedeutung und hätten sie sich gefunden, so wären sie nicht wirksam geworden, denn die Censur der Universität, der erzbischöfliche Official, der päpstliche Nuntius und ein Dominicaner Pater als inquisitor haereticae pravitatis hatten genügende Mittel in der Hand, die Verbreitung geistiger Bewegungen zu verhindern. Die Zahl der in Cöln wohnenden Protestanten war zwar nicht ganz klein, aber Keiner derselben durfte ein Haus besitzen, Keiner ein Amt bekleiden; weder eine Kirche, noch einen Betsaal erlaubte ihnen die Stadt; um ihren Gottesdienst zu halten, mußten sie bis Mülheim gehen oder auf einem im Rhein ankernden Schiff sich versammeln. Ein Breve des Papstes Clemens IX. hatte 1708 und 1709 den Rath der Stadt ausdrücklich dafür belobt, daß er dem Frevel der Secte auch nicht einen versteckten Winkel gestattet habe, aus welchem sie ihren Irrthum gleich einer ansteckenden Pest zum Verderben der Seelen weiter verbreiten könne. Nur wenige deutsche Schriften wurden in Cöln verlegt und diese wenigen waren meistens Andachtsbücher oder Leben der Heiligen; der Vertrieb auswärts herausgegebener Bücher war streng überwacht und sehr gering. Der Buchhandel konnte den abgestorbenen Zuständen so wenig neues Leben zuführen, wie die in Cöln erscheinenden Zeitungen, oder wie die fran-

zöſiſchen Schauſpielertruppen, welche von Zeit zu Zeit in einer auf dem Heumarkte aufgeſchlagenen Bude ſpielten. Cöln iſt, heißt es in den Briefen eines reiſenden Franzoſen, in jedem Betracht die abſcheulichſte Stadt in Deutſchland; die meiſten Häuſer drohen den Einſturz, ein großer Theil derſelben ſteht ganz leer. Privilegirte Bettler machen einen Drittheil der Bevölkerung aus; vor jeder Kirche ſitzen ſie reihenweiſe auf Stühlen und folgen einander nach der Anciennität, ſtirbt der Vorderſte ab, ſo rückt ſein nächſter Nachbar vor.

Nicht minder verkommen als Handel, Handwerk, Kunſt und Wiſſenſchaft war der politiſche Geſammtzuſtand Cölns. Nach dem auch im achtzehnten Jahrhundert in Kraft gebliebenen Verbundbrief von 1396, durch welchen das Zunftregiment eingeführt war, zerfiel die geſammte Bürgerſchaft in zweiundzwanzig Gaffeln, unter denen das mächtige Wüllenamt die erſte Stelle einnahm; neben ihm ſtanden die Handwerkszünfte und die fünf Genoſſenſchaften der Kaufleute: Eiſenmarkt, Schwarzenhaus, Windeck, Himmelreich und zum Ahren, welche, weil die Geſchlechter ſich ihnen 1396 angeſchloſſen hatten, den Namen Ritterzünfte führten. Das Wüllenamt wählte vier, jede der anderen Gaffeln einen oder zwei Rathsleute; die Geſammtheit der ſo gewählten ſechsunddreißig „Zunftherrn" fügte ſich dreizehn ehrbare, weiſe Leute unter dem Namen Gebrechsherren hinzu und bildete mit dieſen gemeinſam den aus neunundvierzig Mitgliedern beſtehenden, ungeſchiedenen und ungetheilten Rath. Weihnachten und Johanni jeden Jahres trat die Hälfte deſſelben aus und ward durch Neuwahl erſetzt. Jeder Gewählte mußte annehmen oder nach Art. 7 des Verbundbriefes ein Jahr lang unten in einem der Stadtthurn liegen, ohne daß einerlei Bitte für ihn geſchehe. Der Rath wählte alljährlich kurz nach Johanni zwei Bürgermeiſter, die zwei zurücktretenden wurden im erſten Jahre Stimmmeiſter, im zweiten Rentmeiſter. Unter dem Vorſitze der beiden regierenden Bürgermeiſter führte der Rath die geſammte Regierung der Stadt; er ſoll mögig und mächtig ſein in allen Sachen; doch ſoll er keine Heerfahrt thun, kein Verbündniß mit Herren oder Städten eingehen, die Stadt mit keiner Rente beſchwerden und zu keiner Ausgabe über 1000

Gulden auf einmal verpflichten, ohne mit Wissen und Willen der vierundvierziger Gaffelfreunde, das heißt eines Ausschusses der Bürgerschaft, welcher durch je zwei gewählte Mitglieder der zweiundzwanzig Zünfte gebildet wurde.

Auch innerhalb der neuen Verfassung hatte es zwischen dem Rathe und der Bürgerschaft nie an wechselseitiger Eifersucht und an Versuchen jedes der beiden Theile gefehlt, größere Rechte oder doch größere Macht zu gewinnen. Am Ende des 15. und am Anfange des 16. Jahrhunderts war es wiederum zum offenen Kampfe gekommen. Der Sieg der Gaffeln führte ein neues Uebereinkommen herbei, den Transfix von 1513. Wesentliche Aenderungen der Verfassung traf derselbe nicht, wohl aber eine Reihe ängstlicher Vorkehrungen, durch welche Verschleuderungen, Unterschleife, Willkür und Gewaltsamkeiten des Rathes verhindert werden sollten; da durch Mißbrauch des großen Siegels, heißt es z. B. in dem Art. 25, unsere Stadt merklich zurück und hinter sich gekommen ist, so soll von nun an unserer Stadt großes Siegel in einen Schrank gelegt und mit dreiundzwanzig Schlössern beschlossen werden, so daß jede Gaffel einen besonderen Schlüssel erhält. Größere Bedeutung indessen als die peinlichen Vorsichtsmaßregeln hatte für Erhaltung der Verfassung die durch das Herkommen näher ausgebildete Stellung der Bannerherren. Diese meistens aus den angesehensten Familien lebenslänglich gewählten Vorsteher der Zünfte hatten keinen Antheil an Verwaltung und Gesetzgebung, aber sie traten vierteljährlich zu dem Quartaltag zusammen und beriethen, ob Verbund und Transfix gehalten, Neuerungen geschehen, der Stadt Rechte und Privilegien gehandhabt, einige Bürger hülflos gelassen und das gemeine Gut recht versorgt sei. Fanden sie Verstöße gegen die verfassungsmäßige Ordnung, so waren sie verpflichtet, bei dem Rathe auf schleunige Abhülfe zu dringen. Nicht eines der alten Geschlechter hatte sich aus vergangener, großer Zeit erhalten, selbst die Namen waren verschwunden; kein Birkelin, Overstolz, Scherffgin, Hardevust, von der Aducht, Wysen, Cleyngedank ward noch in Cöln genannt; denn sie verbannt, verjaget und verstorben sind, bemerkte schon 1499 die Chronica

von der heiligen Stadt Cöln. In der langen Reihe der Bürgermeiſter und Rathsleute ſeit dem Ende des 14. Jahrhunderts erſchienen und verſchwanden Namen in raſchem Wechſel. Patriziſche Familien waren in Cöln nicht an die Stelle der Geſchlechter getreten; zwar pflegten die Bürgermeiſter und ihre Nachkommen dem Namen das „von" vorzuſetzen und erhielten, wenn ſie es wünſchten, auch ohne Anſtand den niederen Adel vom Kaiſer, aber in keiner Beziehung ward hierdurch ihre Stellung in der Stadt verändert oder auch nur berührt.

Innerhalb der Verfaſſungsformen, welche Verbund- und Transfixbrief einſt feſtgeſtellt hatten, ſchleppte die Stadt im achtzehnten Jahrhundert ein verkommenes politiſches Daſein fort. Die vierundvierziger Gaffelfreunde hatten ihre alte ſtolze und ſtarke Stellung verloren, vor Allem, weil bei Wahl derſelben ſich viele Zünfte lange ſchon nicht mehr durch die politiſche Bedeutung der Bewerber, ſondern durch deren mehr oder minder große Geldſpenden leiten ließen. Der Rath geſtand den Gaffelfreunden ſelbſt in den Sitzungen, zu welchen ſie zugezogen werden mußten, keine Theilnahme an der Berathung, ſondern nur ein Ja oder Nein auf die ihnen vorgelegten Fragen zu. Gleichgültig ließ es die einſt ſo eiferſüchtige Bürgerſchaft geſchehen, daß auch die Beſetzung der Rathsſtellen nur noch dem Scheine nach von den Gaffeln, in Wahrheit aber vom Rathe ausging, welcher die Wahl durch Mittel jeder Art unbedingt beherrſchte. Manche wurden aufgenommen, die des Wuchers und Betruges verdächtig waren, aber nur Wenige, welche nicht bereits in nahem Zuſammenhange mit den Rathsfamilien ſtanden und zugleich Geldmittel genug beſaßen, um ſich unter der Form von Gebühren die Stimmen zu erkaufen; im letzten Viertel des achtzehnten Jahrhunderts wagte der Rath ſchon zu behaupten: es ſei ein verjährter Gebrauch, daß die abgehenden Rathsleute bei den halbjährigen Wahlen ſtets wieder gewählt würden. Unmittelbar gewährten die Rathsſtellen nur ſehr geringe Einkünfte, aber ſie gaben politiſchen Einfluß und mancherlei Mittel, ſich zu bereichern. Die Aemter nämlich der ſtädtiſchen Verwaltung und Gerichtsbarkeit waren faſt ausnahmslos unter die Mitglieder des Raths vertheilt; Kriegs-

commiſſär, Weinmeiſter, Gewaltrichter, Amtsleute, Fiſchmarktsherr, Rathsrichter, Thürmeiſter, Payementsherren und viele Andere werden im niederrheiniſchen Staatskalender aufgezählt; der Gehalt, welcher mit allen dieſen Aemtern verbunden war, beſtand nach einer Angabe Ennen's zwar nur aus etwa 9000 Thlr. und einer Anzahl Rathszeichen, das heißt kleiner runder Silberſtücke mit der Umſchrift: Bibite cum laetitia, welche in dem Rathskeller jeder Zeit als Anweiſung auf eine Flaſche Wein angenommen wurden; Gelegenheit aber, ſich auch neben Gehalt und Rathszeichen Einnahmen zu verſchaffen, fehlte nur wenigen dieſer Aemter, und ein Rathsmann vergab dem Anderen in ſtädtiſchen Geldſachen auch das weiteſte Gewiſſen. Als Collegium hielt der Rath Montags, Mittwochs und Freitags ſeine Sitzungen; die Rathsleute erſchienen im Talar und ſchwarzen Barett, die Bürgermeiſter gleichfalls in ſchwarzem Talar, aber auf der Schulter den mit Pelz verbrämten Scharlachmantel, auf dem Kopfe den rundum in Falten gelegten ſammtenen Hut und bei feierlichen Gelegenheiten den Stab in der Hand. Obſchon der Rath nicht nur Stadtbehörde, ſondern zugleich auch höchſte Staatsregierung war, wurden in den Sitzungen deſſelben, wie die Protokolle nachweiſen, dennoch auffallend ſelten bedeutende Angelegenheiten zur Sprache gebracht. Die Bürgermeiſter, vielleicht mit den Syndici und einigen vertrauten Rathsleuten, ſcheinen dieſelben behandelt zu haben. Eine Menge geringfügiger Geſchäfte dagegen, welche ohne Nachtheil von einem einzelnen Manne oder einer kleinern Schickung beſorgt werden konnten, nahm Zeit und Kräfte des geſammten Rathes in Anſpruch. So oft ein Schiff, ſtatt umzuladen, bei Cöln vorbeizufahren begehrte, entſchied der geſammte Rath, daß dieſe Ausnahme vom ſtädtiſchen Stapelrecht gegen eine Abgabe zu geſtatten ſei; der ganze Rath verhandelte, wenn eine Collecte für Brandverunglückte oder eine Belohnung für die Nachtsgänger erbeten, wenn das Bürgerrecht begehrt oder Beſchwerde über unartige und anzügliche Schreibart eines Zunftherrn gegen den andern geführt ward. Der geſammte Rath ſetzte ſich in Bewegung, wenn Dieſer oder Jener mit ſeiner Bittſchrift ab und zur Geduld verwieſen,

oder der Wittib Jungblut die Erlaubniß abgeſchlagen werden ſollte, mit Nägeln zu handeln, widrigenfalls dem Nagelſchmidtsamt erlaubt ſei, ſich die vorfindenden Nägel mittels behörig zu erſuchenden gewaltigen Beiſtands hinwegzunehmen. Der ganze Rath faßte, als einige cölniſche Soldaten Holz und Schaafe geſtohlen hatten, den Beſchluß: Der Eine ſolle dreißig Stockſchläge ad posteriora erhalten und an die K. K. Werbung übergeben, der Andere gleichfalls dreißig Stockſchläge ad posteriora erhalten, aber an die Königlich Preußiſche Werbung übergeben werden. Während der Rath Geringfügigkeiten dieſer Art ſeine Aufmerkſamkeit zuwendete, ließ er das ganze reichsſtädtiſche Geldweſen in den jammervollſten Verfall gerathen. Seit langen Jahren ſchon waren die öffentlichen Gelder von den zur Verwaltung derſelben verpflichteten Rathsherren in unverantwortlicher Weiſe verausgabt worden. Nicht allein Fahrläſſigkeit, ſondern auch Verwendung zum eigenen Vortheil gab ihnen die allgemeine Stimme und nicht ohne gute Gründe Schuld. Rentmeiſter, Rentkammeraſſeſſoren und Rathsherren hätten ſich eigenmächtig ihr Gehalt erhöht, behauptete man, und zu Gunſten ihrer Anhänger unnütze kleine Aemter neu gegründet oder mit Remunerationen bedacht; große Gaſtereien wären mit ſtädtiſchem Gelde bezahlt und bedeutende Summen verſchwunden, Niemand wiſſe, wohin; die Acciſe ſei ſchlecht verwaltet und bei der Lotterie hätten ſich ſehr beſondere Umſtände ereignet. Während die Abgaben eigenmächtig erhöht ſeien, würden die öffentlichen Gebäude nicht in Stand erhalten und die Hospitäler und milden Stiftungen verwahrlost; die Schuldenlaſt der Stadt ſei vergrößert und den ſtädtiſchen Gläubigern lange ſchon die Zinszahlung nicht gewährt. Ungeachtet dieſer und mancher ähnlichen Beſchuldigungen wußte der Rath ſich viele Jahre hindurch bald unter dieſem, bald unter jenem Vorwande der Rechnungsablage zu entziehen, und erinnerte ſich nicht, daß in Städten wie in Staaten überall und zu allen Zeiten endlich auch die ſtumpfeſten Maſſen in Gährung geriethen, wenn öffentliche Aemter, Ehren und Gelder Menſchenalter hindurch als Mittel für die ſelbſtſüchtigen Zwecke einiger wenigen Familien verwendet

wurden. In Cöln gehörte überdieß der Kampf zwischen Bürgerschaft und Rath so sehr zu den lieben Erinnerungen und althergebrachten Gewohnheiten der Stadt, daß eine Wiederaufnahme desselben selbst in den schläfrigen Zuständen der letzten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts nicht als etwas Außerordentliches erschien.

Die Gassen wurden unruhig; Klagen und Beschwerden, welche lange schon in der Stille unter den Bürgern besprochen waren, riefen eine dumpfe Gährung hervor und wurden 1776 auf einigen Zunfthäusern als Mittel zu Aufwiegelungen benutzt. Lärmende Versammlungen in den Schenken, Zusammenrottungen vor dem Rathhause, massenhaftes Umherschwärmen auf den Straßen, Beschimpfungen der Bürgermeister und Rathsherren mehrten sich zwei Jahre hindurch von Monat zu Monat. Der Rath erlangte am 12. März 1778 ein Reichshofrathsconclusum, welches ihm strenge Erhaltung der Ordnung und scharfe Bestrafung der Rädelsführer, aber auch Abstellung der Mißbräuche, die er sich selbst habe zu Schulden kommen lassen, anbefahl. Auf Grund einer jetzt auch von Seiten der Bürger gegen den Rath eingereichten Beschwerde, ließ 1779 der Reichshofrath eine Deputation aus Abgeordneten aller Zünfte bilden, welche versuchen sollte, den Zwist in möglichst kurzer Zeit gütlich beizulegen; zugleich trat einige Monate später ein Syndicat oder Specialgericht, zur Untersuchung der streitigen Rechtsfragen, in Thätigkeit. Zehn Jahre verhandelte die Deputation ohne Erfolg, dann 1789 erstattete sie dem Reichshofrath Bericht und fügte harte Anschuldigungen gegen den Rath hinzu. Der Rath habe, behauptete sie, das Stadtwesen vernachlässigt, keine Obsicht auf das gemeine Wohl gehabt, die Stadt mit Schulden und unnöthigen Ausgaben, mit schlechten Commissarien und Officianten belästigt, und überhaupt seine Schritte zum Verderb der zum Untergang neigenden Stadt geleitet. Bei vormaligem Weintrunk habe sich hochdero Rentkammer dergestalt berauscht, daß sie weder die oftmaligen Diebstähle daselbst bemerkt, noch gesehen, daß denen Stadtwerkleuten allemal an ihren Conti zehn vom Hundert abgezogen und dem ungehindert

hin und wieder der volle Betrag der Conti in Rechnungsausgab verführt zu werden pflegte. Die Kornkasse-Deputati hätten rechtswidrig Fruchthandel betrieben, die Branntweinbrenner betrogen und eine große Partie Wicken unter das Branntweinmehl vermischt, auch damit einen ungerechten Gewinn von vielen Tausend eingesäckelt und der Stadt eine große Theure verursacht. An das Zucht- und Arbeitshaus wären schlechte und Banquerotteurs zu Commissarien angeordnet worden, wodurch die Renten derer Hospitalien verschlungen und gemeldetes Zucht- und Arbeitshaus zu Grunde gerichtet wäre; die größten Unterschleife und Betrug des Stadtärarii hätten die Herren Commissarien der Kaufhäuser und die Rathsherren selbst betrieben. Der Rath zeigte sich über diese Anschuldigungen auf das äußerste empört und in der Sitzung desselben vom 3. Juli 1789 wurde der Deputatschaft rückantwortlich zu bedenken befohlen: Deputatschaft habe nicht nur den ganzen Rath mit vielen Calumnien gekränkt, sondern auch schier alle einzelne Rathsherren, welche magistratische Officien bekleideten, bei dem allerhöchsten Reichsgerichte auf die ausschweifendste Art verschwärzet, ihnen Verschleißungen, Maleversationen und allerlei pflichtwidrige Thatsachen Schuld gegeben und die ganze Stadt als einen Ort der Verwüstung, als justiz-, ordnungs- und polizeilos mit zügellosen Strichen heruntergesetzt und abgewürdiget. Der Rath wolle daher auch keine weitere Vergleichsverhandlungen mit der Deputatschaft eingehen, bis er für die ihm zugefügten so wahrlosen als äußerst beleidigenden Beschimpfungen Genugthuung erhalten habe.

Die Deputation zeigte sich indessen zum Nachgeben wenig geneigt und den Gaffeln bot sich eine sehr gute Gelegenheit dar, um unter dem Eindrucke der Ereignisse in Frankreich keck und herausfordernd aufzutreten. Im Jahre 1787 hatte nämlich der Rath den Protestanten das Recht eingeräumt, sich ein stilles Bet-, Schul- und Pfarrhaus zu errichten; obschon die kaiserliche Bestätigung erfolgt war, nahm 1788 der Rath, geängstet durch die Gaffeln und im Geheimen bearbeitet von dem päbstlichen Nuncius Pacca, die ertheilte Genehmigung

zurück. So hatte ich also die Freude, schrieb höchst befriedigt der Nuncius, den akatholischen Cultus aus der Stadt ausgeschlossen zu sehen, obschon mich weder die guten Katholiken einen schwachen und feigen Menschen, noch die Protestanten einen unduldsamen Verfolger nennen konnten. — In der Rathssitzung aber vom 8. Mai 1789 ward ein kaiserlicher Befehl vom 27. März mitgetheilt, welcher in scharfen Worten befahl, die Protestanten in dem ihnen eingeräumten Recht ungestört zu lassen. Der Bürgermeister von Beiwegh, der Weinmeister Dumont, der Fiscalrichter v. Wittgenstein und einige andere Rathsherren wollten dem kaiserlichen Rescripte entsprechend handeln, die Mehrzahl aber beschloß, sich mit der Bitte um Aufhebung des Rescripts an den Kaiser zu wenden. Die Gaffeln machten nachdrücklich geltend, daß der Rath allein es sei, welcher durch die 1787 den Protestanten gewährte Erlaubniß diese Widerwärtigkeit über Cöln gebracht habe, und benutzten den beabsichtigten Bau des protestantischen Bethauses als ein Mittel, um die vielen Mönche und Weltgeistlichen, die Arbeiter und die Massen der Bettler für sich und gegen den Rath zu stimmen. Durch Drohungen und Tumulte wurden die Protestanten genöthigt, vorläufig auf die Ausübung des neu erlangten Rechtes zu verzichten. Kühn gemacht durch diesen ersten Sieg, legte eine Anzahl Bürger am 20. August 1789 der Deputation vier Puncte vor und verlangte, daß dieselbe den Rath binnen vierundzwanzig Stunden zur Annahme nöthige. Obgleich die vier Forderungen nur Durchführung des Verbund- und Transfix-Briefes, insbesondere Herstellung der freien Kür, d. h. der unbeengten Rathsherrnwahl durch die Gaffeln, begehrten, konnte der Rath sich dennoch nicht zur Bewilligung derselben entschließen und berief, um der eigenmächtigen Versammlung der Zünfte zuvorzukommen, dieselben zum 26. August auf ihre Zunfthäuser. Verbund und freie Kür war der Ruf, mit welchem überall die Sitzung eröffnet wurde. Am Nachmittage ward die Zustimmung des Rathes zu den vier Puncten, insbesondere die Herstellung der alten freien Herrenkür, bekannt gemacht; auf den meisten Zunfthäusern waren aber inzwischen fünfundzwanzig neue, von

einem Unbekannten zuerſt aufgeſtellte Forderungen verleſen und mit Beifall aufgenommen worden; die Zuſtimmung zu dieſen durchgreifenden Aenderungen in der Verwaltung, Rechtspflege, Steuerweſen und Polizei vom Rathe zu erlangen, ward jetzt das nächſte Ziel; der Rath wußte noch nicht, daß dem Aufruhr gegenüber jede Nachgiebigkeit wie ein Zeichen rathloſer Feigheit wirkt, den Uebermuth des Gegners ſteigert und zu immer neuen Forderungen treibt; unter den regierenden Bürgermeiſtern Gabriel de Groote und Joſeph von Wittgenſtein ſuchte er ſich durch kleine Zugeſtändniſſe zu helfen, ſuchte bald zu unterhandeln, bald zu widerſtehen; am 21. September ermannte er ſich zu dem Verbote aller verdächtigen Geſellſchaften, „ſie mögen Namen haben, wie ſie immer wollen," aber zugleich geſtand er eine Forderung um die andere zu, verwilligte am 4. October, eingeſchüchtert durch Drohungen und durch das Auftreten bewaffneter Volksmaſſen, ſämmtliche fünfundzwanzig Puncte und geſtattete den 1779 als Ruheſtörer ausgewieſenen Bürgern die Rückkehr. Wilder Jubel herrſchte in der Stadt; bald aber begannen auf den Zunfthäuſern und in den Wirthsſtuben die Aufwiegelungen von Neuem; ein Theil der ſtädtiſchen Beamten trat zurück und ward durch Anhänger der Bewegung erſetzt; die Deputation ſtellte aus den vom Rathe ſchon bewilligten und einer Anzahl neuer Forderungen eine Art Verfaſſungsurkunde von einundvierzig Puncten zuſammen und verlangte deren Annahme vom Rathe; der Rath aber, ermuthigt durch das Verſprechen der niederrheiniſch-weſtphäliſchen Kreisdirection, den Obrigkeiten gegen alles Zuſammenlaufen und alle Unordnung Hülfe zu leiſten, gab am 11. November einen abſchläglichen Beſcheid und am 25. December 1789 lief ein kaiſerliches Patent ein, welches die Bewilligung der fünfundzwanzig Puncte, ſo wie die Zurückberufung der Verwieſenen für nichtig erklärte, das Syndicat aufhob, der Deputation jede weitere Handlung verbot und alle Verſammlungen, Zuſammenrottungen und ferneren Widerſtand bei ſchwerer Geldbuße, Landesverweiſung oder Leib- und Lebensſtrafen unterſagte. Der Rath, vertrauend auf die rheiniſch-weſtphäliſchen Kreistruppen, über-

wältigte den ausbrechenden Tumult, führte das kaiserliche Patent im ganzen Umfange durch und hatte mit dem Ausgange des Jahres 1789 seine alte Herrschaft wieder gewonnen. Bürger und Gaffeln mußten sich ihm grollend fügen. So stille war es äußerlich in Cöln wieder geworden, daß Ritter von Lang und Georg Forster, welche 1790 kurz nacheinander Cöln besuchten, nur den Eindruck gänzlicher Abgestorbenheit erhielten. Unter allen Städten am Rhein liegt, schrieb Forster, keine so üppig hingegossen, mit unzähligen Thürmen prangend, da, aber wie wenig stimmt das Innere dieser weitläufigen, aber halb entvölkerten Stadt mit dem vielversprechenden Anblick von der Flußseite überein. — Die Häuser eingefallen, schrieb Lang, ganze Straßen leer, der Dom von Haus aus unvollendet; hungernde, flehende Jammergestalten in abgenutzten Mänteln an den Thüren, und lauernde, schmutzige weibliche Gestalten. Dazu dann ein ewiges Schellen und Klingeln in den 365 Kirchen und ein Rennen zu den 11,000 Jungfrauen und den heiligen drei Königen. —

Die Abgestorbenheit der Stadt trat jedem Besucher entgegen, aber das unruhige Wühlen inmitten der Bürgerschaft entging auch einem so scharfen Beobachter wie Forster, und dennoch hatte Cöln die Lehrjahre der Revolution hinter sich, bevor es noch von den Franzosen in Unterricht genommen war; den Meisten schien es gewiß, daß der Aufruhr ziemlich leicht jedes beliebige Zugeständniß von dem Rathe erlangen könne, das Zugeständniß aber keine längere Dauer, als die Angst des Rathes, haben werde. Der dreizehnjährige, mit Klagschriften und Protesten bei dem Reichshofrath, mit Hülferuf und Beschwerden bei dem Kaiser, mit aufreizenden Flugschriften und fliegenden Blättern, mit Reden im Wirthshause und auf der Straße, mit Tumulten der Gaffeln und Gewaltmaßregeln des Raths geführte Kampf hatte die Stadt an Parteiwesen gewöhnt und gegenseitiges Mißtrauen und Erbitterung, Argwohn und Verdächtigung zur Regel des Lebens gemacht. Das dem Clubwesen verwandte Treiben, welches den Bürgern bereits vor der französischen Revolution bekannt geworden war, setzte sich im Geheimen auch nach dem Siege des Rathes

fort und erhielt eine gereizte Stimmung in der Bevölkerung. An Mitteln, im geeigneten Augenblick sich kund zu thun, fehlte es derselben nicht. Der Pöbel, schrieb Forster, der beinahe die Hälfte der Einwohner ausmacht, hat eine Energie, die nur einer besseren Lenkung bedürfte, um Cöln wieder in einiges Ansehen zu bringen, aber die zahlreichen Banden der Bettler, träge, unwissend und abergläubisch, sind ein Werkzeug in der Hand ihrer theils kurzsichtigen, sinnlichen, theils ränkevollen, herrschsüchtigen Führer; sie sind die Miliz der hier auf jeder Straße wimmelnden Geistlichen aller Orden, von welchen sie, am Seile des schwärzesten Aberglaubens geführt, durch kärglich gespendete Lebensmittel in Sold erhalten und gegen den Magistrat aufgewiegelt werden, sobald dieser den Ansichten jener zuwider handelt.

Der Rath verkannte die Gefahr nicht, welche ihm aus solchen Zuständen erwachsen konnte, sobald ein Sieg der Revolutionstruppen Frankreichs den unruhigen Köpfen in Cöln Muth zum entschlossenen Auftreten machte. Aengstlich bemühte er sich, den Sinn für die hergebrachte kirchliche und politische Ordnung zu stärken; ein strenger Befehl erging an alle Officianten, von Anfang bis zu Ende der Gottestracht beizuwohnen; jedem Professor, der sich anschließen werde, wurden zwei Rathszeichen, d. h. Anweisungen auf zwei Flaschen Wein aus dem städtischen Keller, versprochen; keine Wein- oder Bier-Schenke sollte nach zehn Uhr zapfen oder das Singen unanständiger politischer Lieder erlauben. Jede revolutionäre Regung ward strenge bestraft; Generalhaussuchungen fanden statt, weil die drückende Erfahrniß leider ein Zeuge davon ist, daß in hiesiger Reichsstadt von Zeit zu Zeit fremde Bettler und dienst- und herrenlos Gesindel sich aufhalte; Untersuchungen wegen verübter democratischer Excesse wurden angeordnet; das Gewaltgericht sollte an den Thoren scharf darauf sehen, daß kein fremd Gesindel sich einschleiche, und das Kriegscommissariat mußte die Musikanten zur Rede stellen, welche in einem öffentlichen Garten das patriotische Lied ça ira gesungen hatten.

Als die Verbündeten im Herbste 1792 gegen die Revolution in Frankreich den Kampf begannen, wünschte der Rath

von Cöln ihnen ohne Zweifel den beſten Erfolg, aber er wagte nicht, ſie mit Geld oder Truppen zu unterſtützen, und quälte ſich ängſtlich ab, ſeine Neutralität darzuthun, als nach dem Rückzuge der Verbündeten ein ſchnelles Vordringen des franzöſiſchen Heeres gefürchtet ward. In der Sitzung vom 3. December 1792, zu welcher Rath und vierundvierziger Gaffelfreunde ſich vereinigt hatten, wurde beſchloſſen, den Oeſterreichern oder den Franzoſen, je nachdem die Einen oder die Anderen ſich früher näherten, eine Deputation entgegen zu ſchicken, welche die Unmöglichkeit, daß Cöln Einquartierung nehmen könne, darſtellen und den Franzoſen, wenn ſie zuerſt anlangten, die ſtrengſte Neutralität der Stadt zuſichern ſollte. Müſſe man aber demungeachtet Truppen aufnehmen, ſo ſollten alleinig die Stifte, Klöſter und Zunfthäuſer, und nur im Nothfalle die bürgerlichen und unbürgerlichen Häuſer, belegt werden. Die Oeſterreicher rückten ein und verlangten Geſchützkugeln aus dem ſtädtiſchen Zeughaus und Holz zum Bau einer Schiffbrücke; am 16. December traten Rath und Gaffelfreunde zuſammen, auf das Strengſte, meinten ſie, müſſe die Stadt bei der Neutralität beharren und dürfe daher den Oeſterreichern freiwillig keine Kugeln geben, ſondern müſſe Gewalt abwarten. Unter Proteſt des Rathes hatte der K. K. Obriſt von Kirchberg bereits am 12. December eine ſtehende Brücke geſchlagen; am 24. December ward das Zeughaus von öſterreichiſchen Truppen beſetzt, im Januar 1793 wurden ſämmtliche Kanonen der Stadt verlangt, am 6. Februar die Wachen an den ſechs Stadtthoren von K. K. Soldaten bezogen. Nach der Schlacht von Aldenhoven, 1. März 1793, wurde die ganze Stadt mit Kranken und Verwundeten überfüllt, obſchon der Rath bereits am 5. December erklärt hatte, jedem neuen Zuzuge die Thore verſperren zu laſſen; nach der Schlacht von Neerwinden, 18. März 1793, führten die Oeſterreicher Alles, was ihnen brauchbar war, aus dem ſtädtiſchen Arſenal fort, legten Magazine an und ließen, um auch nach ihrem Abmarſche der Stadt ſicher zu ſein, ein kurtrieriſches Bataillon einrücken, während die reichsſtädtiſchen Soldaten, die ſogenannten Funken, ſich den öſterreichiſchen Truppen anſchließen mußten.

In Cöln ward in Folge aller dieſer Vorgänge die Erbitterung ſehr groß. Weiber und Kinder der fortgeführten Stadtſoldaten jammerten laut; jeder Krämer und Handwerker zürnte über die Kriegs-, Gewinns- und Gewerbe-Steuer, welche der Rath hatte auflegen müſſen; es gab kein Haus, in welchem nicht Unmuth über die Einquartierung und Furcht vor Verbreitung anſteckender Krankheiten durch Anhäufung der Verwundeten geweſen wäre. Alle Noth ſchien ein Ende nehmen zu müſſen, wenn die Franzoſen, welche aus der Ferne ſchon die lockendſten Verheißungen gaben, in der Stadt erſchienen. Nur der Rath fürchtete von den Republikanern für ſeine althergebrachte Stellung und blieb franzoſenfeindlich, ſo aufgebracht er auch über das Verfahren der Oeſterreicher war, aber auch jetzt zeigte er ſich muthlos und ohnmächtig. Die Mißvergnügten und Unzufriedenen kamen heimlich wieder in Clubs zuſammen und traten, ſeitdem im Frühſommer 1794 die franzöſiſchen Waffen ſiegreich in den öſterreichiſchen Niederlanden waren, offen und rückſichtslos auf; die Horden der Bettler und Umhertreiber, welche bisher den Geiſtlichen gefolgt waren, fielen nun anderen Führern zu; hier und da ward ſchon eine Jacobinermütze aufgeſetzt oder ein ſchnell herbeigeſchaffter und ſchnell wieder fortgeſchaffter kleiner Freiheitsbaum umtanzt; ungeſtraft ward in Schenken und auf den Straßen Obrigkeit und Kirche mit frechen Worten verhöhnt; ſelbſt in den Klöſtern der Nonnen wie der Mönche regten ſich immer ungeſcheuter die Gelüſte der Ungebundenheit und offenbarten, wie niedrige Elemente in den meiſten derſelben verborgen geweſen waren. Der Rath ließ zwar Vorkehrungen wider allerlei Unfug, unordenliches Betragen und verbotwidrige Vergaderungen treffen, aber ohne Erfolg. Da ein hochedel-hochweiſer Rath aus hieſigen Zeitungsblättern mißfälligſt erſehen, heißt es in einem Beſchluſſe vom 15. Juli 1794, daß dieſelben, ohnerachtet mehrmaliger obrigkeitlicher Warnungen, über die Grenzen der einem Zeitungsſchreiber blos zuſtehenden Geſchichtserzählungen mit allerlei unpaſſenden und anzüglichen Zuſätzen, Vernünftelungen und Ausſchweifungen hinausgehen, ſo werden ſämmtliche Zeitungsſchreiber, ſich deſſen gänzlich zu enthalten, bei willkürlicher Strafe

erinnert. — Zuchtknechte sollten die mit Getöse spielenden Knaben auseinander treiben; die Knaben jedoch widersetzten sich regelmäßig und wurden von den Eltern unterstützt, so daß der Rath beschließen mußte, den Zuchtknechten für die Zukunft militärischen Beistand gegen die Kinder zu verwilligen.

Mit dem Ende des Sommers 1794 füllte sich, als die Franzosen auf das Neue in den Niederlanden gesiegt hatten, die Stadt mit Flüchtlingen aus Brabant; in dichten Schaaren sah man oftmals die Emigranten an dem Hahnenthore hereinziehen. Ihr Aussehen, ihre Erzählungen von dem, was sie gesehen und erfahren, riefen überall in der Bevölkerung unruhige Spannung hervor, machten die Einen schüchtern und die Anderen keck. Die Domkapitulare, die Stiftsherren, die Aebte trafen Vorkehrungen zur Flucht; schon jetzt wurde manches silberne und goldene Geräth der Kirchen und Klöster eingeschmolzen, manche Kostbarkeit an Trödler verkauft und in der zweiten Hälfte des September auch der Domschatz in Sicherheit gebracht. Fast täglich hielt der Rath jetzt gemeinsame Sitzungen mit den Vierundvierziger Gaffelfreunden. Am 13. September wurde, um die unabweislichen Ausgaben bestreiten zu können, die Aufnahme eines Capitals von hunderttausend Thalern beschlossen, zu dessen Rückzahlung der hundertste Pfennig, die Kriegs-, Gewinns- und Gewerb-Steuer und der Erlös aus dem baldigen Verkauf des entbehrlichen schweren Geschützes dienen sollte. Am 27. September wurde, wie das Rathsprotocoll berichtet, für nöthig erachtet, daß, wenn die französische Armee sich nähere, eine Deputation an die französische Generalität mit der Erklärung zu schicken sei, die Stadt empfehle sich ihrem Schutze; in derselben sei zwar eine bewaffnete Bürgerschaft, so wie Stadtsoldaten, Erstere aber wäre blos zu dem Ende, damit Ruhe und Sicherheit beibehalten würde, und Letztere seien zur Haltung guter Polizei und damit die Staatseinkünfte sicher eingingen. Erstere würde nach Eintritt der Franzosen gleich auseinander gehen, und wie es mit Letzteren zu halten sei, hierüber würde der Befehl erwartet.

Nachdem die Oesterreicher am 5. October 1794 bei Mülheim auf das rechte Rheinufer zurückgegangen waren, erschienen

am 6. October die französischen Truppen unter Befehl des Divisionsgenerals Championnet vor Cöln. Von einer aus dem Bürgermeister von Klespé, dem Syndicus v. Bianco, dem Assessor Dumont, dem Banierherrn Ludwigs und Herrn Dolleschall gebildeten Deputation in Müngersdorf empfangen, zogen sie um zwei Uhr in die Stadt ein und erregten, wie Boisserée als Augenzeuge erzählt, zunächst doch große Bestürzung durch ihr sansculottisches Aussehen; auch hier trugen sie Fleisch, Brod, Kohl auf den Bajonnetten, hatten oft hölzerne Schuhe an den Füßen und Tapeten und Teppiche statt der Mäntel umgehängt; Freiheit, Gleichheit, keine Abgaben, keine Herren mehr, war auch in Cöln ihr Ruf. Zweihunderttausend Brode, jedes zu drei Pfund, hatten zwar die Cölner als erste Gabe den neuen Brüdern binnen zweimal vierundzwanzig Stunden zu liefern, aber dafür wurde auch bereits am 9. October auf dem Neumarkte der Freiheitsbaum mit großer Feierlichkeit errichtet. Rath und Gaffelfreunde hatten Einladungen zur Theilnahme erhalten, und weil dem Stadtcommandanten kein Widerstand zu machen sei, die angebotene Höflichkeit angenommen. Französische Generale, Officiere und Soldaten hielten vereinigt mit allen städtischen Behörden und vielen Bürgern einen prunkvollen Umzug; das vive la république ertönte unter rauschender Musik; Tanz und Lustbarkeiten beschlossen den Tag.

Die Bestürzung, welche durch den ersten Anblick der wilden Horden hervorgerufen war, verschwand bald. Die Noth trieb, erzählt Boisserée, die Menschen zusammen, und als sie sahen, daß das Leben doch seinen Gang ging, machten sie sich dasselbe so lustig, wie möglich. So verschwand der harte Winter schneller, als man gedacht hatte. — Zugleich aber gelangten unter dem Schutze der Sieger jetzt die revolutionären Elemente schnell zur Herrschaft und gaben vor Allem den Clubs eine festere Gestalt. Einige wenige verwegene, ehrgeizige Führer standen als Moderator, Secretär und Schatzmeister an der Spitze; um den Arbeitern die Theilnahme möglich zu machen, hielten sie die Versammlungen spät Abends und Sonntag Nachmittags; neben manchen Gesellen und Meistern fanden sich Bediente und Knechte, Fuhrleute, Lastträger und Umhertreiber

aller Art in Menge ein; wilde Reden, verrückte Vorschläge, giftige Angriffe auf Rath und Geistlichkeit erhitzten die Masse und verbreiteten den wildesten Republikanismus in den untern Schichten der Bevölkerung. Der ausgetretene Franziscaner Geich, der Schwarzenbroicher Mönch Biergans, der Advocat Sommer nahmen die hervorragendste Stellung ein, aber noch manche Andere schlossen sich ihnen als sogenannte Volksredner an; die vielen Klöster spieen ihre verworfensten Elemente aus und gerade diese traten Religion und Sittlichkeit am Schamlosesten mit Füßen. Viele der damals erschienenen Schriften und Blätter verschonten auch das Ehrwürdigste nicht, aber alle wurden an Schmutz und frecher Gemeinheit durch die von Biergans herausgegebene Decadenschrift „Brutus" übertroffen.

Die Franzosen hatten ihrerseits unmittelbar nach dem Einmarsche die geordneten Plünderungen begonnen; auch in Cöln fingen sie bescheiden mit Forderungen von Burgunder, Hochheimer und Branntwein an, dehnten aber sehr bald ihre schonungslose Habgier auf Gegenstände jeder Art, selbst auf Bilder, Bücher, Handschriften aus, mochten dieselben der Stadt oder einzelnen Bürgern gehören. Der gesammten Polizei hatten sich die Generale sogleich bemächtigt; alle nicht revolutionären Schriften unterlagen der strengsten Censur, und um die Feinde der Republik zu überwachen und anzuzeigen, war schon am 15. November 1794 ein comité de surveillance aus acht Cölnern und vier Franzosen errichtet. Um dieselbe Zeit war die alte Reichsstadt unter die aus früheren kurfürstlichen Beamten gebildete Bonner Bezirksverwaltung gestellt und dadurch tief in ihrem reichsunmittelbaren Selbstgefühl gekränkt worden. Erbittert klagte sie, bei Vertheilung der Contributionen absichtlich von den vielhundertjährigen Gegnern überschwert zu werden, und ärgerte sich an der hochmüthigen Freude, mit welcher, wie sie voraussetzte, die Bonner Verwaltung im August 1795 den Auftrag übernahm, das bisher in höchst bedenklichem Dunkel gehaltene Rechnungswesen des Raths zu untersuchen. Dieser Untersuchung ward der Rath zwar durch die Aachener Centralverwaltung wieder enthoben, im Uebrigen aber fand er bei den französischen Machthabern wenig Gunst

und ward von den Clubs ungestraft verlacht und verhöhnt. Seine obrigkeitliche Stellung war lange schon nur noch ein Schein gewesen, als er im Frühjahre 1796 zugleich mit den Magistraten der anderen Städte aufgehoben und durch eine aus sieben Mitgliedern bestehende Municipalität ersetzt ward. Das Rathsprotokoll vom 28. Mai, mit welchem, um den Anfang einer neuen Zeit auch äußerlich bemerkbar zu machen, ein neues Protokollbuch begann, trägt in großen Buchstaben die Ueberschrift: „Installation der Municipalverwaltung. Cöln den 9ten Prairial 4ten Jahres, 28sten Mai 1796 post prandium. Im Beisein des Präsidenten von Wittgenstein, des Nationalcommissärs Antoine, der Municipalen Weyer, Kramer, Erven, v. Kempis, v. Monschau." Aus dem alten Rathssaale, wo auch die neue Behörde ihre Sitzungen hielt, wurden die beiden großen Gemälde, Kreuzigung und jüngstes Gericht darstellend, entfernt und statt ihrer die Büsten von Rousseau und Voltaire neben einer schwarzen Tafel mit der Inschrift: Les droits de l'homme, aufgerichtet. Den Berathungen wohnte, da der Zutritt Jedem frei stand, meistens eine tobende Masse aus den untersten Schichten der Bevölkerung bei.

Als auf Befehl des Generals Hoche die alten Obrigkeiten des linken Rheinufers unter französischer Oberleitung wieder hergestellt wurden, erhielt am 21. März 1797 auch Cöln seinen Rath wieder. Zur Ueberwachung der öffentlichen Ordnung, der gesammten Verwaltung und Rechtspflege ward ihm aber von Hoche einige Monate später Rethel als französischer Commissär beigegeben. Am 12. Juli führte sich derselbe in die Rathsversammlung ein und begann seine Antrittsrede, deren wörtliche Aufnahme in das Protokoll er ausdrücklich verlangte, mit den Worten: Als Stellvertreter der fränkischen Regierung, die nach Grundsätzen gebietet und Gehorsam fordert, wäre ich jeder weiteren Erklärung über meine persönliche Gegenwart in dieser Rathsversammlung enthoben, weil jede Einwendung als unstatthaft wegfällt; allein ich folge der Stimme jenes Freundschaftsgefühls, das ich so gerne mit den Pflichten meines Amtes vermische, und bequeme mich zu einigen Erläuterungen. — Rethel nahm den Ehrenplatz zwischen

beiden Bürgermeiſtern für ſich in Anſpruch und ſuchte vom Tage ſeiner Einführung an, ſich thatſächlich der alleinigen Gewalt über die Stadt zu bemächtigen.

III.

Das Kurfürſtenthum Cöln und die kurfürſtliche Reſidenz Bonn.

1. Land und Stadt vor Ausbruch der franzöſiſchen Revolution.

Während des ſiebenzehnten und achtzehnten Jahrhunderts hatte unter den Kurfürſten aus dem baieriſchen Hauſe die nahe Verbindung mit Frankreich und die feindliche Stellung gegen Kaiſer und Reich zum Herkommen des Erzſtiftes Cöln gehört. Zugleich war die Entartung des Hofes in einem ſolchen Grade geſtiegen, daß die Vornahme kirchlicher Handlungen durch Prieſter, wie die Kurfürſten waren, als eine Verhöhnung der chriſtlichen Religion und als eine Schmach für die katholiſche Kirche angeſehen werden mußte. Unter den beiden letzten Kurfürſten baieriſchen Stammes, Joſeph Clemens 1688—1723 und Clemens Auguſt 1723—1761, gelangte zur vollen Reife, was Jahrhunderte entwickelt hatten. Joſeph Clemens erklärte unbedenklich, daß er künftig weder communiciren, noch Meſſe leſen, noch irgend eine biſchöfliche Handlung vornehmen werde, wenn ſein Beichtvater ihn an dem Umgange mit Frau Ruisbeck, die ihm mehrere Söhne geboren hatte, hinderlich ſein wolle. Clemens Auguſt überließ Weibern und Günſtlingen, welche den ſchamloſeſten Beſtechungen zugänglich waren, die Regierung und gab ſich der unſinnigſten Verſchwendung und den wildeſten Vergnügungen hin. Dreihundert Kammerherren, eine Maſſe geiſtlicher und weltlicher Diener, Hofbeamte jeder Art, Sängerinnen und Tänzerinnen bildeten den erzbiſchöflichen Hof; Bälle und Maskeraden, Spiel und Jagden, Schwelgerei und Ausſchweifungen waren zur Gewohnheit des täglichen Lebens geworden. Pferde und Hunde koſteten unglaubliche Summen und für ſeine

Bauluſt kannte der Kurfürſt keine Grenzen; die Schlöſſer Clemensruhe in Poppelsdorf, Entenfang, Herzogsfreude in Röttchen, Auguſtusburg mit dem dazu gehörenden Falkenluſt in Brühl, das Rathhaus und das Coblenzer Thor in Bonn ſind unter ihm gebaut. Zwar erhielt der Kurfürſt Millionen von Frankreich, errichtete eine Landeslotterie und borgte von Wucherern, aber auch dieſe Einnahmen waren nicht groß genug, um ihn der widerwärtigſten Geldnoth zu entziehen, oder der allgemeinen Verkäuflichkeit ein Ende zu machen. Das eigentlich Entſetzliche dieſer Zuſtände lag aber in der Meinung, daß trotz der allgemeinen Fäulniß Alles ſei, wie es ſein ſolle, wenn nur die hergebrachten, regelrechten Formen unverbrüchlich gehalten würden. Das ſtrengſte Hofceremoniel machte die Zuchtloſigkeit der Sitten wieder gut; an die Moral des gemeinen Volkes glaubte der Kurfürſt ſich und die hohe Geiſtlichkeit nicht gebunden, aber feſt hielt er an jedem Lehrſatz der katholiſchen Kirche; das religiöſe Leben mochte erſterben, wenn nur die kirchliche Devotion ſich erhielt; der Kurfürſt baute und weihte Kirchen, nahm alljährlich geiſtliche Uebungen vor, flüchtete zu der Stola des heiligen Hubertus, als er ſich von einem tollen Hunde gebiſſen wähnte, beſchenkte die Marienbilder aller Orte und wallfahrtete in eigner Perſon zu der wunderthätigen heiligen Jungfrau in Alt-Oettingen. Aber mehr noch, als durch ſtrenge Beobachtung der kirchlichen Vorſchriften und Gebräuche, machte der Kurfürſt durch ſeine cordiale Gutmüthigkeit und willkürliche Verſchwendung, welche gelegentlich dem Bittenden wie dem Bettler zu Statten kam, bei Bürger und Bauer die Liederlichkeit des Hofes und den Druck der Finanzwirthſchaft vergeſſen.

Als Clemens Auguſt geſtorben und Max Friedrich Graf von Königseck 1761 an ſeine Stelle getreten war, wurden die koſtbaren Luſtbarkeiten eingeſtellt, die Beſoldungen verringert, die Gläubiger des vorigen Kurfürſten nicht bezahlt und keine Mittel verſäumt, möglichſt viel Geld aus dem eigenen Lande und von fremden Regierungen zu erhalten. Habſucht trat an die Stelle der Verſchwendung; im Uebrigen aber ward in kurzer Zeit Alles wieder ſo, wie es geweſen war. Der bei ſeinem Regierungsantritt als ſittenſtreng bekannte Kurfürſt ward von

der hergebrachten Verderbtheit des Hofes überwältigt und gab sich bald dem ausschweifendsten Leben hin; die Ausgelassenheit erreichte einen solchen Grad, daß Bonn selbst in Frankreich als Sitz der Frivolität und als eine Residenz verrufen war, in deren Leben Alles im Widerspruche mit der priesterlichen Stellung des Landesherrn stehe.

In diese Zustände hinein ward durch die hergebrachten Geldbestechungen, niedrigen Listen und Betrügereien 1780 der Erzherzog Max Franz, der Bruder Kaiser Joseph's und jüngster Sohn der Kaiserin Maria Theresia, als Coadjutor für das Erzstift Cöln und Bisthum Münster gewählt. Als der stattliche vierundzwanzigjährige junge Herr am 31. September 1780 zur Begrüßung des Kurfürsten in Bonn erschien, machte sein kluges Auftreten, sein gewinnendes Benehmen und seine fürstliche Freigebigkeit den besten Eindruck und erweckte große Hoffnungen für die Zukunft. Nach kurzer Anwesenheit am kurfürstlichen Hofe begab sich der Coadjutor nach Mergentheim zurück, wo er als Deutschmeister seine Residenz hatte und hielt sich von jeder Einmischung in die cölnischen Regierungsgeschäfte fern, bis er am 6. August 1784 nach des Grafen Königseck Tode Besitz von dem Kurfürstenthum nahm.

Der junge Kurfürst zeigte, so oft er als Erzbischof auftrat, priesterliche Würde und an den Lehrsätzen der katholischen Kirche rüttelte er nie; selbst ein gewisses pfäffisches Wesen ist ihm wohl zuweilen vorgeworfen worden. Mozart, der ihn 1775 in Salzburg gesehen hatte, fand ihn sechs Jahre später in Wien so verändert, daß er am 17. November 1781 schrieb: Wem Gott ein Amt gibt, gibt er auch Verstand; so ist es auch wirklich bei dem Erzherzog. Als er noch nicht Pfaff war, war er viel witziger und geistiger und hat weniger, aber vernünftiger gesprochen; Sie sollten ihn jetzt sehen! die Dummheit guckt ihm zu den Augen heraus; er redet und spricht in alle Ewigkeit fort und Alles im Falsett, er hat einen geschwollenen Hals; mit einem Worte, als wenn der ganze Herr umgekehrt wäre. — Eine Aenderung so durchgreifender Art, wie Mozart's damalige Mißstimmung sie annahm, war gewiß nicht in dem Erzherzoge vorgegangen; seine

kirchliche Haltung namentlich läßt auch in Bonn keinen Augenblick verkennen, daß der junge Erzbiſchof von Cöln ein Bruder Kaiſer Joſeph II. war. Recht bequem wußte er es ſich mit der Beobachtung der vorgeſchriebenen kirchlichen Formen zu machen; man ſah ihn wohl auf einem Schimmel vor den Kirchfenſtern in Keſſenich oder auf einem offenen Wagen, die Pferde ſelbſt leitend, vor der Kirchthüre in Godesberg halten, um die Meſſe zu hören. Eifrig ging er auf ſeines kaiſerlichen Bruders kirchliche Richtung ein, wollte, wie dieſer, die Aufklärung fördern und betheiligte ſich mit jugendlichem Ungeſtüm an dem Kampf, welchen die deutſchen Erzbiſchöfe begonnen hatten, um ihre Selbſtſtändigkeit gegenüber dem Papſte zu erhalten und zu erweitern. Schon ſeit 1760 waren Kurcöln und der Papſt in erbittertem, ununterbrochenem Streit, deſſen eigentlicher Gegenſtand ſich hinter die Etikettenfrage verſteckte, ob der in Cöln reſidirende päpſtliche Nuncius ſein ſchwarzes Käppchen in Gegenwart des Erzbiſchofes aufbehalten dürfe oder nicht; hartnäckig ward jede förmliche Audienz verweigert, wenn er ſich nicht ſtatt des Käppchens einer Perrücke bedienen wolle, aber Rom blieb feſt und als ſeit 1776 der Nuncius auch verlangte, daß der Kurfürſt ihm die rechte Hand reichen und bei Tafel zwiſchen Damen ſetzen ſolle, ward der Zwieſpalt bitterer und bitterer und vermengte ſich endlich mit dem Kampfe der deutſchen Erzbiſchöfe für ihre von Rom bedrohte Jurisdiction und Selbſtſtändigkeit.

In dem langen Streite mit Rom hatte der Bonner Hof ſchon unter Max Friedrich (1761—1784) nicht ohne Beſorgniß die alte Univerſität der benachbarten Reichsſtadt Cöln beobachtet. Die herrſchende Richtung derſelben ſtand mit der des erzbiſchöflichen Stuhles in entſchiedenem Widerſpruch, und dennoch erhielten durch ſie alle künftigen Prieſter und geiſtliche und weltliche Beamte des Kurlandes ihre Bildung. An der Wurzel wollte des Kurfürſten Miniſter, Graf Belderbuſch, das Uebel angreifen und deshalb der Cölner Univerſität gegenüber in der Reſidenzſtadt Bonn ſelbſt eine neue Unterrichtsanſtalt gründen. Die Cölner Univerſität bringe die Früchte nicht mehr, erklärte der Kurfürſt, welche man von ihr erwarten müſſe; durch die bis zum höchſten Verderben ein-

gerissenen Schulzänkereien würden die Lehren und Wissenschaften hintenangesetzt; die Verfügungen, durch welche Kurfürst Adolf ein reineres Licht über die Wissenschaften im Erzstifte Cöln verbreiten wollte, hätten alle Geltung verloren; es gäbe kein Mittel, die Cölner Universität zu der Höhe zu erheben, auf der sie nach den Anforderungen der Wissenschaft stehen müsse, darum sei es nöthig, in Bonn eine andere academische Anstalt zu errichten, auf der die kurcölnische Jugend den frischen Geist wahrer Wissenschaftlichkeit in sich aufnehmen könne. — Im Jahre 1777 ward die aus einer philosophischen, juristischen und theologischen Facultät bestehende Academie gegründet; ihre einflußreichsten Lehrer gehörten der antirömischen Richtung an; die Professur des Kirchenrechts ward dem Minoriten Hederich übertragen, obschon der Papst von dem Ausschluß desselben die Bestätigung der Academie ausdrücklich abhängig gemacht hatte. Max Franz ward unmittelbar nach seinem Regierungsantritte (1784) einer der entschlossensten Führer in dem Kampfe der deutschen Erzbischöfe gegen Rom. Er verweigerte 1786 dem neuen Nuncius Pacca jede Audienz, bis er auf die Jurisdiction verzichtet habe, trat in schroffer Form den Versuchen desselben, amtliche Handlungen vorzunehmen, entgegen und unterzeichnete die Emser Punctation. Um die von seinem Vorgänger gegründete Academie in Bonn zu stärken, weihte er dieselbe am 20. November 1786 in feierlichster Weise als Universität ein und die bei der Feier gehaltenen Reden waren, wie der als Deputirter des Capitels anwesende Domherr dem päpstlichen Nuncius Pacca berichtete, eine offene Kriegserklärung gegen den heiligen Stuhl, und in den nächstfolgenden Jahren griffen viele der in Bonn erscheinenden Schriften die römische Curie und auch manche kirchliche Lehrsätze unverdeckt an. Ohne Scheu ward für die Aufklärung im Sinne des vorigen Jahrhunderts gearbeitet und 1788 selbst Eulogius Schneider an die neue Anstalt berufen; begierig hörten die jungen Leute den Spottreden ihrer Lehrer über die Mönche und so viele wirkliche oder vermeintliche Mißbräuche der katholischen Kirche zu und übten ihren Witz an Dingen, die dem Volke ehrwürdig waren. Als Erster unter den Subscribenten auf Eulogius Schneider's schlüpfrige Ge-

dichte stand der Name des Erzbischofs. Heftiger und heftiger wurden die Klagen und Beschwerden des päpstlichen Nuncius und des Capitels über den auf der Bonner Universität herrschenden Geist; der Kurfürst aber gab denselben kein Gehör, sondern sprach in einer Verordnung vom 14. August 1789 aus, daß wegen der Halsstarrigkeit und wegen des unanständigen gegen höchstdenselben bezeigten Betragens der stadtkölnischen Universität diejenigen, welche dort studirt hätten, in den kurkölnischen Landen künftig weder ein geistliches noch ein weltliches Amt erhalten sollten.

Von demselben Geiste, welcher in Bonn die Universität erfüllte, waren auch alle Lebenskreise der Residenz durchdrungen. Die Kammerherren, Obriststallmeister und Oberjägermeister, die bedeutenderen weltlichen und geistlichen Beamten gehörten dem kleinen hohen oder dem reicheren niederen Adel an. Groß gezogen in den leichtfertigen Sitten und den philosophisch-politischen Ansichten des vornehmen alten Frankreichs, standen sie der hergebrachten kirchlichen Autorität spottend gegenüber. Die Bürgerschaft der Stadt war zwar ausschließlich katholisch; Jedem, der in dieselbe aufgenommen werden wollte, hatte der Bürgermeister nach der revidirten Polizeiordnung von 1698 die ernsten Worte zu sagen: Erstlich sollst Du geloben, daß Du, auch Dein Weib und Kinder der allein wahren Römisch-katholischen Religion, Kirchenordnung und Ceremonien, wie jetzo unser gnädigster Herr, der Erzbischof und Kurfürst zu Cöln, in seinem Erzstift, auch dieser Stadt Pfarrkirchen lehren, predigen und üben lassen, sein und bleiben, auch darmit Dich sättigen und dagegen nicht setzen noch auflehnen solleſt oder wolleſt. — Von einer Neigung, mit der katholischen Kirche zu brechen, zeigte sich nirgends die geringste Spur, aber nichts läßt vermuthen, daß das religiöse Bedürfniß der Bürger tiefer, als das ihres Erzbischofs und des Hofes und der Priester desselben gewesen wäre, und Rom gegenüber nahm die Stadt die Stellung ein, wie sie „jetzo unser gnädigster Herr lehren, predigen und üben lassen.“ Das 1784 gegründete und vom Kurfürsten privilegirte Bonnische Intelligenzblatt schrieb, wie die anderen Blätter

jener Zeit, für Verbreitung gemeinnütziger Kenntniſſe, für Aufklärung und gegen den Aberglauben.

Unzweifelhaft war in der erzbiſchöflichen Reſidenz eine ſtarke und giftige kirchliche Oppoſition unter Geiſtlichen und Laien, unter Lehrern, Beamten und Bürgern verbreitet, aber ſie war nicht gegen die territoriale kirchliche Obrigkeit, nicht gegen den Erzbiſchof, ſondern gegen die exterritoriale Autorität der päpſtlichen Curie gerichtet und daher zunächſt und unmittelbar dem Kurfürſten nicht gefährlich. Eben ſo wenig fand ſich eine politiſche dem Kurfürſten feindliche Oppoſition. Obſchon auch ihm es nicht in den Sinn kam, ſeinen Kurſtaat den herrſchenden naturrechtlichen Grundſätzen entſprechend umzuwandeln, ſo beſaß er doch nicht allein die Zuneigung, ſondern, ſo weit ſich irgend erkennen läßt, auch die Achtung und das Vertrauen ſeiner Unterthanen. Schon daß er ein Erzherzog aus dem kaiſerlichen Hauſe war, gab ihm eine Stellung, wie ſie ein Kurfürſt aus einem anderen katholiſchen Hauſe nicht gehabt hätte. Er war ein ſchöner ſtattlicher Mann von vielem Verſtand, ſehr muſikaliſch, raſch und oft auch unüberlegt in ſeinem Thun und Treiben; bei einem Aufenthalt in Paris gab er ſo manchen Anſtoß, daß die Königin, ſeine Schweſter, ſich ſehr unangenehm berührt fühlte und Kaiſer Joſeph rückſichtslos von den Dummheiten des Bruders ſprach. Zum Selbſtregieren war er geneigt und befähigt. Der Miniſter Freiherr von Waldenfels und die Geheim-Referendarien Bersword und Wrede erledigten keine bedeutende Angelegenheit ohne ſie ihm vorgelegt zu haben; alle Eingaben an ihn wurden in ſeiner Gegenwart eröffnet und in den feſtgeſetzten Audienzſtunden durfte Jeder mündlich ſein Anliegen vorbringen. Der Erzherzog wollte gerecht ſein und war es auch, wenn er ſich nicht irrte; der Schlaffheit und den vielen Mißbräuchen, an denen die Gerichts- und Verwaltungsbehörden litten, ſuchte er durch Aenderungen des Geſchäftsganges und verſchärfte Aufſicht entgegen zu treten; oft forderte er ſelbſt die Acten ein und ſetzte dann die Beamten durch ſeine treffenden Randbemerkungen in Erſtaunen. Die Präſidenten und Amtleute entnahm auch er mit wenigen Ausnahmen dem Adel; bei Beſetzung aber des Hofraths, des Oberappellationsgerichts, der Hofkammer, des Bergamts, des

Hofgerichts und der gelehrten Geheime Rathsstellen kannte er keine Rücksicht auf Geburt. Der im Erzstift eingerissene Grundsatz, schrieb er einmal, daß der Eine das Gehalt zieht und nichts thut, und der Andere für die bloßen Accidenzien die Arbeit verrichten soll, gefällt mir nicht. — Er versprach nicht allein keine Land und Leuten verderbliche Schulden zu machen, sondern führte wirklich eine neue bessere Ordnung in die Geldwirthschaft des Hofes und des Staates ein. Die Härte der peinlichen Strafen ward gemildert und auch die Gefängnisse suchte er zu einem Aufenthalt für Menschen zu machen; Bittsteller, die unverschämt waren oder schienen, konnte er sehr barsch abweisen und galt bei Vielen für streng und herzlos, aber seine Gerechtigkeit, seine Liebenswürdigkeit und sein zutrauliches Wesen gewannen ihm die Herzen Aller; nur der Adel, über dessen träge Unfähigkeit der Kurfürst oft schonungslos spottete, grollte ihm und vergab ihm die Besetzung einflußreicher und einträglicher Stellen mit Bürgerlichen nicht. Daß sein Hof glänzend war und reiche Feste aller Art im Winter und im Sommer nicht fehlten, gefiel dem Volke, welches auch an des Kurfürsten Neigung zu Weibern keinen Anstoß nahm; war man doch seit Jahrhunderten ganz andere Dinge an den Erzbischöfen gewohnt, denn Max Franz verletzte wenigstens den äußeren Anstand nicht.

Die befriedigte politische Stimmung, welche im ganzen Kurfürstenthum herrschte, war vor Allem in Bonn zu Hause. Bonn war durch Max Franz zur Residenz eines Fürsten geworden, dem an politischen Ansehen nur Wenige in Deutschland vorgingen. Max Franz war Kurfürst und Kurerzkanzler, war Hoch- und Deutschmeister, Bischof von Münster und Erzbischof von Cöln. Der cölnischen Landeshoheit waren untergeben das obere und untere Erzstift am Rhein mit den Aemtern Andernach, Linz, Ahrweiler, Bonn, Brühl, Zülpich, Brauweiler, Kaiserswerth, Urdingen und manchen anderen, ferner das Vest Recklinghausen zwischen Münster und Cleve und das Herzogthum Westphalen mit einer zahlreichen Ritterschaft und vielen Stiften und Klöstern. Als Erzherzog von Oesterreich und Bruder Kaiser Joseph's stand der Erzbischof in

europäiſchen Beziehungen und nahm zu den großen Höfen eine Stellung ein, welche die Kurfürſten von Mainz und Trier nicht kannten. Dem Glanze ſeiner Abkunft und ſeiner geiſtlichen und weltlichen Stellung entſprechend hatte Max Franz ſeine Umgebung, ſeinen Hof und ſein Leben in Bonn geſtaltet. Der Obriſthofmeiſter-, Obriſtkämmerei-, Obriſtmarſchall- und Obriſtſtallmeiſter-Stab, das Obriſtjägermeiſter- und das Hofbauamt, eine zahlreiche Hofmuſik, die Leibgardencompagnie, die Gärtnerei, die Hofökonomiecommiſſion, bei welcher allein acht Zuckerbäcker nebſt Gehülfen ſich fanden, bildeten mit den zahlreichen höheren und anderen eigentlichen Dienern den glänzenden Hofſtaat des landesherrlichen Prieſters. Die kurfürſtliche geheime Staatscanzlei, der Geheime Rath, das Oberappellationsgericht, der Hofrath, das geiſtliche und weltliche Hofgericht, die Hofkammer, die Generalität, der Kriegsrath und manche Unterämter hatten in Bonn ihren Sitz; die Grafen Königsegg, Salm, Belderbuſch, Spee, Neſſelrode, Hatzfeld, die Herrn von Weichs, von Böſelager, von Waldenfels, von Gudenau, von Spiegel und manche andere Glieder des niederen Adels verzehrten als kurfürſtliche Diener Gehalt und oft auch eigne Einkünfte in der Reſidenz ihres Herren. Der Metternicher, Belderbuſcher, Gymnicher Hof, die Häuſer der Familien von Waix, von Trotha, von Harf waren neben dem kurfürſtlichen Schloß, dem Rathhauſe, dem der Univerſität übergebenen früheren Jeſuitencollegium und den Klöſtern der Franziscaner, Capuciner, Minoriten, Welſchnonnen, Capuciniſſen und der Benedictinerinnen in dem alten Engelthal die einzigen größeren Gebäude Bonns.

Die Stadt hatte ihre durch die 1582 erlaſſene und 1698 verbeſſerte Polizeiordnung feſtgeſtellte Verfaſſung bewahrt. Nach derſelben führte als ſtädtiſche Obrigkeit der Rath die Verwaltung; er wurde unter Vorſitz ſeines auf Neujahrsabend jeden Jahres durch ihn ſelbſt eingeſetzten Bürgermeiſters gebildet aus fünfzehn verſtändigen, frommen Ehr- und Friedliebenden, habſeligen katholiſchen Bürgern, von denen drei aus dem churfürſtlichen Schöffenſtuhl, die übrigen aus den Freunden von Zwölfter erwählt wurden. Dem Rathe gegenüber ward die Bürgerſchaft vertreten durch die Freunde von Zwölfter,

d. h. durch die von jeder der zwölf Zünfte, in welche die Stadt getheilt war, ernannten Amtsmeister. Alljährlich zu Lichtmeß versammelten sich dieselben auf dem Bürgerhause in der Zwölfter Stube und wählten die Abgeordneten, welche in Gegenwart kurfürstlicher Commissarien die Rechnung des Rathes abhörten und mit ihm die neuen Ausgaben und Einnahmen vergleichen sollten. Die Gefälle der Stadt bestanden neben kleinen Abgaben in dem Weidegeld auf der Kühweide, dem Umschreibegeld bei dem Verkauf liegender Gründe, dem Standgeld auf dem Markte und manchen Brüchten, aus der Accise von Wein und Bier, von gesalzenen und grünen Fischen und von Lebensmitteln und Waaren jeder Art. Die Paar Tausend von dieser Verfassung umschlossenen Einwohner Bonn's, welche nicht im landesherrlichen Dienste standen, lebten doch fast ausschließlich von dem Kurfürsten und dessen Beamten. Die Krämer und Handwerker arbeiteten für den Hof, für die geistlichen und weltlichen Diener und etwa für die nächstgelegenen Dörfer; ein wirklich städtisches Leben konnte sich von solchen Grundlagen aus nicht erheben. Bis auf die Ueberwachung der Begräbnisse, des Zapfes der Wirthe, des nächtlichen Schwärmens, des Brodverkaufes, der Sesselträgerordnung, der Reinigung der Gossen und Rauchfänge erstreckte sich die Fürsorge der Kurfürsten. Die Thätigkeit des Rathes der Stadt bestand fast ausschließlich darin, in höchst behaglicher Breite mit den Zünften zu streiten und die Geldleistungen, welche die Regierung begehrte, mit zäher Beharrlichkeit zu verweigern. Mancher langwierige Kampf über Mein und Dein ward zwischen Stadt- und Landesregierung geführt, aber zu der Person ihrer Kurfürsten stand die Bürgerschaft im besten Verhältnisse und stimmte seiner kirchlichen und politischen Haltung freudig zu.

2. Das Zusammentreffen Kurcölns mit der französischen Revolution.

Der Ausbruch der französischen Revolution rief in diesen Zuständen zunächst keine Aenderung hervor und scheint nicht einmal Aufregung oder auch nur große Theilnahme erzeugt zu haben. Aus den Stadtrathsprotocollen des Sommers 1789

würde Niemand entnehmen können, daß sich etwas Bedeutendes in der Welt zugetragen habe; das Bonnische Intelligenzblatt erwähnte bis zum Sturm auf die Bastille der Pariser Ereigniſſe nicht und begann am 23. Juli seine erste Nachricht mit den Worten: wir haben bisher wegen Enge des Raumes von den Unruhen, welche in Frankreich seit der Versammlung der Generalstände herrschen, geschwiegen, nun aber wird die Sache ernsthaft und wichtiger. — Seit dieser Mittheilung gab das privilegirte Blatt der Residenz kurze Uebersichten der Thatsachen und verhehlte seine zustimmende Theilnahme an der fortschreitenden Bewegung nicht; es tadelte die Hofcabale, es rühmte den König, weil er die Wünsche des Volkes erfüllte, es bewunderte den Eifer, mit welchem die Nation daran arbeite, die Feudalrechte aufzuheben und Freiheit und Bürgerglück in das Reich zurück zu führen; entschuldigend wird einmal kurz bemerkt: die bei solchen Revolutionen gewöhnlichen Unbequemlichkeiten nehmen eher zu als ab. — Die 1785 in Bonn gegründete Lesegesellschaft, welche der Kurfürst selbst zu besuchen pflegte, legte in ihrem auf dem dritten Stocke des Rathhauses befindlichen Zimmer ungehindert die revolutionären Zeitungen und Flugschriften des Tages auf.

Seit dem Ende des Jahres 1789 aber erwachten in dem Kurfürsten mehr und mehr Bedenken; die Königin von Frankreich, gegen deren Gemahl der Sturm sich richtete, war seine Schwester; sein Bruder, Kaiser Joseph, der ihm immer als Vorbild gedient, sah Alles, was er gewollt, scheitern und starb am 20. Februar 1790; der Kurfürst nahm kirchlich und politisch eine veränderte Haltung an. Er verbot den Vertrieb revolutionärer Schriften, er ließ einen Winkeladvocaten Roth, der sich in der Eifel umhertrieb und politische Reden hielt, aufgreifen und ins Zuchthaus setzen; dem Fürstabt von Malmedi und dem Bischof von Lüttich schickte er ein Bataillon zur Hülfe und ließ im Juni 1790 an dem Reichstage scharfe Strafen gegen Alle beantragen, welche democratische Grundsätze verbreiten wollten; im Intelligenzblatt seiner Residenz waren alle politischen Mittheilungen schon früher strenge überwacht, mußten seit dem Sommer 1791 in königlichem Sinne gegeben werden und seit dem 12. Januar 1792

gänzlich aufhören. Auch kirchlich machte sich die veränderte Richtung sehr bemerkbar; im Februar 1790 gab der Kurfürst den Anforderungen des Capitels nach, verfügte Untersuchungen gegen mehrere Professoren und sprach als seinen unabänderlichen Willen aus, daß auf der Universität in Bonn nichts gelehrt werden solle, was gegen die Grundsätze der katholischen Kirche oder gegen die gute Sitte sei. Endlich am 16. Mai 1791 ward auch Eulogius Schneider's früher ausdrücklich approbirter Katechismus verboten und gegen den Verfasser Haft in einem geistlichen Correctionshause ausgesprochen; Schneider entfloh nach Straßburg zu dem constitutionellen Bischof Brendel; ein Carmeliter- und zwei Minoriten-Mönche, welche, wie Schneider, Professoren an der Universität gewesen waren, folgten ihm bald und wurden durch Männer, die keinen kirchlichen Anstoß gaben, ersetzt.

Der Kurfürst traf, als er der revolutionären Bewegung kirchlich und politisch entgegentrat, in seiner Residenz auf keinen Widerstand. Der einheimische Adel, die höheren Beamten und Geistlichen hatten wohl ein unverantwortliches Spiel mit der frivolen Literatur der Franzosen getrieben, aber gegen einen politischen und kirchlichen Umsturz waren sie und eben so die Bürger der Stadt, die fast Alle von ihnen lebten. Auch die Verachtung und die Erbitterung, welche in Mainz und Coblenz durch den emigrirten französischen Adel und hohen Clerus erzeugt worden war, fehlte in Bonn, denn der Erzherzog von Oesterreich fühlte sich zu vornehm, um sich wie die beiden anderen geistlichen Kurfürsten blenden zu lassen; er hatte den Emigranten immer mit Zurückhaltung begegnet und nicht erlaubt, daß sich eine größere Zahl derselben an seinem Hofe oder an irgend einem Orte seines Landes sammelte. So entfernt war die Stimmung der erzbischöflichen Residenz von Abneigung gegen ihren geistlichen Herrn und von Zuneigung zur französischen Republik, daß auch in den Tagen keine Spur einer revolutionären Unruhe bemerkbar ward, in denen nach dem Rückzuge der Verbündeten aus der Champagne die republikanischen Truppen mit Sicherheit in Bonn erwartet wurden; Freunde von Zwölfter vielmehr traten zusammen und ließen am 21. October 1792 kurfürstlicher Durchlaucht vorstellen: da dem zuverlässigen Ver-

nehmen nach die patriotischen Franzosen sich wirklich den Mainzischen und Trierschen Landen herannahen, die Umstände also wenigstens dermal ganz bedenklich sind, so möge kurfürstliche Durchlaucht Keinem, weder Geistlichen noch Weltlichen, gestatten, aus der Stadt zu gehen oder sein Vermögen zu verbringen; auch möchte kurfürstliche Durchlaucht verordnen, wie man, auf den Fall, daß die Franzosen ihren Marsch hierher richten sollten, sich zu verhalten habe, und ob Bürgermeister und Rath ihnen entgegengehen und sie auf eine freundschaftliche Weise zu gewinnen suchen sollten. — Während die Bürgerschaft sich im Angesicht des drohenden Sturmes fest an ihre Landesobrigkeit anzuschließen suchte, nahm diese in der allgemeinen Rathlosigkeit eine Haltung an, welche die revolutionäre Gesinnung, wenn sie in der Stadt gewesen wäre, nothwendig zum Ausbruch hätte bringen müssen. Der Kurfürst erwiderte dem Stadtrathe am 22. October: auf die Vorstellung der Freunde von Zwölfter sei eine bestimmte Antwort so eigentlich nicht zu geben. An demselben Tage zeigte er dem Stadtrathe an, daß er bei den gegenwärtigen Kriegsunruhen nöthig befunden, sein hier in Garnison liegendes Regiment einstweilen anderweitig zu verlegen; der Stadtrath werde daher die Bürger in Ordnung und Ruhe zu halten wissen. — Jetzt bereits flüchtete ein großer Theil des Adels und der höheren Geistlichkeit. Am 4. December befahl eine kurfürstliche Verordnung, daß sich sämmtliche Beamte, Gerichte und Stadträthe in den gegenwärtigen Kriegsunruhen bei jeder Vorkommenheit passiv zu verhalten hätten; am 14. December ward bekannt gemacht, daß ein Theil der Regierung nach Recklinghausen verlegt sei, und am 15. December flüchtete der Kurfürst selbst nach Münster. Die Bürger waren Wochen hindurch nur sich überlassen, verharrten aber in ruhigster Haltung, bis, statt der angekündigten Franzosen, österreichische Truppen einrückten und der Spannung ein Ende machten.

Am 20. April 1793 kehrte auch der Kurfürst nach Bonn zurück und ward in freudiger Bewegung empfangen. Die Bürgerschaft veranstaltete eine große Feier: die friedliche Bürgerfahne wehte auf dem Markte, heißt es in dem Berichte, alle Aemter, alle Klostergeistliche, der Rath stellten sich auf,

dazu die Junggesellencompagnien und die schuldlosen kindlichen Jungfrauen, alle schneeweiß gekleidet.

Anderthalb Jahre der Ruhe verflossen nach seiner Rückkehr; keine Spur irgend einer politischen Regung in der Bürgerschaft läßt sich erkennen, der Rath verhandelte, wie wenn die ganze Welt im tiefsten Frieden läge, über die Klagen von Gesellen, welche die Zunft nicht als Meister aufnehmen wollte, über versäumte Reinigung der Straße und nächtliches Lärmen oder zankte sich mit der Landesregierung über diese und jene Forderung. Der Kriegseifer für die Ehre des Reiches scheint allerdings, weder in der Residenz, noch im Lande, sehr groß gewesen zu sein, wie sich aus der langen Reihe von Ausreißern schließen läßt, welche nach der am 22. Februar 1794 angeordneten neuen Aushebung allwöchentlich bekannt gemacht wurde.

Die zweite Hälfte des Jahres 1794 brachte das Kurfürstenthum Cöln zuerst in unmittelbare Berührung mit der französischen Republik; als die Truppen derselben im Sommer den burgundischen Kreis, dann auch Lüttich und Trier besetzt hatten, erkannte Kurfürst Max Franz die Gefahr seiner Lage und bereitete Alles zum Fortgehen auf lange Zeit vor; der Marstall ward verkauft, das Archiv, die Silberkammer, die Bibliothek, das physikalische und das Naturalien-Kabinet wenigstens theilweise nach Hamburg geflüchtet; in den ersten Tagen des October verließ der Kurfürst selbst, segnend und mit Thränen im Auge, seine Residenz, um sie niemals wieder zu sehen; er ging über Dorsten nach Münster, von dort nach Mergentheim, lebte seit dem 24. Februar 1799 in Ellingen bei Nürnberg, seit Mai 1800 in Wien und starb am 27. Juli 1801 zu Hetzendorf. Sobald er aus Bonn abgereist war, zerstreuten sich der Hof und die vornehmen geistlichen und weltlichen Beamten nach allen Seiten. Die Universität setzte, da einige Professoren nach kurzer Unterbrechung wiederum zu lesen begonnen hatten, ein Scheindasein bis 1797 fort, übte jedoch keine Art von Einfluß aus. Das Domcapitel flüchtete von Cöln nach Arnsberg, bald aber gingen die Mitglieder desselben hierhin und dorthin; nur der Domherr Caspers blieb, ward nach dem Tode des Erzbischofs 1801 General-

vicar und nahm als ſolcher mit den wichtigſten Capitelspapieren ſeinen Sitz in dem Hintergebäude des „grünen Baum," eines kleinen Gaſthofes zu Deutz. Mit ſo ehrenhafter Ausdauer und ſo glücklichem Erfolge ſtellte der wackere Mann in ſeiner Perſon die Fortdauer des Capitels dar, daß, als 1825 das neue Erzbisthum Cöln gegründet ward, das Capitel deſſelben ſich als Fortſetzung des uralten kurcölniſchen betrachtete.

Am 8. October 1794 rückte General Marceau mit ſeinen Truppen in Bonn ein und forderte die nicht geflüchteten Mitglieder der kurfürſtlichen Behörden auf, vorläufig ihre Amtsthätigkeit fortzuſetzen; im Weſentlichen indeſſen waren Stadtrath und Freunde von Zwölfter, welche niemals eine ſelbſtſtändige politiſche Thätigkeit geübt hatten, allein auf ſich angewieſen; ſo abgeneigt auch die Bürger ſich allen republikaniſchen Kundgebungen zeigten, mußte doch auf Marceau's Befehl bereits am zweiten Tage nach dem Einmarſch der Franzoſen ein Freiheitsbaum geſetzt werden. In Gefolg Requiſition wurde, wie das Stadtrathsprotocoll vom 10. October berichtet, ein Baum von denen am Kreuzberg ſtehenden Tannen abgehauen, herein geholt und des Nachmittags vier Uhr dahier auf dem Markte vor dem Rathhauſe errichtet, wobei Bürgermeiſter und Rath ſammt den Freunden von Zwölfter zu erſcheinen vom anweſenden Herrn General Marceau durch einen Generaladjutanten eingeladen und vom Rathhaus herüber auf den Markt begleitet wurden.

Gute Kriegszucht hielten die Franzoſen; ſelbſt die Plünderungen wurden mittelſt ſchriftlicher oder mündlicher Anweiſung vorgenommen. Als erſte Verordnung nach ſeinem Einrücken ließ General Marceau unter Trommelſchlag verkünden, daß Jeder die Aſſignaten zu ihrem Nennwerthe nehmen und daß jeder Kaufmann ſeinen Laden öffnen und verkaufen müſſe. Die Requiſitionen wurden beſcheiden genug begonnen. Auf Begehren ſind, bemerkt das Rathsprotocoll vom 10. October, dem General Marceau zwei Bouteillen Malaga zum Frühſtück und einiges Weißbrod, dann ferner ſechs Bouteillen Malaga und zwölf Meſſer und Gabeln nebſt vierundzwanzig Löffel, Alles blettirt, zugetheilt worden. Bald aber nahmen die Requiſitionen einen anderen Umfang an, zunächſt ward

Bettzeug, Leinwand und sonstiges Geschirr aus den Wohnungen derer, welche Bonn bei dem Anrücken der Franzosen verlassen hatten, genommen und in die Lazarethe gebracht, dann ward von Tag zu Tag dem Stadtrathe alles Mögliche massenhaft abgefordert: Hornvieh, Schreibpapier, Hafer, Weizen, Wachskerzen, Matratzen, Pfeffer, Aepfel, Siegellack, Leuchter, Reis, Erbsen, Bindfaden, Kapotröcke, Mistgabeln, Zucker, Franzbranntwein, Champagner, Burgunder, Sägen, Brod. Dem General Genier ward auf mündliche Requisition ein halber Hammel, zwölf Pfund Rindfleisch, sechs Pfund Kalbfleisch, sechs Flaschen Champagner und eben so viel Malaga und Franzbranntwein geschickt. Wagen, Karren, Pferde, Boten, Arbeiter, Köchinnen mußten gestellt werden. Ein Darlehen nach dem andern nahm der Stadtrath auf und seine täglichen Sitzungen wurden fast ausschließlich mit Verhandlungen über die Art, wie den Requisitionen genügt werden könne, ausgefüllt. Alle städtischen Vorräthe mußten aufgezeichnet, alle Gelder der öffentlichen Kassen bei dem Armeezahlmeister gegen Assignaten ungetauscht werden; auch jeder Privatmann hatte nicht nur Waffen und Pulver abzuliefern, sondern auch dem französischen General anzugeben, wie viel Wein er im Keller habe; sämmtliche Güter der nicht binnen vierzehn Tagen zurückkehrenden Flüchtigen sollten kraft einer Verordnung vom 22. October eingezogen und zum Verkauf gestellt werden.

Am 19. October hatte der Volksrepräsentant Gillet zwar bekannt gemacht, daß sich die Franzosen nicht in die Regierungsangelegenheiten mischen würden; zugleich aber trugen die Erlasse der Eroberer im November schon die Ueberschrift: Tod den Tyrannen! oder: Krieg den Palästen, Friede den Hütten! Bürger, heißt es in einem Aufruf an das Cölnische Volk vom 10. December, zu lange war das herrliche und fruchtbare Land, welches Ihr bewohnt, ein Erbtheil des Despotismus; stolz auf Euren Ursprung, ertrugt Ihr das Joch mit Ungeduld und Euer Sehnen ging im Geheimen nach Freiheit. Ihr sahet, wie bei der Annäherung der überall siegreichen Heere Eure ewig unversöhnlichen Feinde, der Adel und die Geistlichkeit, flohen, um nie wieder zurückzukehren. Diese zwei privilegirten Stände, die Euch zu Sclaven gemacht

hatten, fraßen auf die übermüthigste Art den Ertrag Eures reichen Landes. Nun sollen die weitläufigen Besitzthümer der Emigrirten dem Ackerbau zurückgegeben werden und die Menschen mittelst der unauflösbaren Bande des Eigenthums an die Revolution binden u. s. w.

Als in der zweiten Hälfte December 1794 in Aachen die Centralverwaltung der eroberten Länder zwischen Maas und Rhein angeordnet war, wurde Bonn Sitz der Bezirksverwaltung für die Cölnischen in sieben Cantone getheilten Länder; an die Stelle der früheren kurfürstlichen Gerichte trat ein Obertribunal, an die Stelle des Stadtraths eine aus zwölf Mitgliedern bestehende Municipalität; Niemand durfte die Aufforderung zum Eintritt in die neuen Behörden ablehnen.

Mit den Umgestaltungen in der Verwaltung stiegen die Forderungen der Franzosen von Woche zu Woche. Die Millionen Livres Contribution wurden bald erhöht und bald ermäßigt, bald auf diesem, bald auf jenem Wege beigetrieben. Der Verwaltungsbezirk Bonn hatte, „um durch thätige Menschenliebe und Häuslichkeit den neuen Brüdern in Frankreich beizustehen," täglich bis auf Weiteres 600 Centner Roggen, 200 Centner Weizen, 1000 Centner Hafer, 15,000 zehnpfündige Bauschen Stroh an die Armeemagazine abzuliefern; während die überall ausbrechenden Seuchen massenweise das Vieh fortrafften, mußte jede Gemeinde das achte Stück ihrer Rinder und Schafe den Siegern geben; eine Verfügung vom 28. Januar 1795 forderte vom Bezirk 25,000 Paar Schuhe binnen vierzehn Tagen; in der Stadt Bonn begann mit dem 14. Februar 1795 im Belderbuscher Hof der Verkauf aller beweglichen Habe der Emigrirten und dauerte fort bis zum Mai; schon im December 1794 war der Postmeister Peter Pauli zu einer Geldstrafe von 3000 Livres verurtheilt, weil er zwischen klingender Münze und Assignaten einen Unterschied gemacht hatte. Die Municipalität ward zu genauer Auskunft aufgefordert über die in der Stadt vorhandenen „Kunststücke und Sachen der schönen Künste," da der französische Commissär beauftragt sei, dergleichen in den eroberten Ländern zu sammeln. Die schnell wechselnden Generale, Commandanten und sonstigen Officiere begehrten und erhielten sehr oft

Geſchenke vom Rathe, weil es gebräuchlich ſei; 583 Livres, 40, aber auch vier und zwei Kronenthaler werden genannt; friſches Tiſch- und Bettzeug mußte täglich geliefert werden, und oft wird geklagt, daß das Gebrauchte nicht wieder zu erhalten ſei; die Stadtkommandanten aber ließen ſich bei ihrer Verſetzung regelmäßig ein Zeugniß über ihr gutes Betragen von dem Stadtrath ausſtellen.

In den erſten Wochen des Jahres 1795 verbreitete ſich von den überfüllten Lazarethen aus das Spitalfieber über die ganze Stadt: ſechs große Gruben waren Mitte Februar am Tannenbuſch zur Beerdigung der Todten gemacht; am 1. März waren ſie bereits gefüllt und neue traten an ihre Stelle. Dem Eigenthümer des ſtädtiſchen Leichenwagens fiel ein Pferd, die Municipalität beſchloß, der Wagen ſolle mit Einem Pferd gefahren werden, da es unter den gegenwärtigen Umſtänden unmöglich ſei, an die Stelle des gefallenen Pferdes ein anderes herbei zu ſchaffen. Inmitten alles Druckes und aller Noth ward am 2. Januar 1795 Glockenläuten und Illumination wegen der glücklichen Succeſſe der franzöſiſchen Armee bei Breda anbefohlen und am 4. März mußte der Stadtrath jedem Armen drei Pfund Brod geben und die Stadtmuſikanten Muſik machen laſſen wegen der ſiegreichen franzöſiſchen Waffen in Holland. Bis zum Anfange des Jahres 1796 hatte ſich das Elend in ſolchem Grade geſteigert, daß die Municipalität jede Hoffnung aufgab, den mit Hunger und Kälte kämpfenden Armen aus ſtädtiſchen Mitteln zu helfen. Auch Anleihen konnte die Stadt nicht machen, heißt es in einem Aufrufe vom 9. Januar, weil ſie Niemand wiſſe, der noch Capitalien habe; die Bürger, die noch im Stande dazu wären, möchten daher freiwillige Wochenſpenden an die Quadratsaufſichter geben. Die tröſtlich ſich anlaſſende Ausſicht, heißt es weiter, daß unſer Elend ferner nicht länger mehr andauern kann, wird eine Ermunterung für Jeden ſein, ſeinen gutwilligen Beitrag in ſo erklecklichem Maße zu beſtimmen, daß unſere Armen die gegenwärtige Noth annoch überleben und ſich mit uns bei der Rückkehr guter Zeiten auch annoch des Lebens werden freuen können.

Um gefügige und ſchonungsloſe Werkzeuge zur Durchführung der angeordneten Maßregeln zu erhalten, hatten die franzöſiſchen Gewalthaber den Rath der Stadt wiederholt in ſeiner Zuſammenſetzung geändert. General Hoche aber hielt es für das Zweckmäßigſte, das Land durch die vor der Beſetzung vorhandenen Perſonen und Behörden verwalten zu laſſen; auch in Bonn trat demgemäß am Dienſtag den 21. März 1797, Nachmittags, der Stadtrath wieder zuſammen, ſo wie er zur kurfürſtlichen Zeit beſtanden hatte; neben ihm wurden Freunde von Zwölfter auf das Neue vervollſtändigt.

In einer ſeiner erſten Sitzungen beſchloß der Stadtrath, um die als oberſte Verwaltungsbehörde neu eingeſetzte Intermediär-Commiſſion ſich geneigt zu erhalten, „Jedem von beſagter Commiſſion eine Aufopferung in fremdem Wein zu thun.“

IV.

Das Kurfürſtenthum Trier und die kurfürſtliche Reſidenz Coblenz.

1. Verfaſſungs- und Verwaltungszuſtände zur kurfürſtlichen Zeit.

Auf beiden Ufern der Saar, der Moſel und des Rheins ſtreckte das Kurfürſtenthum Trier ſich hin, weit ausgedehnt im Verhältniſſe zu ſeiner Größe. Von Alters her zerfiel es in das Oberſtift mit Trier und in das Niederſtift mit Coblenz als den bedeutendſten Orten; kirchlich war es in Archidiaconate, Landcapitel und Pfarreien getheilt, politiſch beſtand das Oberſtift aus fünfundzwanzig, das Niederſtift aus fünfzehn Amtsbezirken. In den wunderlichſten Windungen und Ecken waren, mit Ausnahme einiger ſpäteren Erwerbungen, die Grenzen des Erzſtifts bereits im vierzehnten Jahrhundert feſtgeſtellt. Zu Nachbarn hatte es die Kurfürſten von Cöln und von der Pfalz, die Herzoge von Luxemburg und Lothringen, die Fürſten von Simmern, von Naſſau-Weilburg und Ufingen, die Grafen von Kerpen, Virneburg, Wied-Neuwied, Wied-Runkel, Katzenellenbogen, Veldenz, Rheingrafenſtein, Sponheim und Manderſcheidt erhalten. Zacken und langausgedehnte

Spitzen seines Gebietes schoben sich vielfach, wie die Aemter Limburg und Grimburg, tief in das Land der Nachbarn hinein; seine eigenen Bestandtheile waren oft nur durch ein schmales Band verbunden, oft durch einen Gebietsstreifen anderer Fürsten zerschnitten. Das Amt Hammerstein auf dem rechten Rheinufer und das Amt St. Wendel zwischen Nahe und Mosel entbehrten jeden Zusammenhang mit dem Hauptland. Selbst von der Mosel ward das Erzstift an mehreren Stellen getrennt durch das Sponheimische Oberamt Trarbach und die Vogteien Winningen und Seenheim des Oberamtes Castellaun.

Fast ein Drittheil des von so seltsam laufenden Gränzen umschlossenen Landes befand sich nach sehr wahrscheinlichen Angaben in den Händen reichsunmittelbarer Ritter. Die Eltz, die Waldbott-Bassenheim, die Reifenberg, Metternich, von der Leyen, Schenk von Schmidtburg, Clodh, Merl, Metzenhausen, Breidbach zu Bürresheim, Boos von Waldeck, Kesselstadt, Lorch, Helmstadt, Warsperg, Namede, Schönenberg, Helfenstein, Walderdorf, Brumser, Greifenklau, Ortenstein, Scharfenstein waren der mittelalterlichen Landeshoheit des Kurfürsten untergeordnet gewesen und noch 1544 und 1548 auf den trierschen Landtagen erschienen; auch hatte bis zu dieser Zeit die Ritterschaft ihren Beitrag zu den Reichs- und Türkensteuern und zu des Erzstiftes besonderer Nothdurft dem Kurfürsten gegeben. Um die Mitte des 16. Jahrhunderts aber machte sie der schärfer sich ausbildenden Landeshoheit gegenüber ihre Reichsunmittelbarkeit geltend; nicht unter dem Kürfürsten, sondern nur unter dem Kaiser und Reiche wollte sie stehen; seit 1576 nahm sie keinen Theil an den Landtagen, zahlte keine Abgaben, errichtete ein eigenes Gericht und schloß sich dem rheinischen Ritterkreise an. Nachdem sie endlich durch Vergleich vom Jahre 1729 auch rechtlich als reichsunmittelbar anerkannt war, fand sich inmitten des kurtrierschen Gebietes eine Menge kleiner, unabhängiger Herrschaften, deren Eigenthümer meistens ihre Güter vom Kurfürsten zu Lehn hatten, Ehre und Einkommen in seinem Dienste genossen, die Domherrnstellen fast ausschließlich besaßen und einen entscheidenden Einfluß auf die Regierung übten. Alle Vortheile eines Landes-

angehörigen fielen ihnen zu, aber jeder Unterordnung unter die Landesobrigkeit und jeder Leistung für das Land hatten sie sich entzogen.

Wie mit dem niederen Adel hatte der Kurfürst auch mit Abteien und Städten um die Geltendmachung und Erweiterung seiner Landeshoheit zu kämpfen. Die vielen Mönchs- und Nonnenklöster der verschiedensten Regeln, die Collegialstifte und Comthureien des Deutschen und des Malteser Ordens hatten zwar schwerlich einen so großen Theil des Landes, wie der niedere Adel, aber doch einen sehr großen Theil im Besitz und ohne Ausnahme einen möglichst hohen Grad von Unabhängigkeit zum Ziel. Die reich begüterte Abtei St. Maximin bei Trier behauptete Jahrhunderte hindurch mit zäher Ausdauer ihre Reichsunmittelbarkeit, bis sie sich 1769 in Folge eines reichsgerichtlichen Urtheils dem Kurfürsten fügen mußte. Die gefürstete Abtei Prüm war 1576 gezwungen worden, sich die ewige Union mit dem Erzstifte Trier gefallen zu lassen, aber die Erbitterung über die Beraubung der uralten Selbstständigkeit erbte von Geschlecht zu Geschlecht im Kloster fort und führte noch 1768 einen Krieg im Kleinen herbei. Die Mönche hielten den zweiten Stock des Klosterbaues besetzt, warfen Steine, die massenweise hinauf geschafft waren, von den Dächern und aus den Schallöchern des Kirchthurmes, goßen siedendes Wasser hinab und trieben die trierschen Soldaten durch gutgezielte Schüsse zurück. Die Grenadiere aus Coblenz und Ehrenbreitstein erschienen, um der Belagerung Nachdruck zu geben; Obrist von Sohlern ließ zwei Haubitzen und vier Feldstücke auffahren und dann das Kloster durch einen Trommelschläger ermahnen, längeren Widerstand nicht zu versuchen. Nun fügten sich die Mönche; mit klingendem Spiele zogen die Truppen ein, der Klosterconvent mußte feierlich Abbitte thun und erklären, aller und jeder ferneren Ansprüche sich ganz freiwillig und wohlbedächtig zu begeben. Manche andere Klöster hatten, obschon sie keine Reichsunmittelbarkeit in Anspruch nahmen, Gerichtsbarkeit selbst in peinlichen Sachen, der Abt von St. Maximin sogar das Begnadigungsrecht bewahrt. Das Domcapitel, die Abteien St. Marien, St. Irminen, Echternach, Springiersbach erkannten

zwar Trierſche Landeshoheit an, waren aber zugleich Beſitzer reichsunmittelbarer Güter und als ſolche nur Kaiſer und Reich untergeordnet und mit landeshoheitlichen Rechten bekleidet.

Unter den neunzehn Städten des Erzſtiftes entbehrten Orte, wie Wittlich, Daun, Zell, Berncaſtel, Mayen, Vallendar, Montabaur des wirklich ſtädtiſchen Lebens; eigentliche Bedeutung hatten nur Trier und Coblenz und beide waren lange Zeit hindurch in einer Stellung, welche es zweifelhaft ließ, ob ſie Reichsſtädte oder landesherrliche Städte werden würden. Trier aber erkannte nach einem mit den Waffen ausgefochtenen Kampfe gegen Kurfürſt Jacob von Eltz im Jahre 1580 auf Grund eines ſchiedsrichterlichen Spruches Kaiſer Rudolf des Zweiten die Landeshoheit an und Coblenz, welches ſeit dem dreizehnten Jahrhundert oftmals erbitterten Streit über die Abgränzung der kurfürſtlichen und ſtädtiſchen Rechte geführt hatte, ward 1561 vom Erzbiſchof von der Leyen beſiegt und entſagte der Hoffnung auf Reichsunmittelbarkeit; auch das kleine Boppard, welches wie Oberweſel im vierzehnten Jahrhundert vom Kaiſer Carl IV. an Kurfürſt Balduin verpfändet und ſeitdem bei Kurtrier geblieben war, hatte um 1560 noch einen Kampf zur Wiedergewinnung der alten Stellung gewagt, aber ohne Erfolg. Gegen Ende des ſechszehnten Jahrhunderts mußten alle Städte innerhalb des Kurtrierſchen Gebietes ſich die Landeshoheit der Erzbiſchöfe gefallen laſſen.

Die Dorfgemeinden, welche neben Klöſtern und Städten den dritten Beſtandtheil des Kurfürſtenthum ausmachten, hatten freilich ihren Sinn nie auf Reichsunmittelbarkeit richten können, aber ſie wurden, anders als in manchen Gegenden des übrigen Deutſchlands, aus Bauern gebildet, die perſönliche Freiheit entweder immer gehabt oder doch ſchon lange gewonnen hatten; nur als ſeltene Ausnahmen fanden ſich im Trierſchen, wie auf dem deutſchen linken Rheinufer überhaupt einzelne Spuren der Leibeigenſchaft. Die Bauern ſaßen meiſtens als Pächter oder Erbpächter auf Höfen des Erzbiſchofes, des Domcapitels, der Klöſter und der Reichsritter und waren den Eigenthümern für die Benutzung zur Leiſtung von Frohnden und zur Entrichtung von Geldrenten oder Naturalzehnten verpflichtet. Bauern, denen das Eigenthum der von ihnen bewirthſchafteten

Höfe zuſtand, fanden ſich überall zerſtreut im Erzſtift, aber ihre Zahl iſt eben ſo ſchwer zu beſtimmen, wie die Härte des Druckes, den die bäuerlichen Laſten auf Pächter und Erbpächter übten.

Alle die Dörfer, Städte und Klöſter waren durch ihren gemeinſamen Landesherrn zu einem politiſchen Ganzen, dem Kurfürſtenthum Trier, zuſammen geſchloſſen. Die Landeshoheit über daſſelbe ſtand dem jezeitigen Erzbiſchof zu. Eiferſüchtig wurde derſelbe überwacht von dem Domcapitel in Trier, welchem ſeine ausgedehnten, mit umfaſſender Grundherrlichkeit bekleideten Herrſchaften großen Reichthum und eine unabhängige Stellung gewährten. Den langen Streit legte zur Noth wenigſtens der Vertrag vom 23. Auguſt 1650 bei, indem er des Kurfürſten, des Capitels und der Landſtände gegenſeitige Freiheiten und Gerechtigkeiten auf Grund alter löblicher Gewohnheiten beſtimmte. Das Capitel hatte ein Recht, zu verlangen, daß der Kurfürſt in wichtigen politiſchen und Militär-Vorfallenheiten Nichts ohne des Domcapitels Vorwiſſen ſtatuire und alle ſeine Bediente geloben ließ, auch dem Domcapitel hold und treu zu ſein; es wählte den Erzbiſchof, war während der Erledigung des erzbiſchöflichen Stuhles „regierender und befehlender Landesherr“ und hatte als ſolcher auch auf dem Reichstag in Regensburg Sitz und Stimme. Thatſächlich ward ſeine Stellung noch durch den Reichthum und das Anſehen ſeiner einzelnen Mitglieder verſtärkt. Sowohl die ſechszehn Capitelherren als die vierundzwanzig Domicillaren mußten ſechszehn Ahnen nachweiſen und genoſſen ſehr bedeutende Einkünfte und Vorrechte.

So groß indeſſen das Recht und die Macht des Capitels auch war, Landesherren blieben dennoch die Erzbiſchöfe. Sie wurden nicht, wie meiſtens in Cöln, aus den größeren landesherrlichen Häuſern, ſondern faſt ausſchließlich aus dem niederen Adel, den Falkenſtein, Greifenklau, von der Leyen, Elz, Sötern, Orsbeck, Walderdorf oder aus den reichsgräflichen Familien der Wied, Iſenburg, Naſſau, Manderſcheidt, Schönborn, Metternich gewählt und hatten ihren Sitz lange ſchon fern von dem des Capitels genommen; bereits im ſechszehnten Jahrhundert hielten ſie ſich nur ausnahmsweiſe in Trier und

seit dem siebenzehnten Jahrhundert regelmäßig in der neuerbauten Philippsburg zu Ehrenbreitstein auf. Seine Einkünfte zog der Kurfürst aus dem sehr bedeutenden Kammergute des Erzstiftes, welches theils in Forsten, theils in Ackerhöfen und Weinland bestand; mit den Erträgen dieser bald selbst bewirthschafteten, bald in Pacht oder Erbpacht gegebenen Güter flossen die Brüchte, Wetten, Frevel, die Land- und Wasserzölle in dieselbe Kasse. Die oberste Verwaltung war der Hofkammer in der kurfürstlichen Residenz übertragen, unter ihr standen der Landrentmeister in Coblenz, die vierundzwanzig Amtskellner des Ober- und Niederstiftes, die Rheinzollämter zu Boppard, Engers und Hammerstein, die Moselzollämter zu Cochem und Pfälzel und das Saarzollamt zu Saarburg. Aus den Kammereinkünften hatte der Kurfürst die Kosten seines Hofhaltes und die Besoldung der Beamten zu bestreiten. Die Ausgaben dagegen für das deutsche Reich, für Vertheidigungsmittel, die Gesandtschaften, die Unterrichtsanstalten, Polizei und Bauten des Erzstiftes wurden, nach altem Herkommen, von den Dörfern, Städten und Klöstern übernommen. Zur Feststellung der hiezu nöthigen Summen traten alljährlich die Landstände zusammen. Seitdem sich der niedere Adel im sechszehnten Jahrhundert dem Territorialverbande entzogen hatte, waren sie aus den durch die Aebte, Pröpste, Prioren und Dechanten des Erzstiftes gebildeten geistlichen und den durch die Deputirten von vierzehn Städten gebildeten weltlichen Ständen zusammengesetzt.

Nach Feststellung der Landesexigenz, d. h. der zur Deckung der Landesbedürfnisse für das nächste Jahr nöthigen Summen, war früher fast regelmäßig erbitterter Streit über das Verhältniß ausgebrochen, in welchem die geistlichen und weltlichen Stände beizusteuern hätten. Ein am 23. November 1714 abgeschlossener und seit 1723 in das Leben getretener Vertrag ordnete das Verhältniß und setzte den Schirm- oder Ehegulden, das Nahrungsgeld und die Schatzung als die drei Steuern des Erzstiftes fest. Als Schirmgulden zahlte jedes weltliche Haupt eines Haushaltes jährlich einen Gulden; unter dem Namen von Nahrungsgeld hatte jeder Gewerbtreibende weltlichen Standes als Simplum ein Viertel-Procent des Rein-

ertrages unter dem Namen von Schatzung, jeder geistliche und weltliche Nutzungsberechtigte als Simplum ein Procent des Reinertrages vom Grund und Boden zu entrichten; doch waren die Kammergüter des Kurfürsten, die Besitzungen des Domcapitels, die Forsten, die Häuser und Scheunen frei. Zur Deckung der jährlichen Landesexigenz wurden zunächst die nur von Weltlichen getragenen, ein für alle Mal feststehenden Schirmgulden und dann so viele Simpla des gleichfalls nur von Weltlichen getragenen Nahrungsgeldes und der von Geistlichen und Weltlichen getragenen Schatzung ausgeschrieben, wie nöthig waren, um den noch übrigen Theil der Gesammtsumme aufzubringen. Nach einem von Marx mitgetheilten Verzeichniß mußten von 1744 bis 1770 jährlich meistens 22, 23, 24, im Jahre 1762 aber 60, im Jahre 1770 nur 21 Simpla gegeben werden. Die gesammte Landesexigenz betrug, nach einer gleichfalls von Marx gemachten actenmäßigen Angabe, im Jahr 1775 101,541 Thaler; sie wurde gedeckt zunächst durch die Schirmgulden mit 20,910 Thalern und die Simpla, zu denen die Geistlichen 9964, die Weltlichen das Uebrige, 70,000 Thaler, beitrugen.

Eine Schaar stehender Truppen hatte das Erzstift schon seit 1680 gehabt, sie wurde lange Zeit hindurch nur durch geworbene Landsknechte gebildet, mußte seit 1742 aber von den einzelnen Aemtern durch eine, wenn auch sehr ungeordnete Aushebung zusammengebracht werden. Eine Verordnung vom 5. December 1744 bestimmte: in jedem Amte sollen zuvörderst die Freiwilligen aufgezeichnet, sodann die bettelnd oder auf sonst unerlaubte Weise sich ernährenden diensttauglichen Burschen enrollirt werden; die hienach an dem Amtscontingente noch fehlenden Recruten müssen successive aus jenen Hausstätten genommen werden, worin vier, sodann worin nur drei und endlich worin nur zwei wirklich musterfähige, losledige, bei zünftigen Meistern im Handwerk nicht stehende Burschen sich vorfinden; wenn hierdurch die erforderliche Recrutenzahl noch nicht erreicht wird, so soll die noch fehlende Mannschaft mittelst Losung aus denjenigen Hausstätten gezogen werden, in denen sich nur ein musterfähiger Sohn befindet. Seit den Verordnungen von 1783 und 1786 mußten zwar alle Einter,

Zweiter, Dritter, Vierter zwischen dem sechszehnten und dem sechsundzwanzigsten Jahr in den Dorfstabellen verzeichnet und der Regierung durch den Amtmann zur Auswahl der nöthigen Mannschaft vorgelegt werden, aber in Wahrheit ruhte doch im Erzstift, wie im übrigen Deutschland, die Kriegspflichtigkeit fast ausschließlich auf den Bauern und kleinen Handwerkern; manche Orte waren überhaupt nicht pflichtig zu den Recrutenzügen und Söhne von Beamten bis zum Dorfschulmeister und zur Hebamme hin waren frei. Schwer freilich drückte die Last nicht, da die Kriegsmacht des Kurfürsten aus einer Leibwache von 60 Mann und einem in Coblenz, Trier und der Feste Ehrenbreitstein vertheilten Infanterieregiment in Stärke von 1100 bis 1200 Mann bestand, wozu 1785 ein Jägerbataillon von 260 Mann hinzutrat, um die innere Sicherheit des Erzstiftes zu überwachen; eine Compagnie lag in Coblenz, eine in Trier und zwei waren beständig auf Streifung. Der jährliche Kostenaufwand für die Truppen betrug im letzten Drittel des achtzehnten Jahrhunderts 70,000 bis 75,000 Thaler.

Seine landeshoheitlichen Rechte übte der Kurfürst durch die aus einigen Ministern gebildete geheime Staatsconferenz; unter dieser stand die Landesregierung in Coblenz, welche durch die Amtleute und Schultheiße die örtliche Verwaltung führte. Die 1719 neugeordnete Rechtspflege lag in erster Instanz bei den Amtleuten und den städtischen und klösterlichen Untergerichten; das Hofgericht und das Revisionsgericht in Coblenz bildeten die zweite und dritte Instanz.

Reich war das Land freilich nicht, aber der Druck eigentlicher Armuth lastete doch nur auf wenigen Aemtern; von dem Elende des dreißigjährigen Krieges und den bald darauf folgenden furchtbaren Verwüstungen durch die Heere Ludwig XIV. hatte es sich, wenn auch nur langsam, erholt; harte und gewaltsame Regierungen kannte es seit dem Tode des Kurfürst Philipp Christoph von Sötern 1623 — 1652 nicht; durch eine Menge von Verordnungen suchten vielmehr die Kurfürsten nach Sitte der Zeit das Beste der Unterthanen zu fördern; Familien- und Vermögens-Recht, gerichtliches Verfahren und peinliche Strafen, Sitten- und Sicherheits-Polizei, Forst- und

Jagdweſen, Fiſcherei und Mühlen, Münze und Miliz ward wiederholt ſeit dem Anfange des achtzehnten Jahrhunderts neu geordnet und auch wohl umgeſtaltet. Den Eindruck des guten Willens machen noch heute alle die vielen landesherrlichen Verfügungen, welche durch Scotti bekannt geworden ſind und zur Zeit ihres Erlaſſes galten ſie als politiſch weiſe und gewannen ihren Urhebern die Herzen Aller; insbeſondere waren die Kurfürſten Franz Georg Graf von Schönborn 1729 bis 1756 und Johann Philipp von Walderdorf 1756 bis 1768 ſehr beliebt in ihrem Lande geweſen. Ein prieſterliches Leben führte freilich Walderdorf auch als Erzbiſchof nicht; die reiche Tafel und der große Weinverbrauch, die Pracht und Verſchwendung, die Jagden und Feſte ſeines Hofes waren weit und breit bekannt; Leben und Lebenlaſſen war ſein Wahlſpruch; Bauer und Bürger liebten den gutmüthigen, freundlichen und freigiebigen Herrn und fanden an ſeinem üppigen und luſtigen Leben nichts Auffallendes. Nach ſeinem Tode gelangte 1768 Clemens Wenzel, der letzte Kurfürſt von Trier, auf den biſchöflichen Stuhl.

Clemens Wenzel, geboren 1739, Sohn des Kurfürſten Friedrich Auguſt II. von Sachſen und durch ſeine Mutter, ein Enkel Kaiſer Joſeph's I., hatte während des ſiebenjährigen Krieges einige Zeit im Oeſterreichiſchen Heere als Feldmarſchalllieutenant gedient, 1760 aber ſchon den Abſchied genommen und die Weihen empfangen. Nach kürzerem Aufenthalt am franzöſiſchen Hofe, in München und am Rhein war er 1763 Biſchof von Freiſingen und Regensburg und 1768 Biſchof von Augsburg und Erzbiſchof von Trier geworden; am 28. Februar 1768 zog er, ein Mann von 29 Jahren, in Coblenz ein.

Als eine dem Rheine fremdartige Erſcheinung ſchloß er ſich an die lange Reihe der Trierſchen Erzbiſchöfe. Er war groß geworden in einem durchaus proteſtantiſchen Lande, welches durch ſeine Schulen, durch Leipzig mit Erneſti, Heyne, Reiske, durch Männer wie Gottſched, Liscow, Rabener, Gellert, Käſtner, Zollikofer inmitten des deutſchen geiſtigen Lebens damaliger Zeit ſtand. Wohl nur ſehr wenige ſeiner Vorgänger hatten die Bildung gehabt, die er aus ſeiner Heimath mit-

brachte; er war wohlwollend, gutmüthig und nicht zu Grunde gerichtet durch die grauenhafte Sittenloſigkeit, welche ſich unter des Grafen Brühl Miniſterherrſchaft am Hofe ſeines Vaters fand. Mäßig in ſeinen Genüſſen, wußte er ſich, indem er ſeine jüngſte Schweſter, die Prinzeſſin Kunigunde, Aebtiſſin von Eſſen und Thorn, dauernd an ſeinen Hof zog, eine Art von Familienleben zu ſchaffen. Die Muſik liebte und kannte er und wirklichen Aufwand machte er nur für ſeine Capelle, welche er mit tüchtigen Künſtlern beſetzte. Bei manchen unter der damaligen hohen Geiſtlichkeit nicht gewöhnlichen Eigenſchaften fehlte es ihm an Feſtigkeit und entſchloſſener Kraft, die ſich unter den Einflüſſen ſeiner Jugend nicht entwickelt hatten. Er war, berichtet der päpſtliche Nuntius Pacca, ein guter Mann von untadelhaftem, moraliſchem Verhalten; in ſeiner weltlichen und geiſtlichen Regierung zeigte er aber einen ſo ſchwachen und unbeſtändigen Character, daß er bei jedem Wechſel ſeiner Miniſter auch ſeine Grundſätze und Meinungen wechſelte. — Im Jahre 1771 hatte der Kurfürſt den Domherrn von Hornſtein-Göpfingen zum Miniſter, deſſen Freund La Roche zum Mitglied der geheimen Conferenz und im Jahre 1778 den Domherrn von Hohenfels zum zweiten Miniſter ernannt; 1780 wurden alle drei Männer entlaſſen; länger als ein Jahr blieben ihre Aemter unbeſetzt, dann trat Oberſtallmeiſter von Duminique als Miniſter ein und behauptete ſeine Stellung bis zum Untergange des Kurfürſtenthums. Von ſeinem Regierungsantritte an brachte Clemens Wenzel als weltlicher Landesherr die bequeme Regungsloſigkeit des geiſtlichen Territoriums durch vielfaches, unmittelbares Eingreifen und durch eine Menge ſchnell ſich folgender Verordnungen, in unruhige Bewegung. Faſt gewaltſam wollte er den Wohlſtand heben; er baute gangbare Landſtraßen, ſprengte die für die Schifffahrt gefährlichen Steine im Rhein, erweiterte das Bad Berterich, geſtattete den Proteſtanten, um durch Niederlaſſung reicher Handelsleute und Fabrikanten das inländiſche Commercium zu fördern und fremden Reichthum in das Vaterland zu bringen, Aufenthalt und Gewerbebetrieb in Coblenz und Trier; er erließ eine neue Münzordnung, eine neue Forſtordnung, gebot den Revierjägern und Feldſchützen, das allzuſchädliche

Geißvieh nach zweimonatlicher Frist ohne einige Nachsicht den Eigenthümern hinweg zu nehmen und todt zu schlagen; verlangte, daß die unter dem Namen rheinische Trauben bekannten, wegen ihrer Fruchtbarkeit häufig angepflanzten, durch die Säure ihres Productes aber der guten Wein-Crescenz nachtheiligen Reben binnen sieben Jahren überall unnachsichtlich ausgerottet sein mußten; er wollte die Zunftbeschränkungen in Trier aufgehoben und überall die Fabriken gefördert wissen und gründete die Eisenschmelze in Sayn und manche ähnliche Anlagen. Die polizeiliche Fürsorge des Kurfürsten erstreckte sich nach allen Seiten hin. Zur Handhabung der Sicherheitspolizei ward 1785 das trefflich ausgebildete Jägercorps errichtet und zur ferneren Verhütung von Unglücksfällen in demselben Jahre das Eisschleifen, sowohl mit als ohne Schlittschuhe, jedermänniglich unter der Verwarnung verboten, daß der Contravenient, falls er ein Bürgersohn oder sonst unbefreite Person sei, auf dem Rathhause, die studirende Jugend aber ohne Rücksicht des Standes der Eltern, in den Gymnasien oder in der Schule öffentlich mit Ruthen gestrichen, das Bettelgesindel aber auf einige Zeit ins Zuchthaus abgeführt werden solle. Gegen Feuersgefahren wurden die genauesten zweckmäßigen und unzweckmäßigen Verfügungen erlassen; alle Hauswirthe haben ihren Weibern und Gesinde auf das nachdrucksamste einzubinden, daß sie bei dem Kochen mit Schmalz vorsichtig und behutsam umgehen und besonders, wenn das Schmalz Feuer fanget, kein Wasser dazu gießen, sondern Asche darüber streuen sollen; bei der durch Naturkunde und Erfahrung bewährten Thatsache, heißt es in einer Verfügung vom 11. Juli 1783, daß das in den erzstiftlichen Kirchen übliche Glockengeläute während eines Gewitters eine anziehende Kraft auf die electrische Materie ausübt und das Einschlagen des Blitzstrahles befördert, wird dergleichen Zusammenläuten der Glocken bei willkürlicher Strafe verboten und dürfen ferner bei entstehenden Gewittern nur drei Zeichen mit einer kleinen Glocke als Aufforderung zum Gebete gegeben werden. — Um die Versuchungen zu üppigem, unehrbarem Leben zu mindern, wurden bei Hochzeiten und Kindtaufen eine Reihe althergebrachter, ärgerlicher Sprüche, höchst verderblicher Schwelgerei und unvernünftiger Gebräuche,

die wider alle guten Sitten anstoßen, abgeschafft und bei Begräbnissen das eitle Gepränge mit Kerzen, Fackeln, schwarzen Mänteln, Geläute, kostbarem Holz und eingelegter Arbeit an den Särgen, so wie das ohnehin nichts bedeutende äußerliche Trauern in schwarzem Anzug und Kleidung, die Trauergerüste in der Kirche, die Todtenbitter und Leichenmahlzeiten verboten oder beschränkt, indem dergleichen unnöthiger Aufwand besser erspart oder zum geistlichen Seelenheil des Verstorbenen weit nützlicher verwendet werden kann. Besondere Aufmerksamkeit wendete der Kurfürst dem Armenwesen und der Beseitigung des herkömmlichen Bettelwesens zu; er befahl, daß weder die einheimisch geborenen, noch die fremden Bettler länger im Lande geduldet werden, sondern die Einen wie die Andern mit Gewalt herausgetrieben werden sollten; Jeder, der einem fremden Bettler Almosen gab, büßte mit zwei Goldgülden oder ward, wenn er nicht zahlen konnte, mit Schlägen, allenfalls auch mit Ausstellung am Strafstock, gezüchtigt. In Trier ward 1776 das Spinnhaus, in Coblenz das Armen-Arbeitshaus errichtet; Arbeitsunfähige wurden zu örtlichen Almosen zugelassen und die Hinterbliebenen der Beamten durch die 1779 errichtete Wittwen- und Waisenkasse versorgt.

2. Unterricht und kirchliches Leben unter Clemens Wenzel, dem letzten Kurfürsten.

Dem sächsischen Prinzen, der unter Einwirkung eines durchgebildeten Unterrichtswesens aufgewachsen war, mußte Belebung und Erneuerung der Bildungsanstalten seines Erzstiftes vor Allem wichtig sein. Im Jahre 1560 hatte Kurfürst Johann von der Leyen, um der fortschreitenden Ausbreitung der evangelischen Lehre in seinem Lande Herr zu werden, die ersten Jesuiten nach Trier gerufen; Schritt für Schritt erweiterten dieselben Herrschaft und Wirksamkeit. In Trier erhielten sie 1570 das Kloster der Minoriten, verbanden mit dem neuen Besitzthum weitläufige Schulgebäude und sprengten, um die zu dem Baue 1610—1614 nöthigen Steine zu gewinnen, unbedenklich die gewaltigen Mauern eines uralten Römerwerkes, „die heidnischen Gebäue“ genannt, in die Luft. In Coblenz

wurden 1580 die Nonnen Cistercienser-Ordens genöthigt, nach der Rheininsel Niederwerth auszuwandern und ihr Kloster den Jesuiten zu überlassen; der Aebtissin Gutta brach, wie Regens Conrad erzählt, das Herz; sie wurde als die letzte Leiche ihres Ordens in der Klosterkirche begraben. 1588 hatten die Väter bereits fünf Schulen in der Stadt und 1617 vollendeten sie den Bau ihrer neuen ansehnlichen Kirche. Zwei Jahrhunderte hindurch war auch im Erzstift Trier der Unterricht mittelbar oder unmittelbar in ihrer Hand, sie hatten ein Noviziat, leiteten die beiden Gymnasien und lehrten an der Universität Theologie, Philosophie und Humaniora fast ausschließlich. Heftige Kämpfe gegen sie blieben freilich nicht aus; nie ließen die Dominicaner ihre Angriffe ruhen; höhnend nannten sie die Trierer Universität eine obscure Anstalt, die nichts sei, als ein gewöhnliches Jesuitergymnasium; den einzelnen Patres warfen sie Ketzereien vor und behaupteten, daß sich dieselben durch Geld zu günstigen Gutachten hätten bestechen lassen. Seit der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts trat auch die Juristenfacultät in Trier, unterstützt von Carove und dem Weihbischof Hontheim, gegen die bisherige Alleinherrschaft der Jesuiten auf und wollte insbesondere die Stimmen derselben in der theologischen Facultät auf vier, in der philosophischen Facultät auf drei beschränkt wissen. Als Kurfürst Johann Philipp von Walderdorf 1764 wirklich neben den Jesuiten vier Benedictiner zu öffentlichen Lehrern in der theologischen und philosophischen Facultät ernannt hatte und in Folge dessen sämmtliche Jesuiten, bis auf zwei, zurücktraten, rief der Benedictiner Dräger, Professor der Dogmatik, freudig aus: Lob sei Gott, nun endlich wird die theologische Facultät und die ganze Universität Frieden und Ruhe genießen. Vier Jahre später trat Clemenz Wenzel die Regierung an und faßte sogleich das Bedürfniß des gelehrten Unterrichts in's Auge.

Eine Verordnung vom 29. October 1768 erschwerte den Müssig-Unnützen, den bloßen Bänkesitzern, den Unartigen und den bösen Gesellen die Aufnahme und das Aufrücken in den beiden Gymnasien zu Coblenz und Trier; so frühzeitig wie möglich sollten solche untüchtige Leute zu einem Handwerke

oder einer andern ehrbaren Profession verwendet werden und niemals durch Unterstützung irgend einer Art zum längeren Verbleiben auf den Schulen verleitet werden; insbesondere ward daher strenge geboten, künftig als Bettelstudenten nur Landeskinder von ausnehmendem Talent, gesunder Vernunft, sonderbarer Lust zum Lernen, wahrer Frömmigkeit und guter Leibesgestalt anzunehmen und auch diesen ihre Testimonia mit Vorsicht auszustellen, damit sie nicht über die Zeit der Vacanz hinaus im Lande umherziehen und Almosen sammeln könnten.

Nachdem das Unkraut von dem guten Gewächs gesondert, sollten die auf dem Gymnasium verbleibenden Knaben zum wahren katholischen Christenthum, zur Furcht Gottes und zur Verabscheuung der Sünden, zum Gehorsam, zur Ehrerbietung und Demuth ohne Niederträchtigkeit fleißig angeführt und ihnen die Regeln der zierlichen Wohlanständigkeit öfters verlesen werden, damit sie nicht nur guter Lebensart und Sauberkeit an Leib und Kleidung sich befleißigten, sondern auch lernten, sich wohl zu stellen und zu präsentiren, bescheidentlich zu reden und zu antworten, höflich und liebreich zu sein gegen Jedermann. Schon in den drei unteren oder grammatischen Classen sollten die Schüler Zierlichkeit der Handschrift erwerben und ihr Deutsch mit einer druckmäßigen, angenehmen und reinen Mundart aussprechen, in der poetica und rhetorica wurden deutsche Verse mit Einflechtung artiger Gedanken zur Nachahmung der bewährtesten deutsch-christlichen Dichter unserer Zeiten gelehrt, um dadurch das Gemüth, guten Sinn und reifes Urtheil zu wecken. Die lateinische Sprache sollte so viel wie möglich als lebende Sprache behandelt, und daher weniger Gewicht auf die Erlernung grammatischer Regeln, als auf Uebung im Reden und Schreiben gelegt werden. An den bündigen und kernhaften Meisterstücken der Römer würden die Schüler, so hoffte der Kurfürst, männliche Beredtsamkeit gewinnen; mit großem Ernste wurden die Lehrer darauf aufmerksam gemacht, daß die Knaben, wenn sie sich einmal eine aus- und umschweifende, flatternde, im Grunde nichts heißen wollende Geschwätzigkeit angewöhnt hätten, diesen Fehler zeitlebens nicht wieder abzulegen pflegten. Um sich zu

vergewiſſern, daß die beiden Gymnaſien die ihnen geſtellte Aufgabe wirklich löſten, band der Kurfürſt den Uebergang zur Univerſität an verſchärfte Bedingungen, namentlich an den Nachweis umfaſſenderer Vorkenntniſſe. Der Univerſität ſelbſt ward ſtrengere Zucht und allen vier Facultäten größerer Ernſt der Prüfungen und die Einführung von Zeugniſſen über Fleiß und ſittliches Verhalten anbefohlen. Eine Aenderung in dem durch dieſe Beſtimmungen neu geſtalteten Plane und Methode des Unterrichts trat auch dann nicht ein, als 1773 die Lehrthätigkeit der Jeſuiten, nach Aufhebung des Ordens derſelben, ſowohl an der Univerſität, wie an den beiden Gymnaſien gänzlich aufhörte. Mehr und mehr aber war es ſchon ſeit längerer Zeit Sitte geworden, daß die jungen Leute, welche eine Anſtellung in den höheren Aemtern des kürfürſtlichen Dienſtes erſtrebten, in Mainz oder Göttingen ſtudierten. Manche neue Lebensanſchauung, manchen neuen Gedanken führten ſie dem Erzſtifte zu, aber wiſſenſchaftlicher Geiſt und wiſſenſchaftliches Leben war auch am Ende des achtzehnten Jahrhunderts weder am Hofe, noch unter dem Clerus und den Beamten zu Hauſe; die beiden kleinen Druckereien in Coblenz und Trier genügten dem Bedürfniſſe des Landes und vervielfältigten faſt ausſchließlich Andachts- und Schulbücher.

Nicht weniger als durch die gelehrten Anſtalten wurde die Aufmerkſamkeit des Kurfürſten durch den Volksunterricht in Anſpruch genommen. Wohl in allen deutſchen Territorien ſind die katholiſchen Volksſchulen des ſechzehnten Jahrhunderts als ein Mittel zur Bekämpfung der Gefahren gegründet, welche für den Katholicismus in den proteſtantiſchen Volksſchulen lagen; oft waren es Jeſuiten, welche auch dieſen Unterricht übernahmen; in Trier hatten ſie den Lehrburſchen und Geſellen Leſen, Schreiben und katholiſche Religion gelehrt, dieſe Thätigkeit aber, wie in anderen Territorien, in denen der Katholicismus von Neuem zur ausſchließlichen Herrſchaft gelangt war, bald wieder aufgegeben. Lange Jahre hindurch geſchah für das Volksſchulweſen des Erzſtiftes wenig oder nichts. Während in manchen anderen katholiſchen Ländern Deutſchlands bereits ſeit der Mitte des ſiebenzehnten Jahrhunderts das Streben erwachte, den Volksunterricht durch

landesherrliche Fürsorge zu heben, erließ unter den Trierschen Kurfürsten zuerst Carl Joseph, am 27. Mai 1712, eine ausführliche Verordnung wegen der Schule und der Schulmeister. Ohne einen Schein über seinen untadelhaften Wandel und seine bestandene Prüfung vom Generalvicariat beigebracht zu haben, sollte künftig kein Schulmeister angenommen werden; den Lehrern ward Gehorsam, Treu und Respect vor den Pastoren anbefohlen und die Warnung ertheilt, nicht, wie an einigen Orten bisher geschehen, die Gemeinde gegen dieselben aufzuwiegeln oder sonsten sich dergestalt zu verhalten, daß man genöthigt werde, sie schlechterdings abzuschaffen. Alle Eltern wurden verpflichtet, ihre schulbare Jugend vom siebenten bis zum elften Jahre zur Schule zu schicken, oder, wenn diese zu entfernt sei, zum Wenigsten für den Winter Jemanden von den Handwerksleuten, so Lesens und Schreibens erfahren, des Winters aber bei seinem Handwerk nichts zu thun habe, anzunehmen, so daß demselben die Kost von einem Hause zum anderen nebst einem kleinen Gewinne gehandreicht werde. Die Bestimmungen dieser Art sind indessen, trotz der 1715 für die säumigen Eltern festgesetzten Strafe von ein bis zwei Pfund Wachs, in Kurtrier gewiß so wenig wie an anderen Orten befolgt worden, bis um die Mitte des 17. Jahrhunderts in den meisten katholischen Territorien ein Aufschwung des Volksschulwesens eintrat. Unter entscheidendem Einflusse des Berliner Schullehrerseminars und der Berliner Realschule hatte 1763 der Abt Johann Ignaz Felbiger die Trivialschule in Sagan völlig umgebildet und dadurch den Anstoß zu einer weithin wirkenden Bewegung gegeben. In Schlesien, in den österreichischen Erblanden und in den meisten katholischen Territorien Deutschlands erhielten die Volksschulen eine neue Gestalt; nicht auf Stärkung des Gedächtnisses, sondern auf Fertigkeit und auf Ausbildung des Verstandes und des Willens ward das Hauptgewicht gelegt und als das sicherste Mittel, die Knaben zu rechtschaffenen Christen, guten Unterthanen und brauchbaren Leuten zu ziehen, die Anwendung des Zusammenunterrichtens, der Katechisirung und des Tabellisirens anbefohlen.

Wie ſeit 1773 in Kurmainz, ward auch in Kurtrier die Umgeſtaltung des Volksſchulweſens begonnen; eine Verordnung vom 4. November 1776 führte die in den Elementarſchulen zu Coblenz und Umgegend mit gutem Erfolge bereits angewendete neue Lehrmethode in allen und jeden deutſchen Schulen der Städte, Flecken und Dörfer ein. Der Kurfürſt fand jedoch auf Grund der Schulviſitationen und eingeholten Amts- und Pfarrberichte, daß der Erfolg ſeinen wohlmeinenden Abſichten nicht entſprochen habe, und ſuchte den Grund vor Allem in der zu geringen Kenntniß, welche die Lehrer von der vorgeſchriebenen Lehrmethode hätten. Um abzuhelfen, ordnete er am 22. October 1784 die Normalſchule in Coblenz an und beſetzte ſie mit drei Lehrern und einem Choralinſtructor. Eine nicht geringe Zahl bereits im Amt befindlicher Schulmeiſter ward zum Beſuch der neuen Anſtalt angehalten und künftig ſollten weder Lehrer noch Lehrerinnen angeſtellt werden, die nicht theoretiſch und praktiſch wenigſtens ein halbes Jahr in derſelben unterrichtet worden wären. Zugleich baute der Kurfürſt armen Dörfern Schulhäuſer, befreite die Lehrer von manchen öffentlichen Laſten und verbeſſerte das Gehalt der Dürftigſten, indem er die vermögenden Abteien bewog, die Summe von 5913 Thlr. zu dieſem Zwecke innerhalb weniger Jahre zu verwenden.

Die Umgeſtaltung des Volksſchulenweſens konnte nicht ohne bedeutende Folgen für das geſammte Leben des Erzſtiftes bleiben; wenn die neue Methode auch nur ein Jahrzehent hindurch wirklich durchgeführt ward, ſo mußte eine unruhige Bewegung Bauern und Handwerker ergreifen. Geiſtliche leiteten und beaufſichtigten zwar den neuen Unterricht, aber dennoch war es wenig wahrſcheinlich, daß ſich derſelbe mit dem in den geiſtlichen Territorien hergebrachten Katholicismus werde vertragen können.

Auch als Erzbiſchof brachte Clemens Wenzel theils Bewegung, theils Unruhe in die überlieferten Zuſtände. Er hatte la Roche, den Verfaſſer der Mönchsbriefe, zu ſeinem Kanzler, Hontheim, den Verfaſſer des Febronius, zu ſeinem Weihbiſchof. Unter dem Einfluſſe dieſer Männer ſchloß er ſich, um die erzbiſchöfliche Stellung gegenüber der römiſchen Curie

ſicher zu ſtellen, eng an die beiden anderen geiſtlichen Kurfürſten an; auf den 1769 in Coblenz mit deren Bevollmächtigten gehaltenen Berathungen wurde die von Hontheim gegen den Papſt abgefaßte Beſchwerdeſchrift angenommen und dem Kaiſer Joſeph mit der dringenden Bitte um Abhülfe überſendet. Im Inneren ſeines Erzſtiftes ſuchte der weiche, frommgeſinnte Mann während des erſten Jahrzehent ſeiner Regierung die vielen hergebrachten Uebelſtände und Mißbräuche zu beſeitigen. Um einem ärgerlichen Lebenswandel wenigſtens des niederen Clerus vorzubeugen, ſollten die Geiſtlichen künftig immer in Amtstracht erſcheinen und weder Wirthshäuſer und Verſammlungsorte beſuchen, noch ſich an ſchwelgeriſchen Gelagen betheiligen. In den adeligen und nichtadeligen Frauenklöſtern wurden alle Gaſtereien, insbeſondere aber Tanzbeluſtigungen und das bis zum öffentlichen Wirthſchaftsbetrieb ausgeartete Koſtgeben und Zapfen unterſagt; Kloſterfrauen ſollten die Clauſur am Tage nur ausnahmsweiſe, bei Nacht nie verlaſſen und Beſuche nur in Gegenwart einiger älteren Mitglieder des Convents annehmen. Der Kurfürſt beſchränkte die Zahl der Feier- und Feſttage aus religiöſen, kirchenpolizeilichen und ſtaatswirthſchaftlichen Gründen und ließ die Unterthanen, welche aus mißverſtandener Frömmigkeit oder aus Hang zum Müſſiggange und zur Schwelgerei in widerſetzlichem Eigenſinne den Betrieb von Gewerben an den abgeſetzten Feſten verweigerten, durch Aufbietung zu außerordentlichen Frohnen oder zur Ausbeſſerung von Dorfſchaftswegen zwingen, an den gedachten Tagen zu arbeiten. Dagegen verlangte er eine ernſte Sonntagsfeier; weil die Sonn- und Feiertage gänzlich und alleinig der Andacht und Eingezogenheit gewidmet werden ſollten, wurde alles Tanzen in Wirthshäuſern, alle Muſik in Weinſchenken, Kegelſchieben, Kaufen und Verkaufen verboten und erſt 1791, um andere weit bedenklichere Mißbräuche und gefährlichere Folgen zu vermeiden, wieder geſtattet.

Für die Heranbildung der jungen Geiſtlichen hatte der Kurfürſt ſchon 1768 der theologiſchen Fakultät ſehr ausführliche Vorſchriften ertheilt und nach Aufhebung des Jeſuitenordens 1773 das Seminarium clericorum in Trier gegründet, in welchem Jeder, bevor er die Weihen empfing, zwei bis drei

Jahre zubringen mußte. Um Kenntniß und Verständniß der katholischen Lehre im Volke zu erhalten und zu verbreiten, schärfte der Kurfürst eine 1712 erlassene Verordnung auf das Neue ein, in welcher die Pfarrer verpflichtet wurden, jeden Sonntag Christenlehre in der Kirche zu halten; wo keine Kirche oder Capelle sei, in der Schule; wenn auch keine Schule da sei, solle der Geistliche von Haus zu Haus gehen, um die ihm untergebenen Seelen in einer zur Erlangung der ewigen Seligkeit so nothwendigen Sache zu instruiren, absonderlich auch die allein gelegenen Häuser, Höfe, Schäfereien und Mühlen derwegen öfters heimsuchen, in Erwägung, daß der Pastor für eines jeden, auch des ärmsten Viehhirtens Seele, als welche mit dem unendlich kostbaren Blut Christi erkauft sei, scharfe Rechenschaft vor dem strengen Gericht Gottes zu seiner Zeit wird geben müssen.' — Der Kurfürst verpflichtete alle unverheirathete Personen beiderlei Geschlechts in den Städten, wie auf dem Lande bis zum 25sten Jahre, an jedem Sonntage sich bei Geldstrafe oder Zwangsarbeit zur Christenlehre einzufinden. Niemals sollte der Seelsorger ein christliches Brautpaar zur heiligen Ehe zusammen geben, ehe er dasselbe zuvor im Christenthume wohl geprüft und tüchtig befunden habe; die Unerfahrnen sollten ohne Rücksicht auf Stand und Alter bis zu ihrer besseren Unterrichtung abgewiesen werden.

Die Richtung, in welcher das kirchliche Regiment sich während der zehn ersten Regierungsjahre des Kurfürsten bewegte, war durch den Weihbischof Hontheim bestimmt, und von den Ministern und Mitgliedern der geheimen Conferenz, von Hornstein, la Roche und von Hohenfels, getragen und gefördert. Gegen Hontheim aber hatte der Kurfürst schon 1778 Mißtrauen gefaßt und denselben zum Widerrufe der früher geltend gemachten Ansichten und Lehren bewogen; im December 1780 entließ er auch Hornstein, la Roche und Hohenfels ihrer Dienste und nun nahm während der nächstfolgenden Jahre die kirchliche Regierung des Erzstiftes unter entschiedenem Einflusse des Exjesuiten Beck unverkennbar einen andern Gang. Verordnungen, welche Mißbräuche beseitigen und die kirchlichen Zustände beleben sollten, wurden nicht erlassen, 1781 aber dem Kaiser die dringendsten

Mahnungen, von jedem Versuche kirchlicher Erneuerungen abzustehen, wiederholt übersendet. Der Kurfürst veränderte damals, rühmte später der päpstliche Nuntius, gänzlich seine Denkungsart und Sprache und erlangte selbst einigen Ruf in Deutschland durch seine vernünftigen und weisen Vorstellungen an den Kaiser Joseph; zum geistlichen Rath hatte er den Abbé Beck, einen gelehrten Mann von reinen und katholischen Grundsätzen, einen Freund und Correspondenten der berühmten Gelehrten Fellner und Pey. —

Wenige Jahre später aber befand sich Clemens Wenzel bereits im offenen Kampfe mit der Römischen Curie um Erhaltung und Erweiterung seiner Selbstständigkeit. Schon 1784 hatte er das erzbischöfliche Dispensationsrecht von Ehehindernissen bestimmter Art den Ansprüchen Roms gegenüber scharf geltend gemacht und gemeinsame Schritte mit den Erzbischöfen von Salzburg, Mainz und Cöln vorbereitet, um sich gegen das unmittelbare Eingreifen des Papstes in ihre Sprengel zu schützen. Die vier geistlichen Herren kamen 1785 überein, sich weder die beabsichtigte neue Nuntiatur in München, noch die Versuche der in Cöln lange schon bestehenden Nuntiatur nach erweiterter Wirksamkeit gefallen zu lassen. Als Kaiser Joseph ihnen die Versicherung ertheilt hatte, daß er päpstliche Nuntien nur wie weltliche Gesandte, nie als berechtigt zu einer geistlichen Jurisdiction ansehen werde, verbot Clemens Wenzel seiner gesammten Geistlichkeit für ewige Zeiten, sich in irgend einer Angelegenheit an die päpstliche Nuntiatur in Cöln zu wenden oder Decrete von ihr anzunehmen. Im Mai 1786 langten Zoglio in München, Pacca in Cöln als Nuntien an und machten die Ansprüche der Römischen Curie geltend. Ihnen gegenüber verständigten sich im August 1786 Bevollmächtigte der vier Erzbischöfe auf einer Conferenz zu Ems über die Annahme von dreiundzwanzig Artikeln, welche die Stellung der deutschen Metropolitankirchen zu Rom ordneten und zum Theil neu gestalteten. Wenn der Papst diese sogenannte Emser Punctation nicht innerhalb zweier Jahre angenommen habe, so sollte ein deutsches Nationalconcil berufen werden, um die Durchführung derselben zu sichern. Vorläufig aber verbot Clemens Wenzel schon am 20. December 1786 und

am 24. März 1787 sämmtlichen Pfarrern, päpstliche Bullen, Breven und Rescripten ohne besondere erzbischöfliche Erlaubniß anzunehmen.

Auch im Innern des Erzstiftes verfolgte der Kurfürst bereits seit 1783 wieder die vorübergehend verlassene Bahn. Die Normalschule ward gegründet, den Protestanten der Aufenthalt im Erzstift gestattet, die Möglichkeit gemischter Ehen zugestanden und der Kampf gegen veraltete kirchliche Uebelstände auf das Neue begonnen. Alle Processionen nach Orten, welche über eine Stunde entfernt waren, wurden verboten, bei Processionen nach näher gelegenen Orten oder innerhalb der Kirche sollten künftig die figurirten Vorstellungen und die Verabreichung von Speise und Trank, am Charfreitage die alt- oder neutestamentlichen Aufführungen durch lebende Personen, am Palmsonntage das Hineinbringen des Palmesels in die Domkirche von Trier unterlassen werden. Den fabelhaften und einer vernünftigen Erziehung der Kinder entgegen laufenden Gebrauch der Verkleidungen an den Vorabenden des heiligen Christtages und des Festes des heiligen Nicolas wollte der Erzbischof um so weniger geduldet wissen, als durch solche Mummereien auf der Straße Schwärmerei und Unsicherheit veranlaßt werde; die Fastnachts-, Hagel-, Johannis- und Martins-Feuer, welche gefährlich wären und ihren Grund nur im abergläubischen Mißbrauch und in dem Muthwillen junger Burschen hätten, wurden trotz des Goethischen Spruches, Martinsfeuer sei unverwehrt, bei vierzehntägiger und längerer Arbeit auf der Landstraße untersagt. Zugleich wendete der Kurfürst mit erneutem Eifer der Hebung des Clerus seine Aufmerksamkeit zu. Um die Orden auf einen ihrem Berufe angemessenen Standpuncte wissenschaftlicher Bildung zu bringen, sollte ferner kein Noviz aufgenommen werden, welcher nicht seinen philosophischen Cursus mit gutem Erfolge abgemacht und seine theologischen Studien absolvirt habe; zum Predigtamt sollten weder Mönche noch Weltgeistliche zugelassen werden, bevor ihre Befähigung vom erzstiftischen Officialat geprüft worden sei. Strenge ward den Klöstern der ihnen unanständige Handel mit Tuch und anderen Kramwaaren verboten und strenge den Pfarrern anbefohlen, keine Nebengeschenke zu verlangen, sondern sich mit

den erlaubten Stollgebühren zu begnügen. Um andererseits auch die unteren Geistlichen gegen Willkür zu sichern, ordnete Clemens Wenzel an, daß künftig kein Pastor seinen Capellan ohne Untersuchung und Zustimmung des erzbischöflichen Generalvicariats entlassen und kein Ordensvorsteher Einkerkerung oder sonstige körperliche Strafen über Mönche oder Nonnen verhängen solle. Unmittelbar vor dem Ausbruche der Revolution hatte er sämmtliche Aebte des Erzstiftes zu einer großen Versammlung berufen und wollte in Gemeinschaft mit denselben eine durchgreifende Umgestaltung des gesammten Klosterwesens herbeiführen.

3. Das Zusammenbrechen des Bestehenden in Kurtrier.

Die Macht der trägen Gewohnheit, welche seit Jahrhunderten Land, Unterthanen und Obrigkeit zusammen gehalten hatte, war unter Clemens Wenzel sehr erschüttert; an dem kirchlichen und politischen Auftreten des Kurfürsten hatte die Bevölkerung kirchliche und politische Opposition und das Gelüste nach Erneuerung oder auch nur Aenderung der hergebrachten Zustände kennen gelernt, aber feindselig gegen die Regierung war sie dennoch nicht, sondern erwartete, daß diese selbst, da sie so manche Schäden bereits aufgedeckt hatte, auch die gehoffte neue Zeit herbeiführen werde. Der Kurfürst persönlich war ein sehr beliebter Herr; freundlich verkehrte er mit dem Volke und ließ sich häufig bei dessen Festen sehen; unter dem Jubel der Menge schoß er 1787 und 1790 auf dem Schützenfeste in Ehrenbreitstein den Vogel von der Stange und steckte den ihm dargebotenen Blumenstrauß auf den Hut. Unter den Städten konnten nur Coblenz und Trier vielleicht einmal den Versuch zu einem politischen Handeln wagen wollen, aber auch sie waren zu ohnmächtig um gefährlich zu werden.

Coblenz hatte seit Jahrhunderten selbstständigen Bürgersinn und wirklich städtisches Leben verloren und schon 1562 sich die vom Kurfürsten von der Leyen anbefohlene neue Raths- und Schöffenordnung gefallen lassen müssen. Nach derselben befanden sich zwar im Rathe acht Zunftmeister und acht andere angesehene und verständige, vom Rathe selbst ernannte

Bürger, aber neben ihnen acht Herren von der Ritterſchaft und die vierzehn Mitglieder des vom Kurfürſten beſetzten Schöffengerichts; der Rath wählte ſich alljährlich drei Tage vor Pfingſten ſeine beiden Bürgermeiſter, mußte aber den Einen derſelben aus der Zahl der adeligen Schöffen nehmen, und über den Bürgermeiſtern ſtanden auch im Rathe: der Amtmann von Ehrenbreitſtein, als Vertreter des Kurfürſten, und der Schultheiß, als Vorſitzer des Schöffengerichts. Den Zünften war zwar geſtattet, ihrer Handtierung wegen wie vor Alters zuſammen zu kommen, aber eine ungewöhnliche Verſammlung der Bürgerſchaft ſollte nicht gehalten und insbeſondere die Herrenglocke in unſerer Liebfrauenkirche außerhalb des Kirchendienſtes nicht geläutet werden ohne ausdrückliche Verwilligung des Amtmanns. Seit dem Vergleiche von 1729, welcher die Reichsunmittelbarkeit des Trierſchen Adels anerkannte, erſchienen keine Herren von der Ritterſchaft wieder im Rathe; der Ritterbürgermeiſter wurde viele Jahre hindurch nicht gewählt und verlor alle Bedeutung für die Geſchäfte. Auch um die Zeit der franzöſiſchen Revolution hielt indeſſen der Rath noch immer nach altem Brauch an jedem Freitage ſeine Sitzung, um Geld- und Polizeiſachen zu verhandeln. Er berieth über die Verwaltung des bedeutenden Stadtwaldes, er ordnete das Sammeln des Leſeholzes und die Graſerei in den Gräben, verwilligte „unſchädliche“ Eichenſtämme zu Neubauten in der Clemensſtadt, verbot die Hammelaustreibung der Metzger, ſtellte wegen anhaltender Garten- und Feldbiebereien einen geheimen Feldſchützen an und verurtheilte die fünfzehnjährige Gertrud in Neuendorf, dreimal vier und zwanzig Stunden im Hundehaus zu ſitzen bei Waſſer und Brod, weil ſie ſich an Mohrrüben wiederholentlich vergangen. Bald wurde die Fleiſchtaxe feſtgeſtellt, bald das ausbleibende Waſſer der Brunnen wieder in Fluß gebracht oder Maßregeln gegen „die Viehſeuche in spe“ ergriffen; bald begehrte eine bürgerliche Tochter die Genehmigung, mit Krämerwaaren zu handeln, oder ein bürgerlicher Sohn die Ehelichungserlaubniß; bald war es nöthig, die Einwohner aufzufordern, der Straßenreinigung bei Bürgergehorſamsthurn gehorſamlich nachzukommen; am Meiſten aber ward die Thätigkeit des Raths durch die Streitig-

keiten der Zünfte über Zulassung neuer Meister, über ein angefertigtes Meisterstück und Verfolgung der Pfuscher in Anspruch genommen; immer wieder machten die nothgedrungenen Vorstellungen sammt fußfälliger Bitt der Perückenmacher-Innung, die hiesigen Pfuscher und deren nöthige Abhelfung betreffend, oder die Klagen der Schneider gegen ihren letzt abgestandenen Zunftmeister dem Stadtrathe neue Noth; den Hausirern sollte er das Feilbieten außer der Meßzeit und dem Nachrichter die Anfertigung von Sattlerarbeit gänzlich untersagen.

Fleißig und im Ganzen auch billig wurden die kleinen nothwendigen Geschäfte der laufenden Verwaltung abgearbeitet, aber die Berathung über Verhältnisse, welche den Gesichtskreis hätten erweitern können, waren dem Rathe lange schon entzogen und von einer selbstständigen Haltung, dem Kurfürsten, dem Minister Duminique oder auch nur dem Landesregierungscollegium gegenüber, findet sich niemals die geringste Spur; jeder mitgetheilten Verfügung folgte ohne Ausnahme der Schluß: fiat nach höchster Vorschrift. Wie zur Erinnerung an die abhängige Stellung des Rathes, ward neben jedem Sitzungsprotocoll vermerkt: in Gegenwart Seiner Excellenz und gnädigen Herrn Oberamtmann von Burresheim und des Herrn Geheime Rathen und Stadtschultheißen von Hommer. Eine Mißstimmung über den Mangel an städtischer Selbstständigkeit läßt sich indessen nirgends bemerken. Coblenz war, seitdem Clemens Wenzel den 1777 begonnenen Bau seines weitläufigen Schlosses 1786 vollendet hatte, an Ehrenbreitsteins Stelle kurfürstliche Residenz geworden; der Hof, die Behörden, die neu angelegte Clemensstadt gaben dem früher stillen Orte ein bewegteres Leben; die Bürger verdienten reichlich und waren ihrer Regierung nicht weniger als der Rath zugethan; alljährlich am ersten Januar ward dem Ministerio und dem Adel durch eine Deputation nomine magistratus ein Glückwunsch überbracht, und bei allen feierlichen Gelegenheiten legten sämmtliche Rathsglieder mit Ausnahme der Schöffen ihre rothen Mäntel an, um in corpore dem Kurfürsten aufzuwarten.

Auch die Stadt Trier war schon, seitdem Kurfürst Jacob von Eltz ihr 1580 die neue Rathsordnung aufgezwungen hatte,

in ſtrenge Abhängigkeit gekommen. Nach der ſogenannten Eltziana von 1580 und dem darauf gegründeten Statutenbuch von 1593 ward die Bürgerſchaft weder durch Gaſſelfreunde, noch in irgend einer anderen Weiſe vertreten; den aus Schöffen und Amtsmeiſter gebildeten Rath beſetzte der Kurfürſt faſt zur Hälfte, nur fünfzehn Amtsmeiſter wurden von den Zünften ernannt; ſeine beiden Bürgermeiſter wählte der Rath zwar ſelbſt, aber höheres Anſehen und Recht als die Bürgermeiſter hatte der Statthalter, welcher den Kurfürſten vertrat. Dem Rathe ſtand ſtädtiſche Gerichtsbarkeit, Polizei und Verwaltung zu, aber er hatte die vom Kurfürſten ernannten Glieder in ſeiner Mitte und vermochte ohne und gegen den Statthalter nichts. Selbſtſtändige Bewegung war unter ſolchen Umſtänden den Bürgern unmöglich, aber weil der Landesherr auch in dem ſtädtiſchen Leben die Gewalt allein beſaß, ward während der beiden letzten Jahrhunderte in Trier ſo wenig wie in anderen deutſchen Städten die todte Ordnung geſtört.

Wenige Wochen nach Ausbruch der franzöſiſchen Revolution machten ſich hier und da im Erzſtifte unruhige Bewegungen kund, aber ſie waren weder gegen den Kurfürſten, noch gegen deſſen Regierung, ſondern gegen örtliche Uebelſtände gerichtet. Die Behörden verkannten indeſſen das Nahen der Gefahr nicht. Nachdem, heißt es in einer Regierungsverfügung vom 29. Auguſt 1789, bei gegenwärtigen Zeitläuften die Beibehaltung der öffentlichen Ruhe vorzügliche obrigkeitliche Aufmerkſamkeit erheiſcht, ſo werden die Aemter und Stadträthe an dieſe ihre Pflicht erinnert und ſollen alle Beſchwerden der Unterthanen genügend anhören, die Unterthanen von dem Ungrunde derſelben, falls ſie ungegründet ſind, belehren und im entgegengeſetzten Falle berichten. — Coblenz blieb ruhig; die Innungen häuften zwar Eingaben auf Eingaben, um den Zunftzwang zu ſichern und zu erweitern, aber die Verhandlungen des Stadtraths waren auch in der zweiten Hälfte des Jahres 1789 ſo fern von jeder Aufregung, daß aus denſelben Niemand zu der Vermuthung kommen konnte, es ſei ein außerordentliches Ereigniß eingetreten. Das in Coblenz erſcheinende „Allgemeine Churtrieriſche Intelligenzblatt“, welches zugleich verhältnißmäßig ausführliche politiſche Nachrichten gab, ſtand unter

Leitung der Regierung, sprach sich aber von Anfang an entschiedener als die meisten anderen Regierungsblätter gegen die Revolution aus; es beklagte das Elend Frankreichs und die von liederlichem Gesindel aufgeführten Trauerscenen; die Freiheit rast in Paris, heißt es in einer Octobernummer, wie ein Feuer; täglich opfert ihr eine wilde Brut von Räubern mit blutigen Händen.

In Trier bezweckten die lärmenden Auftritte während der Monate August, September und October 1789 nur die Sicherstellung einzelner vom Rathe bedrohten Zunftrechte und die Rückgabe des Rechts, den Palmesel am Palmsonntage in den Dom zu führen; noch im August 1790 ward nur um Beseitigung des Gewerbebetriebs der Kleinhändler innerhalb der Baunmeile gekämpft und im Sommer 1791 mußten Truppen mit Geschütz einrücken, weil Triersche Handwerksbursche und Triersche Studenten Monate hindurch Krieg mit einander geführt hatten.

Der Kurfürst hatte sich mit dem Minister Duminique seit dem Mai 1789 in seinem Stifte Augsburg aufgehalten und fühlte sich, als er am 31. October nach Coblenz zurückkehrte, sehr schmerzlich berührt, daß auch auf seine Lande die Pariser Revolution eine aufregende Wirkung geübt habe. Ohne Verzug trat er den Bewegungen entgegen. Bereits am 28. November 1789 verkündete er zu Jedermanns Wissenschaft und Nachachtung im Amte Prüm das vom oberrheinischen Reichskreise erlassene Warnungspatent gegen Störer der öffentlichen Ruhe, welche den verderblichen, in auswärtigen Staaten herrschenden Geist des Aufruhrs zu verbreiten die Absicht haben möchten; am 1. December erschien eine Verordnung, welche zum Ziele hatte, die Lehre des echten Christenthums, auf welcher die wahre Glückseligkeit einzelner Menschen und ganzer Staaten beruhe, den Herzen der Jugend so einzuprägen, daß sie den gefährlichen Grundsätzen verderbter Schriften und den täuschenden Vorurtheilen mancher Religionsspötter standhaft begegnen könne. Im oberen Erzstifte sollte das Generalvicariat, im unteren das Officialat die strengste Aufsicht über die Gymnasien und Landschulen und über den Unterricht im geistlichen Recht, in der Theologie, in der Kirchengeschichte

und Philosophie führen; ohne ihre Zustimmung sollte in diesen Fächern kein Lehrbuch gebraucht, keine Abhandlung gedruckt, keine Thesis vertheidigt werden. Die Professoren an der Universität, die Lehrer am Gymnasium und die Landschulmeister, welche sich gefährlicher Aeußerungen innerhalb oder außerhalb der Lehrstunden schuldig machten, sollten alsobald von ihrem Amte suspendirt und in den Buchladen keine irreligiösen, noch sonsten ärgerliche Bücher verkauft werden. Im Januar 1790 hob der Kurfürst die 1784 angeordneten Beschränkungen der Processionen auf und ließ an mehreren Orten unruhige Wortführer verhaften und bestrafen; durch die Verordnung vom 20. Februar 1790 widerrief er alle bisher von ihm zur Erhaltung und Erweiterung der erzbischöflichen Selbstständigkeit gethanen Schritte. Der Kurfürst habe, hieß es in der Bekanntmachung, den Emser Congreß nie als ein Concilium oder als eine unabänderliche Richtschnur, sondern immer nur als eine Punctation und unvollkommenes und nicht zu Stande gekommenes Werk angesehen; dermalen aber, wo die Einigkeit zwischen dem Haupte und den Gliedern der Kirche ganz besonders nöthig sei, wollte er auch den geringsten Anlaß zu einem Aergerniß vermeiden und sehe es als vorzügliche Pflicht an, dem seinem Hirtenstabe untergebenen christlichen Volke ein Beispiel der Unterwürfigkeit gegen die rechtmäßige Obrigkeit und der Achtung vor dem verjährten Besitzstand zu geben; deshalb befahl er, daß in den Kurlanden fernerhin weder für, noch gegen die Sätze des Emser Congresses disputirt oder geschrieben werde und in der Zukunft die geistliche Gewalt des Kurfürsten nicht über die Grenzen jenes offenbaren, ruhigen und erweislichen Besitzstandes ausgedehnt werden solle, welche seine Vorfahren in dem Erzstift und er selbst vor dem Emser Congreß gehabt und hergebracht habe.

Auf die Haltung des Kurfürsten übten die französischen Emigranten einen wachsenden Einfluß aus; schon seit dem Spätsommer 1789 hatten Hunderte von Edelleuten und Priestern zum Theil mit großem Gefolge, mit Hunden und Pferden in Coblenz, wie in Trier und den nahegelegenen Ortschaften, einen längeren oder kürzeren Aufenthalt genommen und den Adel, den höheren Clerus und den Hof mit Sorge

und Unruhe über die nahende Gefahr erfüllt, zugleich aber auch einen umwälzenden Einfluß auf das gesammte sociale Leben zu üben begonnen. Seit Anfang des Jahres 1790 läßt sich die seitdem stets stärker werdende Einwirkung derselben bereits aus den Anzeigen in dem Allgemeinen Kurtrierischen Intelligenzblatt erkennen. Bedürfnisse, welche sich nur in großen und reichen Städten auszubilden pflegen, suchten und erhielten mehr und mehr jetzt auch in dem kleinen Coblenz Befriedigung. Während früher ein Hirsch- und Holzgerechter-Jäger sich anbot, oder ein Organist, „der auch rasiren versteht und in mehreren Abteien gedient hat", in nämlicher Eigenschaft ein Unterkommen zu finden wünschte, hieß es jetzt: un seigneur français de distinction cherche un laquais, und unter der Ueberschrift „was gesucht wird" stand: Frauenzimmer, die gut frisiren oder im Backwerk wohl erfahren sind; ein junger Mensch, der Schneider von Profession ist, und rasiren und frisiren versteht; Bediente, welche mit auf Reisen gehen wollen, und Kammerjungfern, die etwas französisch sprechen. — Bei den Handelsleuten waren Malaga, Constantia und andere feine Weine, Südfrüchte, zweimal die Woche frische englische Austern, Wachslichter, blonder Puder, alle Sorten riechender Gewässer zu kaufen; Caleschen, Cabriolets und Reisewagen, vergoldete Consoltische mit marmornen Platten, schöne Malereien in Rahmen, große Spiegel, englisches Tafelservice, Sesselstühle mit Geisfüßen, silberne Teller, Schüsseln und Armleuchter wurden bald gesucht, bald angeboten; möblirte Zimmer für ledige Herren, wie für Familien, Billard und Conditoreien mit französischen Zeitungen waren in großer Auswahl zu finden; der Rathsverwandte Zimmermann zeigte an, daß er zehn frische, gut zugerittene Pferde angekauft habe, welche, nebst vielerlei Chaisen, um billigen Preis lehnbar zu haben seien. Im Sommer 1791 ließen sich auch der Graf von Artois und der Graf von Provence in Coblenz nieder und erklärten, daß Ludwig XVI., da er von seinen Feinden gefangen und des freien Willens beraubt sei, sich nicht in der Lage befinde, zu regieren; die beiden Brüder setzten daher eine Regentschaft in Coblenz ein, welche bis zur Befreiung des Königs als die einzig rechtmäßige Obrigkeit gelten sollte;

Calonne übernahm die Finanzen und die Polizei, der Herzog von Broglio das Ministerium des Krieges. Massenhaft strömten nun hohe und niedere Emigranten in Coblenz zusammen. Während sie den Kurfürsten, den hohen Clerus und den Adel zum Kampf für alles Hergebrachte zu drängen suchten, steigerten sie den angeborenen beweglichen Sinn der Einwohner durch die Menge und Verschiedenartigkeit neuer und gefährlicher Eindrücke bis zur Leichtfertigkeit. Die beiden Brüder des Königs, Minister, Cardinäle, Parlamentsräthe, Bischöfe und Marschälle des alten Frankreichs trieben nebst einem großen Schwarm von Abbés, Cavalieren, Hofleuten und Officieren ihr Wesen in Coblenz. Mit zarter Schonung bemerkt der päpstliche Nuntius Pacca über seine geistlichen Collegen unter den Emigranten nur, daß Einige derselben der hohen Meinung, welche man von ihnen gehegt, nicht entsprochen, sondern durch ihren weltlichen Anzug und durch den Leichtsinn, mit welchem sie sich als eitle Weltmänner in den vornehmen Kreisen bewegten, das Erstaunen verschiedener religiösen und frommen Damen erregt hätten. Weniger rücksichtsvoll sprach er sich über den emigrirten Adel aus; keine kirchliche Handlung, sagte er, habe derselbe ausgeübt und offen seine Gleichgültigkeit gegen die Religion zum Aergerniß der Deutschen und zum großen Nachtheil der katholischen Kirche kund gegeben.

Die Bürger in Coblenz zogen zunächst aus dem Zusammenströmen so vieler Fremden leichten und reichlichen Gewinn; die Einen gaben Mittagstisch um hohen Preis, die Anderen vermietheten ihre in aller Eile eingerichteten Zimmer monatlich zu zehn bis zwanzig Carolin; die Handwerker waren so beschäftigt, daß sie für Einheimische nicht arbeiten wollten; Tagelöhner, Reitknechte, Bediente wurden in solcher Menge von den Emigranten begehrt, daß der Lohn um das Doppelte stieg; Krämer, Wirthe, Schlachter, Zuckerbäcker hatten einen früher unerhörten Verdienst. Die durch 20 Köche versorgte Tafel der Prinzen, obschon im Wesentlichen von dem Kurfürsten unterhalten, erforderte doch noch einen monatlichen Zuschuß von 50,000 Livres; Bälle, Theater, glänzende kirchliche Feierlichkeiten, Feste aller Art folgten sich in früher unbekannter Zahl; eine Menge vielgenannter Personen hielt

ſchnell, wechſelnd ſich in Coblenz auf. Der Graf v. Artois, Monſieur und Madame, Herr von St. Croix, der Geſandte des revolutionären Frankreichs, der junge Erzherzog Carl, der Herzog von Braunſchweig, der König von Preußen, der Herzog von Coburg, Dümouriez und viele Andere gaben der Neugierde und der Unterhaltung ſtets neuen Stoff. Die Sittenloſigkeit und Ausſchweifungen des emigrirten Adels, öffentliches und heimliches Hazardſpiel, Duelle, Liebeshändel und ſinnloſe Verſchwendung, die Cabalen und Intriguen der vierzig Damen, welche den weiblichen Hof der Prinzen bildeten, hielten die Bevölkerung der geiſtlichen Reſidenz in ununterbrochener Aufregung und übten eine anſteckende, zerrüttende Kraft. Coblenz hatte, erzählt Pacca, faſt das Anſehen des königlichen Hofes von Verſailles; dieſelben Cabalen und Intriguen, dieſelbe unverſchämte Lebensweiſe, dieſelbe Verachtung der Religion und der Moral befand ſich hier wie dort. — In der erſten Zeit, ſo lange die Emigranten mit klingender Münze bezahlten, wurden ihnen um des Gewinnes und der perſönlichen, leichtſinnigen Liebenswürdigkeit wegen ihr Uebermuth und ihre Sittenloſigkeit nachgeſehen; als ſie aber Schulden auf Schulden machten und Einer nach dem Andern die Einheimiſchen um ihr Geld brachte, als die Folgen ihrer Sittenloſigkeit in vielen Familien ſich offenbarte, brach Erbitterung gegen die ſchamloſen Gäſte aus und man fand es begreiflich, daß Frankreich ſich von ſolchen Menſchen nicht hatte beherrſchen laſſen wollen. Auf die ernſten Warnungen des Landtages und auf das dringende Begehren des Kaiſers, die Franzoſen nicht durch Begünſtigung der Emigranten zu reizen, verbot der Kurfürſt am 3. Januar 1792 Werbung von Soldaten, Lieferung von Kriegsbedürfniſſen, Bildung und Einübung von militäriſchen Corps, konnte aber das Verbot nur in ſehr beſchränktem Umfange durchführen. In dem zur Reſidenz gehörenden Neuendorf z. B. waren einige Hundert bewaffnete Emigranten geſammelt; der Kurfürſt beauftragte den Rath von Coblenz, dafür zu ſorgen, daß die Zahl derſelben bis auf zwanzig vermindert werde; der Rath erließ die nöthigen Aufforderungen, aber vergebens; der Kurfürſt verlangte Vollziehung ſeines Befehls binnen drei Tagen, dann binnen vierundzwanzig Stunden, aber die Emigranten

blieben; das Fuhrwerk ſei noch nicht in Ordnung, ſagten ſie, und das Wetter zu rauh und naß. Einige Monate ſpäter waren die Rheinufer bereits von öſterreichiſchen und preußiſchen Truppen angefüllt; am 3. Juli langte der Herzog von Braunſchweig, am 23. Juli der König von Preußen in Coblenz an; der Feldzug gegen Frankreich begann. Sobald derſelbe die unglückliche Wendung genommen hatte, dachte die geſammte Obrigkeit des Erzſtiftes Trier nur daran, ſich auf dem ſchnellſten Wege in Sicherheit zu bringen. Die Flucht begann, als zugleich mit der Nachricht, daß Cuſtine am 30. September Speier eingenommen habe, ſich das Gerücht von dem raſchen Vorrücken der Franzoſen gegen Mainz, den Hundsrück und Coblenz verbreitete. Nicht mit Unrecht fürchteten die Bürger, daß, wenn alle Reichen und Vornehmeren ſich und das Ihrige aus der Stadt entfernt hätten, die Zurückbleibenden die vom Feinde auferlegten Laſten nicht würden ertragen können; argwöhniſch bewachten ſie ihre unzuverläſſige Obrigkeit und rotteten ſich, um die Flucht des Hofes, des hohen Clerus und des Adels zu verhindern, am Freitag den 5. October zuſammen, ſperrten die Thore der Stadt, ſchickten Patrouillen aus, hielten in der Nacht ſelbſt die kurfürſtlichen Wagen an und erlaubten ſich, wie dem Erzbiſchof berichtet wurde, höchſt vermeſſene Reden. Am Sonnabend, den 6. October, Morgens ſieben Uhr, ward der Stadtrath durch den Schultheißen von Hommer berufen und aufgefordert, ſogleich deputati in das Sitzungszimmer des Regierungscollegiums zu ſenden; hier erſchien der Kanzler v. Hügel und eröffnete, wie die Stadtrathsprotocolle berichten, den Deputirten und den gleichfalls berufenen Räthen der Regierung und der Hofkammer: obſchon es ſein könne, daß die franzöſiſchen Patrioten der Stadt einen Beſuch machten, werde der Kurfürſt ſelbſt ſeine öffentlichen und Privatgelder in derſelben laſſen; es ſolle aber Jedem freiſtehen, ſeine beſten Effecten zu flüchten. Höchſter Befehl ſei, daß eine Regierungsdeputation, welcher ſich die Directorialen und Magiſtratsmitglieder, ſowie die Stadthauptleute anſchließen ſollten, den allenfalls nahenden franzöſiſchen Patrioten entgegen gehen, um zu erklären, daß man bereit ſei, ſie in hieſige Stadt einzulaſſen und man entfernt ſei, ſich

ihnen in Etwas zu widerſetzen. — Da der Kurfürſt ſich zugleich in einem Schreiben an den Stadtrath ſchmerzlich über die Vorfälle des 5. Octobers beklagt hatte, antwortete der Rath entſchuldigend: er könne ſchon ſeit geraumer Zeit wegen ſeiner herabgewürdigten Autorität die geringere Claſſe nicht in gehörigen Zügeln halten; Alles wäre gegen ſein Verbot geſchehen, es ſei große Angſt geweſen, weil der Adel und die reichen Bürger ſich geflüchtet hätten.

Der erſte Tumult, welcher als Wirkung der franzöſiſchen Revolution in der kurfürſtlichen Reſidenz entſtanden war, hatte ſeltſamer Weiſe Landesherr, Miniſter, Adel und Clerus nicht aus der Stadt vertreiben, ſondern für die Stadt erhalten wollen, konnte aber ſeinen Zweck nicht erreichen. Freiherr von Dominique hatte im erſten Schrecken ſeinen Herrn im Stiche gelaſſen, war vorläufig nach Bonn geflohen und folgte, nach einer Mittheilung des Herrn von Stromberg, den wiederholten Aufforderungen des Kurfürſten, zurückzukehren, nicht, bis ihm die Veranſtaltungen für ſeine perſönliche Sicherheit mitgetheilt waren; das Regierungscollegium und der Kriegsrath hatten dem Kurfürſten, wie es ſcheint, in der Nacht vom 5. zum 6. October gerathen, dem vorrückenden Feinde durch eine Deputation die preußiſchen Magazine anzuzeigen und die Feſte Ehrenbreitſtein einzuräumen. Der Kurfürſt hatte ſeinen Aufenthalt außerhalb Coblenz in Schönbornluſt genommen, jeden Augenblick zur Flucht bereit; am Sonnabend, den 20. October, ließ Canzler von Hügel dem Stadtrathe mittheilen, die franzöſiſchen Patrioten ſtünden vor Mainz, hätten den Rheinpaß zu Bingen beſetzt und würden eheſtens gegen Coblenz vorrücken; der Kurfürſt ſei daher entſchloſſen, noch am ſelbigen Nachmittag ſich weg und in Sicherheit zu begeben, Coblenz und die Feſtung aber aufs Nachdrücklichſte zu vertheidigen, wenn der gehoffte Kaiſerlich-Königliche Succurs in Zeiten eintreffen werde. In Folge dieſer Eröffnung ertheilte der Stadtrath einem aus dem Bürgermeiſter Scholl und einigen Rathsverwandten beſtehenden Ausſchuß die Vollmacht, dem franzöſiſchen General nöthigenfalls eine bedeutende Brandſchatzung zu bewilligen, wenn dadurch Schonung der Stadt erlangt werden könne. Der Kurfürſt ſelbſt entfloh am 21. October

bis Bonn, ſetzte die Domherren Graf Keſſelſtadt und von Hack als Statthalter ein, gab ihnen aber die Erlaubniß, auch ihrerſeits zu fliehen und ſich durch Andere vertreten zu laſſen, wenn der Feind ſich nähern ſollte; beide Herren erachteten es für das Rathſamſte, noch an demſelben Tage von der erhaltenen Erlaubniß Gebrauch zu machen und den Kanzler von Hügel an ihre Stelle zu ſetzen; am 22. October brachte der Gardeobriſt, Herr von Lindenberg, ſich, ſeine Officiere und ſeine Leute nach Leudesdorf in Sicherheit, und das kurtrieriſche allgemeine Intelligenzblatt, welches über die franzöſiſchen Zuſtände ſeit Mitte Januar 1790 nur zwei oder drei Mal Nachricht gegeben und weder die Unruhen im Erzſtift und die Ereigniſſe in der Champagne, noch den Verluſt von Speyer, Worms und Mainz oder die Flucht des Kurfürſten erwähnt hatte, ſah ſich nun am 22. October zu der Bemerkung veranlaßt: Ueberhaupt fangen ruhige Zuſchauer an, die Möglichkeit ſtark zu bezweifeln, daß es dazu kommen könne, die alte Ordnung der Dinge in Frankreich wieder herzuſtellen. — Am 25. October floh Kanzler von Hügel, und auf ſeine Veranlaſſung, wie es ſcheint, ließ nun der Rath durch ſeine Deputirten die Uebergabe der Stadt mit General Cuſtine in Mainz verhandeln. Während Landesherr, Regierung, hoher Clerus, Adel und wohlhabende Leute in größter Eile den Franzoſen zu entkommen ſuchten, rückten auf dem Marſche aus der Champagne am 27. October Heſſen und ſeit dem 1. November Preußen in Coblenz ein. Die Furcht vor einem feindlichen Ueberfall verſchwand, Canzler von Hügel und Obermarſchall Graf Boos kehrten zurück und der Kurfürſt, welcher vorzog, in der Ferne zu verweilen, ernannte den Domdechanten von Kerpen und bis zu deſſen Ankunft den Grafen Keſſelſtadt zum Statthalter. Nun wurden, während öſterreichiſche und preußiſche Truppen in Coblenz lagen, Dankfeſte gefeiert, die Deputirten an Cuſtine in das Gefängniß geſetzt, Mainzer Clubiſten auf den Ehrenbreitſtein gebracht und „aus ſehr wichtigen Gründen“ die Leſegeſellſchaften in Coblenz und dem ganzen Erzſtifte aufgehoben. Am 31. October 1793 fand ſich nach einjähriger Flucht auch der Kurfürſt mit ſeinem Miniſter Duminique wieder in Coblenz ein und legte in der

Pfarrkirche zu Unſerer lieben Frauen vor Allem Gott dem Allmächtigen, der die Reſidenz und das Erzſtift größtentheils vor den feindlichen Patrioten bewahrt, das Dankgebet ab. Die Dicaſterien und Magiſtrate machten vor der Kirche den Empfang und die Bürgerſchaft auf den Straßen der Kirche in Mänteln und bei den Zunftfahnen das Spalier. Als Seine Kurfürſtliche Durchlaucht die Kirche verließen und in den Wagen ſteigen wollten, fanden Sie die Pferde ausgeſpannt und an deren Stelle die ganze Zunft der Fuhrleute in ihren Feierkleidern und mit Bändern verziert vor dem Wagen; auf dem Bocke einen kleinen ſchönen Knaben, der an einem Bande ſie zu lenken ſchien.

Ein Jahr hindurch blieb von nun an der Kurfürſt mit ſeinen geiſtlichen und weltlichen Dienern noch im Erzſtift, aber weder Bauer noch Bürger, weder Clerus noch Behörden konnten das Gefühl haben, daß ihre Obrigkeit gewillt ſei, irgend Etwas für die Sicherheit des Landes einzuſetzen. Als in den erſten Tagen des Januar 1794 ſich in Coblenz wiederum die Furcht vor einer möglichen Annäherung des Feindes verbreitete, befahl der Kurfürſt, daß unter Duminique's Aufſicht täglich gegen Mittag ein Bulletin mit den neueſten echten Nachrichten über die jezeitige Lage ausgegeben werde. Das erſte Blatt vom 6. Januar theilte einige beruhigende Thatſachen mit und bemerkte ſchließlich: Seine Kurfürſtliche Durchlaucht laſſen höchſtdero Archiv und beſte Mobilien einpacken, um bei näherer Gefahr durch das Rheineis nicht gehemmt zu werden.

Im Lande zeigte ſich ein guter Geiſt, Bauern trafen mit Heugabeln und Prügeln in Coblenz ein, um die Franzoſen zurückzutreiben; die Aemter Bergpfleg und Vallendar und mehrere Zünfte der Stadt boten ſich an, die Waffen zu nehmen; die Stifte St. Florin und St. Caſtor zu Coblenz, die Abtei Laach, die Collegiatſtifte zu Limburg und Münſter-Maifeld ſchenkten ihre ſilbernen Kirchengeräthe zum Einſchmelzen; freiwillige Gaben zum Ankauf von Büchſen und Gewehren liefen von vielen Seiten ein und erreichten gegen Ende Februar die Höhe von 11,659 Thaler; der kleine Ort Vallendar allein brachte laut Verzeichniß vom 20. Januar binnen wenigen

Tagen die Summe von zwei Hundert drei und fünfzig Thaler zusammen, meistens durch kleine Beiträge von Handwerkern, Schiffsknechten, Webern und Taglöhnern. Gestützt auf diese gute Stimmung ordnete der Kurfürst am 27. Januar 1794 für das gesammte Erzstift die Errichtung einer regulirten Miliz von 6000 Mann an, welche durch den Preußischen Major von Neumann ihre nähere Gestalt erhalten sollte; schon 14 Tage früher, am 9. Januar, hatte die Regierung dem Lande ihren Dank ausgesprochen. Deutsche Bürger, heißt es in denselben, Ihr vergeßt Eure Deutschheit nicht; in Euch fließt deutsches Blut, das Ihr unverdorben von Euren Vätern empfinget; Eure Herzen stählt deutscher Muth, mit diesem Muthe werdet Ihr die Schwärme entnervter Franzosen zu Boden treten und ihrem Joche entgehen. — Fast zugleich aber mit diesen tönenden Redensarten erging der Befehl, sämmtliche kurfürstliche Weine auf das rechte Ufer in Sicherheit zu bringen; ängstlich drängten der Minister Duminique und der Domdechant von Kerpen den Kurfürsten zur schleunigen Flucht; nicht allein der Schatz und das Archiv, sondern auch die Hofmöbel und Effecten wurden gepackt und eingeschifft, bald aber, da sich die Gerüchte über das schnelle Vordringen der Franzosen als übertrieben zeigten, wieder an ihre alte Stelle gebracht. Fastnacht ward lustig gefeiert, ob es aber bei diesen kritischen Zeiten räthlich war, bemerkt ein Berichterstatter, daß die Noblesse sich von dem Civil- und Bürgerstand getrennt und nicht wie vorhin die Stadtbälle besucht hat, mögen Andere beurtheilen. — Hier und da im Erzstift ließ sich aus Bewegungen mancherlei Art seit dem Frühjahr 1794 erkennen, daß neben der allgemeinen Anhänglichkeit an Clemens Wenzel und an den bestehenden Zuständen doch auch der Wunsch nach Aenderung sich fand und die alte ehrfurchtsvolle Scheu vor der Obrigkeit vermindert war. Der Landtag ward in seiner Sprache und in seinen Forderungen dringender; in Coblenz traten, wie man wenigstens vermuthete, geheime politische Gesellschaften zusammen; auf dem Lande sprachen in einzelnen Fällen die Bauern von Beseitigung der Zehnten und Frohnen oder auch von Vertheilung der geistlichen Güter; in den *Aemtern* Daun und Limburg scheute die Miliz auch offene

Auflehnung nicht, als sie glaubte, daß man sie der preußischen Armee einverleiben wolle; Versuche, österreichische, preußische und trierſche Soldaten zum Desertiren zu verleiten, wurden durch ausländische Personen, aber auch durch Einheimische und besonders Weibsbilder so häufig gemacht, daß der Gouverneur von Coblenz am 3. Mai Jedem, der eine solche schuldige Person einliefere, eine auf der Stelle zu zahlende Belohnung von hundert Thalern versprach. Durch strenge Verfügungen glaubte der Kurfürst sich sichern zu können; damit das katholische Religionswesen nicht nach und nach einigen Nachtheil erleide, wurde im Juni das Toleranzedict von 1783 dahin beschränkt, daß die Landesregierung bei beabsichtigter Aufnahme von Protestanten zuvor mit den Vicariaten in Communication treten und Bericht an den Kurfürsten erstatten solle. Zugleich wurden härtere Criminalstrafen und schnelleres Verfahren beabsichtigt, weil ganz unvermögende, lüderliche und von einer allgemeinen Verwirrung Verbesserung ihrer Umstände hoffende Menschen aufgehetzt würden, den vermögenden Unterthan um das Seinige zu bringen und Religion, Staat, Verfassung und Eigenthum umzustürzen. Aber schon am 2. Juli wurden, als üble Nachrichten von der kaiserlichen Armee in den Niederlanden einliefen, das Archiv, das Hofsilber, die Pretiosen, die guten Hofmöbel und 40 Fuder „edlen Weins“ wieder verpackt und am 4. Juli fortgeschickt. Im ganzen Erzstifte stieg Spannung und Aufregung von Woche zu Woche; Lüttich, Trier, Aachen, dann auch Cöln und Bonn fielen in die Hände der Franzosen. Schon als am 9. August Trier von den republikanischen Truppen besetzt worden war, erschien in Coblenz der ganze Hof in Reisekleidern; allgemeine Betstunden wurden angeordnet, Freiwillige zur Vertheidigung der Stadt aufgefordert, aber zugleich alle Einrichtungen zur augenblicklichen Flucht des Landesherrn, des Hofes und des Ministers getroffen. Bis Anfang October dauerte dieser Zustand, dann ernannte der Kurfürst den Domdechant von Kerpen zum Statthalter, gab ihm den Kanzler Eschermann und die Geheimeräthe Weckbecker und Kalt bei und verließ am 5. October, begleitet von Duminique, seine Residenz, um niemals wiederzukehren. Er ging nach Augs-

burg und ſtarb am 27. Juli 1812 auf dem Schloß zu Oberdorf.

Gleich nach des Kurfürſten Abreiſe flüchtete die geſammte Statthalterſchaft nach Montabaur; in Coblenz lag noch öſterreichiſche Beſatzung; bald marſchirten die Regimenter dem Feinde entgegen, bald bereiteten ſie Alles vor zum eiligen Abmarſch über den Rhein. Nicht Zuneigung zu den Franzoſen, ſondern Furcht vor dem Kommen derſelben war die herrſchende Stimmung, aber man wußte ſich aufgegeben von ſeiner Obrigkeit und ſah das Schwanken und die Unentſchloſſenheit der öſterreichiſchen Beſatzung. Es wünſchten Viele die Entſcheidung, der doch nicht zu entgehen ſei, herbei. Als nun am 11. October ſich das unſinnige Gerücht verbreitete, die Oeſterreicher wollten vor ihrem Abzuge die Stadt plündern, als an den folgenden Tagen Alles zur äußerſten Vertheidigung bereitet ward und die Stadt der Erſtürmung durch die Franzoſen nicht entgehen zu können ſchien, betrachteten die Coblenzer es als ein Glück, daß die Oeſterreicher nach einer kurzen und unſchädlichen Beſchießung am 23. October über den Rhein gingen und Marceau an der Spitze der franzöſiſchen Truppen unter den Klängen der Marſeillaiſe ſeinen Einzug hielt; elende Kerle, wie ein Augenzeuge berichtet, zerlumpt, verhungert, ohne Schuhe und in den wunderlichſten Kleidungsſtücken, aber in ſtrenger Mannszucht gehalten. Während am 26. October der Freitheitsbaum mit ſeiner rothen Mütze vor dem Schloſſe aufgerichtet ward, wurden die Bürger entwaffnet und eine Proclamation des Volksrepräſentanten Bourbotte warf der Stadt Coblenz vor, daß ſie lange Zeit den Mördern, Räubern und Tyrannen, welche ſich Fürſten und Prinzen genannt hätten, als Zuflucht gedient; nun ſolle ſie die Schande, welche ſie in den Augen Europas auf ſich gehäuft habe, durch Liebe zu der franzöſiſchen Republik wieder auslöſchen.

Wenn auch Umſtände verſchiedener Art das Land und insbeſondere deſſen Hauptſtadt Coblenz vorbereitet hatten, den Wechſel der Obrigkeit und den ſchroffen Uebergang von der geiſtlichen Regierung zu der Gewaltherrſchaft republikaniſcher Generale mit einem gewiſſen Gleichmuthe zu ertragen, ſo

fanden die Sieger doch nirgends im Erzſtifte eine begeiſterte oder auch nur entgegenkommende Aufnahme und die hier wie überall unter den ſchwerſten Drohungen auferlegten Contributionen und Requiſitionen erſtickten die etwa vorhandenen politiſchen Wünſche unter der Noth des täglichen Lebens. Die Armuth in Coblenz iſt ſehr groß, berichtet aus dem Jahre 1795 ein Zeitgenoſſe; man ſieht ſaubere Bürgersleute und Mädchen mit Laſten Holz auf dem Kopfe aus dem Wald kommen; Rindfleiſch iſt gar nicht zu bekommen, ſondern nur elendes Hammelfleiſch; Brod war bald ein theurer Gegenſtand. Der Stadtrath hatte den franzöſiſchen Generalen gegenüber einen ſchweren Stand; Graf Joſeph Wilhelm Boos von Waldeck war 1794 Ritterbürgermeiſter; die Geſchäfte führte als bürgerlicher Bürgermeiſter Johann Jacob Roſenbaum. Der unter ſeiner Leitung ſtehende Stadtrath ſcheint allerdings ein ziemlich gefügiges Werkzeug der Franzoſen geweſen zu ſein und ward von den Bürgern mit Mißtrauen betrachtet. Sie gaben ihm nicht nur feige Unterwürfigkeit gegen die Machthaber, ängſtliche Schonung aller Anhänger derſelben und harte Anmaßung gegen Schutzloſe Schuld, ſondern auch Verſchleuderung der zur Abtragung der Brandſchatzung eingehenden Gelder. Die Vorwürfe mögen wohl ihren Grund gehabt haben, aber franzöſiſch oder republikaniſch geſinnt oder ſeinem Kurfürſten feindlich war der Stadtrath nicht, ſondern in ſeiner Furcht und ſeiner Rathloſigkeit nur einem Jeden Preis gegeben, der Gewalt über ihn hatte. So wenig wie der Rath konnten die Bürger den republikaniſchen Machthabern offenen Widerſtand entgegenſetzen, aber auch unter ihnen trat mit einigen wenigen kaum zu rechnenden Ausnahmen bis zum Frühſommer 1797 keine Spur einer Zuneigung zu der republikaniſchen und einer Abneigung gegen die kurfürſtliche Herrſchaft hervor.

V.

Die Bewegungen für und gegen Gründung der cisrhenanischen Republik.

Herbst 1797.

Während die Gesammtbevölkerung in den Kurfürstenthümern Cöln und Trier wie in den Reichsstädten Aachen und Cöln weder gegen die alte Obrigkeit, noch für die republikanische oder französische Herrschaft war, fanden sich hier und da zerstreut einzelne Männer, denen die Republik als das Ziel und die vorläufige Herrschaft der Franzosen als das einzige Mittel zur Erreichung desselben erschien. Die sogenannten Freiheitsfreunde waren unter Einfluß der durch das Land zersprengten Mainzer Clubisten schon während der Jahre 1795 und 1796 in näheren Verkehr mit einander getreten und wollten, als sich im Frühsommer 1797 das Gerücht verbreitete, Frankreich werde in dem bevorstehenden Frieden das linke Rheinufer nicht behalten, um jeden Preis die Rückkehr der alten Obrigkeiten und Zustände verhindert wissen; sie sprachen daher, auf Andrängen des früheren Mainzer Clubisten Metternich, unumwunden aus, daß sich das linke Rheinufer noch vor geschlossenem Frieden als selbstständige cisrhenanische Republik erklären und dadurch den Schutz der Franzosen gegen Oesterreich gewinnen müsse. In einer unabhängigen cisrhenanischen Republik werde, sagten die Besseren unter ihnen, der nationale Geist geborgen sein, den Fürsten mit allen sie umschwebenden Geistern der Finsterniß und Rache Trotz bieten, das Höchste erreichen und ruhig den Augenblick abwarten können, in welchem, nach hergestellter Ordnung, es zulässig sei, sich Deutschland wieder anzuschließen. Um möglichst schnell die Republik zu gründen, sollten alle Gleichgesinnte des linken Rheinufers sich unter dem Namen cisrhenanische Conföderation fest verbinden und als geschlossene Einheit handeln. Von Coblenz ging die Leitung der Bewegung aus; Handwerker und Krämer, zum Theil von zweideutigem Rufe, vereinigten sich mit einigen Lehrern, einigen früheren Beamten, einem Juristen Grebel und einem Weltpriester Beaury, nannten sich Patrioten oder Conföderirte, stifteten einen Club und traten mit den Gesinnungsgenossen

anderer rheinischer Orte in Verbindung. Geschützt und begünstigt durch die seit dem März 1797 in Bonn zur Verwaltung der eroberten Länder eingesetzte Mittelcommission, reisten die Föderirten geschäftig hin und her, quartierten sich ein, requirirten Pferde und Wagen, bedrohten die Widerstrebenden und richteten in einer Anzahl größerer und kleinerer Orte Volksgesellschaften ein. General Hoche selbst förderte die Bewegung; er wünschte, wie man glaubte, sich als Gründer einer cisrhenanischen Republik dem Gründer der cisalpinischen zur Seite zu stellen. Am 27. August 1797 versprach er in Wetzlar einer an ihn gesandten Deputation der Conföderirten jeglichen Beistand und beauftragte am 13. September die Mittelcommission, alle Ortschaften, welche sich für die Republik erklären würden, in jeder Weise zu begünstigen. Die Mittelcommission machte demgemäß am 15. September bekannt, daß die Gemeinden, welche den Freiheitsbaum errichtet und die republikanische Verfassung angenommen hätten, von allen Zehnten und Feudallasten, und die jüdischen Einwohner derselben überdies vom Judenzoll, frei sein sollten. Binnen kürzester Frist möge daher jede Gemeinde ihre förmliche und feierliche Erklärung an die Mittelcommission einsenden.

In Coblenz trat der Patriotenclub, sobald er der Zustimmung des General Hoche gewiß war, mit großer Keckheit auf und gewann zugleich eine geistig treibende Kraft an Görres, einem jungen 1776 geborenen, kaum vom Gymnasium entlassenen Menschen, welcher sich der Revolution ohne Rückhalt hingegeben hatte. In den ersten Tagen meiner Jugend haben sich, schrieb Görres einige Jahre später (1800), die Ideen von Republikanismus und Verbesserung der politischen Lage der Menschheit und ihrer gesellschaftlichen Verhältnisse mit meinem ganzen Wesen verschmolzen. Ich habe ihnen angehangen mit Wärme und Selbstvertrauen, an sie meine erste und beste Kraft verwendet, nur in ihnen gelebt und auf sie das Gleichgewicht meiner inneren Natur gegründet. — Schon vor dem Ausbruche der cisrhenanischen Bewegung hatte der zwanzigjährige Jüngling seine erste Schrift: „der allgemeine Frieden, ein Ideal“ geschrieben. Die in derselben über Religion ausgesprochenen Meinungen waren, wie er selbst angab, Fichte

entlehnt; in seinen politischen Ansichten dagegen glaubte er selbstständig und neu zu sein, während er doch nur der herrschenden Zeitströmung einen nicht einmal eigenthümlichen Ausdruck gab. Unserer Generation war es vorbehalten, schrieb er, plötzlich nach verflossenen Jahrhunderten von Graus eine mächtige Nation erscheinen zu sehen, welche die durch den Rost eines so langen Zeitraums unkenntlich gemachten Menschenrechte ihrem Usurpator entriß, sie verklärte und in ursprünglichem Glanze vor die Augen des erstaunten Europa hinpflanzte. Der mächtige Schimmer, der wie ein Blitzstrahl alle Winkel durchdrang, schreckte die Despoten; sie blinzten das in gedrängter Fülle dahinströmende Licht an; ihnen war nur in der Finsterniß wohl. Sie bebten bei den schwachen, tremulirenden Bewegungen, die dieser allbelebende, den trägsten Körper expandirende Stoff in ihren Völkern hervorbrachte, und sie beschlossen, mit gemeinsamer Kraft die Quelle des für sie so verderblichen Wesens zu vertrocknen. Beinahe alle Racenkönige fielen über den jugendlichen Staat her. Der mächtige Stoß veränderte auf einen Augenblick dessen äußere Form, aber die bald erfolgende Wiederherstellung derselben schnellte die andrängenden Schaaren der Despotenrotte weit weg von den Grenzen der neuen Republik. Betäubt und zusammengedonnert standen sie eine Zeitlang da mit allen Symptomen der ohnmächtigen Wuth des auf das schrecklichste getäuschten Uebermuthes; noch trotzten sie eine Weile, dann schmiegten sie sich und Einer nach dem Anderen erbettelt um den Frieden bei dem einst so verachteten Gegner. — Görres hatte keinen Verleger, welcher den Druck seiner Schrift übernehmen wollte, finden können, war aber der Meinung, sich nicht aus übel angebrachter Bescheidenheit dem Berufe, der Menschheit zu nützen, entziehen zu dürfen. Er schickte deshalb die Abhandlung in Form eines in siebenzehn Artikeln gefaßten Planes zu einem allgemeinen dauernden Frieden an das Directorium nach Paris und freute sich der schmeichelnden aber nichts sagenden kurzen Empfangsbescheinigung, deren er gewürdigt ward. Die breiten, durch Buchstabenrechnungen und Hinweisungen auf die Entstehung der Erde und der Menschen erläuterten Auseinandersetzungen, welche zu durchlesen

wohl nur Wenige die Geduld beſitzen möchten, hatten zwar nicht zu neuen oder bedeutenden Ergebniſſen geführt, aber dennoch die Aufmerkſamkeit der cisrhenaniſchen Föderirten vor Allem durch den Artikel X des Planes zum allgemeinen Frieden erregt. Wenn in irgend einem deſpotiſchen Staate, heißt es in demſelben, die öffentliche Opinion entweder durch einen gewaltſamen Umſturz oder durch Anrufung der künftigen Völkerrepublik den Willen an den Tag legt, ihre bisherige Regierungsform zu ändern, ſo verſprechen die Machthaber der deſpotiſchen Staaten, ſich von dem Augenblicke an nicht mehr in die inneren Verhältniſſe dieſes Staates zu miſchen. Der bisherige Deſpot dieſes Staats darf daher von dem Augenblick an, in welchem ſeine bisherigen Unterthanen ihrem bisherigen Verhältniſſe entſagen, ſie nicht in daſſelbe zurückzwängen wollen. —

Dieſe theoretiſche Forderung practiſch geltend zu machen, war das Ziel, welches die cisrhenaniſchen Föderirten ſich für das linke Rheinufer geſetzt hatten. Zunächſt ſollte die öffentliche Opinion der Coblenzer ihren Willen, die bisherige deſpotiſche Regierungsform zu ändern, an den Tag legen. Am 4. September 1797 hatte die cisrhenaniſche Föderation einen Aufruf an die Bewohner der Trierſchen Lande erlaſſen und in den Straßen von Coblenz Zettel ausgeſtreut, durch welche die Bürger auf die kommenden Ereigniſſe vorbereitet wurden. Am Morgen des 14. September 1797 zwiſchen 10 und 11 Uhr verſammelten ſich die Föderirten und brachten in feierlichem, von franzöſiſchen Truppen umgebenem Zuge den mit Blumen und Bändern reich verzierten Freiheitsbaum nach dem Paradeplatz, gruben eigenhändig ein tiefes Loch und pflanzten unter dem Rufe: vive la république! den Baum hinein. Görres, von einem Stuhle herab redend, trat an dieſem Tage zum erſtenmal öffentlich auf; rauſchende Muſik ertönte, der verſammelte Menſchenhaufe ſtimmte zu und ward als die für die Republik ſich erklärende Opinion der Coblenzer bezeichnet; die am 18. September zuſammen berufenen Zünfte aber erklärten ſich, mit Ausnahme einiger weniger Meiſter, offen und entſchloſſen gegen die Republik und der Stadtrath widerſtrebte ſo hartnäckig, daß der in Coblenz commandirende

General Hardy ihn aufhob und durch eine aus Föderirten gebildete Municipalität erſetzte, welche ſogleich ihre Macht rückſichtslos gebrauchte und insbeſondere nicht duldete, daß das ſtädtiſche Tagesblatt irgend eine gegen die Republik gerichtete Aeußerung aufnahm. Von dieſen Tagen an erſchien Görres, ungeachtet ſeiner Jugend, als politiſche Autorität; ohne Rückhalt hatte er ſich mit den Föderirten verbunden und bereits am 23. September dem Begräbniß des General Hoche mit drei oder vier Anderen in der grünen Uniform der Patrioten beigewohnt.

Auch in Bonn und Cöln gelang es den Föderirten, eine Erklärung für die cisrhenaniſche Republik herbeizuführen, aber auch in dieſen beiden Orten nur durch den Beiſtand, welchen die franzöſiſchen Behörden gewährten.

In Bonn und deſſen Umgegend war die Bevölkerung den Conföderirten durchaus abgeneigt; die Geiſtlichen und die nicht geflüchteten kurfürſtlichen Beamten wünſchten ihre alte feſtgeſicherte Amtsſtellung zurück; die Handwerker und Krämer gedachten mit Sehnſucht der Zeit, in welcher ſie bei ſehr mäßiger Anſtrengung ihr gutes Einkommen vom Kurfürſten und deſſen Hofe gehabt hatten; der Umhertreiber gab es zwar viele in Bonn, wie in den geiſtlichen Reſidenzen überhaupt, aber auch ſie waren Gegner des neuen Zuſtandes, welcher den Armen und Faulenzern die hergebrachte Unterſtützung aus den Klöſtern und von den Reſten der kurfürſtlichen Tafel genommen hatte. Der Druck der Einquartierung und Requiſitionen erbitterte Alle. Die im März 1797 von den Franzoſen wieder hergeſtellte alte Regierungsbehörde, der Stadtrath, die Freunde von Zwölfter wollten nichts von einer cisrhenaniſchen Republik wiſſen, durch welche das Elend der Gegenwart verewigt werden zu müſſen ſchien. Die wenigen Männer, welche, wie namentlich der Advocat Eſchweiler, der Arzt Auſchel und der Lehrer Gall, durch Herſtellung der Republik eine politiſche Rolle ſpielen zu können hofften, arbeiteten vergebens daran, in der Stadt oder auf dem Lande einen Anhang zu gewinnen. Eſchweiler, ein in kleinen Verhältniſſen wilder und ehrgeiziger, obſchon allem Anſchein nach redlicher Mann, wollte durch Gewalt erreichen, was auf anderem Wege unerreichbar

ſchien. Der Präſident der Intermediärcommiſſion der Stadt kam ihm bereitwillig entgegen. Der 22. September ward als der Tag beſtimmt, an welchem ſich die Stadt Bonn für die cisrhenaniſche Republik erklären müſſe. Während der Platzcommandant, aus Beſorgniß vor den Gegnern, Jedermann verbot, ſich Abends nach neun Uhr ohne Laterne in den Straßen zu zeigen, ordnete er zur Feier des gedachten Tages allgemeine Beleuchtung an und begehrte vom Rathe ein namentliches Verzeichniß aller Hof- und Stadtmuſikanten, um am 22. September über ſie verfügen zu können; auf einem mit vier Pferden beſpannten Wagen ſollte der Stadtrath die zum Freiheitsbaum beſtimmte dreißig Schuhe lange Tanne aus Röttgen herbeifahren laſſen; zugleich erhielt derſelbe ein von Gall und Anſchel unterzeichnetes Schreiben der cisrhenaniſchen Conföderation folgenden Inhaltes:

Bürger! Italien iſt uns vorgegangen, hat die Rechte des Menſchen proclamirt und iſt ein freier, ſelbſtſtändiger Staat geworden. Wir wollen dieſem erhabenen Beiſpiel muthig folgen; Frankreichs Macht ſchützet uns und ſo wird die für uns nothwendig gewordene Revolution der Menſchheit keine Thräne koſten. Wir fordern Sie alſo auf, der feierlichen Erklärung unſerer Unabhängigkeit, welche wir künftigen Freitag, Morgens neun Uhr, im Angeſicht des ganzen Europa's thun werden, beizuwohnen. Ihre Vaterlandsliebe iſt uns Bürge dafür, daß ſie dieſe ſchönſte Gelegenheit, ſie an den Tag zu legen, nicht verſäumen werden; wir erwarten Sie alſo ſämmtlich nebſt dem Canzleiperſonal am Sitzungsorte der Intermediärcommiſſion.

Als der Rath einſtimmig erklärt hatte, dieſer Aufforderung keine Folge zu leiſten, wurde am 20. September ſeine Auflöſung von der Intermediärcommiſſion beſchloſſen; am 21. September verſammelte er ſich zum letzten Mal; die nun unter Eſchweilers Vorſitz gebildete Municipalität trat an ſeine Stelle und forderte ſogleich die Freunde von Zwölfter auf, mit ihren Zünften dem Feſte beizuwohnen. Die Zwölfter traten mit den Zünften in Berathung, ſämmtliche Zünfte erklärten ſich gegen jede Theilnahme und die Zwölfter übergaben am Morgen des Feſttages ſelbſt der Mittelcommiſſion

eine Proteſtation „gegen den auf ihren Namen aufgepflanzt werden wollenden Freiheitsbaum und ſonſten.“ Mit Staunen hören wir, heißt es in derſelben, die Dinge, die für unſere Stadt im Werke ſind; man will uns einen neuen Freiheitsbaum pflanzen und uns zur unabhängigen Republik bilden. Wir erklären einſtimmig, daß wir nie den Wunſch geäußert haben, uns in eine Republik umgeſchaffen zu ſehen; wenn auch einige unruhige Köpfe hierauf den Antrag machten, ſo kann ſolcher doch nie geſetzlich gelten, wenn er nicht durch die Mehrheit der Stimmen unterſtützt wird. Laßt uns doch wenigſtens ſo lange, bis der Friede über unſer Loos entſchieden hat, die Ruhe in unſeren friedlichen Mauern genießen.

Die Bonner Conföderirten mußten demnach ihr Feſt ohne Theilnahme der Bürgerſchaft feiern; einige Abgeordnete der Volksgeſellſchaften aus Rheinbach, Andernach, Coblenz erſchienen; aus Cöln meldeten ſich, wie das Rathsprotokoll berichtet, zwei Rathsherren und mehrere anſehnliche ſtädtiſche Bürger in Coſtüm und Uniform; ſie brachten auf einem rothſammtnen mit goldenen Borden und Quaſten beſetzten Kiſſen, umgeben von vier Freiheitsfahnen, das eherne Haupt des im Jahre 1686 hingerichteten Gülich und wurden auf dem Bonner Rathhauſe mit Brüderküſſen empfangen. Zur beſtimmten Stunde ſtellten ſich die franzöſiſchen Behörden, die Conföderirten und ein Haufe Neugieriger zu beiden Seiten des Marktes auf, der Freiheitsbaum ward errichtet und der Beitritt zu der unabhängigen und democratiſchen Republik erklärt. Der Geiſt Eurer Voreltern, der freien Deutſchen, ſagte der Sprecher der Conföderirten, beſeelt Euch, die Ihr verſammelt ſeid in brüderlicher Eintracht zum großen Feſte der Freiheit. Kühn und muthig erklärt Ihr mit Mund und Herz, daß Ihr freie Männer ſeid. Frankreichs öffentliche Gewalten hören es, ſeine ſiegreichen Schaaren hören es, Eure Gattinnen und Kinder, die freien Bürger von Cöln, Rheinbach und Coblenz jauchzen Euch zu und frohlocken ob der kühnen Entſchließung. — Bürger der weſtrheiniſchen Conföderation, antwortete Shée, Präſident der Intermediärcommiſſion, ein Volk iſt in dem Augenblicke frei, in welchem es den Muth hat, es ſein zu wollen, und da Ihr jetzt den Baum der Freiheit gepflanzt habt, ſo wünſcht Euch

die Intermediärcommiſſion von Herzen Glück. Zur Verpflegung der Armen und zur Aufrechthaltung der Ordnung wird, fügte Shée dann hinzu, die gegenwärtige Verwaltung einſtweilen noch fortbeſtehen und wir laden Euch ein, Euer Land nicht weniger vor dem gräßlichen Unglücke der Anarchie als vor den Ränken und Schlichen der Ariſtocratie zu bewahren. Nur unter dieſer Vorausſetzung könnt Ihr auf den Beifall und die Mithülfe der Intermediärcommiſſion rechnen. Empfanget in ihrem Namen von dem Präſidenten derſelben den Bruderkuß und mit ihm die Verſicherung ihrer Hochachtung und Freundſchaft. —

In Cöln hatte der ſeit dem März 1797 wieder eingeſetzte frühere Rath darüber keinen Zweifel, daß, ſobald die Stadt ſich für die cisrhenaniſche Republik erklären werde, eine neue Verfaſſung die althergebrachte und neue Menſchen die bisher regierenden verdrängen müßten. Der Rath war daher entſchieden gegen die Patrioten, aber im Rathe befand ſich Rethel als franzöſiſcher Commiſſär, um nach General Hoche's Anordnung die geſammte Verwaltung der Stadt zu überwachen. Rethel hatte nach Lage der Dinge die eigentliche Gewalt in ſeiner Hand und ſtand ſelbſt wiederum unter durchgreifendem Einfluſſe des Advocaten Sommer, welcher ſich zu ſeinem Secretär zu machen gewußt hatte. Sommer haßte den Rath, welcher ſeinen unruhigen Gelüſten, eine Rolle zu ſpielen, im Wege ſtand, und benutzte, um ihn zu beſeitigen, die durch die Höhe der immer wieder zu zahlenden Contributionen, Requiſitionen und Schanzgelder hervorgerufene gereizte Stimmung der Bürger. Unmittelbar nach dem Einrücken der Franzoſen im Jahre 1794 hatte der Rath aus ſeinen Mitgliedern und aus Schlüſſelherren der Gaffelfreunde eine Commiſſion zur Vertheilung der Contribution gebildet; ſchonungslos war dieſe Commiſſion ſchon lange in den Clubs angegriffen worden, ihre parteiiſche und betrügeriſche Vertheilung, behauptete man, nicht die Forderung der Franzoſen, ſei der eigentliche Grund des unerträglichen Druckes; mehr als die franzöſiſche Regierung begehrt habe, ſei vom Rathe erhoben und zum eigenen Vortheil verwendet worden. Sommer griff dieſe Vorwürfe in einer 1797 von ihm herausgegebenen Flugſchrift auf, be-

ſchuldigte Rath und Schlüſſelherren ohne Weiteres der Betrügerei und bezeichnete „die Schickung“, eine ſeit Jahrhunderten beſtehende, aus den erſten Rathsherren gebildete, vorberathende Commiſſion, als verfaſſungswidrig. Zugleich veranlaßte er eine von fünfunddreißig Schneidern unterſchriebene Eingabe, in welcher vom Rathe Abſchaffung der Schickung und Berufung der Zünfte verlangt ward. Die Contributionscommiſſion verwahrte ſich in einer Denkſchrift vom 15. Juli entſchloſſen gegen dieſe Vorwürfe und ſetzte einen Preis von 100 Ducaten auf den Beweis der Wahrheit derſelben. Da Niemand Thatſachen nachzuweiſen vermochte, wurden ſelbſt die vierundvierziger Gaffelfreunde und die Zünfte beſtürzt. Sie hatten freilich ſeit Jahrhunderten heftig gegen den Rath gekämpft, aber ihr Kampf hatte ſich doch innerhalb der alten Verfaſſung auf Verbundbrief und Transfix bewegt und gleichſam ſelbſt mit zur Verfaſſung gehört. Nun griffen die Clubs nicht allein den Rath, ſondern auch Verbundbrief, Transfix, die ganze Verfaſſung und ſelbſt die Gaffelfreunde und Zünfte an. Schon 1795 hatte Biergans die Gaffelfreunde als Ariſtocraten und als Feinde der Volksſouveränetät bezeichnet, und 1797 hatten die Clubs und Sommer den Schlüſſelherren und Gaffelfreunden eben ſo wie dem Rath Betrug zum Vorwurf gemacht. Ohne Zögern traten nun Gaffelfreunde und der größte Theil der Zünfte auf Seiten des Rathes und erkannten die Richtigkeit ſeiner Rechnungen an. Von den fünfunddreißig Schneidern, welche die auf Abſchaffung der Schickung gerichtete Eingabe unterzeichnet hatten, erklärten am folgenden Tage fünfzehn, daß ihre Namensunterſchrift erſchlichen ſei und vierundneunzig andere Mitglieder der Schneiderzunft ſprachen ſchriftlich aus, daß ſie keine Beſchwerde gegen den Rath hätten und daß die Schickung verfaſſungsmäßig ſei. Der Rath faßte Muth und hatte, als er Criminalunterſuchung gegen Sommer und deſſen Anhänger verfügte, die Bürgerſchaft auf ſeiner Seite.

Der Verſuch Rethel's, Sommer's und ihrer Anhänger, den Rath durch Aufreizung der Bürger zu beſeitigen, war geſcheitert; ſelbſt der große Haufe zeigte ſich über die Gemeinheiten, welche Biergans ſich zu Schulden kommen ließ, empört und verhöhnte den entſprungenen Mönch. Rethel und

Sommer, gedrängt von den Clubs der Patrioten, ſahen, um den alten Rath zu ſtürzen, die Herrſchaft an die Föderirten zu bringen und die Erklärung für die cisrhenaniſche Republik hervorzurufen, kein anderes Mittel als die Gewalt. Die Stadt Cöln hatte das letzte Drittel der Contribution den franzöſiſchen Behörden nicht an dem beſtimmten Tage abgeliefert; unter dem Vorwande, die Zahlung ſichern zu müſſen, ließ Rethel am 22. Auguſt 1797 die vier Bürgermeiſter v. Hilgers, v. Heinsberg, v. Wittgenſtein und Dumont, die beiden Syndici und den Stimmmeiſter von Gensdarmen als Geiſel nach Bonn abführen, dort zunächſt in das gemeine Gefängniß ſetzen und dann in Privathäuſern ſcharf bewachen. Der Rath machte der Bürgerſchaft Cölns am 25. Auguſt in eindringlichen Worten die niedrige Behandlung ihrer Obrigkeit bekannt und bat möglichſt ſchnell die Contribution zuſammen zu bringen, damit den verderblichen Umwälzungen, welche die alte Verfaſſung, die Grundlage von Cölns Vorrechten und Gerechtſamen bedrohten, entgegen getreten werden könne. Rethel ſah in dieſem Erlaſſe des Rathes einen Verſuch zur Aufreizung der Bürger gegen die höhere Obrigkeit, verlangte am 28. Auguſt befriedigende Erklärung binnen vierundzwanzig Stunden und machte jedes einzelne Rathsglied perſönlich auch für die geringſte in Cöln ausbrechende Unruhe verantwortlich. Zugleich waren bereits am 26. Auguſt an allen Straßenecken Maueranſchläge, unterzeichnet: das Diſtrictsbureau der cisrhenaniſchen Conföderation, angeheftet, in welchen Cölns Bürger und das Landvolk aufgefordert wurden, ſich zu verſammeln und für die Gründung der Republik auszuſprechen. Da weder der Rath, obſchon ſeiner einflußreichſten und muthigſten Glieder beraubt, ſich einſchüchtern ließ, noch die Maueranſchläge irgend einen Erfolg hatten, zwang Rethel unter Drohungen die widerſtrebenden Zunftvorſteher, ihre zweiundzwanzig Gaffeln zu berufen, um neue Vierundvierziger zu wählen; in dieſen glaubte er willfährige Werkzeuge zur Beſeitigung des Beſtehenden und zur Einſetzung eines neuen Rathes zu finden. Die Wahlhandlung der Zünfte ward vom 31. Auguſt bis zum 2. September vorgenommen. Obſchon Sommer mit der Leitung derſelben beauftragt war und gegen

alles Herkommen nicht mündlich, sondern schriftlich gestimmt werden mußte, wurden nur drei Anhänger der Föderirten und neben ihnen einundvierzig Männer gewählt, welche redlich und fest an der alten Verfassung hielten. Schnell brachten nun die Bürger den Rest der Contribution durch freiwillige Zeichnungen zusammen, forderten ungestüm ihre in Bonn gefangen gehaltenen Rathsherren zurück und trafen Anstalten, sie in feierlichem Zuge zu empfangen.

Nachdem Sommer und Rethel erfahren hatten, daß sie den Sturz des alten Rathes und die Erklärung für die cisrhenanische Republik so wenig durch Neuwahl der Zunftabgeordneten, wie durch Aufreizung der Bürger herbeiführen könnten, ließen sie sich vom General Hoche zur unmittelbaren Anwendung der Gewalt ermächtigen. Am 7. September 1797 entsetzten sie den alten Rath und bildeten aus dreizehn von der Bonner Mittelcommission ausgesuchten Bürgern eine neue, bald darauf Municipalität genannte, oberste städtische Behörde, zu deren Präsidenten sie Kempis ernannten. Aber auch dieser allein durch die Franzosen besetzte Rath widerstrebte den cisrhenanischen Föderirten; er gab sich ihnen dann erst hin, als nach einigen Tagen Kempis und mehrere andere redliche und verständige Mitglieder zum Austreten veranlaßt worden waren, und dennoch war der Widerstand Cölns noch nicht gebrochen; in ihren Zunfthäusern traten die Bannerherren auf und stellten sich dem revolutionären Rathe entgegen. Die vier Muthigsten derselben wurden in's Gefängniß geworfen und alle Versammlungen der Zünfte und der Zunftkammern bei schwerer Strafe von den französischen Machthabern verboten. Nun hatten die cisrhenanischen Föderirten den Sieg in ihrer Hand. Am 17. September 1797 pflanzten sie auf dem alten Markte vor dem Rathhause den Freiheitsbaum auf und erklärten unter dem Donner der Kanonen und unter dem Jubelrufe der französischen Officiere, der neuen Municipalität und einer großen Menge Volks die alte Reichsstadt indépendante; das Ergänzungsprotocoll zu der Municipalitätssitzung vom 17. September beschrieb in breiter Ausführlichkeit den Verlauf des Festes. Unmittelbar nachdem die Cölner Conföderirten ihr Ziel erreicht hatten, suchten sie mit Bonn in

nähere Verbindung zu treten. Jahrhunderte hindurch hatten die Reichsstadt und die kurfürstliche Residenz sich gegenseitig mit Eifersucht und Mißtrauen betrachtet; nun ging eine Deputation Cölns in die Nachbarstadt und wohnte dort der Aufpflanzung des Freiheitsbaumes bei; Abgeordnete der Bonner Municipalität erschienen dagegen am 6. October, um die Aufmerksamkeit zu erwiedern, in Cöln; unter dem Rufe: es lebe die cisrhenanische Republik! wurden sie in den Rathssaal eingeführt und ihre Fahne zuerst an dem Cölner Freiheitsbaum, dann in dem Rathssaale aufgehängt.

Mit hastiger Eile ließen die Patrioten um dieselbe Zeit den Freiheitsbaum in einer Anzahl größerer und kleinerer Orte errichten, die cisrhenanische Republik von einer schreienden Menge anerkennen und zu deren Vertheidigung bewaffnete Haufen mit grünen Fahnen und in grüner Uniform bilden. Wüste Proclamationen sollten den tollen Spuk nach allen Seiten hin verbreiten. Ihr kennt das traurige Loos, heißt es in einem überall bekannt gemachten Maueranschlage, das Eurer wartet, wenn Ihr wieder unter das alte Joch kommen solltet. Eure Blutsauger, die Pfaffen und Amtleute, schreien freilich, wir seien Abgesandte des Teufels; hätten wir gesagt, daß Ihr Euch, wenn sich der Amtmann Schuhe aus Eurer Haut machen will, ruhig das Fell über die Ohren ziehen lassen müßtet, so wäre der Amtmann unser Freund; hätten wir gesagt, der Kirchenzehnte käme von Gott, so hätte Euer Pfaff geschwiegen. Da wir das aber nicht thun, so schimpfen und drohen sie; doch die Franzosen werden Euch und uns schützen. —

Ungeachtet des unablässigen durch die französischen Machthaber unterstützten Andrängens der Föderirten, erklärten sich dennoch, nach Angabe glaubwürdiger Zeitgenossen, auf dem ganzen linken Rheinufer nur etwa fünfzig Ortschaften, unter ihnen im Süden des Landes Neustadt, Türkheim, Kaiserslautern, im Norden Bergheim, Meckenheim, Rheinbach, für die cisrhenanische Republik. In mehreren dieser Gemeinden that sich aber zugleich ein heftiger Widerstand kund. Die Bergheimer Patrioten, welche am 28. October der Cölner Municipalität die Conföderationsfahne zur Schließung brüder-

licher Einigung und Freundschaft überbrachten, hatten, um die Altgesinnten ihres Städtchens überwältigen zu können, die Hülfe Rethel's in Anspruch nehmen müssen. In Rheinbach bedrängte als französischer Commissär der frühere Franziscaner Geich die dortigen Ackerbürger mit brutaler Gewalt; es war, wie Männer, die ihn noch oft gesehen hatten, erzählen, ein kleiner Kerl mit krummen Beinen und verschmitztem Gesicht; in seinem runden Amtshute mit halb aufgeschlagenem Rande und der großen cisrhenanischen Cocarde unruhig umherspringend, sah er aus wie ein Hanswurst; sein ganzes Leben hindurch blieb er ein pfiffiger Taugenichts, der sich als Winkeladvocat umhertrieb, die Bauern aneinander hetzte und viele Jahre später elend und verkommen in Bonn starb. Als er 1797 in Rheinbach amtlich hatte drucken lassen, daß nur die Unsittlichkeit der Großen und der reichen Pfaffen das Volk am Rhein in das tiefe Elend gestürzt hätten, erschienen so heftige Gegenschriften, daß Geich am 14. September bekannt machen ließ, Jeder, welcher Schandschriften gegen die Republik und namentlich die Verleumdung: Gegenaufruf an die Bewohner des linken Rheinufers, verbreite, werde sogleich festgenommen und abgeführt werden. In Meckenheim, einem kleinen, damals überaus abgelegenen Ackerstädtchen, hatte der Rath den Muth, dem Verwalter des Canton Bonn, Bürger Hamecher, am 21. September 1797 offen zu erklären: wir sind aufgefordert, bei Errichtung des Freiheitsbaumes zu erscheinen und eine republikanische Regierungsart anzuerkennen; gleich wie aber alle Bürger ihre Unzufriedenheit über eine neue Landesverfassung geäußert und sich geweigert haben, zu erscheinen, so tragen auch die Rathsglieder Bedenken, dem Freiheitsfeste beizuwohnen. Unsere alte Regierungsart kennen wir und lebten ruhig und zufrieden; noch erinnern wir uns, als unser gnädigster Landesfürst nach dem schrecklichen Brande des hiesigen Städtchens wie ein Vater unter seinen Kindern in unserer Mitte stand. Diese Auftritte werden wir nie vergessen, und wenn es uns nicht mehr erlaubt sein kann, unter unserer vorigen Verfassung und unserem gnädigsten Landesherrn zu leben, so entsagen wir unserer Freiheit, doch nicht unserem Dankgefühl, und erklären, daß wir uns derjenigen Re-

gierungsart unterwerfen, welche Zeit und Umstände über uns bestimmen. —

Während an den kleineren Orten der Widerstand gegen die Föderirten, nachdem diese mit französischer Hülfe sich der Gewalt bemächtigt hatten, nachlassen mußte, setzte sich in Coblenz, Cöln und Bonn der Kampf fort, auch als die städtischen Behörden nur, oder doch fast nur aus cisrhenanischen Patrioten gebildet wurden. Die Bürgerschaft von Coblenz übersandte am 9. October 1797 der Mittelcommission eine Eingabe, in welcher es heißt: Auf schon längst gedrohte Veranlassung der sogenannten föderirten Cisrhenaner wurde unsere herkömmliche Stadtverfassung verdrängt und die erledigten Stellen mit Anhängern der Föderirten ausgefüllt, zu denen wir kein Vertrauen haben. Was wir in unserer alten Regierungsform sind, wissen wir, und unser armes Vaterland bebt vor einer cisrhenanischen Abänderung voll Schrecken zurück. Der Friede ist nahe; er entscheidet unser Loos. Unser Kurfürstenthum ist ein Theil des deutschen Reiches, ohne Verletzung unserer Pflichten können wir uns von demselben nicht trennen. Wir bitten um die Erhaltung unseres herkömmlichen Zustandes; das ist unser einziger Wunsch; gleiche Gesinnung herrscht auf dem Lande; wir bitten, unsere Landesverfassung aufrecht zu halten, unsere herkömmlichen Obrigkeiten wiederum einzusetzen und die gesetzliche Freiheit, Meinungen ruhig mitzutheilen, zu sichern.

Auf dieses Gesuch, gegen welches sich, nach Versicherung der Unterzeichner, nur acht eigentliche Bürger erklärt hatten, antwortete am 14. October Shée, der Präsident der Mittelcommission: Nie waren wir gesinnt, eine Aenderung der alten Verfassung zu erzwingen. Die Abänderung unter den Gliedern der Regierung und des Stadtraths waren von General Hoche angeordnet, weil die genannten beiden Stellen ihre Verbindlichkeit gegen die französische Republik überhaupt und insbesondere die Entrichtung der Contribution versäumten. Gruß. Shée. Als diese Antwort in Coblenz bekannt ward, mußten sich die Föderirten auf öffentlicher Straße schimpfliche Begegnung gefallen lassen, und nur durch französische Truppen ward Rathhaus und Municipalität am 18. October vor

der Ueberwältigung durch große, heftig aufgeregte Volkshaufen geschützt.

In Cöln hatte die neue Municipalität, in welcher zur Hofen den Vorsitz führte, am 19. September 1797 der republikanischen Verfassung den Eid der Treue abgelegt und am 27. September bekannt gemacht, daß sie die so lange verkannten Grundsätze der wahren Democratie von nun an in Ausübung bringen, die Würde des Menschen ehren und jede Einrichtung aufheben werde, welche bisher die Bürger in ein knechtisches Verhältniß zu ihren Verwaltern gesetzt hätte. Indessen wagte die Municipalität, obschon sie sich von der alten städtischen Verfassung und von dem Zusammenhange mit dem deutschen Reiche losgesagt hatte, auch jetzt noch nicht, den Eid auf die cisrhenanische Republik oder das Tragen der cisrhenanischen Abzeichen von den Cölnern zu fordern. Am 22. September waren zwar die Bürger eingeladen, sich am Freiheitsbaum zu versammeln, aber nicht um der cisrhenanischen Republik, sondern um der unabhängigen Republik Cöln Treue zu geloben, und dennoch fanden sich, ungeachtet dieser vorsichtigen Beschränkung, nur einige wenige Menschen ein; so laut murrten die Zünfte, daß, um ihren Widerstand zu brechen, die Machthaber jede Zusammenkunft derselben bei scharfer Strafe verboten.

In Bonn bemühte sich citoyen Eschweiler, Präsident der Municipalität, Robespierre's Rolle zu spielen; er gründete einen Volksclub und räumte ihm den Rathhaussaal ein; er ließ durch den Platzcommandanten jede Versammlung der Zünfte als gefährlich für die republikanische Regierung verbieten; er gab den Rathsprotocollen und Erlassen die Ueberschrift: erstes Jahr deutscher Freiheit, und fügte der christlichen Zeitrechnung die Worte „alten Styles" hinzu; er untersagte bei schwerer Strafe jede Zusammenkunft der Bürger außerhalb des Volksclubs, gebot das Tragen der cisrhenanischen grün-weißen Cocarde, „jenes Zeichen ehrwürdiger Männer, welche für das Glück der Menschheit ohne eigennützige Absichten Bedacht nehmen;" er stellte geprüfte Patrioten, Männer von Muth und Feuer, an, zog den Procurator Kill zur Criminalunterfuchung, weil er contrerevolutionäre Zusammenkünfte veranlaßt

habe, und bezeichnete Bertrams, den einzigen Mann der Municipalität, welcher sich nicht furchtsam fügte, der Intermediärcommission als gefährlichen Anhänger des aufgehobenen aristocratischen Raths, indem er zugleich Beschuldigungen gegen ihn aussprach, die sich später als Verleumdungen erwiesen. Da Bertrams in Folge dieser Anklage am 31. October als öffentlicher Feind der guten Sache aller seiner Aemter entsetzt ward, glaubte Eschweiler ohne Scheu seinen Gewaltgelüsten folgen zu können, aber nun machte sich die Erbitterung der Bürger gegen ihn und gegen die cisrhenanische Republik in ungeordneter Weise Luft; an den Kirchthüren, an den Straßenecken wurden zur Nachtzeit aufreizende Anschläge angeheftet; in einer anonym erschienenen Flugschrift: „alphabetisches Verzeichniß der in der kurfürstlichen Residenzstadt Bonn wohnenden Freiheitsschwärmer, Vaterlandsverräther und Stifter der verunglückten cisrhenanischen Republik" wurden Männer und Frauen nach Namen, Gewerbe und Hausnummer aufgeführt und mit derben, oft rohen Beiworten kurz beurtheilt. Jeder, welcher sich mit der cisrhenanischen Cocarde zeigte, setzte sich auf offener Straße wörtlichen und thätlichen Beleidigungen aus; die Schützengesellschaft verbreite, klagte Eschweiler, Lügen und Verleumdungen gegen die Föderirten, den Kaufkrämern habe der dumme aristocratische Sprudel den Kopf zerrüttet, Bürger und Bauern hielten Abends bei dem Glaser Baader geheime Zusammenkünfte, um dem Magistrat hinderlich zu sein; am hellen Tage sei Michel Boll in den Straßen erschienen, habe sich trunken gestellt und versucht, das Volk von republikanischer Gesinnung abzuleiten. Als Eschweiler den städtischen Beamten die cisrhenanische Cocarde zu tragen befahl, legten alle Quadratauffsichter, die meisten Thorschreiber und alle Rathsdiener, bis auf Einen, ihr Amt nieder. Die Stärke und die Allgemeinheit des Widerstandes machte auch die französischen Machthaber bedenklich; Eschweiler ward, als er am 4. November einen Bürger, weil derselbe ihn höhnisch angelacht habe, auf vierzehn Tage zum Zuchthaus bei Wasser und Brod verurtheilt hatte, noch an demselben Tage aus seinem Amte entfernt und bald darauf Bertrams wieder in die Municipalität eingeführt.

Als Görres die vergeblichen Anstrengungen der Föderirten, auch nur einen einzigen größeren oder kleineren Ort für die cisrhenanische Republik zu erwärmen, sich überdachte, rief er in bitterem Unmuthe aus: Sechs Monate sind jetzt seit jenem Augenblicke verflossen, in welchem der Geist der Freiheit endlich bei uns sein Haupt erhob, in welchem wir öffentlich hervortraten und der guten Sache ohne Hehl und ohne Scheu das Wort sprachen. Unter widrigen Adspecten begannen unsere Operationen. Die anhaltenden Leiden eines blutigen Krieges hatten den Geist unserer Nation bis zum Sclavensinn herabgebeugt; Freiheit war ihr verhaßt, weil sie die Person nicht von der Sache, einzelne Räuber bei der Frankenarmee nicht von der ganzen Masse dieser braven Krieger zu unterscheiden wußte. Die letzten Funken von Patriotismus erstickte die dem Anschein nach in den Friedenspräliminarien stipulirte Reichsintegrität. Selbst Männer von hellem Kopfe konnten sich so weit erniedrigen, daß sie, um sich die Gunst ihrer Fürstenpfaffen zu erschranzen, ihre Talente und ihr Ansehen mißbrauchten, gegen die Sache der Freiheit cabalirten und unsere Anstrengung für dieselbe fruchtlos machten. Ihr sahet selbst die Unannehmlichkeiten ohne Zahl, die wir duldeten; niedrige Pasquillanten haben uns verleumdet, feile Zeitungsschreiber uns verdächtig zu machen gesucht, die Glieder des Reichstages sogar uns erkaufte Unruhestifter gescholten. — Zwar fügte Görres dann, wie siegesstolz, hinzu: jetzt weht in den Hauptstädten unseres Vaterlandes (nämlich des linken Rheinufers) die Fahne der Freiheit; die Magistrate derselben sind mit Patrioten von Muth und Energie besetzt, die nicht, wie ihre ränkesüchtigen Vorgänger, sich in einen dichten Nebel hüllen, sondern ihre Geschäfte unter dem wachenden Auge ihrer Mitbürger abthun. Dort, wo aristocratische Agenten den Sturz der alten Regierungen noch verhinderten, sind diese meistens schüchtern gemacht und wagen nicht mehr so ungescheut, wie vorher, dem Republikanismus Hohn zu sprechen und das Land auszusaugen; Volksgesellschaften beginnen, mit Erfolg liberale Grundsätze über die Masse des Volks zu verbreiten und den Samen zur künftigen reichlichen Erndte auszustreuen. —

Die Erfolge indeſſen, von denen Görres ſprach, waren doch nur Erfolge der franzöſiſchen Gewalthaber und die Umwandlung der Volksſtimmung nur Gebilde ſeiner fliegenden Phantaſie. Daß trotz aller Anſtrengungen der kecken, wild aufgeregten jungen und der ſchlau rechnenden älteren Männer keine Gemeinde des linken Rheinufers für Gründung der cisrhenaniſchen Republik ſich begeiſtert hatte, ward für alle erkennbar, als im November 1797 die franzöſiſche Republik verſtändlich genug zeigte, daß das linke Rheinufer nicht ſelbſtſtändige Republik, ſondern Beſtandtheil Frankreichs werden ſollte.

Drittes Capitel.

Das linke Rheinufer unter Verwaltung der franzöſiſchen Gouvernementscommiſſäre.

11. December 1797 bis 23. September 1802.

I.

Die Durchführung der franzöſiſchen Herrſchaft und Geſetzgebung auf dem linken Rheinufer.

Während die franzöſiſchen Beamten und Generale am Rhein die Verſuche zur Gründung der unabhängigen cisrhenaniſchen Republik begünſtigten, verlangten die revolutionären Gewalten in Paris immer entſchiedener die Vereinigung des ganzen linken Rheinufers mit Frankreich. Sieyes zuerſt, wie es ſcheint, hatte 1793 den Rhein als die natürliche Grenze Frankreichs bezeichnet; bald nach der militäriſchen Beſetzung des linken Rheinufers ward im September und December 1794 die Frage, ob Frankreich ſich daſſelbe einverleiben ſolle oder nicht, ausführlich im Wohlfahrtsausſchuß verhandelt; die Friedensſchlüſſe mit Preußen, Heſſen, Württemberg und Baden 1795 und 1796 ließen kaum noch einen Zweifel darüber, daß das Reich ſich zur Abtretung werde entſchließen müſſen, und die Zugeſtändniſſe Oeſterreichs im Frieden von Campoformio,

17. October 1797, ermuthigten die Franzoſen, das ganze linke Rheinufer, noch bevor die Verhandlungen mit dem deutſchen Reiche auch nur eröffnet waren, als franzöſiſche Provinz zu behandeln; das Directorium wollte die Geſetze und Einrichtungen des militäriſch eingenommenen Landes beſeitigt und die Geſetze und Einrichtungen des revolutionären Frankreichs eingeführt wiſſen. Am 4. November 1797 wurde Rudler zum Gouvernementscommiſſär aller Länder zwiſchen Rhein und Maas und Rhein und Moſel ernannt, um als höchſter Beamter dieſelben zu regieren und in franzöſiſcher Weiſe nicht allein zu verwalten, ſondern auch zu organiſiren. Am 5. December langte Rudler in Cöln, am folgenden Tage in Bonn und während der zweiten Woche des Januar 1798 in Mainz an, wo er ſeinen amtlichen Wohnſitz nahm. Nach ihm ward vom 26. März bis zum Auguſt 1799 Marquis Gouvernementscommiſſär; als die Umwälzung des 30. Prärial (18. Juni 1799) Sieyes an die Spitze der Geſchäfte gebracht hatte, trat von Auguſt bis Ende December 1799 der rückſichtslos durchgreifende Lakanal an Marquis' Stelle, mußte aber, nachdem in Folge der Umwälzung vom 18. Brumaire (9. November 1799) das Directorium geſtürzt und die Conſularregierung eingetreten war, ſein Amt dem vormaligen Präſidenten der Bonner Mittelcommiſſion, dem alten gutmüthigen, aber trägen und ſchwachen Shée übergeben, in deſſen Namen der Gouvernementsſecretär Dugrefeuille die Geſchäfte führte. Auf Shée folgte von September 1800 bis Ende Februar 1802 Jollivet, ein dürrer, hölzerner Finanzmenſch von beſonderer Raubſucht, wie ſeine Zeitgenoſſen klagten. Obſchon auf Grund des Lüneviller Friedens vom 9. Februar 1801 der Conſularſchluß über Einverleibung des linken Rheinufers am 9. März erlaſſen und am 3. April unter großer Feierlichkeit publicirt ward, ſo blieb die abgeſonderte Verwaltung der vier rheiniſchen Departements durch einen Gouvernementscommiſſär in Mainz dennoch beſtehen. Auf Jollivet folgte Ende Februar 1802 Jeanbon St. André. Der Conſularbeſchluß vom 30. Juni 1802 ſtellte aber die vier rheiniſchen Departements den franzöſiſchen gleich; das bisherige Amt des Gouvernementscommiſſärs ward aufgehoben und die franzöſiſche

Gesetzgebung und Verwaltung fand auf dem linken Rheinufer unmittelbare Anwendung.

In den fünf Jahren, welche von der Ankunft Rudler's bis zur Gleichstellung der vier rheinischen Departements mit den französischen verflossen, ward die Umwälzung aller Rechtszustände nicht nur begonnen, sondern auch vollendet.

Neun Erzbischöfe und Bischöfe, sechs Aebte, der deutsche Orden, der Johanniterorden, sechs und siebenzig Fürsten und Grafen, vier Reichsstädte und viele Reichsritter hatten auf dem linken Rheinufer vor dessen Besetzung durch französische Truppen landeshoheitliche Rechte inne gehabt; sie Alle ohne Ausnahme waren vertrieben und mit ihnen zugleich hatten nicht nur die bisher herrschenden Classen: Clerus und Adel, sondern auch die städtischen und die gutsherrlichen Obrigkeiten ihre gesammte Stellung verloren. Der Adel, welcher sich fast ausschließlich im Besitz aller Glanz, Geld und Macht gewährenden Civil- und Militär-Aemter befunden hatte, war bei Annäherung der Franzosen, mit einzelnen Ausnahmen, entflohen. Schon am 5. April 1795 hob die Centralverwaltung alle Prärogative, Exemtionen und Privilegien desselben, auch in Beziehung auf Abgaben und öffentliche Lasten jeder Art, auf, und die am 26. März 1798 für das linke Rheinufer erfolgte Publication der Decrete vom August und September 1789 über Aufhebung der Feudalrechte und das décret vom 18. Juni 1790, qui abolit la noblesse héréditaire et les titres de prince, de duc, comte, marquis et autres semblables, nahm dem Adel nicht nur die gutsherrlichen Rechte, insbesondere Gerichtsbarkeit, Polizei, Jagd, Zehnten und Frohnen, sondern auch die früheren Titel. Das am 6. Mai 1798 für das linke Rheinufer bekannt gemachte Decret vom 14. November 1792, qui abolit les substitutions, entzog seinen Besitzthümern die fideicommissarische Eigenschaft. Wie der Adel, verlor der Clerus die Vorrechte, welche er besessen, und zugleich die reichen Einkünfte und die einflußreichen Sinecuren früherer Zeit. Nicht weniger, als der Rücktritt des Adels und höheren Clerus aus der bisher von ihnen eingenommenen Stellung, wirkte die Hebung der seit vielen Jahrhunderten hart bedrängten Bauern auf die Umgestaltung der politischen, kirchlichen und socialen

Verhältniſſe ein. Die Publication der franzöſiſchen Geſetze vom Auguſt und September 1789 machte 1798 auch die wenigen Leibeigenen des linken Rheinufers frei, verwandelte durch Aufhebung der lehensherrlichen und gutsherrlichen Rechte viele Güter, an welchen den Bauern bisher nur ein erbliches Nutzungsrecht zugeſtanden hatte, in Eigenthum und befreite dieſelben zugleich von den hergebrachten bäuerlichen Laſten, insbeſondere von Zehnten und Frohnen, von gutsherrlicher Jagd und Fiſcherei.

Jedes Band, welches die jetzt citoyens gewordenen Landſaſſen politiſch zuſammen gehalten hatte, zerriß; auch nicht ein einziger geiſtlicher oder weltlicher, reichsſtädtiſcher oder reichsritterlicher Landesherr erhielt ſich auf dem linken Rheinufer. Die Behörden und Beamten derſelben waren zugleich mit allen bisherigen Obrigkeiten der Städte und Dörfer durch Rudler's Reglement vom 23. Januar 1798 beſeitigt; das Decret vom 26. März 1798 hob die Immunen auf, die Landſtände hatten ſchon ſeit der militäriſchen Beſetzung des Landes thatſächlich ihre Stellung verloren.

Nachdem jede rechtliche Verſchiedenheit und jeder politiſche Zuſammenhang unter den Bewohnern des linken Rheinufers verſchwunden war, ſollte die Summe gleicher Individuen in eine Lage gebracht werden, welche es der franzöſiſchen Republik möglich machte, ſie unbedingt zu beherrſchen und zu beſteuern. Zu dieſem Zwecke war am 4. November 1797 der Gouvernementscommiſſär als höchſter Beamte des eroberten Landes eingeſetzt, nach unten ein unumſchränkter Herr, nach oben ein willenloſes Werkzeug der jezeitigen Gewalthaber in Paris. Am 23. Januar 1798 theilte der Gouvernementscommiſſär Rudler das linke Rheinufer in vier Departements: Roer, Hauptort Aachen; Saar, Hauptort Trier; Rhein und Moſel, Hauptort Coblenz; Donnersberg, Hauptort Mainz. Jedes Departement zerfiel in Cantons, jeder Canton in Communes. Da die Behörden, welche die Conſtitution vom 22. Auguſt 1795 für Frankreich angeordnet hatten, ſich nach Rudler's Verwaltungsordnung vom 23. Januar 1798 auch auf dem linken Rheinufer finden ſollten, ſo ſtand an der Spitze jedes Departements, jedes Canton und jeder Commüne ein von den Wahlverſamm-

lungen beſetztes Collegium, welchem nur ein vom Directorium in Paris ernannter Commiſſär beitrat. Aber ſchon das am 17. Februar 1800 für Frankreich erlaſſene und am 14. Mai 1800 für die rheiniſchen Departements publicirte Geſetz, welches das Land in Departements, Arrondiſſements und Municipalitäten theilte, ordnete ſtatt der gewählten Collegien Einzelnbeamte an, welche von der Regierung ernannt wurden und unter dem Namen Präfecten, Sousprafecten und Maires die geſammte Verwaltung der Bezirke, an deren Spitze ſie ſtanden, führen ſollten.

Da bis zu dem Conſularbeſchluß vom 23. September 1802 in den vier rheiniſchen Departements alle Beamte auf das Strengſte dem oft wechſelnden Gouvernementscommiſſär in Mainz untergeordnet blieben, ſo lag das Geſchick des Landes faſt ausſchließlich in der Hand dieſes nach unten allmächtigen Beamten.

Rudler, ein Elſaſſer von Geburt, verſtand doch wenigſtens die Landesſprache, aber ſchon Marquis, ſein nächſter Nachfolger, war des Deutſchen durchaus unkundig. Bereichern wollten ſich, vielleicht mit Ausnahme von Shée, alle Gouvernementscommiſſäre, und alle mußten den oft wechſelnden Generalen die Mittel zugeſtehen, deren dieſelben bedurften, um das Land, welches ſie mit leeren Taſchen betraten, nicht arm zu verlaſſen. Die vielen Beamten, welche Alles und Jedes zu regieren hatten, ſollten allein vom Gouvernementscommiſſär ernannt werden; ungewöhnliche Erfahrung und ungewöhnliche Redlichkeit derſelben war in einer Zeit, welche Verſuchungen aller Art und insbeſondere die Gelegenheit, ungeſtraft zu ſtehlen und zu betrügen, mit ſich führte, dringendes Bedürfniß; zur Befriedigung deſſelben aber zeigte ſich keine Ausſicht. Eine große Zahl dienſtunfähig gewordener Officiere der Revolutionsarmee ſollte durch Anſtellungen, namentlich im Forſtweſen, von dem ſie nichts verſtanden, abgefunden werden; eine Menge unwiſſender, abenteurender Menſchen, welche in den neugewonnenen Landen reich werden wollten, hatte ſich im Gefolge der franzöſiſchen Heere eingefunden und verlangte, obſchon unbekannt mit der Sprache, mit den Sitten und Gebräuchen des Landes, höhere oder niedere Aemter als Belohnung für ihre der Republik

wirklich oder vorgeblich geleisteten Dienste. Ihnen schlossen sich Deutsche, namentlich viele Clubisten und auch Manche an, welche den Franzosen als Spione gedient hatten und sich nun ungestraft für die vielfach erfahrene wohlverdiente Verachtung rächen konnten.

Ein lebhaftes, aber wahres Bild der damaligen Zustände entwarf Görres mit den Worten: Das Directorium behandelte die vier Departements als ebenso viele Paschaliks, die es seinen Janitscharen Preis gab und in denen es seine Günstlinge ansiedelte. Mit empörender Wegwerfung wurden alle Reclamationen der Einwohner auf die Seite geschoben, Alles mit Geflissenheit, wie es schien, hervorgesucht, was nur irgend das Selbstgefühl derselben auf das Tiefste kränken und verwunden konnte. Von den Gerichten, wie von den Verwaltungsbehörden, ward der Raub zur Religion geheiligt und als toleriter Cultus getrieben. Der republikanischen Grundsätze ward nur gedacht, wenn sie Gewaltthätigkeiten beschönigen sollten; politische Gaukeleien mußten uns für Alles entschädigen. — So groß waren die Uebelstände, daß Shée, obschon selbst Franzose, unmittelbar nach seiner Ernennung zum Gouvernementscommissär, den Minister unumwunden auf die verderblichen Folgen der Anstellung so vieler unzuverlässigen oder dem Lande völlig fremden Menschen aufmerksam machte. Ich liebe die Ruhe, sagte Shée um dieselbe Zeit zu Görres, und mir behagt die Einsamkeit am Meisten; fährt man fort, die vier Departements in so widersinnigem Geiste zu behandeln, so werde ich hingehen, woher ich gekommen bin. — Eine Aenderung aber erfolgte dennoch auch unter seiner Amtsführung nicht; vielmehr wurden im Juni 1802, als die Präfecturverwaltung eintrat, nur Franzosen zu Präfecten und fast nur Franzosen zu Unterpräfecten ernannt. Maire dagegen in den Municipalitäten wollte kein Franzose werden, denn das Amt desselben war unbesoldet; in den Städten, wie in den Dörfern, verwalteten daher ohne Ausnahme Deutsche als Localobrigkeit die örtlichen Angelegenheiten, aber diese von den Fremdherrschern wenig beachtete Thatsache übte nicht den großen politischen Einfluß, der sich wohl hätte erwarten lassen. Unter allen maires nämlich der vier Departements und namentlich

unter denen des Rhein- und Mosel-Departements konnten nur sehr Wenige in der französischen Sprache, welche für alle amtliche Verhandlungen zur Anwendung kam, einen Bericht abfassen oder auch nur sich verständlich machen; sie sahen sich daher genöthigt, den mündlichen und schriftlichen Verkehr mit den näheren und ferneren Vorgesetzten, welche selten ein deutsches Wort verstanden, ihren besoldeten aus der untersten Classe der Fremdlinge genommenen Schreibern zu überlassen und sich auf die Unterzeichnung der Vorlagen zu beschränken, deren Inhalt sie in sehr vielen Fällen nicht zu errathen vermochten. Ohne Kenntniß der Lebensverhältnisse und Bedürfnisse des Landes, welche ihnen nur durch die deutschen Maires hätte verschafft werden können, mußten die Präfecten und Unterpräfecten ihren Bezirk verwalten.

Unterstützt durch höhere und niedere Werkzeuge dieser Art führte das Directorium und seit dem December 1799 das Consulat die Umgestaltung des linken Rheinufers durch. Die französischen Gesetze hatten zwar bis zum 23. September 1802 keine Geltung auf dem linken Rheinufer, wenn sie nicht ausdrücklich für dasselbe publicirt waren. Rudler aber erhielt, als er im November 1797 Gouvernementscommissär ward, das Recht, die Publication derselben ganz oder theilweise, verändert oder unverändert, nach freiem Ermessen für die seiner Leitung übergebenen Lande anzuordnen. Um die Gebiete der sieben und neunzig Reichsstände und der vielen unmittelbaren Ritter in vier französische Departements zu verwandeln, schien den Gouvernementscommissarien schon während der Jahre 1798 und 1799 eine solche Menge reglementarischer Verfügungen, deren Jede die früheren und späteren dasselbe Verhältniß berührenden Gesetze Frankreichs zusammenfaßte, nothwendig, daß sie zwölf starke Bände füllten. Für die Jahre 1800 und 1801 traten dann noch hundert Bülletins hinzu. Alle diese Gesetzeszusammenstellungen warfen zwar Heilsames und Verderbliches, Altes und Neues, Ordnungen, welche sich im Laufe einer langen Geschichte erzeugt, und Bestimmungen, welche ihren Grund nur in dem augenblicklichen Bedürfnisse der Revolutionsjahre hatten, in buntem Gemenge durcheinander, aber in den Rheinlanden wirkten sie schon deshalb ohne Ausnahme um-

wälzend, weil ſie an die Stelle der großen durch Geſchichte und Oertlichkeit, Willkür und Zufall hervorgerufenen Verſchiedenheiten überall den Inhalt derſelben franzöſiſchen Vorſchriften ſetzten.

Die Reglementarverfügung vom 23. Januar 1798 hob die beſtehenden Gerichte auf und ordnete, ſtatt derſelben, die durch die franzöſiſche Verfaſſung von 1795 vorgeſchriebenen Criminalgerichte mit Geſchworenen, die Zuchtgerichte, die Friedensgerichte und die Civilgerichte an, welche die auf der ordonnance von 1667 ruhende Gerichtsordnung erhielten; am 21. März 1798 ward das franzöſiſche Criminalgeſetzbuch von 1795 und das franzöſiſche Verfahren in Polizei-, Corrections- und Criminal-Sachen, am 30. März der Gebrauch der franzöſiſchen Sprache für alle gerichtlichen Handlungen eingeführt; am 1. September 1802 aber trat ſchon wieder eine neue Juſtizorganiſation ein, dieſelbe, welche in Frankreich bereits ſeit dem 18. März 1800 galt. Die Beſtimmungen der Jahre 1798 und 1800 übertrugen auch die geſammte damalige Verwaltung Frankreichs auf die vier rheiniſchen Departements, aber ſchwerlich haben Handel und Gewerbe, Forſten und Bergbau, Land- und Waſſerſtraßen, Armen- und Gefängnißweſen unter den Gouvernementscommiſſären auch nur in einzelnen Beziehungen eine erträglichere Geſtalt gewonnen, als ſie in der Zeit vor dem Einrücken der Franzoſen beſaßen.

Das Unterrichtsweſen ward durch Rudler's Beſchluß vom 28. April 1798 gänzlich umgewälzt. Derſelbe hob alle Elementarſchulen, alle Gymnaſien, ſowie die vier Univerſitäten zu Cöln, Bonn, Trier und Mainz auf und ſetzte an Stelle der Elementarſchulen die Primärſchulen, an Stelle der Gymnaſien die Centralſchulen, an Stelle der Univerſitäten die Specialſchulen für Juriſten und Aerzte, denen ein Profeſſor der Aſtronomie und Landwirthſchaft beigegeben ward. Während früher aller Unterricht von Mönchen oder doch von Prieſtern ausgegangen war, wurden jetzt alle Lehranſtalten jeder geiſtlichen Aufſicht entzogen und zuerſt den Gemeindeagenten, dann den Maires untergeordnet, welche nur ausnahmsweiſe den wiſſenſchaftlich gebildeten Lebenskreiſen angehörten. Religionsunterricht und theologiſche Vorträge blieben grundſätzlich überall

ausgeſchloſſen; ein Verwaltungserlaß vom November 1798 eröffnete den Bewohnern des Departements Donnersberg: die öffentlichen Lehranſtalten müſſen die Feſſeln abwerfen, die in der ſchrecklichen Nacht von Vorurtheilen und Barbarei auf dem Menſchengeſchlechte gelaſtet haben. Die Republik begünſtigt keine Secte, will aber auch keine beleidigen. Die Theologie, welche ſich mit der beſonderen Vorſtellungsart dieſer oder jener Secte beſchäftigte, das Canoniſche Recht und das Lehnrecht ſind vernichtet, und dieſe Studien müſſen durch andere, welche von allgemeinem Nutzen und Intereſſe ſind, erſetzt werden. — In den Primärſchulen ſollte franzöſiſche und deutſche Sprache, Rechnen, Geſchichte und Geographie, republikaniſche Moral und Kunde der franzöſiſchen Maße und Gewichte, in den Centralſchulen außer dieſen Fächern: Naturgeſchichte, Mathematik, Phyſik, ſowie alte Sprachen und franzöſiſche Geſetzgebung gelehrt werden; die Rechtsſchulen hatten für Naturrecht, politiſche Wiſſenſchaft und franzöſiſches Recht je einen Lehrer, die mediciniſchen Schulen ſechs Lehrer für die verſchiedenen Fächer. Einzelne Centralſchulen ſollen nicht ſchlecht geweſen ſein, Primärſchulen fanden ſich aber nur ausnahmsweiſe, weil es an Geld und Lehrern fehlte.

Tiefer eingreifend noch als die Umwälzungen in Schule, Verwaltung und Gericht wirkte die durchaus neue Stellung, welche die katholiſche Kirche erhielt, auf die geſammten Lebenszuſtände ein. In Frankreich hatte die grollende Abneigung der conſtituirenden Verſammlung gegen die Einrichtungen wie gegen die Prieſter der katholiſchen Kirche ſich in der geſetzgebenden Verſammlung bis zur frechen Verhöhnung der chriſtlichen Wahrheiten und in dem Nationalconvent bis zu wüſten Schändungen des kirchlichen Lebens und bis zum wilden, fanatiſchen Haß gegen alle Religion geſteigert; am 10. November 1793 ward das Feſt der Vernunft, am 8. Juni 1794 das Feſt des höchſten Weſens gefeiert; der Höhepunct der kirchen- und religionsfeindlichen Stimmung war erreicht; mit dem Ende der Schreckensherrſchaft ließen die Gewaltſamkeiten nach und das linke Rheinufer erfuhr, als es im Herbſte 1794 von franzöſiſchen Truppen beſetzt ward, auch in der erſten wilden Zeit nie eine Chriſtenverfolgung und nie eine

Hinderung des Gottesdienstes. Auch wurde weder das Gesetz über die kirchliche Verfassung vom 12. Juli 1790, noch das Cultusgesetz vom 21. Februar 1795 in den vier rheinischen Departements publicirt. Dennoch aber war die Aenderung, welche in dem kirchlichen Gesammtzustand eintrat, eine unermeßlich große. Seit Jahrhunderten hatten die Wirkungen der Priesterherrschaft, unter welcher die Länder des linken Rheinufers gestanden, alle Lebenskreise und alle Lebensverhältnisse durchdrungen; seit Jahrhunderten hatten alle politischen, alle kirchlichen, alle socialen Zustände und Einrichtungen das unbedingte und ausschließliche Recht der katholischen Kirche zur Voraussetzung gehabt. Nun ward am 1. Mai 1798 angeordnet, daß kein Cultus, also auch nicht der katholische, irgend eine Ceremonie außerhalb der kirchlichen Gebäude vornehmen dürfe, und die Verfügung vom 16. August 1798 gab jedem Cultus gleiche Rechte und gleichen Schutz wie dem katholischen. Seit vielen Jahrhunderten waren es katholische Bischöfe gewesen, welche die weltliche Regierung des Landes führten, der Clerus in allen seinen verschiedenen Abstufungen hatte die herrschende Classe gebildet und alle bedeutenden Aemter an den landesherrlichen Höfen, in der Verwaltung und an den Gerichten inne gehabt. Jetzt hatten die Bischöfe und mit ihnen alle höheren geistlichen Würdenträger die Flucht ergriffen, ihre weltlichen und geistlichen Aemter waren beseitigt; nur die niederen Geistlichen blieben im Lande und diese stellte eine Verfügung vom 4. December 1798 unter polizeiliche Aufsicht. Mit besonderer Strenge überwachte und behandelte die republikanische Regierung die Orden jeder Art; aus Trier schickte sie den größten Theil der Augustiner wegen Erregungen von Unzufriedenheit über den Rhein und den Franziscanerguardian in Bliescastel verurtheilte sie zur Deportation nach Cayenne. In Folge einer aus Aachen erhobenen Beschwerde wurde schon am 7. Januar 1798 allen Ordensoberen die Auferlegung von Freiheitsstrafen strenge untersagt und verfügt, daß in allen Klöstern die Gefängnisse abgebrochen oder doch alle auf deren bisherigen barbarischen Gebrauch sich beziehende Einrichtungen gänzlich zerstört werden sollten. Noch im Laufe des Jahres 1798 wurde jedem Mönche und jeder Nonne der

Austritt aus dem Orden freigestellt und statt des bisherigen Unterhalts ein vom Kloster zu zahlendes Jahrgeld verheißen; dagegen durfte kein Orden Novizen aufnehmen und kein Orden sich von früher bereits aufgenommenen die Gelübde ablegen lassen. Das allmälige Eingehen der Klöster stand daher für eine nicht ferne Zukunft bevor, aber die Ungeduld der französischen Machthaber wollte ihr Ziel schneller erreichen; zunächst wurden durch Decret vom 19. December 1800 alle Klöster aufgehoben, aus denen sich die Mehrzahl der Mitglieder bei Annäherung der Franzosen geflüchtet hatte; dann unterdrückte das am 2. Juli publicirte arrêté am 9. Juni 1802 alle geistlichen Orden, sowohl die männlichen, als die weiblichen; die nicht in einem der vier Departements geborenen Mönche und Nonnen wurden über den Rhein gebracht, mit hundertundfünfzig Francs beschenkt und ihrem Schicksal überlassen.

Seit Jahrhunderten waren die Erzbischöfe und Capitel, die Pfarrkirchen und Klöster, die Seminarien und Congregationen auf dem linken Rheinufer die größten Grundherren und die reichsten Capitalisten gewesen; ihren Landgütern, Forsten, Zehnten, Frohnen, Weinbergen, Schlössern und Gärten hatten selbst die des unmittelbaren Adels nachgestanden. Alle diese großen Besitzungen und Reichthümer wechselten nun ihren Herrn. Die Erzbischöfe hatten schon im November und December 1794 ihr gesammtes bewegliches und unbewegliches Gut verloren, welches als Eigenthum feindlicher Landesherren eingezogen und zu französischen Nationaldomänen erklärt ward. Verfügungen der obersten Behörden für die besetzten Länder und der die Heere begleitenden Volksrepräsentanten hatten sodann in den Jahren 1795 und 1796 die Besitzungen der Capitel, Klöster, Abteien und geistlichen Congregationen, sofern deren Mitglieder sämmtlich oder zum Theil geflüchtet waren, unter die Verwaltung der französischen Republik gestellt, allen kirchlichen und milden Stiftungen ohne Ausnahme jede Veräußerung und Verpfändung, allen Kirchen und Klöstern den Holzschlag in ihren Waldungen untersagt und bald darauf alles geistliche Gut französischen Beamten zur Verwaltung übergeben. Der Gouvernementscommissär Rudler endlich ver-

leibte alle Güter des Clerus den Nationaldomänen ein; nur die Kirchen, mit Ausnahme der Kloſterkirchen, die Pfarrhäuſer und die Kirchenfabriksgüter blieben wenigſtens thatſächlich in den Händen ihrer bisherigen Beſitzer.

Macht, Glanz und Reichthum war der katholiſchen Kirche auf dem linken Rheinufer genommen; unter den zahlloſen adeligen Familien, welche ſich zum Kirchendienſt gedrängt hatten, ſo lange derſelbe üppige Domherrenpfründen und reiche Abteien in Ausſicht ſtellte, fand ſich, ſo viel bekannt, auch nicht eine einzige, aus welcher jetzt ein Mitglied die Prieſterweihe begehrt und der Kirche in der Zeit der Noth mit Aufopferung und Selbſtverläugnung gedient hätte. Von allen Geiſtlichen waren nur noch die Pfarrer in den Dörfern und Städten geblieben und auch dieſe hatten keinen leichten Stand. Um ein Pfarramt zu erhalten, mußte der Geiſtliche vor Allem den franzöſiſchen Behörden eine Beſcheinigung ſeines Republikanismus beibringen und möglichſt viele Stimmen für ſich zu gewinnen ſuchen, denn eine Gemeinde wurde jetzt nur durch die Familien gebildet, deren Häupter ſich einen gemeinſamen Pfarrer gewählt hatten. Feſter Gehalt war mit dem Amte nicht verbunden, vierteljährlich vielmehr zog ein Gemeindeglied in der Gemeinde umher, um den Unterhalt für den Pfarrer zu ſammeln; in den erſten Jahren nach Einrücken der Franzoſen zeigten ſich die Meiſten, um die Kirchen nicht geſchloſſen zu ſehen, zum Geben bereit; ſpäter aber, bei ſteigendem Geldmangel, entſtand Unzufriedenheit und Viele erklärten, den Pfarrer lieber entbehren, als bezahlen zu wollen. Unter ſolchen Umſtänden nahm auch in den Handwerker- und Bauern-Familien, aus denen bisher die Pfarrer und Mönche hervorgegangen waren, die Zahl der jungen Leute ab, welche Theologie zu ſtudieren geneigt waren.

Die Umwälzung aller Lebensverhältniſſe in den eroberten Ländern war durchgreifend genug geweſen, um die revolutionäre Luſt der Sieger völlig zu befriedigen, aber größer noch als die revolutionäre Luſt zeigte ſich die Raubſucht derſelben. Alle, die Antheil irgend einer Art an der Regierung der vier Departements nahmen, wurden mit wenigen Ausnahmen in ihrem Thun und Laſſen durch die Rückſicht auf ihre Be-

reicherung geleitet. Beutelſchneider ſind, ſagt ein Zeitgenoſſe, die höheren, Beutelſchneider die niederen Beamten, Beutelſchneider die Officiere und Beutelſchneider die Civilbehörden. Weit ſchwerere Leiden indeſſen als die Raubluſt der einzelnen Franzoſen brachte die Raubluſt der Republik über das Land. Von der erſten Beſetzung an, im Herbſte 1794, bis zur Beſtellung der Gouvernementscommiſſäre, im November 1797, hatte die Republik in ungeordneter Weiſe durch Contributionen und Naturallieferungen Geldſummen von unglaublicher Höhe erpreßt und Silbergeſchirre, koſtbare Bücher, Kunſtſchätze aller Art genommen, wo ſie dieſelben fand. Dann trat das harte franzöſiſch-republikaniſche Steuerſyſtem an die Stelle der regelloſen Plünderungen. Stempel, Enregiſtrement und Gewerbeſcheine wurden 1798, die Tabaksſteuer 1799 angeordnet; ſeit dem 10. Februar 1798 begann die Einführung der franzöſiſchen Douanengeſetzgebung; mit dem 29. Mai 1798 ward die franzöſiſche Zollgrenze bis an den Rhein vorgeſchoben und die Direction der Douanenlinie zwiſchen Coblenz und Urdingen nach Cöln gelegt. Die großen Waldungen der Eifel und des Hundsrücks wurden zuſammengeſchlagen, aber, weil die Republik möglichſt ſchnell das Geld in der Hand haben wollte, ſo große Maſſen Holz auf einmal zum Verkauf geſtellt, daß ſich an der Steigerung nur einige wenige Geſellſchaften reicher Leute betheiligen konnten, welche als die einzigen Zahlungsfähigen ſehr wohlfeil kauften, dann als die einzigen Holzbeſitzer ſehr theuer verkauften und zum Schaden der franzöſiſchen Republik wie der vier Departements einen großen Gewinn zogen. Die franzöſiſche Grundſteuergeſetzgebung von 1790 ward am 11. October 1798, die ſpätere vom 23. November 1798 während der Jahre 1800, 1801 und 1802 dem linken Rheinufer gegeben; Quoten des Reinertrages hatte von jetzt an jeder Grundbeſitzer ohne irgend eine Exemption zu zahlen. Auch die Luxusſteuer auf Dienſtboten und Equipagen, die Perſonal- und Mobiliarſteuer vom 23. December 1798 fanden Anwendung in den vier Departements. Jährlich beſtimmte die Legislatur den Betrag der von jedem Departement zu zahlenden Perſonal- und Mobiliarſteuer; innerhalb jedes Departements ward ſodann der gewöhnliche Tagelohn eines

Arbeiters dreimal genommen, mit einem Sechstel der Bevölkerung multiplizirt, die Summe nach Verhältniß der Seelenzahl auf die Cantone als deren Personalsteuer vertheilt und der Rest als Mobiliarsteuer aufgebracht.

Mit der Durchführung des französischen Steuersystems und mit der seit 1799 vorgeschriebenen Anwendung der französischen Conscriptionsgesetzgebung hatte die Umwälzung, welche während der Jahre 1798 bis 1802 auf dem linken Rheinufer stattfand, ihren Schlußstein erhalten; sie war eine vollständige in Kirche und Schule, in Staat und socialem Leben, aber sie hatte ihren Grund nicht in dem Willen der heimischen Bevölkerung, sondern in dem der französischen Machthaber. Ohne äußeres Widerstreben fügte das Land sich dem Unvermeidlichen; ob mit innerem Widerstreben oder mit innerer Zustimmung ist eine politisch nicht unwichtige Frage.

II.

Die Bewegungen für und gegen die französische Herrschaft und Gesetzgebung.

Am 11. December 1797 hatte Rudler seine erste Proclamation an die Bewohner der eroberten Länder erlassen. Die französische Republik siegt, heißt es in derselben, aber sie mißbraucht ihren Sieg nicht und begehrt nur die Grenzen, welche die Natur ihr gezogen hat. Bewohner der lachenden Ufer des Rheins, ich bin beauftragt, Euch an den Wohlthaten der Gesetze Theil nehmen zu lassen, nach welchen die Franzosen regiert werden; Eure zahllosen, Alles verwirrenden Behörden werden beseitigt werden, unter den Augen der siegenden Freiheit wird kein Zeichen der alten Knechtschaft fortbestehen; für Eure religiöse Ueberzeugung werdet Ihr nur Gott verantwortlich sein, Friedensrichter werden ihren versöhnenden Geist, eine väterliche Verwaltung ihren gütigen Einfluß wirken lassen. Ein Gefühl wird Euch Alle unter die Fahnen der Republik vereinen.

Das Erscheinen Rudlers und die Erklärung desselben, daß das linke Rheinufer nicht eine selbstständige Republik, sondern

einen Theil Frankreichs bilden ſollte, erregte unter den cisrhenaniſchen Föderirten wenig Bedenken; mit demſelben Eifer, wie früher für die republikaniſche Selbſtſtändigkeit, arbeiteten ſie jetzt für die Einverleibung; in Bonn gaben ſie ihrem Club eine neue Geſtalt und ließen die Stadt, als Rudler am 6. December einzog und ſeine Wohnung in dem ſpäteren Königlichen Oberbergamt nahm, glänzend illuminiren. Auf allen öffentlichen Plätzen verlaſen ſie Rudler's Proclamationen, nahmen am 17. December von dem Freiheitsbaume vor dem Rathhauſe die cisrhenaniſche Fahne, welche ja nur die Hoffnung auf die jetzige Freiheit bezeichnet habe, ab, zogen an deren Stelle die dreifarbige Frankreichs auf und begehrten ungeſtüm am 19. December die Entſetzung aller Beamten, welche der franzöſiſchen Republik nicht ſchwören wollten. Bald darauf ließ ihr Club die dreifarbige Fahne hoch oben an dem Kreuze des Thurmes der Münſterkirche befeſtigen, half überall in der Stadt die kurfürſtlichen Wappen abreißen und veranſtaltete in den erſten Monaten des Jahres 1798 rauſchende Feſte, um die Einführung der franzöſiſchen Geſetze und Einrichtungen zu feiern.

Auch in der Reichsſtadt Cöln ſprachen ſich die Föderirten ohne Zaudern für die Vereinigung mit Frankreich aus. Schon am 25. November 1797 hatte General Augereau alle in irgend einer Verwaltung Angeſtellten aufgefordert, binnen acht Tagen der franzöſiſchen Republik den Eid der Treue zu leiſten; am 5. December hielt der commissaire extraordinaire Rudler unter dem Geläute aller Glocken ſeinen feierlichen Einzug und am 20. December ritt, von Huſaren, Trompetern und Paukern begleitet, der höchſtcommandirende General, an der Spitze ſeiner Adjutanten und Officiere, durch die Straßen und ließ auf allen öffentlichen Plätzen die neue Verwaltungsordnung der Stadt unter Kanonendonner und Aufſteckung der dreifarbigen Fahne verkünden. Die Clubs der Föderirten feierten alle Schritte der neuen Machthaber mit Volksfeſten, Bällen, Illuminationen und tönenden Reden und ſuchten deren Gegner durch Denunciationen und Gewaltſamkeiten einzuſchüchtern. Ihre lärmende Freude kannte keine Grenze, als die kurcölniſchen Truppen, welche einen Theil der Mainziſchen Beſatzung

gebildet hatten, am 6. Januar 1798 in drei großen Schiffen an Cöln vorüberfuhren und allen Bewohnern deſſelben die Gewißheit verſchafften, daß die Reichsfeſte von den Franzoſen in Beſitz genommen ſei.

In Coblenz theilte der Hauptführer des patriotiſchen Clubs, Joſeph Görres, die Anſichten der Verbündeten in Cöln und Bonn und verfaßte, um ſie geltend zu machen, gegen Ende December 1797 einen Aufruf, welcher im Namen der cisrhenaniſchen Conföderation beweiſen ſollte, daß die Vereinigung mit der franzöſiſchen Republik immer das zweckmäßigſte für das linke Rheinufer geweſen ſei. Dieſelbe habe bisher nur deshalb nicht erſtrebt werden können, ſagte er, weil das Directorium in Paris nicht Reunion, ſondern Selbſtſtändigkeit der beſetzten Lande gewollt. Jetzt aber ſei die Vereinigung zugeſtanden und dadurch das längſt erwünſchte Ziel erreicht. Die Willkür der Fürſten läßt ſich, ſchrieb Görres weiter, ſo wenig durch Stipulationen und Friedensſchlüſſe bändigen, wie die Raubſucht der Hyäne oder die Mordluſt des Tigers durch goldene Bullen. Sind wir aber mit Frankreich vereinigt, dann ſind wir angeſchloſſen einem Koloß, der ſchon bloß durch ſein enormes Gewicht alle Kabalen einer Partei zu unterdrücken vermag, die der Sache der Menſchheit ewigen Krieg geſchworen hat und, hundertmal niedergeſchmettert, ſich hundertmal wieder aufraffte; einer Rieſenmacht, die ſich während des Krieges zum erſten Staate Europa's emporgeſchwungen hat und uns durch ihren imponirenden Glanz auch gegen alle Angriffe von außen zu ſichern vermag. Die Natur ſchuf den Rhein zur Grenze von Frankreich, wehe dem ohnmächtigen Sterblichen, der ihre Grenzſteine verrücken und Koth- und Steinhaufen ihren ſcharf gezogenen Umriſſen vorziehen wolle. Vereinigung mit Frankreich war der Geſichtspunct, auf den wir hinarbeiteten, und wir arbeiteten nicht ohne Erfolg. Nur die Farbe haben wir geändert, aber unerſchütterlich feſt wird unſer Bund zuſammen halten, ein wachender Schutzgeiſt für Freiheit, fürchterlich allen Schurken und Ariſtocraten. Es lebe die Frankenrepublik! — Faſt um dieſelbe Zeit übergab Görres ſeine früher abgefaßte Schrift „der allgemeine Friede" wenig geändert dem Drucke; als Zueignung ſtand auf dem erſten

Blatte: der fränkiſchen Nation ein deutſcher Republikaner. Ich vermag, fügte er hinzu, o mächtige Nation, Nichts dir zum Opfer zu bringen, als hier meinen Erſtgebornen. Als treues Ebenbild ſeines Vaters theilt er ſeinen Haß gegen Tyrannei und Unterdrückung, aber auch ſeine glühende Liebe für Freiheit und Republikanismus, zu deinen Füßen lege ich ihn hin auf den Altar des Vaterlandes. Möge er Dir ein angenehmes Geſchenk ſein, möge er die Gefühle Dir ſtammeln, die ſeinen Vater beſeelen; möge er Dich überzeugen, wenn das noch des Zeugniſſes bedarf, daß reiner Republikanismus auch auf deutſchem Boden keimt. Dann wird es mich nicht gereuen, ihn unter Schmerzen zur Welt gebracht zu haben. —

In raſendem Jubel jauchzte Görres auf, als die Nachricht von der am 30. December 1797 erfolgten Beſetzung des benachbarten Mainz durch die Franzoſen in Coblenz anlangte. Mainz iſt unſer, rief er am Neujahrstage 1798 dem Club der Föderirten zu, auf den Wällen dieſer ſtolzen unbezwingbaren Feſte weht die dreifarbige Fahne; ihre ſchrecklichen Feuerſchlünde ſprühen nicht mehr Tod über die Heerſchaaren der Freiheit; drohend und fürchterlich ſtrecken ſie jetzt den Königen und ihren Helfershelfern den Alles verſchlingenden Rachen entgegen. Sie iſt verloren, dieſe Sternſchanze des Deſpotismus, zerſchnitten der Saum der berüchtigten Reichsintegrität. Die Freiheit hat ihr Eigenthum wieder in Beſitz genommen; vernichtet iſt die Hoffnung unſerer Deſpoten, abgeworfen die große Brücke, die ſie noch mit dem linken Rheinufer verband. Sie ſtehen auf den Gebirgen im jenſeitigen Deutſchland und blicken mit verbiſſener Wuth in's gelobte Land der Freiheit, welches ihnen jetzt auf ewig den Zugang verſagt. Sie iſt gefallen, die letzte Hoffnung der Ariſtocraten, gefallen die ſtolze Veſte des Druſus; trauert Deſpoten! die Uebergabe von Mainz hat Euch den Todesſtoß verſetzt; freuet Euch Nationen! Eure Sache hat geſiegt, die Arme Eurer Widerſacher ſind gelähmt, ihre Stärke iſt von ihnen gewichen; freuet Euch, Bewohner des linken Rheinufers! der Vulcan, der auf die Vertheidigung Eurer und ihrer Freiheit Flammen und Lava ſpie, iſt erloſchen! —

Görres ſah mit der Uebergabe von Mainz die, wie er glaubte, bereits durch den Frieden von Campo Formio ausgeſprochene Auflöſung des heiligen Römiſchen Reiches vollendet und hielt demſelben eine Leichenrede, welche durch die Fülle kecker Bilder und überraſchender Einfälle an die Aufſätze ſeiner beſten Zeit, der Zeit des rheiniſchen Mercur, erinnert, ſich aber zugleich durch nichts ſchonenden Spott und empörenden Hohn recht eigentlich als Erzeugniß der Revolutionstage bekundet. Am 30. December 1797, heißt es in derſelben, am Tage des Ueberganges von Mainz, Nachmittags um 3 Uhr, ſtarb zu Regensburg in dem blühenden Alter von 955 Jahren, 5 Monaten, 28 Tagen ſanft und ſelig an einer gänzlichen Entkräftung und hinzugekommenem Schlagfluſſe, bei völligem Bewußtſein und mit allen heiligen Sacramenten verſehen, das heilige Römiſche Reich. Ach Gott, warum mußteſt du denn zuerſt deinen Zorn über dieſes gutmüthige Geſchöpf ausgießen; es graste ja ſo harmlos und ſo genügſam auf den Weiden ſeiner Väter, ließ ſich zehnmal die Wolle abſcheeren, war immer ſo ſanft, ſo geduldig, wie jenes verachtete, langöhrige Laſtthier des Menſchen, das nur dann ſich bäumt und ausſchlägt, wenn muthwillige Buben ihm mit glühendem Zunder die Ohren verſengen. Der Verblichene ward geboren zu Verdun im Juni des Jahres 842; als er das Licht der Welt erblickte, flammte im Zenith ein unglückſchwangerer Perrückenkomet. Die Hebamme war es, die denſelben zuerſt erblickte und die prophetiſchen Worte ſprach: Ein Kindlein, unter dieſem Geſtirn geboren, liebt den Frieden, iſt leidſam, wird derowegen von böſen Menſchen verfolgt werden und das Zeitliche ruhig verlaſſen. Der Junge war übrigens bei ſeiner Geburt ſo wohl bei Leibe, daß alle Umſtehenden ihre Freude daran hatten. Er wurde nun am Hofe Carls des Einfältigen, Ludwig des Kindes und ihrer Nachfolger erzogen; ſobald der junge Prinz die Kinderſchuhe abgelegt hatte, wurden ihm die Päpſte zu Hofmeiſtern geſetzt und dieſe bemühten ſich, ihn in der gehörigen Gottesfurcht und allen ſeinem hohen Stande erlaubten Kenntniſſen zu üben. Stolz ſahen die Pädagogen zu Rom auf ihren hoffnungsvollen Zögling, ſtolz ſprachen ſie: das iſt unſer Werk, laßt uns daſſelbe vollenden und

unſeren Geiſt ihm einhauchen. Sie ſprachen es und kanoniſirten ihn lebendigen Leibes und er hieß nun das heilige Römiſche Reich. Aber ſein Hang zum ſitzenden Leben, verbunden mit ſeinem leidenſchaftlichen Eifer für Religion, ſchwächte immer mehr ſeine ohnehin wankende Geſundheit; ſein Kopf ward zuſehends ſchwächer, ſeine Geiſteskräfte nahmen von Tage zu Tage immer mehr ab, bis er endlich in einem Alter von etwa drittehalbhundert Jahren zur Zeit der Kreuzzüge wahnſinnig wurde. Starke Aderläſſe und ſtrenge Diät bewirkten ſeine Herſtellung, aber Hectik trat an die Stelle des Wahnſinns; abgezehrt zum Schatten, ſchlich der Kranke Jahrhunderte hindurch umher, bis er zur Zeit des dreißigjährigen Krieges heftige Blutſtürze bekam; als er ſich kaum von denſelben erholt hatte, kamen die leidigen Franzoſen und ein Schlagfluß machte ſeinem Leiden ein ſchnelles Ende. Gewiß, Bürger, theilt Ihr mit allen Angehörigen des Verſtorbenen den gerechten Schmerz, der uns zu Boden drückt. Ach, er ertrug mit einer ſo echt chriſtlichen Demuth alle die Verfolgungen, die er ſich gefallen laſſen mußte, weil ſeine Kränklichkeit ihn etwas unbehülflich machte. Er verzieh mit ſo rührender Langmuth allen Denen, die ihn neckten und reizten, die ſeinen Tod wollten, um ſich in ſeine Erbſchaft zu theilen; er vergab allen dieſen Todfeinden ſo gerne und ſo willig, hielt mit ſo lobenswerthem Eifer auf alte Gebräuche und Herkommen, bewahrte ſeine Tugend ſo rein von den Flecken der Aufklärung und ach, dieſen Vater haben wir verloren. — Görres theilte ſodann den letzten Willen des Verſtorbenen als ein unvergängliches Denkmal des Edelmuthes und der Vertragſamkeit deſſelben mit. Der Verſtorbene ſetzt, ſchrieb er, die fränkiſche Republik als einzige rechtmäßige Erbin des linken Rheinufers ein und bittet dieſe verehrliche Republik, das kleine aber gutwillig gegebene Geſchenk als ein Zeichen ſeiner Hochachtung und Liebe anzunehmen. Seine päpſtliche Heiligkeit ſoll, nicht nur zur Wiederherſtellung ſeiner zertrümmerten Finanzen die Reichsoperationscaſſe, ſondern auch, um ſeine eigenen Bullen vergolden und denſelben durch ſolchen äußeren Schimmer den in unſerer verderbten Zeit verlorenen Credit wieder verſchaffen zu können, die goldene Bulle erhalten. Die Reichs-Armee ward

dem Landgrafen von Heſſen-Caſſel vermacht, um dieſelbe nach England, Amerika oder Oſtindien zu verhandeln; alle ſich vorfindenden Perrücken ſollen in der großen Perrückenſammlung des Londoner Naturalienmuſeums aufgehangen werden. Zum Teſtamentsexecutor wird Seine Excellenz der Herr General Bonaparte ernannt.

In regelmäßig wiederkehrenden Ausbrüchen gab von nun an Görres ſeinem ingrimmigen Jubel einen bald rohen und platten, bald tief einſchneidenden und mächtigen Ausdruck durch die ſeit dem 19. Februar 1798 von ihm herausgegebene Zeitſchrift: „das rothe Blatt, eine Decadenſchrift“. Ehemals nahm die weltliche Macht, ſchrieb er in der erſten Nummer, den geiſtlichen Arm zu Hülfe, wenn ſie auf den Sinn ihrer Unterthanen wirken wollte. Ein Wink gen Himmel, ein geiſtlicher Bannfluch, und Alles war gebracht. Aber jetzt iſt dieſer Arm kraftlos und verdorrt. Philoſophie iſt an die Stelle der ſchwarzen Zauberer getreten und Publicität der mächtige Hebel geworden, der das Geiſterreich in Bewegung ſetzt. Den Böſewicht, den das Schwert des Geſetzes nicht erreicht, den ſtellt ſie an den Pranger; ihr Falkenauge dringt durch alle Nebel von Vorurtheilen und entlarvt das Verbrechen und gibt es dem öffentlichen Hohne preis. Auch wir wollen uns der Publicität bedienen, um mit Nachdruck die Metamorphoſe der Geſinnungen und Meinungen unſerer Mitbürger zu bewirken; die unbedingteſte Freimüthigkeit wird unſer Geſetz ſein; der Pfaffheit werden wir die Larve abziehen, geſunde Ideen überall in Umlauf zu ſetzen ſuchen und dem Republikanismus einen vollſtändigen Sieg über ſeine lichtſcheuen Gegner erkämpfen helfen. — Auch wir, ruft Görres dann den Illuminaten zu, auch wir arbeiten am Volksglück wie Ihr, auch wir haben dem Pfaffthum und der Möncherei ewigen Haß geſchworen; auch wir arbeiten für die Fürſten, indem wir ihre Entbehrlichkeit zu beweiſen ſuchen und ſo das Unſerige dazu beitragen, ihnen die Regierungsſorgen vom Halſe zu wälzen; wir bekämpfen der Jahrhunderte Vorurtheile, wir ſind im Krieg mit Eigennutz und Dummheit, wir beugen des verjährten Hochmuths alten Trotz und ſetzen Schranken der ungezähmten Ehrſucht. —

Ungeachtet des Redens, Schreibens und Lärmens der Föderirten, ungeachtet der militäriſchen Aufzüge, des Glockengeläutes und Kanonendonners, zeigte ſich das linke Rheinufer jetzt der franzöſiſchen Republik eben ſo abgeneigt, wie früher der cisrhenaniſchen. Im Jülicher Land, in der Eifel, auf dem Hundsrück und in den Dörfern und den kleinen Städten der vier Departements überhaupt hatte die republikaniſche Aufregung auch in den Jahren 1793 bis 1797 nur geringe Stärke und Verbreitung gehabt. Die Sorge für des Leibes Nahrung und Nothdurft nahm Bauer und Ackerbürger ſo ſehr in Anſpruch, daß weder die Ausſicht auf Befreiung von dem geiſtigen Drucke der Prieſterherrſchaft, noch die glänzende Verheißung der Menſchenrechte und der Volksſouveränetät die Gemüther derſelben zu erhitzen vermocht hatten. Die Gewohnheit althergebrachter Sitten, Gebräuche und Formen wollten ſie weder im politiſchen und kirchlichen, noch im ſocialen Leben gefährdet wiſſen. Die Leute ſind, meinte Görres, zum Gehorchen und Dulden verdammt, gleich dem Laſtthier, welches den Pflug des Staates zieht und, ohne zu murren, im Gefühle ſeiner ohnmächtigen Schwäche unter der Peitſche des Treibers erliegt. — Die Zehnten und Frohnen begehrte freilich, nachdem dieſelben einmal beſeitigt waren, Niemand zurück, man freute ſich auch wohl, ſchreibt ein Zeitgenoſſe, wenn ein harter, grober Amtmann, ein rückſichtsloſer Steuererheber jetzt furchtſam und gedemüthigt war und den Hut vor den Bauern zog, ihn als Gleichen, als citoyen behandelte, und man ſelbſt die Mütze vor ihm auf dem Kopfe behalten konnte. — Man war auch nicht unzufrieden, wenn der pastor loci es leichter in der Beichte nahm und die Kirchenbußen und Gaben und Uebungen vorſichtiger und milder behandelte, aber ohne Dank gegen die Franzoſen nahm man alle dieſe Neuerungen hin, ſo angenehm man ſie auch fand.

Selbſt in den größeren Städten waren doch nur die verhältnißmäßig Wenigen, welche den Clubs angehörten, bemüht geweſen, eine ſelbſtſtändige cisrhenaniſche Republik oder, etwas ſpäter, Vereinigung mit Frankreich herbeizuführen. Die große Mehrzahl hatte zwar dieſe oder jene Aenderung, aber weder eine Losreißung von ihrer althergebrachten Obrigkeit, noch von

dem deutſchen Reiche gewollt und überall ſchreckten die Bürger wie die Bauern vor der Zumuthung zurück, ihren alten Unterthaneneid zu brechen und der franzöſiſchen Republik Treue und Gehorſam zu ſchwören. Als nun die Vereinigung mit Frankreich dennoch thatſächlich vollzogen und jeder Widerſtand unmöglich geworden war, mußten wohl die großen Störungen des Lebens, welche die Einführung ſo vieler Geſetze des revolutionären Frankreichs hervorrief, ſchwer von der ganzen Bevölkerung, von den Bauern nicht weniger, als von den Bürgern, empfunden worden. Längs des Flußufers hin ſtanden alle Orte in ununterbrochenem Kriege mit den Douaniers, die als Auswurf der franzöſiſchen Nation bezeichnet wurden; bei dem beſten Willen ſei, ſagte man, die Defraudation nicht zu vermeiden, denn Niemand könne den verwickelten Tarif auswendig lernen; contrabandiren galt als verdienſtlich, als eine That gegen den Feind. Die Douaniers machten durch ihre Unmenſchlichkeit das harte Geſetz noch härter; gleichgültig ſchoſſen ſie Jeden nieder, der auf den erſten Ruf nicht ſtand.

Die Bauern und Ackerbürger hatten den größten Theil ihrer Pferde und Kühe, hatten immer auf das Neue Heu, Stroh, Korn, Butter und das Huhn mit dem Ei als Contribution hergeben und mit dem ihnen Gelaſſenen nicht nur die einquartierten Truppen ernähren, ſondern auch der Armee und den Beamten die nie endenden Spanndienſte leiſten müſſen, ſo daß in dem einen Jahre hier, in dem anderen Jahre dort die Felder aus Mangel an Saatkorn und Zugvieh unbeſtellt liegen blieben. Die neuen Steuern, hart ſchon an ſich, drückten noch härter durch ihre Ungewohnheit und die früher unbekannte Strenge der Beitreibung. Der Uebermuth und die Quälerei der franzöſiſchen Soldaten und unteren franzöſiſchen Beamten, welche nach dem Norden gekommen zu ſein behaupteten, um den Barbaren Freiheit und Civiliſation zu bringen, reizte und erbitterte nicht weniger als die Schonungsloſigkeit, mit welcher die Einführung der neuen Sprache und der neuen Münze, des neuen Kalenders und der neuen Feſte in tauſendjährige Gewohnheiten des täglichen Lebens eingriff.

Seitdem Rudler am 30. März 1798 verfügt hatte, daß die Gerichte und die höheren und niederen Verwaltungsbehörden

alle ihre Acten in französischer Sprache abfassen sollten, war dem Städter wie dem Bauer jede Anordnung seiner Obrigkeit nur durch Uebersetzung verständlich. Französisch ward ihm die Strafe für Verbrechen und Polizeivergehen bekannt gemacht, französisch das Recht gesprochen, wenn er Forderungen oder Eigenthum geltend gemacht hatte; französisch erhielt er die Urkunden, wenn er Acker oder Haus verkaufte, französisch wurden ihm Steuern und Lieferungen auferlegt; so weit er sich nicht auf den Verkehr mit Pfarrer und Nachbarn beschränkte, trat ihm überall hemmend und hindernd die fremde Sprache entgegen. Am 1. November 1798 wurde statt der Stüver, Blaffert, Fettmengen, Kreuzer und Albus, mit denen Bürger und Bauer groß geworden waren, das neue französische Münzsystem eingeführt; Francs und Centimes trugen in jeden Haushalt Verwirrung und Unmuth hinein. Wallfahrten und Processionen hatten einen Haupttheil des religiösen und kirchlichen Lebens gebildet; nun durfte keine gottesdienstliche Handlung außerhalb der Kirchenmauern vorgenommen werden. Nach dem christlichen Kalender, nach den heiligen drei Königen, nach Mariä Lichtmeß und Himmelfahrt, nach St. Johannis, nach Peter und Paul, nach St. Martin, St. Michaelis und den Tagen vieler anderer Heiligen waren die Geschäfte aller Art, waren Feldarbeit und Zinszahlungen von der Väter Zeit her geordnet; die Sonntage und Festtage hatten für das bürgerliche Leben nicht geringere Bedeutung als für das kirchliche. Die Verfügung vom 19. Juli 1798 schaffte den christlichen Kalender ab und setzte den republikanischen an die Stelle; jeder Vormund, alle Eltern, alle Lehrer waren verpflichtet, ihre Pflegbefohlenen in demselben zu unterrichten; das Jahr zerfiel in zwölf Monate mit neuen Namen, jeder Monat in drei Decaden, jede Decade in zehn Tage; statt mit Christi Geburt, mußte nun Jeder die Zeitrechnung mit dem 22. September 1792, dem Gründungstage der Republik, beginnen und sollte fortan nicht 1799, sondern Jahr VII der Republik sagen; nicht Weihnachten, Ostern, Pfingsten waren die hohen Feste, sondern die Tage der Volkssouveränetät, des Sturms auf die Bastille u. s. w.; an den Sonntagen mußten alle Behörden in Thätigkeit bleiben, alle öffentlichen Arbeiten vor-

genommen werden; wenn die Eltern nach alter Sitte Vormittags in die Kirche und Nachmittags in das Freie gingen, mußten ihre Kinder die Schule besuchen; an den Decadentagen aber und an den republikaniſchen Feſten wachte die Polizei ſtrenge darüber, daß alle Läden geſchloſſen, alle öffentlichen Arbeiten eingeſtellt wurden. Der republikaniſche Kalender erweckte, wie ein Zeitgenoſſe bemerkt, der Republik, wenigſtens auf dem platten Lande, mehr Feinde als der Druck der Abgaben; der Bauer hielt ihn für etwas Teufliſches, für ein Mittel, durch welches ihm ſeine Religion ausgerottet werden ſollte, und haßte die Erfinder und die Vertheidiger deſſelben.

Auch in den größeren, am Rhein ſelbſt gelegenen Städten, insbeſondere in Bonn, Cöln, Coblenz trat die Erbitterung gegen die franzöſiſche Herrſchaft und Geſetzgebung unverkennbar hervor. In Coblenz ward die Bürgerſchaft von der im franzöſiſchen Sinne beſetzten Municipalität gedrängt, die Einverleibung des linken Rheinufers in Paris zu erbitten, aber nur wenige Bürger zeigten ſich willfährig, obgleich kein Mittel, ſie zu gewinnen, unverſucht blieb; da indeſſen die Adreſſe nun einmal viele Unterſchriften erhalten ſollte, wurden die Knaben aus den Schulen herbeigerufen und mußten ihre Namen, jedoch ohne Angabe ihres Berufs, eintragen.

In Bonn machte ſich der Widerwille gegen die neue Herrſchaft, ungeachtet der ſtarken franzöſiſchen Beſatzung, in heftigen Ausbrüchen Luft. Als Rudler's Bekanntmachung vom 11. December 1797 erſchienen war, wurden die erbittertſten Angriffe auf ſie an die Thüre der Münſterkirche geheftet, und die Hausbeſitzer, welche illuminirt hatten, mit Steinwürfen verfolgt; laut jubelte die Menge, als ein junger Menſch, „Pfingſten" mit Namen, auf öffentlichem Markte die Proclamation zerriß; nur militäriſche Gewalt konnte Denen, welche die franzöſiſche Cocarde trugen, Sicherheit gewähren. Als am 3. December die Stadträthe zur Eidesleiſtung aufgefordert wurden, lehnten die Meiſten, unter ihnen auch Bertrams, die Zumuthung ab, und wurden, wie es im Rathsprotocoll heißt, vermerkt und hoc ipso ausgeſchloſſen. Auch die Profeſſoren der Univerſität und die Mehrzahl der Thorſchreiber und Schullehrer verweigerten den Eid und verloren das Brod für Frau

und Kind. Ohne Umſchweife erklärte der Kaſerneninſpector: ich habe meinem gnädigſten Kurfürſten einmal geſchworen und will lieber meine Stelle verlaſſen, als ihm untreu werden. Berninger hieß der Ehrenmann, der dieſe Worte ſprach. Immer auf das Neue forderten die franzöſiſchen Befehlshaber ſtrenges Auftreten der Municipalität gegen die widerwillige Bürgerſchaft, und immer auf das Neue erließen ſie ſelbſt Anordnungen ängſtlicher Vorſicht. Rudler, welcher, mündlichen Ueberlieferungen zufolge, ſeinen dauernden Sitz in Bonn hatte nehmen wollen, fand die Stimmung ſo feindlich, daß er erklärte, ein ſolcher Ort verdiene nicht, Oberbehörden in ſeiner Mitte zu haben.

Auch in Cöln brachten die Anordnungen und Geſetze der Franzoſen Unruhe, Verwirrung und Unſicherheit in alle Verhältniſſe. Die Bannerherren durften fernerhin keinen Bürger in den Zünften vereiden; die ſeit Jahrhunderten feſt mit dem ſtädtiſchen Leben verwachſenen Klöſter, Gerichte und Schulen wurden, wie die Univerſität etwas früher oder etwas ſpäter, aufgehoben; mit Illuminationen, Volksſpielen und einem großen Tanzfeſt mußte im Januar 1798 die Einführung der franzöſiſchen Gerichte gefeiert werden; am 1. Juli 1798 traf der Douaneninſpector Collard ein und ſperrte mit einem zahlreichen Corps bewaffneter Commis Cöln gegen Deutſchland ab. Jede Erinnerung an die reichsſtädtiſche Zeit wollten die neuen Machthaber vernichten, ſelbſt die hölzernen Wappenſchilde, welche in den Kirchen zum Andenken an hervorragende Männer aufgehängt waren, wurden zuſammengetragen und auf dem Neumarkt verbrannt. Bereits am 4. December 1797 hatten die Franzoſen das Silberwerk der Exjeſuiten, zur Deckung dringender Bedürfniſſe, öffentlich verſteigert; die Inſaſſen der Klöſter fürchteten das gleiche Schickſal und ſuchten in haſtiger Eile alle ihre Habſeligkeiten zu Gelde zu machen; unbedenklich verſchleuderten ſie Edelſteine, Schnitzwerke, Metallarbeiten, Kirchengefäße, Evangelienbücher, Glasbilder, Oelgemälde und ſchafften den Erlös bei Seite. Mit Gewalt konnte freilich Cöln die franzöſiſchen Machthaber nicht bekämpfen; auch waren alle früheren Verwaltungsbehörden in franzöſiſchem Sinne umgewandelt und neu beſetzt; ſo lange aber die alten Gerichte noch beſtehen blieben, vertraten

ſie muthig die reichsſtädtiſche Ordnung und ſtellten ſich mit zäher Ausdauer den neuen Gewalthabern entgegen; ſämmtliche Mitglieder des Officials-, des Syndicat-, des Gewalt- und des Amts-Gerichts opferten mit zwei Ausnahmen am 4. December Amt und Brod, um nicht der franzöſiſchen Republik ſchwören zu müſſen; einen Tag ſpäter folgten die vier Aſſeſſoren der Rentkammer ihrem Beiſpiel. Hier und da wurden auch jetzt ſchon Verſuche gemacht, die geiſtigen Trümmer der ſtädtiſchen Vergangenheit vor der rohen Gewalt der Fremden in Sicherheit zu bringen; Wallraf und de Noel traten hervor und einige Jahre ſpäter die Brüder Boiſſerée mit Bertram; wenigſtens an Gemälden und Kunſtdenkmälern ſollte gerettet werden, was noch zu retten war.

Wie ſtark und wie allgemein verbreitet auf dem linken Rheinufer die Abneigung gegen die Franzoſen und die franzöſiſchen Einrichtungen in den Jahren 1798 bis 1802 war, geht ſehr beſtimmt aus den erbitterten Vorwürfen hervor, welche Görres den Städtern ſowohl wie den Bauern über deren Widerſtreben gegen die ihnen dargebotenen republikaniſchen Gaben machte. Alle größeren Städte haben, ſchrieb er im rothen Blatte, dumme Zeloten, welche ihre Spielwerke zu verlieren fürchten, Zünftlinge, die ihre widerſinnigen Privilegien eifrig bewachen, Schranzen und Creaturen der Höfe, Mitglieder der alten Regierungen und Magiſtrate, die ſich vor Rechnungsablage fürchten. Die Bauern ſchwanken zwiſchen ihren alten mit ihnen erwachſenen Vorurtheilen und den neuen geläuterten Begriffen. Hin und her gezerrt zwiſchen zwei Parteien, die um ſie kämpfen, allarmirt durch die Einlispelungen der Pfaffen und Mönche, geſchreckt durch die bramarbaſirende Miene ihrer kleinen Deſpoten, blinzeln ſie gegen die Fackel, welche man ihnen vorhält. — Unter uns hatten Manche geglaubt, ſchrieb Görres um dieſelbe Zeit, daß die Franzoſen durch die Revolution zu Engeln umgewandelt ſein und, ohne unſer Zuthun und ohne uns wehe zu thun, alle Beſchwerniſſe übernehmen würden; aber als die Ungeſtümen unſere Feſſeln gewaltſam zerſchlugen, konnte es ohne Beulen für die Gefeſſelten nicht abgehen. Die Arroganz der ſtolzen Sieger wuchs mit jedem Tage, Forderungen, Requiſitionen, Erpreſſungen

nahmen kein Ende. Beamte, die das Ende ihres Reiches nicht verſchmerzen konnten, Pfaffen, die in dem Aufkommen der Republik ihren eigenen Sturz und die Nutzloſigkeit ihrer einträglichen Alfanzereien erblickten, hetzten auf und die Anhänglichkeit des Deutſchen an ſeinen gewohnten Formen und Maximen machte ihm jedes Neue widerwärtig; alles wirkte zuſammen, um den Haß gegen die Franzoſen allgemein zu machen; bald verwechſelte man die Sache mit den Perſonen und haßte nicht bloß die Republikaner, ſondern auch den Republikanismus und die Freiheit; der öffentliche Geiſt ward ariſtocratiſch; die gegenwärtige Generation iſt verloren für die Cultur. — Als im Jahre 1799 die Oeſterreicher ſiegten, erzählt ein anderer Zeitgenoſſe, ſah das untere Volk am Rhein ſeine Blutegel mit funkelnden Augen an und wollte ſie als Schlachtopfer lange verhaltener Wuth fallen laſſen. Die Poſtillons brachten in der Taſche verbotene Zeitungen auf eigene Rechnung mit vom rechten Rheinufer und verkauften ſie, wenn Unglücksfälle der Franzoſen darin ſtanden, zu enormen Preiſen. Als Napoleon im December 1799 erſter Conſul geworden war, glaubte man, die republikaniſche Herrſchaft ſei zu Ende; mit allen Glocken ward geläutet und das Nahen einer beſſeren Zeit gehofft.

Inmitten der allgemeinen Abneigung gegen die Durchführung der franzöſiſchen Herrſchaft und der franzöſiſchen Geſetzgebung traten für dieſelbe nur die Patrioten, das heißt die früheren Anhänger der cisrhenaniſchen Republik, auf. Unter den rohen, widerwärtigen Schreiern der Volksgeſellſchaften, zu welchen ſich dieſelben vereinigt hatten, war der junge, bald poetiſch, bald fieberhaft erregte Görres der einzige Mann von Bedeutung, der Einzige, welcher Theilnahme und Aufmerkſamkeit erwecken kann.

III.

Görres' Auftreten in Coblenz für die franzöſiſche Republik und gegen die franzöſiſchen Republikaner.

Offen und entſchloſſen hatte ſich Görres der Kirche wie dem Staate gegenüber auf Seiten der Revolution geſtellt.

Mit ſchneidender Schärfe griff er Rom, die katholiſche Hierarchie und deren religiöſe Grundlagen an. Jede reine, rechtmäßige Kirchenverfaſſung muß, ſchrieb er im „allgemeinen Frieden", transcendent ſein; ihr Directorium iſt die Dreifaltigkeit, ihre Agenten Teufel, Engel und Heilige; ihr Hochgericht die Hölle; das Fegfeuer ihre Baſtille; im Paradieſe vertheilt ſie Pfründen und bildet dort aus ihren Getreuen der Gottheit Hofſtaat und Miniſterium. Nimmt ſich dagegen die Kirche heraus, die executive Gewalt in die Hände eines oder mehrerer Menſchen zu legen, ſo handelt ſie deſpotiſch; ihre Anmaßung iſt unſtatthaft, die Form nichtig; der Katholicismus, in dieſem Sinne aufgebaut, iſt daher geſetzwidrig und unhaltbar. Ein Papſt als Univerſalmonarch ſteht, mit Unfehlbarkeit ausgerüſtet, an der Spitze eines ungeheuern Staates, deſſen Provinzen er durch ſeine Proconſuln und einen ſchwarzen Adel nach den Grundſätzen des Feudalſyſtems beherrſchen läßt; in allen Städten liegen ſeine Garniſonen, die mit Feuer und Schwert die Regungen des Unterſuchungsgeiſtes zurückdrängen, indem ſie eben, wie die politiſchen Söldner, durch den Cölibat genauer an ſein Intereſſe gefeſſelt ſind. Scheiterhaufen lodern hoch auf, wo der geſunde Menſchenverſtand ſich nur blicken läßt. Dummheit und Aberglaube ſind die Grundpfeiler der Geſellſchaft; wehe dem, der ſie wankend machen will. Seine Macht verhält ſich, nach dem eigenen Ausdrucke eines dieſer Deſpoten, wie die der Sonne zum Monde, alſo wie 300,000 zu 1. Nur bisweilen verſammeln ſich ſeine Magnaten, die im Kleinen ſind, was er im Großen, um, wenn er ihnen zu mächtig wird, ſeine Unfehlbarkeit mit der ihrigen zu durchkreuzen; allein vom heiligen Geiſt beſtochen, geben ſie bald den lächerlichen Anblick eines engliſchen Parlaments. Als Mandatarius des Himmels vermag er noch Jahrtauſende nach dem Tode ſeines Unterthanes auf denſelben zu wirken und ihm unendliche Seligkeit oder die ſchrecklichſten Qualen zu bereiten. Das ſind die Folgen einer Combination, die leider im Laufe der Dinge einmal exiſtirt hat und noch jetzt, freilich nur wie ein Alp, die Welt drückt. —

In immer neuen Wendungen des Hohnes griff Görres katholiſche Kirche und Clerus an. Als der Raſtädter Congreß

das Aufhören der Erzbisthümer, Bisthümer und Abteien des linken Rheinufers vorausſehen ließ, brachte das rothe Blatt eine Anzeige, durch welche in Raſtadt zum Verkauf angeboten wurden: drei Krummſtäbe geiſtlicher Kurfürſten, inwendig mit Blei ausgegoſſen und mit Dolchen verſehen; auswendig mit künſtlichen Schlangen umwunden; das oben darauf befindliche Auge Gottes iſt blind. Ferner zwei Biſchofsmützen, reich mit Rauſchgold verbrämt, etwas von Angſtſchweiß durchzogen, ſonſt aber noch gut conſervirt, daher ſehr brauchbar als rothe Mützen auf Freiheitsbäumen. Endlich mehrere Abt- und Aebtiſſin-Habite, mit dem Geruche der Heiligkeit durchbalſamirt, daher vortrefflich, um Teufel damit auszutreiben und behexte Kühe zu enthexen; übrigens geräumig genug, um einem Stückfaß damit die gehörige Draperie zu geben. — Wiederholt malte Görres alle die Gefahren aus, von denen jede Rückkehr der früheren kirchlichen Zuſtände begleitet ſein würde. Die Pfaffen haben, meinte er, den genauen Zuſammenhang, der zwiſchen ihnen und den Thronen beſteht, jetzt erſt in ſeinem ganzen Umfange kennen gelernt und werden denſelben, um dem lange verſchloſſenen Grimme Luft zu machen, als treueſte Bundesgenoſſen anhangen und dieſem ſchwarzen Bunde würde nichts zu widerſtehen vermögen. — Wenn die goldenen Tage der Prieſterherrſchaft zurückkehren, ſo wird der Staat, heißt es ein anderes Mal, ſich unter den Schutz und Schirm und unter die Aufſicht des Hohenprieſters begeben und mit ihm den Raub über die Einfalt theilen; gewaltſame Erdrückung aller Bildung der künftigen Generationen durch Mönche und ihre Helfershelfer würde die Folge ſein. —

Mit gleichem Hohne, wie den Zuſtand der Kirche, griff Görres den des Staates an. In tönenden Phraſen ſchilderte er die Schrecken der Monarchie, welche ihm gleichbedeutend mit Deſpotismus war. Das Charakteriſtiſche dieſes Dämons iſt, meinte er, unaufhörliches Verſchlingen des Schwächeren durch den Stärkeren, des Dümmeren durch den Liſtigeren, ängſtliches Hin- und Herſchweben zwiſchen Erhaltung und Vernichtung; Meuchelmorde, Mordbrennereien, Banditenſtreiche, allgemeine moraliſche Verderbniß, verdeckt hinter dem Schilde der Religion und überfirnißt mit dem blendenden Carmin der

Höfe. Heil uns, daß er bald aus Europa, aus der Welt verscheucht sein wird. — In wüsten Bildern suchte Görres einen Despoten darzustellen, der mit aufgeblasenen Backen, hoch aufgeschraubter Nase, die Stirne mit einer vergoldeten, verbrämten und befranzten Krone umzirkelt, die vermuthlich erfunden wurde, um den Kopf, den Regierungssorgen so manches Mal zu brechen drohen, vor dem Bersten zu sichern. Die Füße sind, schrieb er weiter, mit goldenen Krallen bewaffnet, in der linken trägt er den Scepter, aus den Markröhren seiner Unterthanen zusammengeflickt, in der rechten eine Geissel, aus Scorpionenschwänzen zusammengebunden. An der Figur sind nur die Gelenke beweglich, das Ganze aber an Bindfaden aufgehangen, deren Endpuncte in der Hand eines Ministers oder Günstlings zusammenlaufen, der die Puppe nach Gefallen lenkt. In bunten verschlungenen Kreisen umtanzt, umhüpft und umspringt das barocke Bild eine bunte Menge jener seelenlosen Geschöpfe, die man gewöhnlich Höflinge nennt; hohle hungernde Figuren mit Fühlhörnern und Schmetterlingsflügeln, einem hölzernen Gehirn und versteinerten Herzen, mit Käferseelen und Raupennägen u. s. w. u. s. w. Aber auch einzelne Monarchien und einzelne Monarchen griff Görres mit demselben Grimme an. Rußland, sagt er einmal, jener Coloß aus Schnee, Eis und Blut zusammengeknetet, hat seine Stärke, wie das Crocodil, in dem ungeheuern Schwanze; heißhungrig nagte es an Europa; ein Brocken nach dem anderen sank in den unersättlichen Schlund. Wie ein Alpengletscher rückte es immer weiter vorwärts in die cultivirte Welt. England hatte den Erdball mit seinen Fäden umsponnen, lauernd saß es ruhig in seinem Hinterhalte, um bei der leisesten Bewegung seines Gespinnstes über die Beute herzufallen und durch den Talisman des Geldes die Erde zu beherrschen.

Europa war verloren, meinte Görres, aber bei ihrem ersten Erwachen nach langem Schlafe brachte die Menschenvernunft Rettung; sie wagte sich an das Reich des Aberglaubens; krachend stürzte ein Hauptpfeiler nach dem andern zu Boden; Hildebrand's Thron, gegründet in den Jahrhunderten der Dummheit, ward aus allen Fugen gerissen; alle Dämone, welche Pfaffen und Despoten dem Strome der Aufklärung entgegen-

gebaut hatten, wurden gesprengt und ungefesselt ergoß sich der befruchtende Strom über Europa und schwemmte ein Vorurtheil nach dem anderen fort und mit dem Ausbruche der Revolution erfocht der Geist des Jahrhunderts jenen glänzenden Triumph, von dem eine neue große Periode beginnt. Betäubt steht Europa und staunt ob der Phänomene, die vor seinem Auge vorgehen und harrt der Wunder, die noch kommen sollen.

In Görres erhitztem Auftreten für die kirchliche und politische Revolution, in seinem Grimme gegen Alles, was sich denselben entgegenstellte, lag freilich nicht mehr politischer, aber auch nicht weniger edler Sinn, als in der Erhitzung und dem Grimme, welcher ihn später erfüllte, wenn er seiner wechselnden jeweiligen Stimmung Zaum und Zügel bald für Dieses, bald gegen Jenes schießen ließ. Auch am Ende des 18. Jahrhunderts verläugnete er selbst in den tollsten Ergüssen seiner Phantasie nie den redlichen und muthigen Sinn und nie die reiche, obschon ungeschulte Begabung seines Geistes, aber die Patrioten, in deren Clubs er sich zur Revolutionszeit bewegte, hatten, wie meistens auch sein Anhang in späterer Zeit, nur das Abstoßende, nicht das Anziehende mit ihm gemeinsam. Die Volksgesellschaften waren, so weit sich irgend erkennen läßt, nur niedrig und nur platt; in poesieloſen Liedern und langweiligem Gerede machte eine gemeine Gesinnung sich breit. Weder ihre Verhöhnung der althergebrachten kirchlichen und politischen Zustände, noch ihr Lobpreisen der neuen französischen Einrichtungen konnte ihnen Freunde unter der Bevölkerung des linken Rheinufers gewinnen und in Coblenz, wo die Patrioten, weil Görres unter ihnen war, am entschlossensten und mächtigsten auftraten, riefen sie offenen Widerstand gegen sich in der Bürgerschaft hervor.

Eine eigenthümliche Gestalt nahm der in Coblenz ausbrechende Kampf dadurch an, daß Görres, indem er die französische Republik vertheidigte, die Bürger, und indem er die französischen Republikaner angriff, die Franzosen zu erbitterten Feinden hatte. Görres war zu edel, um nicht Verachtung und Ingrimm gegen die Schlechtigkeiten der großen und kleinen Machthaber zu fühlen, und zu muthig, um seinen Gefühlen

genommen werden; wenn die Eltern nach alter Sitte Vormittags in die Kirche und Nachmittags in das Freie gingen, mußten ihre Kinder die Schule besuchen; an den Decadentagen aber und an den republikanischen Festen wachte die Polizei strenge darüber, daß alle Läden geschlossen, alle öffentlichen Arbeiten eingestellt wurden. Der republikanische Kalender erweckte, wie ein Zeitgenosse bemerkt, der Republik, wenigstens auf dem platten Lande, mehr Feinde als der Druck der Abgaben; der Bauer hielt ihn für etwas Teufliſches, für ein Mittel, durch welches ihm seine Religion ausgerottet werden sollte, und haßte die Erfinder und die Vertheidiger desſelben.

Auch in den größeren, am Rhein selbst gelegenen Städten, insbesondere in Bonn, Cöln, Coblenz trat die Erbitterung gegen die französische Herrschaft und Gesetzgebung unverkennbar hervor. In Coblenz ward die Bürgerschaft von der im französischen Sinne besetzten Municipalität gedrängt, die Einverleibung des linken Rheinufers in Paris zu erbitten, aber nur wenige Bürger zeigten sich willfährig, obgleich kein Mittel, sie zu gewinnen, unversucht blieb; da indessen die Adresse nun einmal viele Unterschriften erhalten sollte, wurden die Knaben aus den Schulen herbeigerufen und mußten ihre Namen, jedoch ohne Angabe ihres Berufs, eintragen.

In Bonn machte sich der Widerwille gegen die neue Herrschaft, ungeachtet der starken französischen Besatzung, in heftigen Ausbrüchen Luft. Als Rudler's Bekanntmachung vom 11. December 1797 erschienen war, wurden die erbittertsten Angriffe auf sie an die Thüre der Münsterkirche geheftet, und die Hausbesitzer, welche illuminirt hatten, mit Steinwürfen verfolgt; laut jubelte die Menge, als ein junger Mensch, „Pfingsten" mit Namen, auf öffentlichem Markte die Proclamation zerriß; nur militärische Gewalt konnte Denen, welche die französische Cocarde trugen, Sicherheit gewähren. Als am 3. December die Stadträthe zur Eidesleistung aufgefordert wurden, lehnten die Meisten, unter ihnen auch Bertrams, die Zumuthung ab, und wurden, wie es im Rathsprotocoll heißt, vermerkt und hoc ipso ausgeschlossen. Auch die Professoren der Universität und die Mehrzahl der Thorschreiber und Schullehrer verweigerten den Eid und verloren das Brod für Frau

und Kind. Ohne Umſchweife erklärte der Kaſerneninſpector: ich habe meinem gnädigſten Kurfürſten einmal geſchworen und will lieber meine Stelle verlaſſen, als ihm untreu werden. Berninger hieß der Ehrenmann, der dieſe Worte ſprach. Immer auf das Neue forderten die franzöſiſchen Befehlshaber ſtrenges Auftreten der Municipalität gegen die widerwillige Bürgerſchaft, und immer auf das Neue erließen ſie ſelbſt Anordnungen ängſtlicher Vorſicht. Rudler, welcher, mündlichen Ueberlieferungen zufolge, ſeinen dauernden Sitz in Bonn hatte nehmen wollen, fand die Stimmung ſo feindlich, daß er erklärte, ein ſolcher Ort verdiene nicht, Oberbehörden in ſeiner Mitte zu haben.

Auch in Cöln brachten die Anordnungen und Geſetze der Franzoſen Unruhe, Verwirrung und Unſicherheit in alle Verhältniſſe. Die Bannerherren durften fernerhin keinen Bürger in den Zünften vereiden; die ſeit Jahrhunderten feſt mit dem ſtädtiſchen Leben verwachſenen Klöſter, Gerichte und Schulen wurden, wie die Univerſität etwas früher oder etwas ſpäter, aufgehoben; mit Illuminationen, Volksſpielen und einem großen Tanzfeſt mußte im Januar 1798 die Einführung der franzöſiſchen Gerichte gefeiert werden; am 1. Juli 1798 traf der Douaneninſpector Collard ein und ſperrte mit einem zahlreichen Corps bewaffneter Commis Cöln gegen Deutſchland ab. Jede Erinnerung an die reichsſtädtiſche Zeit wollten die neuen Machthaber vernichten, ſelbſt die hölzernen Wappenſchilde, welche in den Kirchen zum Andenken an hervorragende Männer aufgehängt waren, wurden zuſammengetragen und auf dem Neumarkt verbrannt. Bereits am 4. December 1797 hatten die Franzoſen das Silberwerk der Exjeſuiten, zur Deckung dringender Bedürfniſſe, öffentlich verſteigert; die Inſaſſen der Klöſter fürchteten das gleiche Schickſal und ſuchten in haſtiger Eile alle ihre Habſeligkeiten zu Gelde zu machen; unbedenklich verſchleuderten ſie Edelſteine, Schnitzwerke, Metallarbeiten, Kirchengefäße, Evangelienbücher, Glasbilder, Oelgemälde und ſchafften den Erlös bei Seite. Mit Gewalt konnte freilich Cöln die franzöſiſchen Machthaber nicht bekämpfen; auch waren alle früheren Verwaltungsbehörden in franzöſiſchem Sinne umgewandelt und neu beſetzt; ſo lange aber die alten Gerichte noch beſtehen blieben, vertraten

ſie muthig die reichsſtädtiſche Ordnung und ſtellten ſich mit zäher Ausdauer den neuen Gewalthabern entgegen; ſämmtliche Mitglieder des Officials-, des Syndicat-, des Gewalt- und des Amts-Gerichts opferten mit zwei Ausnahmen am 4. December Amt und Brod, um nicht der franzöſiſchen Republik ſchwören zu müſſen; einen Tag ſpäter folgten die vier Aſſeſſoren der Rentkammer ihrem Beiſpiel. Hier und da wurden auch jetzt ſchon Verſuche gemacht, die geiſtigen Trümmer der ſtädtiſchen Vergangenheit vor der rohen Gewalt der Fremden in Sicherheit zu bringen; Wallraf und de Noel traten hervor und einige Jahre ſpäter die Brüder Boiſſerée mit Bertram; wenigſtens an Gemälden und Kunſtdenkmälern ſollte gerettet werden, was noch zu retten war.

Wie ſtark und wie allgemein verbreitet auf dem linken Rheinufer die Abneigung gegen die Franzoſen und die franzöſiſchen Einrichtungen in den Jahren 1798 bis 1802 war, geht ſehr beſtimmt aus den erbitterten Vorwürfen hervor, welche Görres den Städtern ſowohl wie den Bauern über deren Widerſtreben gegen die ihnen dargebotenen republikaniſchen Gaben machte. Alle größeren Städte haben, ſchrieb er im rothen Blatte, dumme Zeloten, welche ihre Spielwerke zu verlieren fürchten, Zünftlinge, die ihre widerſinnigen Privilegien eifrig bewachen, Schranzen und Creaturen der Höfe, Mitglieder der alten Regierungen und Magiſtrate, die ſich vor Rechnungsablage fürchten. Die Bauern ſchwanken zwiſchen ihren alten mit ihnen erwachſenen Vorurtheilen und den neuen geläuterten Begriffen. Hin und her gezerrt zwiſchen zwei Parteien, die um ſie kämpfen, allarmirt durch die Einlispelungen der Pfaffen und Mönche, geſchreckt durch die bramarbaſirende Miene ihrer kleinen Deſpoten, blinzeln ſie gegen die Fackel, welche man ihnen vorhält. — Unter uns hatten Manche geglaubt, ſchrieb Görres um dieſelbe Zeit, daß die Franzoſen durch die Revolution zu Engeln umgewandelt ſein und, ohne unſer Zuthun und ohne uns wehe zu thun, alle Beſchwerniſſe übernehmen würden; aber als die Ungeſtümen unſere Feſſeln gewaltſam zerſchlugen, konnte es ohne Beulen für die Gefeſſelten nicht abgehen. Die Arroganz der ſtolzen Sieger wuchs mit jedem Tage, Forderungen, Requiſitionen, Erpreſſungen

nahmen kein Ende. Beamte, die das Ende ihres Reiches nicht verſchmerzen konnten, Pfaffen, die in dem Aufkommen der Republik ihren eigenen Sturz und die Nutzloſigkeit ihrer einträglichen Alfanzereien erblickten, hetzten auf und die Anhänglichkeit des Deutſchen an ſeinen gewohnten Formen und Maximen machte ihm jedes Neue widerwärtig; alles wirkte zuſammen, um den Haß gegen die Franzoſen allgemein zu machen; bald verwechſelte man die Sache mit den Perſonen und haßte nicht bloß die Republikaner, ſondern auch den Republikanismus und die Freiheit; der öffentliche Geiſt ward ariſtocratiſch; die gegenwärtige Generation iſt verloren für die Cultur. — Als im Jahre 1799 die Oeſterreicher ſiegten, erzählt ein anderer Zeitgenoſſe, ſah das untere Volk am Rhein ſeine Blutegel mit funkelnden Augen an und wollte ſie als Schlachtopfer lange verhaltener Wuth fallen laſſen. Die Poſtillons brachten in der Taſche verbotene Zeitungen auf eigene Rechnung mit vom rechten Rheinufer und verkauften ſie, wenn Unglücksfälle der Franzoſen darin ſtanden, zu enormen Preiſen. Als Napoleon im December 1799 erſter Conſul geworden war, glaubte man, die republikaniſche Herrſchaft ſei zu Ende; mit allen Glocken ward geläutet und das Nahen einer beſſeren Zeit gehofft.

Inmitten der allgemeinen Abneigung gegen die Durchführung der franzöſiſchen Herrſchaft und der franzöſiſchen Geſetzgebung traten für dieſelbe nur die Patrioten, das heißt die früheren Anhänger der cisrhenaniſchen Republik, auf. Unter den rohen, widerwärtigen Schreiern der Volksgeſellſchaften, zu welchen ſich dieſelben vereinigt hatten, war der junge, bald poetiſch, bald fieberhaft erregte Görres der einzige Mann von Bedeutung, der Einzige, welcher Theilnahme und Aufmerkſamkeit erwecken kann.

III.

Görres' Auftreten in Coblenz für die franzöſiſche Republik und gegen die franzöſiſchen Republikaner.

Offen und entſchloſſen hatte ſich Görres der Kirche wie dem Staate gegenüber auf Seiten der Revolution geſtellt.

Mit ſchneidender Schärfe griff er Rom, die katholiſche Hierarchie und deren religiöſe Grundlagen an. Jede reine, rechtmäßige Kirchenverfaſſung muß, ſchrieb er im „allgemeinen Frieden“, transcendent ſein; ihr Directorium iſt die Dreifaltigkeit, ihre Agenten Teufel, Engel und Heilige; ihr Hochgericht die Hölle; das Fegfeuer ihre Baſtille; im Paradieſe vertheilt ſie Pfründen und bildet dort aus ihren Getreuen der Gottheit Hofſtaat und Miniſterium. Nimmt ſich dagegen die Kirche heraus, die executive Gewalt in die Hände eines oder mehrerer Menſchen zu legen, ſo handelt ſie deſpotiſch; ihre Anmaßung iſt unſtatthaft, die Form nichtig; der Katholicismus, in dieſem Sinne aufgebaut, iſt daher geſetzwidrig und unhaltbar. Ein Papſt als Univerſalmonarch ſteht, mit Unfehlbarkeit ausgerüſtet, an der Spitze eines ungeheuern Staates, deſſen Provinzen er durch ſeine Proconſuln und einen ſchwarzen Adel nach den Grundſätzen des Feudalſyſtems beherrſchen läßt; in allen Städten liegen ſeine Garniſonen, die mit Feuer und Schwert die Regungen des Unterſuchungsgeiſtes zurückdrängen, indem ſie eben, wie die politiſchen Söldner, durch den Cölibat genauer an ſein Intereſſe gefeſſelt ſind. Scheiterhaufen lodern hoch auf, wo der geſunde Menſchenverſtand ſich nur blicken läßt. Dummheit und Aberglaube ſind die Grundpfeiler der Geſellſchaft; wehe dem, der ſie wankend machen will. Seine Macht verhält ſich, nach dem eigenen Ausdrucke eines dieſer Deſpoten, wie die der Sonne zum Monde, alſo wie 300,000 zu 1. Nur bisweilen verſammeln ſich ſeine Magnaten, die im Kleinen ſind, was er im Großen, um, wenn er ihnen zu mächtig wird, ſeine Unfehlbarkeit mit der ihrigen zu durchkreuzen; allein vom heiligen Geiſt beſtochen, geben ſie bald den lächerlichen Anblick eines engliſchen Parlaments. Als Mandatarius des Himmels vermag er noch Jahrtauſende nach dem Tode ſeines Unterthanes auf denſelben zu wirken und ihm unendliche Seligkeit oder die ſchrecklichſten Qualen zu bereiten. Das ſind die Folgen einer Combination, die leider im Laufe der Dinge einmal exiſtirt hat und noch jetzt, freilich nur wie ein Alp, die Welt drückt. —

In immer neuen Wendungen des Hohnes griff Görres katholiſche Kirche und Clerus an. Als der Raſtädter Congreß

das Aufhören der Erzbisthümer, Bisthümer und Abteien des linken Rheinufers voraussehen ließ, brachte das rothe Blatt eine Anzeige, durch welche in Rastadt zum Verkauf angeboten wurden: drei Krummstäbe geistlicher Kurfürsten, inwendig mit Blei ausgegossen und mit Dolchen versehen; auswendig mit künstlichen Schlangen umwunden; das oben darauf befindliche Auge Gottes ist blind. Ferner zwei Bischofsmützen, reich mit Rauschgold verbrämt, etwas von Angstschweiß durchzogen, sonst aber noch gut conservirt, daher sehr brauchbar als rothe Mützen auf Freiheitsbäumen. Endlich mehrere Abt- und Aebtissin-Habite, mit dem Geruche der Heiligkeit durchbalsamirt, daher vortrefflich, um Teufel damit auszutreiben und behexte Kühe zu enthexen; übrigens geräumig genug, um einem Stückfaß damit die gehörige Draperie zu geben. — Wiederholt malte Görres alle die Gefahren aus, von denen jede Rückkehr der früheren kirchlichen Zustände begleitet sein würde. Die Pfaffen haben, meinte er, den genauen Zusammenhang, der zwischen ihnen und den Thronen besteht, jetzt erst in seinem ganzen Umfange kennen gelernt und werden denselben, um dem lange verschlossenen Grimme Luft zu machen, als treueste Bundesgenossen anhangen und diesem schwarzen Bunde würde nichts zu widerstehen vermögen. — Wenn die goldenen Tage der Priesterherrschaft zurückkehren, so wird der Staat, heißt es ein anderes Mal, sich unter den Schutz und Schirm und unter die Aufsicht des Hohenpriesters begeben und mit ihm den Raub über die Einfalt theilen; gewaltsame Erdrückung aller Bildung der künftigen Generationen durch Mönche und ihre Helfershelfer würde die Folge sein. —

Mit gleichem Hohne, wie den Zustand der Kirche, griff Görres den des Staates an. In tönenden Phrasen schilderte er die Schrecken der Monarchie, welche ihm gleichbedeutend mit Despotismus war. Das Charakteristische dieses Dämons ist, meinte er, unaufhörliches Verschlingen des Schwächeren durch den Stärkeren, des Dümmeren durch den Listigeren, ängstliches Hin- und Herschweben zwischen Erhaltung und Vernichtung; Meuchelmorde, Mordbrennereien, Banditenstreiche, allgemeine moralische Verderbniß, verdeckt hinter dem Schilde der Religion und überfirnißt mit dem blendenden Carmin der

Höfe. Heil uns, daß er bald aus Europa, aus der Welt verscheucht sein wird. — In wüsten Bildern suchte Görres einen Despoten darzustellen, der mit aufgeblasenen Backen, hoch aufgeschraubter Nase, die Stirne mit einer vergoldeten, verbrämten und befranzten Krone umzirkelt, die vermuthlich erfunden wurde, um den Kopf, den Regierungssorgen so manches Mal zu brechen drohen, vor dem Bersten zu sichern. Die Füße sind, schrieb er weiter, mit goldenen Krallen bewaffnet, in der linken trägt er den Scepter, aus den Markröhren seiner Unterthanen zusammengeflickt, in der rechten eine Geissel, aus Scorpionenschwänzen zusammengebunden. An der Figur sind nur die Gelenke beweglich, das Ganze aber an Bindfaden aufgehangen, deren Endpuncte in der Hand eines Ministers oder Günstlings zusammenlaufen, der die Puppe nach Gefallen lenkt. In bunten verschlungenen Kreisen umtanzt, umhüpft und umspringt das barocke Bild eine bunte Menge jener seelenlosen Geschöpfe, die man gewöhnlich Höflinge nennt; hohle hungernde Figuren mit Fühlhörnern und Schmetterlingsflügeln, einem hölzernen Gehirn und versteinerten Herzen, mit Käferseelen und Raupenmägen u. s. w. u. s. w. Aber auch einzelne Monarchien und einzelne Monarchen griff Görres mit demselben Grimme an. Rußland, sagt er einmal, jener Coloß aus Schnee, Eis und Blut zusammengeknetet, hat seine Stärke, wie das Crocodil, in dem ungeheuern Schwanze; heißhungrig nagte es an Europa; ein Brocken nach dem anderen sank in den unersättlichen Schlund. Wie ein Alpengletscher rückte es immer weiter vorwärts in die cultivirte Welt. England hatte den Erdball mit seinen Fäden umsponnen, lauernd saß es ruhig in seinem Hinterhalte, um bei der leisesten Bewegung seines Gespinnstes über die Beute herzufallen und durch den Talisman des Geldes die Erde zu beherrschen.

Europa war verloren, meinte Görres, aber bei ihrem ersten Erwachen nach langem Schlafe brachte die Menschenvernunft Rettung; sie wagte sich an das Reich des Aberglaubens; krachend stürzte ein Hauptpfeiler nach dem andern zu Boden; Hildebrand's Thron, gegründet in den Jahrhunderten der Dummheit, ward aus allen Fugen gerissen; alle Dämone, welche Pfaffen und Despoten dem Strome der Aufklärung entgegen-

gebaut hatten, wurden gesprengt und ungefesselt ergoß sich der befruchtende Strom über Europa und schwemmte ein Vorurtheil nach dem anderen fort und mit dem Ausbruche der Revolution erfocht der Geist des Jahrhunderts jenen glänzenden Triumph, von dem eine neue große Periode beginnt. Betäubt steht Europa und staunt ob der Phänomene, die vor seinem Auge vorgehen und harrt der Wunder, die noch kommen sollen.

In Görres erhitztem Auftreten für die kirchliche und politische Revolution, in seinem Grimme gegen Alles, was sich denselben entgegenstellte, lag freilich nicht mehr politischer, aber auch nicht weniger edler Sinn, als in der Erhitzung und dem Grimme, welcher ihn später erfüllte, wenn er seiner wechselnden jeweiligen Stimmung Zaum und Zügel bald für Dieses, bald gegen Jenes schießen ließ. Auch am Ende des 18. Jahrhunderts verläugnete er selbst in den tollsten Ergüssen seiner Phantasie nie den redlichen und muthigen Sinn und nie die reiche, obschon ungeschulte Begabung seines Geistes, aber die Patrioten, in deren Clubs er sich zur Revolutionszeit bewegte, hatten, wie meistens auch sein Anhang in späterer Zeit, nur das Abstoßende, nicht das Anziehende mit ihm gemeinsam. Die Volksgesellschaften waren, so weit sich irgend erkennen läßt, nur niedrig und nur platt; in poesielosen Liedern und langweiligem Gerede machte eine gemeine Gesinnung sich breit. Weder ihre Verhöhnung der althergebrachten kirchlichen und politischen Zustände, noch ihr Lobpreisen der neuen französischen Einrichtungen konnte ihnen Freunde unter der Bevölkerung des linken Rheinufers gewinnen und in Coblenz, wo die Patrioten, weil Görres unter ihnen war, am entschlossensten und mächtigsten auftraten, riefen sie offenen Widerstand gegen sich in der Bürgerschaft hervor.

Eine eigenthümliche Gestalt nahm der in Coblenz ausbrechende Kampf dadurch an, daß Görres, indem er die französische Republik vertheidigte, die Bürger, und indem er die französischen Republikaner angriff, die Franzosen zu erbitterten Feinden hatte. Görres war zu edel, um nicht Verachtung und Ingrimm gegen die Schlechtigkeiten der großen und kleinen Machthaber zu fühlen, und zu muthig, um seinen Gefühlen

nicht vollen Ausdruck zu geben. Sein rothes Blatt ſollte nicht nur dem Republikanismus den vollen Sieg erkämpfen und der Pfaffheit die Larve abziehen helfen, ſondern auch den Böſewicht, den das Schwert des Geſetzes nicht erreicht, an den Pranger ſtellen und dem öffentlichen Hohn preisgeben. Mitten unter dem giftigen Spotte, den Plattheiten und hohlen Worten der Zeitſchrift wird der kühne Muth immer bewunderswürdig bleiben, mit welchem ihr Herausgeber die Brutalitäten, die Beſtechungen, Fälſchungen, Erpreſſungen der Franzoſen und deren Helfershelfer an das Licht zog. Noch hat es in allen vier Departements Niemand gewagt, ſchrieb er am 30. März 1798, der Dollmetſcher der öffentlichen Meinung zu ſein; ſind wir denn ganz zum Sclavenſinn herabgeſunken? hält es denn ſo ſchwer, während das Verbrechen tauſend feile Federn findet, auch nur eine einzige für die Entlarvung deſſelben aufzutreiben? Das kann und darf nicht ſein in einem Lande, das ſo viele entſchloſſene Republikaner zählt. Die Herausgabe meiner Decadenſchrift ſetzt mich in den Stand, thun zu können, was die gute Sache von jedem ihrer Bekenner fordert. — Mit Namen und Titel bezeichnete Görres die niederen und höheren Beamten, denen er ihre Schlechtigkeiten in eindringlichen Worten vorhielt. De Rode, am Schandpfahl der Publicität, lautete z. B. die Ueberſchrift einer ſolchen Anklage.

Mit demſelben verwegenen Muthe, wie die Einzelnen, griff Görres die geſammte franzöſiſche Regierung an. Man hat uns, ſchrieb er im Rübezahl, Proconſuln geſchickt, ſchwache, herzloſe und kopfloſe Menſchen, ſpeichelleckende Creaturen derjenigen, die ſie ſchickten; wir erhielten die Lotterie, die Donane, die Abgaben, aber keine Repräſentanten, keinen eigenen Willen; wir ſahen zwei Arten von Stellen creiren: einträgliche, ruhige, geſchäftsloſe und ärmlich oder gar nicht beſoldete, aber unruhig und mit Geſchäften überhäuft. Die letzteren fielen den Eingeborenen zur Laſt, die erſteren den Paſchas der Deſpoten Frankreichs zur Beute. Da ſehen wir nun eine Fluth von Menſchen, den Abſchaum Frankreichs, über uns herſtürzen; Schwachköpfe, mit Vorurtheilen angepfropft, mit ein paar Sentenzen und hohlen Phraſen gefüllt, übrigens roh wie die

Scythen, ſtumpf wie die Böotier, verworfene Sclaven, die ſich bei dem Worte Miniſter, Director dreimal zur Erde werfen und mit der Stirne den Staub aufküſſen; Gauner, die dem Volke die Taſchen leerten, die den Raub von den Dächern predigten und, mit ihrer Beute beladen, hohnlachend davon liefen. Wir ſehen unſere Tribunale in Stipendiate verwandelt, wo man der Sippſchaft der Ober- und Unter-Deſpoten Freitiſche anwies, wo man die Gerechtigkeit mit Looſen ausſpielte. Wir klagten; neue Pariſsbriefe waren die Antwort. Ueberall um uns her ſchoſſen die Giftſchwämme der Revolution, die Verſchleuderer und die öffentlichen Diebe auf. Wir legten Hand an ſie; Frevler, tönte es uns zu, wollt ihr euch an den Geſalbten des Herrn vergreifen? Der 30. Prärial erſchien, nun wenigſtens erwarteten wir ſchleunige Abhülfe der Uebel, eclatante Beſtrafung der Spitzbuben, den völligen Triumph des Republikanismus; aber nur ein paar Augenblicke kamen unſere Gewalthaber außer Faſſung; dann erholten ſie ſich wieder. Die Spitzbubenapotheoſen dauerten fort, die protegirten Dümmlinge trieben ihr Weſen nach wie vor. —

Nicht allein mit Worten begnügte ſich Görres, er wollte Abhülfe in Paris erlangen und legte zu dieſem Zwecke ſeinen im Decadentempel verſammelten Mitbürgern am 28. Juni 1798 den Entwurf einer Adreſſe an den Rath der Alten und der Fünfhundert vor, in welcher er der franzöſiſchen Centralverwaltung am Rhein Beſtechung und Erpreſſung vorwarf und eine Reihe ſchamloſer Mißbräuche aufdeckte. Frecher werden die Räuber, heißt es am Schluſſe, kühner die Diebe; die Ungewißheit der Zukunft lähmt alle Gemüther. Tod allen Räubern; der Willkür Zernichtung, Bund aller braven Republikaner ſei euer Loſungswort; das unſrige wird ſein: Unſer Leben dem Vaterlande und der Freiheit. —

In Coblenz hatten die Patrioten außer den Bürgern auch die franzöſiſchen Officiere, welche ſchon damals der Demokratie und ſelbſt der Republik feindlich gegenüberſtanden, zu erbitterten Gegnern. Görres ſah ſeine Zeitſchrift wenige Monate ſchon nach deren erſtem Erſcheinen ſo bedenklich bedroht, daß er ſich nur durch einen Namenwechſel zu helfen wußte; er

ließ das rothe Blatt am 23. September 1798 eingehen, an demſelben Tage aber unter dem neuen Namen „Rübezahl“ wieder erſcheinen. Da indeſſen der Rübezahl mit gleicher Kühnheit, wie das rothe Blatt, für die Republik und gegen die Civil- und Militär-Beamten derſelben ſprach, ſo hatte er auch dieſelben Verfolgungen zu tragen. Görres ſelbſt ward wiederholt von den Officieren mißhandelt und erachtete es im Juli 1799 für rathſam, den Rübezahl fernerhin nicht erſcheinen zu laſſen.

Die Patrioten fanden, da der Commandant von Coblenz, General Leval, ſie als Anhänger der Jacobiner ſcheute und zurückdrängte, eine Stütze nur an dem ſeit Auguſt 1799 ernannten Gouvernementscommiſſär Lacanal in Mainz; jacobiniſch geſinnt und zu Gewaltſamkeiten ſtets geneigt, gab er dem commandirenden General in jedem der vier Departements das Recht, den Belagerungszuſtand für einzelne Orte oder größere Bezirke ſo oft zu erklären, als es die Sicherheit der republikaniſchen Regierung zu erfordern ſchien. Eine Reihe harter Maßregeln, welche er zu gleicher Zeit gegen die angeblichen Umtriebe der Ariſtokraten traf, rief die Erinnerung an die Schreckensregierung wieder wach. Auch in Coblenz wurden allgemeine Hausſuchungen nach Royaliſten und auswärtigen Agenten angeſtellt, Geiſtliche und frühere Beamte in ſtrenges Gefängniß gebracht, Kirchen geſchloſſen und Frauen und Mädchen zur Unterſuchung gezogen, weil ſie ſich ohne franzöſiſche Cocarde auf der Straße gezeigt hatten.

Die Coblenzer Bürger ſchrieben dieſe Widerwärtigkeiten den Patrioten und insbeſondere der ſtädtiſchen Behörde zu. Die Patrioten nämlich hatten ſchon im September 1797, als die Municipalität an die Stelle des alten Magiſtrats trat, faſt ſämmtliche Stellen in demſelben durch den franzöſiſchen Commiſſär Defiez erhalten; im Anfange des Jahres 1798 aus denſelben verdrängt, waren ſie ſeit dem Juli 1798 wiederum zur vollen Herrſchaft gelangt, ſo daß die Municipalität als ein Ausſchuß des Clubs der Patrioten erſchien. Die Bürgerſchaft war ebendeshalb heftiger Gegner derſelben und ergriff begierig die erſte Gelegenheit, ihrer feindlichen Stimmung freien Lauf zu laſſen. Als die Patrioten zur Feier des von

Maſſena bei Zürich am 25. September 1799 erfochtenen Sieges am 3. October mit einbrechender Nacht einen wilden Umzug hielten, die Fenſter der Ariſtocraten einwarfen, einzelne Bürger mißhandelten und jede Art von Ausgelaſſenheit begingen, griffen franzöſiſche Officiere und Coblenzer Handwerker gemeinſam den Zug an. Eine wüſte Rauferei entſtand und am folgenden Morgen belobte General Leval die Bürgerſchaft, weil ſie das Beſtreben einiger Uebelgeſinnten, unter denen ſelbſt Mitglieder der Municipalität geweſen wären, kräftig zurückgewieſen habe. Die Bürger fürchteten von der Erbitterung der Municipalität und der Patrioten das Aeußerſte und baten den General, die Stadt in Belagerungszuſtand zu erklären; am 11. October entſprach Leval nicht nur dieſer Bitte, ſondern ſetzte auch die geſammte Municipalität außer Thätigkeit und ließ Görres, welcher, begleitet von einigen Patrioten, nach Mainz reiſen wollte, um Lacanal's Beiſtand nachzuſuchen, unweit Coblenz ergreifen und in das Gefängniß bringen. Sobald Lacanal Kenntniß von dieſen Vorgängen erhalten hatte, ſuchte er Vollmacht in Paris nach, erſchien am 1. November ſelbſt in Coblenz, erklärte ſich für die Patrioten, befreite die Gefangenen und hob den Belagerungszuſtand auf. Die Municipalität aber ſetzte auch er nicht wieder in Thätigkeit; längere Zeit hindurch wurden deren Geſchäfte von einer aus vier Perſonen gebildeten Specialcommiſſion verſehen. Die Patrioten waren mit Lacanal's Zugeſtändniſſen nicht zufrieden, ſie wollten Herſtellung der Municipalität, um in derſelben die verlorenen Stellen wieder einnehmen zu können; ſie wollten Genugthuung für die von dem franzöſiſchen Militär vielfach erfahrenen Verunglimpfungen und wollten Schutz gegen die Bedrückungen und Erpreſſungen der franzöſiſchen Verwaltungsbehörden. Um die zeitigen franzöſiſchen Machthaber für ſich zu gewinnen, ſchickten ſie Görres und Bitzthumb, denen ſich General Eickemeyer aus Mainz anſchloß, nach Paris. Als die Deputirten am 21. November 1799 dort anlangten, war wenige Tage zuvor die Umwälzung des 18. Brumaire eingetreten und die Conſularregierung gegründet. Von Bonaparte war für die Wünſche der Patrioten wenig zu hoffen. Die Vergangenheit bot, ſchrieb Görres, nur

nicht vollen Ausdruck zu geben. Sein rothes Blatt sollte nicht nur dem Republikanismus den vollen Sieg erkämpfen und der Pfaffheit die Larve abziehen helfen, sondern auch den Böſewicht, den das Schwert des Geſetzes nicht erreicht, an den Pranger ſtellen und dem öffentlichen Hohn preisgeben. Mitten unter dem giftigen Spotte, den Plattheiten und hohlen Worten der Zeitſchrift wird der kühne Muth immer bewunderswürdig bleiben, mit welchem ihr Herausgeber die Brutalitäten, die Beſtechungen, Fälſchungen, Erpreſſungen der Franzoſen und deren Helfershelfer an das Licht zog. Noch hat es in allen vier Departements Niemand gewagt, ſchrieb er am 30. März 1798, der Dollmetſcher der öffentlichen Meinung zu ſein; ſind wir denn ganz zum Sclavenſinn herabgeſunken? hält es denn ſo ſchwer, während das Verbrechen tauſend feile Federn findet, auch nur eine einzige für die Entlarvung deſſelben aufzutreiben? Das kann und darf nicht ſein in einem Lande, das ſo viele entſchloſſene Republikaner zählt. Die Herausgabe meiner Decadenſchrift ſetzt mich in den Stand, thun zu können, was die gute Sache von jedem ihrer Bekenner fordert. — Mit Namen und Titel bezeichnete Görres die niederen und höheren Beamten, denen er ihre Schlechtigkeiten in eindringlichen Worten vorhielt. De Rode, am Schandpfahl der Publicität, lautete z. B. die Ueberſchrift einer ſolchen Anklage.

Mit demſelben verwegenen Muthe, wie die Einzelnen, griff Görres die geſammte franzöſiſche Regierung an. Man hat uns, ſchrieb er im Rübezahl, Proconſuln geſchickt, ſchwache, herzloſe und kopfloſe Menſchen, ſpeichelleckende Creaturen derjenigen, die ſie ſchickten; wir erhielten die Lotterie, die Donane, die Abgaben, aber keine Repräſentanten, keinen eigenen Willen; wir ſahen zwei Arten von Stellen creiren: einträgliche, ruhige, geſchäftsloſe und ärmlich oder gar nicht beſoldete, aber unruhig und mit Geſchäften überhäuft. Die letzteren fielen den Eingeborenen zur Laſt, die erſteren den Paſchas der Deſpoten Frankreichs zur Beute. Da ſehen wir nun eine Fluth von Menſchen, den Abſchaum Frankreichs, über uns herſtürzen; Schwachköpfe, mit Vorurtheilen angepfropft, mit ein paar Sentenzen und hohlen Phraſen gefüllt, übrigens roh wie die

in welchem der Despotismus sie gefesselt hielt, ward die neue Geliebte in die Mitte der jauchzenden Menge geführt. Die Nebeldecke, welche den Thron verhüllt hatte, ballte sich zu einem Wolkengebirge zusammen; Blitz auf Blitz erhellte Alles, was verborgen gewesen war, und in ihrer ganzen Abscheulichkeit stand die Vorzeit vor den Augen des Volkes. Ein Feenland dagegen hatte sich den Blicken der Nation gezeigt, sobald sie sich in die Revolution hineinwarf. Die Einfalt, welche ihren Himmel mit goldenen, elfenbeinernen Stühlen, mit Harfen und Engelsköpfen, mit Milch und Honigbächen möblirt, glaubte dieses goldbeflitterte Palmenparadies mitten hinein nach Frankreich verpflanzt und jauchzte, daß sie nun so schön und bequem wohnen sollte. Bald aber mußte sich zeigen, daß diese Hoffnung nur eine luftgewebte Täuschung war. Palmen und Harfen verschwanden und mit ihnen der Zauber; die kleinen Leidenschaften aber brachen eine nach der anderen aus den Schlupfwinkeln hervor, in welche sie verscheucht waren, trieben sich unter den Menschenhaufen umher und stifteten überall Unheil, Hader und Streit. Der Krieg brach aus, sein Eisenarm fuhr über die jauchzende Menge und alle Jubeltöne verstummten, die Freudenfeste waren gestört. Leiden, Elend und Mangel tödteten bald den romantischen Glanz. Das erste Aufflimmern der Freude war vorüber; die nun folgende Abspannung machte mürrisch und unzufrieden, der Leichtsinn trat in's Spiel und sehnte sich mit Verlangen nach den verlassenen Gegenständen zurück. Alle, welche durch die Revolution gefährdet worden waren, benutzten diese Stimmung, die Geistlichen schreckten, die Freunde des Königsthums drohten, die Schwäche wankte, die Mehrzahl war gegen die Revolution. Die ihr Treugebliebenen wollten sie durchführen, mochten auch Millionen bluten; Tod ward die Losung gegen innere, Tod gegen äußere Feinde; Terrorismus das Regulativ der Jacobiner; sie mähten Alles ohne Unterschied nieder, aber mochte die Guillotine auch noch so gefräßig aufräumen, alles Morden war zwecklos, denn die imposante Kraftmasse, welche sie zu bekämpfen hatte, wirkte stetig fort, während die Kraft des Schreckens nur stoßweise eintrat, also früher oder später überwältigt werden mußte. Die zwecklose Metzelei empörte die

Menge und bereitete im Stillen die Reaction vor, die gegen sie aufstand; der Riese erlag den Angriffen von Zwergen; der Terrorismus stürzte und der schreckliche Todesengel verschwand, der über Frankreich geschwebt hatte; die dritte Constitution ward gegeben, sie sollte einer organisirten Aristocratie der Bildung die Herrschaft über die schlechtere Masse verschaffen, aber die Aristocratie war im Kleinen, was die Masse im Großen gewesen war, und alle früheren Scenen wiederholten sich, wenn auch in anderer Gestalt. Tobte vorher trotzige Wildheit, so schlich jetzt die heuchlerische Intrigue; der Jacobinismus hatte den Staatskörper zerschmettert, der Moderantismus zerlegte ihn allmälig; über dem Boden der ganzen Republik bildeten sich Verbindungen von Räubern und Gaunern; ein neuer Raubadel entstand, in welchem sich innere und äußere Staatskräfte, Regierung und Armee, vereinigt fanden, drohend und furchtbar für Jeden, der ihn antasten wollte. Gehaßt, verabscheut, mit dem Fluche der Menschheit beladen, hatte das Directorium eine Saat von Jammer und Menschenelend ausgesäet und eine ganze Generation bis zur Verzweiflung geängstet. Ein Mittel zur Abhülfe war nur noch übrig; der Despotismus des Geistes und der Charaktergröße war zu versuchen. Ein Mann, den Glück und Geist zum Ersten seiner Generation gemacht hatten, war von fernen Ufern, in die ihn ein höheres Schicksal verschlagen und gefesselt zu haben schien, zurückgekehrt. Der Glanz seiner Thaten, die Verschlossenheit seines Charakters, den man nicht begriff, imponirte und schreckte; auf ihn war der 18. Brumaire berechnet; seine erste Bewegung trümmerte ein Gebäude zusammen, dem alle Könige Europa's vereint nichts hatten anhaben können. Finster und ernst nahm die Erscheinung Platz in der Mitte des staunenden Volkes. Bonaparte konnte, was er wollte, und wer vermöchte in einem solchen Geiste die Grenzsteine dieses Wollens zu finden. Ohne Verzug faßte er die Zügel und achtete nicht des Aufbäumens gegen die ungewohnte Hand. Zermalmende Größe mit zermalmender Macht gepaart machte allem Streite ein Ende; kein künstliches Gleichgewicht der Staatsgewalten; sondern alles Widerstrebende gebändigt durch die Uebermacht der Einheit. Frankreich hat sich von dem Abgrunde gerettet,

der es zu verſchlingen drohte; es hat ſich eine beſſere Gegenwart bereitet und ſteht wieder auf dem Gipfel des Glanzes, aber ſeine Revolution hat ihren Zweck gänzlich verfehlt und das allgemeine weltbürgerliche Intereſſe verloren, welches ſie früher zur gemeinſamen Sache aller Völker machte. Der Beobachter trauert, daß er das einſt ſo ſchöne, vielverſprechende Gebilde, welches unter ſeinen Augen emportrieb, dahin welken ſieht. Erſchöpft iſt Frankreich auf der Hälfte der Rennbahn niedergeſunken und fühlt, daß das Unternehmen zu groß für ſeine Natur war. Es hat die Reſte der ſchlechtbewahrten Freiheit zum Opfer geſchlachtet, um nicht zehn Jahre ſpäter eine halbe Generation mehr ohne Gewinn auf der Schädelſtätte zu finden; es hat einem einzigen Manne ſich in die Arme geworfen, um von ihm Rettung zu erflehen; der Welt erwächſt eine Tyrannei, wie ſie ſeit der Römerzeit nicht mehr geſehen; die gegenwärtige Generation iſt für die Freiheit verloren; alle die Kraft, das ganze gräßliche Capital von Menſchenglück und Menſchenleben, das zu ihrer Erhebung verwendet ward, liegt todt da und wird für die Gegenwart keine, für die nächſte Zukunft nur ſparſame Zinſen tragen; Alles aber, was geſchieht, mußte geſchehen; Sonnen erlöſchen und Republiken vergehen nicht am Zufall, ſondern nach den Geſetzen der ewigen, ordnenden Natur.

Bei dieſer Verzweifelung an der Revolution mußte auch die Frage nach der Vereinigung des linken Rheinufers mit Frankreich für Görres eine andere Bedeutung gewinnen. Als die Freiheit, meinte er, nach der man Frankreich ringen ſah, noch als die allgemeine Freiheit erſchien, war das Intereſſe Frankreichs das Intereſſe aller Völker; um das große Ziel zu erreichen, mußten alle anderen Rückſichten, alle eigenen Intereſſen und Localverhältniſſe jedes Volkes ſchweigen; der weſtrheiniſche Nationalconvent handelte recht, als er die Reunion mit Frankreich decretirte; in dem Augenblicke aber, in welchem die franzöſiſche Nation ſich eine eigene, auf ſich allein berechnete Freiheit ſchuf und einem eignen Nationalgott huldigte, hat ſich das weltbürgerliche Band, welches es mit den anderen Völkern verband, gelöſt und Rückſichten, die vor dieſem Augenblicke engherzig geweſen wären, erhalten volles Gewicht. Nicht mehr

Menſch gegen Menſch, ſondern Staat gegen Staat tritt in's Verhältniß, und jetzt lautet die Frage: was fordert die Klugheit? iſt es das Intereſſe der weſtlichen Rheinländer, mit Frankreich vereinigt zu werden? Görres gelangte, nach ausführlich dargelegten Unterſuchungen, zu dem Schluſſe, daß nur Reunion mit Frankreich oder Rückkehr zum Alten, kein Drittes möglich und unter dieſen Umſtänden Reunion das Beſſere ſei; ſie ausdrücklich vom erſten Conſul zu fordern, konnten aber Görres und ſeine Begleiter dennoch nicht über ſich gewinnen; ſie übergaben daher nur eine Adreſſe, welche Bonaparte bat, die weſtlichen Rheinländer in einer beſonderen Erklärung über ihr künftiges Schickſal zu beruhigen. Der erſte Conſul antwortete: Die Bewohner der vier Departements können unbedingt auf die Gerechtigkeitsliebe des franzöſiſchen Gouvernements zählen; es wird ihr Wohl nie aus den Augen verlieren. Mit dieſer Antwort kehrten die Deputirten im Februar 1800 nach Coblenz zurück und Görres legte bald darauf ſeinen Landsleuten „die Reſultate meiner Sendung nach Paris“ vor. Dieſe Schrift, welche in einzelnen Theilen mit ungewöhnlicher Kraft der Sprache geſchrieben iſt und auch in Beziehung auf politiſches Urtheil und Kenntniß einen großen Fortſchritt des nun vier und zwanzigjährigen jungen Mannes darthut, ward von Görres als Abſchluß ſeines politiſchen Lebens betrachtet. Die große Enttäuſchung, die ihm zu Theil geworden, hatte, wie er ſelbſt erklärt, Wunden geſchlagen, die nicht zu heilen, Bilder zerſtört, die mit ihm groß geworden waren, und eine Lücke geriſſen, welche ſich nicht ausfüllen ließ. Görres zog ſich vom politiſchen Leben zurück, nahm eine Frau, ward Gymnaſiallehrer mit vierzehnhundert Franken Gehalt, führte ein glückliches Familienleben und ſchrieb chemiſche Tabellen, Aphorismen über die Kunſt und eine Expoſition über die Phyſiologie.

Seitdem Görres dem Reden und Schreiben über Politik entſagt hatte, verſtummten auch die Patrioten; die Meiſten ſuchten und fanden ein kleines Amt, welches ſie ernährte, und wurden gefügige Diener eines Jeden, der die Gewalt beſaß. Andererſeits aber verlor auch der Widerwille der Bevölkerung gegen die franzöſiſche Herrſchaft und Geſetzgebung jeden

Ausdruck und jede Vertretung. Stumpfe Gleichgiltigkeit bemächtigte ſich, wie ein Mitlebender erzählt, aller Gemüther. Die Verſtändigen entſagten ſeit dem Herbſte 1800 jeglicher Hoffnung auf eine Aenderung und ſuchten ſich ſo gut wie möglich in die neue Ordnung der Dinge zu ſchicken; die große Menge glaubte zwar auch nach dem Lüneviller Frieden noch mit wahrem Köhlerglauben an die Rückkehr der früheren Zuſtände; jeder unbedeutende Zeitungsartikel gab ihr, wie ein freierer Athemzug dem Kranken, neue Hoffnung; aber auch ſie lernte verzichten, als mit dem 23. September 1802 die vier rheiniſchen Departements den franzöſiſchen gleichgeſtellt wurden. Rechtlich beſtand fortan ein Unterſchied zwiſchen dem deutſchen linken Rheinufer und Frankreich nicht mehr.

Der öffentliche Rechtszuſtand des linken Rheinufers, welcher in den Jahren 1794 bis 1802 von den Franzoſen vernichtet worden war, hatte keinen Anſpruch auf Erhaltung gehabt. Die geiſtlichen Fürſten und die verweltlichten Domherren, die Verwaltung und die Gerichte, die Landtage und die Städte, das Heer und die Finanzen waren lange ſchon politiſch todt und dennoch erhalten, geſchont und behandelt, wie wenn ſie lebendig wären. Weil die Vorfahren abgeſtorbene Verhältniſſe und Einrichtungen weder zu beleben noch zu begraben gewußt hatten, war der politiſche Schutt maſſenhaft aufgehäuft, das Emporkommen neuer Lebenskeime verhindert und ein Geſammtzuſtand herbeigeführt, der es unmöglich machte, in ihm Anknüpfungspuncte für eine politiſche Erneuerung zu finden und eine beſſere Zukunft aus dem Beſtehenden ſich entwickeln zu laſſen. Sollte das linke Rheinufer der Abgeſtorbenheit, in welcher es ſich ſeit mehreren Jahrhunderten befand, entzogen werden, ſo mußte zuvor ſein politiſcher Geſammtzuſtand beſeitigt ſein. Die Beſeitigung, welche durch eine große politiſche That hätte bewirkt werden ſollen, erfolgte durch eine Reihe revolutionärer Gewaltſtreiche; die Gewohnheit aber, Beſtehendes vernichten und formell Berechtigtes als unberechtigt behandeln zu ſehen, entartete auf dem linken Rheinufer weder zur Luſt am Zerſtören, noch zur leichtſinnigen Geringſchätzung der Rechtsordnung des Ganzen und der Rechte des Einzelnen, denn das Zuſammenbrechen des unhaltbaren Zuſtandes ward

hier nicht, wie in Frankreich, durch einen revolutionären Stoß von innen, sondern durch die Gewaltthat fremder Eroberer herbeigeführt, und die fremden Eroberer verstanden nicht, die Gemüther mit der Gewaltthat zu versöhnen und für dieselbe zu gewinnen. Weil die Zerstörung des hergebrachten politischen Zustandes schwere Drangsale und Bedrückungen zur Begleitung hatte, wurde der Bevölkerung das Zerstörungswerk verhaßt und das Zerstörte lieb gemacht. Die Befreiung von der Alleinherrschaft des Hofadels und des Clerus, das Fortfallen der Zinsen und Frohnen und die Aufhebung der Bestimmungen, welche den größten Theil des Grund und Bodens entweder den Regierungen als Kammergut oder einer kleinen Zahl von Familien als Fideicommiß gab, empfanden zwar Viele als Gewinn, aber der revolutionäre Sinn, die Lust an Willkür und Zerstörung war nur, oder doch fast nur, unter den Patrioten der Clubs verbreitet; in allen anderen Kreisen, auf dem Lande wie in den Städten, herrschte der Schmerz über die an dem hergebrachten Gesammtzustand verübte Gewalt und die Neigung selbst das nur formal Berechtigte in den hergebrachten Verhältnissen festzuhalten, vor. Die Bevölkerung trat, ohne revolutionären Sinn in sich entwickelt zu haben, aus der Umwälzungszeit von 1794 bis 1802 heraus und in die Napoleonische Zeit hinein.

Viertes Capitel.

Das linke Rheinufer unmittelbar unter Napoleonischer Herrschaft.

September 1802 bis 1. Januar 1814.

I.

Der Napoleonismus in der Verwaltung und gegenüber dem geistigen Leben.

Als die rheinischen Departements im September 1802 den französischen gleichgestellt wurden, hatte die anarchische

Epoche der Revolution schon vor mehreren Jahren ihr Ende erreicht. Seit dem December 1799 beherrschte Napoleon als erster, seit dem August 1802 als lebenslänglicher Consul und seit dem 18. Mai 1804 als Kaiser das französische Reich. Althergebrachte Rechtseinrichtungen, welche zu beseitigen gewesen wären, fand er nicht vor; die Revolution hatte schonungslos aufgeräumt. Napoleons Gesetzgebung in Frankreich vernichtete nicht, sondern wollte aufbauen; ihre Voraussetzung war unbedingte égalité aller Unterthanen und unbedingte Gewalt des Alleinherrschers. Auch in den vier rheinischen Departements war alles politisch Zerstörbare bereits zerstört; Napoleon brachte wenigstens äußere Ordnung in das zufällige Durcheinander, welches aus den zahllosen, oft sich widersprechenden Anordnungen der schnell wechselnden Civil- und Militärbeamten entstanden war; er schloß, indem er die eigene Willkür allein zur Geltung brachte, die Willkür der Vielen aus und ließ ausdrücklich darauf aufmerksam machen, daß seine Regierung von anderer Art, als die der Revolutionszeit, sei. Sagen Sie Ihren Mitbürgern, schrieb Mechin, der neu ernannte Präfect des Roerdepartements, am 25. September 1802 an die Maires seines Bezirks, daß die jetzige für immer bestellte Regierung, welche Menschen und Dinge wieder auf ihren Platz setzt, die Willkür entwaffnet und das Reich des Gesetzes gründet, nichts Gemeinsames hat mit dem früheren, vorübergehenden, mitten in den Unordnungen des Krieges geschaffenen Regiment. —

Am 4. Mai 1802 schon war das französische Cultusgesetz vom 8. April 1802 und mit ihm das Concordat vom 15. Juli 1801 für die vier rheinischen Departements publicirt. Erlassen, um auch die kirchliche Anarchie zu beenden und Napoleon von dem Oberhaupte der katholischen Christenheit als rechtmäßigen Herrscher Frankreichs anerkannt zu sehen, trug es im Vergleiche mit Allem, was seit 1794 geschehen war, einen aufbauenden Charakter. Es gab zwar weder den geistlichen Oberen die politische Gewalt und den Reichthum, noch der Römischen Kirche die ausschließliche Berechtigung der alten Zeit zurück, aber es erkannte die katholische Religion als die der großen Mehrzahl der französischen Bürger an,

ließ das rothe Blatt am 23. September 1798 eingehen, an demselben Tage aber unter dem neuen Namen „Rübezahl" wieder erscheinen. Da indessen der Rübezahl mit gleicher Kühnheit, wie das rothe Blatt, für die Republik und gegen die Civil- und Militär-Beamten derselben sprach, so hatte er auch dieselben Verfolgungen zu tragen. Görres selbst ward wiederholt von den Officieren mißhandelt und erachtete es im Juli 1799 für rathsam, den Rübezahl fernerhin nicht erscheinen zu lassen.

Die Patrioten fanden, da der Commandant von Coblenz, General Leval, sie als Anhänger der Jacobiner scheute und zurückdrängte, eine Stütze nur an dem seit August 1799 ernannten Gouvernementscommissär Lacanal in Mainz; jacobinisch gesinnt und zu Gewaltsamkeiten stets geneigt, gab er dem commandirenden General in jedem der vier Departements das Recht, den Belagerungszustand für einzelne Orte oder größere Bezirke so oft zu erklären, als es die Sicherheit der republikanischen Regierung zu erfordern schien. Eine Reihe harter Maßregeln, welche er zu gleicher Zeit gegen die angeblichen Umtriebe der Aristokraten traf, rief die Erinnerung an die Schreckensregierung wieder wach. Auch in Coblenz wurden allgemeine Haussuchungen nach Royalisten und auswärtigen Agenten angestellt, Geistliche und frühere Beamte in strenges Gefängniß gebracht, Kirchen geschlossen und Frauen und Mädchen zur Untersuchung gezogen, weil sie sich ohne französische Cocarde auf der Straße gezeigt hatten.

Die Coblenzer Bürger schrieben diese Widerwärtigkeiten den Patrioten und insbesondere der städtischen Behörde zu. Die Patrioten nämlich hatten schon im September 1797, als die Municipalität an die Stelle des alten Magistrats trat, fast sämmtliche Stellen in demselben durch den französischen Commissär Defiez erhalten; im Anfange des Jahres 1798 aus denselben verdrängt, waren sie seit dem Juli 1798 wiederum zur vollen Herrschaft gelangt, so daß die Municipalität als ein Ausschuß des Clubs der Patrioten erschien. Die Bürgerschaft war ebendeshalb heftiger Gegner derselben und ergriff begierig die erste Gelegenheit, ihrer feindlichen Stimmung freien Lauf zu lassen. Als die Patrioten zur Feier des von

Maſſena bei Zürich am 25. September 1799 erfochtenen Sieges am 3. October mit einbrechender Nacht einen wilden Umzug hielten, die Fenſter der Ariſtocraten einwarfen, einzelne Bürger mißhandelten und jede Art von Ausgelaſſenheit begingen, griffen franzöſiſche Officiere und Coblenzer Handwerker gemeinſam den Zug an. Eine wüſte Rauferei entſtand und am folgenden Morgen belobte General Leval die Bürgerſchaft, weil ſie das Beſtreben einiger Uebelgeſinnten, unter denen ſelbſt Mitglieder der Municipalität geweſen wären, kräftig zurückgewieſen habe. Die Bürger fürchteten von der Erbitterung der Municipalität und der Patrioten das Aeußerſte und baten den General, die Stadt in Belagerungszuſtand zu erklären; am 11. October entſprach Leval nicht nur dieſer Bitte, ſondern ſetzte auch die geſammte Municipalität außer Thätigkeit und ließ Görres, welcher, begleitet von einigen Patrioten, nach Mainz reiſen wollte, um Lacanal's Beiſtand nachzuſuchen, unweit Coblenz ergreifen und in das Gefängniß bringen. Sobald Lacanal Kenntniß von dieſen Vorgängen erhalten hatte, ſuchte er Vollmacht in Paris nach, erſchien am 1. November ſelbſt in Coblenz, erklärte ſich für die Patrioten, befreite die Gefangenen und hob den Belagerungszuſtand auf. Die Municipalität aber ſetzte auch er nicht wieder in Thätigkeit; längere Zeit hindurch wurden deren Geſchäfte von einer aus vier Perſonen gebildeten Specialcommiſſion verſehen. Die Patrioten waren mit Lacanal's Zugeſtändniſſen nicht zufrieden, ſie wollten Herſtellung der Municipalität, um in derſelben die verlorenen Stellen wieder einnehmen zu können; ſie wollten Genugthuung für die von dem franzöſiſchen Militär vielfach erfahrenen Verunglimpfungen und wollten Schutz gegen die Bedrückungen und Erpreſſungen der franzöſiſchen Verwaltungsbehörden. Um die zeitigen franzöſiſchen Machthaber für ſich zu gewinnen, ſchickten ſie Görres und Bitzthumb, denen ſich General Eikemeyer aus Mainz anſchloß, nach Paris. Als die Deputirten am 21. November 1799 dort anlangten, war wenige Tage zuvor die Umwälzung des 18. Brumaire eingetreten und die Conſularregierung gegründet. Von Bonaparte war für die Wünſche der Patrioten wenig zu hoffen. Die Vergangenheit bot, ſchrieb Görres, nur

getäuſchte Hoffnungen und zertrümmerte Plane, die Zukunft nur trübe, ſchwankende Bilder dar; unſere Miſſion ſollte die innere Lage des Vaterlandes beſſern und deſſen äußere Stellung retten. —

Paris machte im Herbſte 1799 einen nicht minder erſchütternden Eindruck auf Görres, als im Frühjahr 1793 auf Forſter. Die politiſchen Anſichten und Gefühle beider Männer erhielten durch Alles, was ſie in dem Mittelpuncte der Revolution ſahen und hörten, eine neue Richtung; den republikaniſchen Grundſätzen blieben beide treu, aber an dem republikaniſchen Frankreich verzweifelten ſie und ſahen ohne Hoffnung in die Zukunft hinein. Aus den Gründen, welchen die Revolution entſprungen war, aus dem Gange, welchen dieſelbe bis zu Bonaparte's Auftreten als erſter Conſul genommen hatte, und aus den Eindrücken, welche die unmittelbare Einſicht in die Pariſer Zuſtände zurückließ, ſuchte Görres ſich und Anderen den ferneren Gang der Dinge zu enthüllen.

Seit Jahrhunderten hatten ſich nach ſeiner Anſicht in Frankreich die Pfaffen des Altars und des Throns mit einander verbündet, um die Gutherzigkeit des Volkes zu hintergehen. Die Prieſter erreichten, indem ſie mit der Zukunft ſchreckten, ihre ſelbſtſüchtigen Zwecke, und der Hof machte ſich zu einer organiſirten Propaganda der Corruption, welche das Unrecht, mit dem Prägezeichen des Deſpoten verſehen, in Umlauf ſetzte. In der ſchwülen Mittagshitze der Majeſtät gedieh das Peſtmiasma der Sittenverderbniß, wie in Java der Giftſchaum unter dem Gebrüten einer glühenden, ſcheitelrechten Sonne. Der Glanz des Thrones verhüllte zwar die Verheerungen des Giftes, aber auf Augenblicke zerriß doch irgend ein Zufall oftmals die um das Allerunheiligſte gelegte Decke und ließ das Spiel ſehen, welches die Höflinge hinter der Nebelbank trieben. Das Volk war, ſchrieb Görres weiter, in ſeiner großen Mehrheit nur verwahrloſt, nicht verdorben; Lebensgenuß war das Ziel ſeines Strebens. Jahre hindurch hatte die Nation mit Puppen, mit Moden und Theaterintriguen, mit Magnetismus und Luftbällen geſpielt, endlich glaubte ſie ſich dieſen Spielereien entwachſen; um ihr Gefühl zu beſchäftigen, wählte ſie die Freiheit zu ihrer Geliebten. Befreit aus dem eiſernen Thurme,

in welchem der Despotismus sie gefesselt hielt, ward die neue Geliebte in die Mitte der jauchzenden Menge geführt. Die Nebeldecke, welche den Thron verhüllt hatte, ballte sich zu einem Wolkengebirge zusammen; Blitz auf Blitz erhellte Alles, was verborgen gewesen war, und in ihrer ganzen Abscheulichkeit stand die Vorzeit vor den Augen des Volkes. Ein Feenland dagegen hatte sich den Blicken der Nation gezeigt, sobald sie sich in die Revolution hineinwarf. Die Einfalt, welche ihren Himmel mit goldenen, elfenbeinernen Stühlen, mit Harfen und Engelsköpfen, mit Milch und Honigbächen möblirt, glaubte dieses goldbeflitterte Palmenparadies mitten hinein nach Frankreich verpflanzt und jauchzte, daß sie nun so schön und bequem wohnen sollte. Bald aber mußte sich zeigen, daß diese Hoffnung nur eine luftgewebte Täuschung war. Palmen und Harfen verschwanden und mit ihnen der Zauber; die kleinen Leidenschaften aber brachen eine nach der anderen aus den Schlupfwinkeln hervor, in welche sie verscheucht waren, trieben sich unter den Menschenhaufen umher und stifteten überall Unheil, Hader und Streit. Der Krieg brach aus, sein Eisenarm fuhr über die jauchzende Menge und alle Jubeltöne verstummten, die Freudenfeste waren gestört. Leiden, Elend und Mangel tödteten bald den romantischen Glanz. Das erste Aufflimmern der Freude war vorüber; die nun folgende Abspannung machte mürrisch und unzufrieden, der Leichtsinn trat in's Spiel und sehnte sich mit Verlangen nach den verlassenen Gegenständen zurück. Alle, welche durch die Revolution gefährdet worden waren, benutzten diese Stimmung, die Geistlichen schreckten, die Freunde des Königsthums drohten, die Schwäche wankte, die Mehrzahl war gegen die Revolution. Die ihr Treugebliebenen wollten sie durchführen, mochten auch Millionen bluten; Tod ward die Losung gegen innere, Tod gegen äußere Feinde; Terrorismus das Regulativ der Jacobiner; sie mähten Alles ohne Unterschied nieder, aber mochte die Guillotine auch noch so gefräßig aufräumen, alles Morden war zwecklos, denn die imposante Kraftmasse, welche sie zu bekämpfen hatte, wirkte stetig fort, während die Kraft des Schreckens nur stoßweise eintrat, also früher oder später überwältigt werden mußte. Die zwecklose Metzelei empörte die

Menge und bereitete im Stillen die Reaction vor, die gegen sie aufstand; der Riese erlag den Angriffen von Zwergen; der Terrorismus stürzte und der schreckliche Todesengel verschwand, der über Frankreich geschwebt hatte; die dritte Constitution ward gegeben, sie sollte einer organisirten Aristocratie der Bildung die Herrschaft über die schlechtere Masse verschaffen, aber die Aristocratie war im Kleinen, was die Masse im Großen gewesen war, und alle früheren Scenen wiederholten sich, wenn auch in anderer Gestalt. Tobte vorher trotzige Wildheit, so schlich jetzt die heuchlerische Intrigue; der Jacobinismus hatte den Staatskörper zerschmettert, der Moderantismus zerlegte ihn allmälig; über dem Boden der ganzen Republik bildeten sich Verbindungen von Räubern und Gaunern; ein neuer Raubadel entstand, in welchem sich innere und äußere Staatskräfte, Regierung und Armee, vereinigt fanden, drohend und furchtbar für Jeden, der ihn antasten wollte. Gehaßt, verabscheut, mit dem Fluche der Menschheit beladen, hatte das Directorium eine Saat von Jammer und Menschenelend ausgesäet und eine ganze Generation bis zur Verzweiflung geängstet. Ein Mittel zur Abhülfe war nur noch übrig; der Despotismus des Geistes und der Charaktergröße war zu versuchen. Ein Mann, den Glück und Geist zum Ersten seiner Generation gemacht hatten, war von fernen Ufern, in die ihn ein höheres Schicksal verschlagen und gefesselt zu haben schien, zurückgekehrt. Der Glanz seiner Thaten, die Verschlossenheit seines Charakters, den man nicht begriff, imponirte und schreckte; auf ihn war der 18. Brumaire berechnet; seine erste Bewegung trümmerte ein Gebäude zusammen, dem alle Könige Europa's vereint nichts hatten anhaben können. Finster und ernst nahm die Erscheinung Platz in der Mitte des staunenden Volkes. Bonaparte konnte, was er wollte, und wer vermöchte in einem solchen Geiste die Grenzsteine dieses Wollens zu finden. Ohne Verzug faßte er die Zügel und achtete nicht des Aufbäumens gegen die ungewohnte Hand. Zermalmende Größe mit zermalmender Macht gepaart machte allem Streite ein Ende; kein künstliches Gleichgewicht der Staatsgewalten; sondern alles Widerstrebende gebändigt durch die Uebermacht der Einheit. Frankreich hat sich von dem Abgrunde gerettet,

der es zu verschlingen drohte; es hat sich eine bessere Gegenwart bereitet und steht wieder auf dem Gipfel des Glanzes, aber seine Revolution hat ihren Zweck gänzlich verfehlt und das allgemeine weltbürgerliche Interesse verloren, welches sie früher zur gemeinsamen Sache aller Völker machte. Der Beobachter trauert, daß er das einst so schöne, vielversprechende Gebilde, welches unter seinen Augen emportrieb, dahin welken sieht. Erschöpft ist Frankreich auf der Hälfte der Rennbahn niedergesunken und fühlt, daß das Unternehmen zu groß für seine Natur war. Es hat die Reste der schlechtbewahrten Freiheit zum Opfer geschlachtet, um nicht zehn Jahre später eine halbe Generation mehr ohne Gewinn auf der Schädelstätte zu finden; es hat einem einzigen Manne sich in die Arme geworfen, um von ihm Rettung zu erflehen; der Welt erwächst eine Tyrannei, wie sie seit der Römerzeit nicht mehr gesehen; die gegenwärtige Generation ist für die Freiheit verloren; alle die Kraft, das ganze gräßliche Capital von Menschenglück und Menschenleben, das zu ihrer Erhebung verwendet ward, liegt todt da und wird für die Gegenwart keine, für die nächste Zukunft nur sparsame Zinsen tragen; Alles aber, was geschieht, mußte geschehen; Sonnen erlöschen und Republiken vergehen nicht am Zufall, sondern nach den Gesetzen der ewigen, ordnenden Natur.

Bei dieser Verzweifelung an der Revolution mußte auch die Frage nach der Vereinigung des linken Rheinufers mit Frankreich für Görres eine andere Bedeutung gewinnen. Als die Freiheit, meinte er, nach der man Frankreich ringen sah, noch als die allgemeine Freiheit erschien, war das Interesse Frankreichs das Interesse aller Völker; um das große Ziel zu erreichen, mußten alle anderen Rücksichten, alle eigenen Interessen und Localverhältnisse jedes Volkes schweigen; der westrheinische Nationalconvent handelte recht, als er die Reunion mit Frankreich decretirte; in dem Augenblicke aber, in welchem die französische Nation sich eine eigene, auf sich allein berechnete Freiheit schuf und einem eignen Nationalgott huldigte, hat sich das weltbürgerliche Band, welches es mit den anderen Völkern verband, gelöst und Rücksichten, die vor diesem Augenblicke engherzig gewesen wären, erhalten volles Gewicht. Nicht mehr

Mensch gegen Mensch, sondern Staat gegen Staat tritt in's Verhältniß, und jetzt lautet die Frage: was fordert die Klugheit? ist es das Interesse der westlichen Rheinländer, mit Frankreich vereinigt zu werden? Görres gelangte, nach ausführlich dargelegten Untersuchungen, zu dem Schlusse, daß nur Reunion mit Frankreich oder Rückkehr zum Alten, kein Drittes möglich und unter diesen Umständen Reunion das Bessere sei; sie ausdrücklich vom ersten Consul zu fordern, konnten aber Görres und seine Begleiter dennoch nicht über sich gewinnen; sie übergaben daher nur eine Adresse, welche Bonaparte bat, die westlichen Rheinländer in einer besonderen Erklärung über ihr künftiges Schicksal zu beruhigen. Der erste Consul antwortete: Die Bewohner der vier Departements können unbedingt auf die Gerechtigkeitsliebe des französischen Gouvernements zählen; es wird ihr Wohl nie aus den Augen verlieren. Mit dieser Antwort kehrten die Deputirten im Februar 1800 nach Coblenz zurück und Görres legte bald darauf seinen Landsleuten „die Resultate meiner Sendung nach Paris" vor. Diese Schrift, welche in einzelnen Theilen mit ungewöhnlicher Kraft der Sprache geschrieben ist und auch in Beziehung auf politisches Urtheil und Kenntniß einen großen Fortschritt des nun vier und zwanzigjährigen jungen Mannes darthut, ward von Görres als Abschluß seines politischen Lebens betrachtet. Die große Enttäuschung, die ihm zu Theil geworden, hatte, wie er selbst erklärt, Wunden geschlagen, die nicht zu heilen, Bilder zerstört, die mit ihm groß geworden waren, und eine Lücke gerissen, welche sich nicht ausfüllen ließ. Görres zog sich vom politischen Leben zurück, nahm eine Frau, ward Gymnasiallehrer mit vierzehnhundert Franken Gehalt, führte ein glückliches Familienleben und schrieb chemische Tabellen, Aphorismen über die Kunst und eine Exposition über die Physiologie.

Seitdem Görres dem Reden und Schreiben über Politik entsagt hatte, verstummten auch die Patrioten; die Meisten suchten und fanden ein kleines Amt, welches sie ernährte, und wurden gefügige Diener eines Jeden, der die Gewalt besaß. Andererseits aber verlor auch der Widerwille der Bevölkerung gegen die französische Herrschaft und Gesetzgebung jeden

Ausdruck und jede Vertretung. Stumpfe Gleichgiltigkeit bemächtigte ſich, wie ein Mitlebender erzählt, aller Gemüther. Die Verſtändigen entſagten ſeit dem Herbſte 1800 jeglicher Hoffnung auf eine Aenderung und ſuchten ſich ſo gut wie möglich in die neue Ordnung der Dinge zu ſchicken; die große Menge glaubte zwar auch nach dem Lüneviller Frieden noch mit wahrem Köhlerglauben an die Rückkehr der früheren Zuſtände; jeder unbedeutende Zeitungsartikel gab ihr, wie ein freierer Athemzug dem Kranken, neue Hoffnung; aber auch ſie lernte verzichten, als mit dem 23. September 1802 die vier rheiniſchen Departements den franzöſiſchen gleichgeſtellt wurden. Rechtlich beſtand fortan ein Unterſchied zwiſchen dem deutſchen linken Rheinufer und Frankreich nicht mehr.

Der öffentliche Rechtszuſtand des linken Rheinufers, welcher in den Jahren 1794 bis 1802 von den Franzoſen vernichtet worden war, hatte keinen Anſpruch auf Erhaltung gehabt. Die geiſtlichen Fürſten und die verweltlichten Domherren, die Verwaltung und die Gerichte, die Landtage und die Städte, das Heer und die Finanzen waren lange ſchon politiſch todt und dennoch erhalten, geſchont und behandelt, wie wenn ſie lebendig wären. Weil die Vorfahren abgeſtorbene Verhältniſſe und Einrichtungen weder zu beleben noch zu begraben gewußt hatten, war der politiſche Schutt maſſenhaft aufgehäuft, das Emporkommen neuer Lebenskeime verhindert und ein Geſammtzuſtand herbeigeführt, der es unmöglich machte, in ihm Anknüpfungspuncte für eine politiſche Erneuerung zu finden und eine beſſere Zukunft aus dem Beſtehenden ſich entwickeln zu laſſen. Sollte das linke Rheinufer der Abgeſtorbenheit, in welcher es ſich ſeit mehreren Jahrhunderten befand, entzogen werden, ſo mußte zuvor ſein politiſcher Geſammtzuſtand beſeitigt ſein. Die Beſeitigung, welche durch eine große politiſche That hätte bewirkt werden ſollen, erfolgte durch eine Reihe revolutionärer Gewaltſtreiche; die Gewohnheit aber, Beſtehendes vernichten und formell Berechtigtes als unberechtigt behandeln zu ſehen, entartete auf dem linken Rheinufer weder zur Luſt am Zerſtören, noch zur leichtſinnigen Geringſchätzung der Rechtsordnung des Ganzen und der Rechte des Einzelnen, denn das Zuſammenbrechen des unhaltbaren Zuſtandes ward

hier nicht, wie in Frankreich, durch einen revolutionären Stoß von innen, sondern durch die Gewaltthat fremder Eroberer herbeigeführt, und die fremden Eroberer verstanden nicht, die Gemüther mit der Gewaltthat zu versöhnen und für dieselbe zu gewinnen. Weil die Zerstörung des hergebrachten politischen Zustandes schwere Drangsale und Bedrückungen zur Begleitung hatte, wurde der Bevölkerung das Zerstörungswerk verhaßt und das Zerstörte lieb gemacht. Die Befreiung von der Alleinherrschaft des Hofadels und des Clerus, das Fortfallen der Zinsen und Frohnen und die Aufhebung der Bestimmungen, welche den größten Theil des Grund und Bodens entweder den Regierungen als Kammergut oder einer kleinen Zahl von Familien als Fideicommiß gab, empfanden zwar Viele als Gewinn, aber der revolutionäre Sinn, die Luft an Willkür und Zerstörung war nur, oder doch fast nur, unter den Patrioten der Clubs verbreitet; in allen anderen Kreisen, auf dem Lande wie in den Städten, herrschte der Schmerz über die an dem hergebrachten Gesammtzustand verübte Gewalt und die Neigung selbst das nur formal Berechtigte in den hergebrachten Verhältnissen festzuhalten, vor. Die Bevölkerung trat, ohne revolutionären Sinn in sich entwickelt zu haben, aus der Umwälzungszeit von 1794 bis 1802 heraus und in die Napoleonische Zeit hinein.

Viertes Capitel.

Das linke Rheinufer unmittelbar unter Napoleonischer Herrschaft.

September 1802 bis 1. Januar 1814.

I.

Der Napoleonismus in der Verwaltung und gegenüber dem geistigen Leben.

Als die rheinischen Departements im September 1802 den französischen gleichgestellt wurden, hatte die anarchische

Epoche der Revolution schon vor mehreren Jahren ihr Ende erreicht. Seit dem December 1799 beherrschte Napoleon als erster, seit dem August 1802 als lebenslänglicher Consul und seit dem 18. Mai 1804 als Kaiser das französische Reich. Althergebrachte Rechtseinrichtungen, welche zu beseitigen gewesen wären, fand er nicht vor; die Revolution hatte schonungslos aufgeräumt. Napoleons Gesetzgebung in Frankreich vernichtete nicht, sondern wollte aufbauen; ihre Voraussetzung war unbedingte égalité aller Unterthanen und unbedingte Gewalt des Alleinherrschers. Auch in den vier rheinischen Departements war alles politisch Zerstörbare bereits zerstört; Napoleon brachte wenigstens äußere Ordnung in das zufällige Durcheinander, welches aus den zahllosen, oft sich widersprechenden Anordnungen der schnell wechselnden Civil- und Militärbeamten entstanden war; er schloß, indem er die eigene Willkür allein zur Geltung brachte, die Willkür der Vielen aus und ließ ausdrücklich darauf aufmerksam machen, daß seine Regierung von anderer Art, als die der Revolutionszeit, sei. Sagen Sie Ihren Mitbürgern, schrieb Mechin, der neu ernannte Präfect des Roerdepartements, am 25. September 1802 an die Maires seines Bezirks, daß die jetzige für immer bestellte Regierung, welche Menschen und Dinge wieder auf ihren Platz setzt, die Willkür entwaffnet und das Reich des Gesetzes gründet, nichts Gemeinsames hat mit dem früheren, vorübergehenden, mitten in den Unordnungen des Krieges geschaffenen Regiment. —

Am 4. Mai 1802 schon war das französische Cultusgesetz vom 8. April 1802 und mit ihm das Concordat vom 15. Juli 1801 für die vier rheinischen Departements publicirt. Erlassen, um auch die kirchliche Anarchie zu beenden und Napoleon von dem Oberhaupte der katholischen Christenheit als rechtmäßigen Herrscher Frankreichs anerkannt zu sehen, trug es im Vergleiche mit Allem, was seit 1794 geschehen war, einen aufbauenden Charakter. Es gab zwar weder den geistlichen Oberen die politische Gewalt und den Reichthum, noch der Römischen Kirche die ausschließliche Berechtigung der alten Zeit zurück, aber es erkannte die katholische Religion als die der großen Mehrzahl der französischen Bürger an,

ſicherte ihr freien und öffentlichen Gottesdienſt und ſtellte die kirchliche Hierarchie wieder her. In Aachen, Mainz und Trier wurden Bisthümer gegründet und die noch nicht veräußerten Kirchen denſelben wieder überwieſen. Die Biſchöfe erhielten ein Gehalt von zehn Tauſend Franken, durften Capitel und Seminare errichten und ſollten die Pfarrer, denen ein angemeſſenes Auskommen verheißen ward, ernennen und verſetzen. Während der republikaniſche Kalender noch galt, wurden ſchon die kirchlichen Feſte anerkannt und die Ruhetage der Beamten auf die Sonntage verlegt; mit dem 1. Januar 1806 trat auf Grund des Senatusconſultus vom 9. September 1805 auch die chriſtliche Zeitrechnung wieder in's Leben. Eine Macht, welche der franzöſiſchen Regierung ſelbſtſtändig hätte entgegentreten können, ſollte indeſſen, ungeachtet der großen Zugeſtändniſſe, die Hierarchie nicht werden. Der erſte Conſul ernannte alle Erzbiſchöfe und Biſchöfe, ſtellte ſie unter ſtrenge Aufſicht, hatte ſie völlig in ſeiner Gewalt und glaubte, durch ſie auch der in unbedingte Abhängigkeit von ihnen gebrachten Pfarrgeiſtlichen ſicher zu ſein.

Im Unterrichtsweſen fand Napoleon die größte Unordnung bei ſeiner Erhebung zum erſten Conſul vor; da in den rheiniſchen Departements, wie in Frankreich, die geſetzlich angeordneten Primär- und Secundär-Schulen entweder gar nicht eingerichtet, oder doch auf das Aeußerſte vernachläſſigt waren, ſo hatten Geiſtliche und Feinde der Republik die Verkündigung der Unterrichtsfreiheit zur Anlegung von Schulen benutzt, welche, nach Ausſage ihrer Gegner, die Kinder in Haß und Auflehnung gegen die Republik heran zogen; das Directorium verfügte, um dieſelben unſchädlich zu machen, daß Bürger, deren Kinder die Nationalſchulen nicht beſuchten, keine Anſtellung erhalten und daß alle Municipalbehörden jeden Monat wenigſtens einmal unerwartet die Privatſchulen unterſuchen ſollten, um zu prüfen, ob die Schüler den Menſchenrechten, der Conſtitution und den vom Convente angenommenen Elementarlehrbüchern entſprechend unterwieſen und die Decaden und Feſte des republikaniſchen Kalenders nach Vorſchrift der Geſetze gefeiert würden. Dem Zwieſpalt und der Unordnung in dem Unterrichtsweſen ſuchte Napoleon durch weitere Ans-

dehnung des Rechtes der Regierung ein Ende zu machen. Das Gesetz vom 11. Floreal X (1. Mai 1802) überließ zwar die Errichtung der Primär- und Secundär-Schulen, d. h. der niederen und höheren Volksschulen, den Gemeinden und Privatleuten, stellte sie aber unter strengste Aufsicht der Präfecten und Unterpräfecten. Die Lyceen, welche den Unterricht in den alten Sprachen, in Logik, Moral, Physik und Mathematik ertheilten, und die Specialschulen für angehende Juristen, Mediciner, Mathematiker, Chemiker, Geographen u. s. w. sollten auf Staatskosten gegründet und unterhalten werden.

Nicht geringer, als in Kirche und Schule, war nach dem ersten Revolutionsjahrzehent die Verwirrung und die Unsicherheit auf dem Gebiete des Privatrechts. Napoleon wollte Ordnung, wenigstens äußerliche, auch in dieser Beziehung für Frankreich, und mit dem Geschicke Frankreichs war vorläufig das der vier Departements untrennbar verbunden. In den geistlichen und weltlichen, in den großen und kleinen früheren Landesherrschaften des linken Rheinufers hatten sich vor 1794 fast eben so viele verschiedene Rechtszustände wie Ortschaften gefunden. Zu den zahllosen neben dem gemeinen Rechte geltenden besonderen Gesetzen, Verordnungen und Gewohnheiten war dann seit 1798 die Masse Reglements, Decrete und Beschlüsse der Gouvernementscommissäre getreten und hatte eine allgemeine Rechtsunsicherheit herbeigeführt, welche Abhülfe dringend nöthig machte. Am 21. März 1804 ließ Napoleon den code civil des français publiciren; überall in Frankreich erhielt derselbe ausschließliche Kraft. Auch in den rheinischen Departements wurden durch ihn Gesetze und Statuten, römisches und deutsches Recht, Herkommen und Gerichtsgebrauch beseitigt. Manche uralte Rechtsordnung, manche Sitte, die seit Jahrhunderten bestanden und manche den Enkeln liebgewordene Gewohnheit der Väter fiel neuen, fremden Rechtsanschauungen zum Opfer. Die väterliche Gewalt über Volljährige z. B. verlor ihre Bedeutung; ein und dasselbe Erbrecht ward ohne Rücksicht auf Stand und Wohnort zur Anwendung gebracht; Stamm- und Stockgüter verschwanden und die adeligen Besitzungen standen rechtlich den Bauernhöfen in jeder Beziehung gleich. Aber nicht in dem neuen Gesetzbuch lag

der Grund dieser Umwälzungen und Umwandlungen, sondern in den vorangegangenen Revolutionsjahren, deren gewaltsame und bereits durchgeführte Gesetze der code civil nur zusammenstellt, so oft er die früheren Zustände und Verhältnisse als nicht vorhanden oder nicht berechtigt behandelt. Auch ließ das Gesetzbuch, wenn es Neues oder Fremdartiges anordnet, in vielen Fällen dem Leben die Möglichkeit, sich das ihm Widersprechende fern zu halten. Der sogenannte Civilact z. B. war als die zur gültigen Schließung der Ehe unbedingt nothwendige und für sich allein schon auch ohne kirchliche Trauung ausreichende Form vorgeschrieben, aber es blieb Allen, welche eine Ehe eingehen wollten, unbenommen, sich wie früher trauen zu lassen und den Civilact lediglich als die Erklärung aufzufassen, daß von Seiten des Staats der kirchlichen Handlung kein Hinderniß im Wege stehe. An die Stelle des hergebrachten verwickelten und überall verschiedenen ehelichen Güterrechts hatte der code civil einige wenige sehr einfache und sehr eingreifende Bestimmungen gesetzt; aber für alle bereits bestehende Ehen ließ er das alte Recht in Kraft und bei Eingehung neuer Ehen gab er den Eheleuten die Befugniß, durch Ehepacten jede beliebige Uebereinkunft, also auch die Beibehaltung des alten Rechts, zu verabreden. Zwar fehlte es im code civil, trotz der Schonung und Mäßigung, welche er erstrebte, nicht an rücksichtslosen und verletzenden Bestimmungen, aber es war doch mit ihm eine feste, Allen erkennbare Rechtsordnung an die Stelle des Willkürzustandes getreten, in welchem sich die Rheinlande auch in Beziehung auf das Privatrecht von 1794 bis 1804 befunden hatten. Nirgends ward, so weit sich erkennen läßt, die Einführung des code civil als ein gewaltsamer Eingriff in den bestehenden Rechtszustand empfunden. Die mit dem 1. Januar 1807 in Kraft tretende Civilproceßordnung blieb freilich den Nichtjuristen unverständlich, aber doch nicht unverständlicher, als es die frühere Form der gerichtlichen Verhandlungen gewesen war. Als am 1. Januar 1808 das Handelsgesetzbuch, am 1. Januar 1811 die Strafprozeßordnung und das Strafgesetzbuch in Kraft trat, erhielten zwar manche Lebensverhältnisse eine neue Gestalt, aber es war nicht die gesammte Bevölkerung,

ſondern nur dieſer oder jener einzelne Beſtandtheil derſelben, den die Umwälzung berührte.

Mit beſonderem Nachdrucke endlich ſorgte Napoleon für Herſtellung polizeilicher Sicherheit und erwirkte auch in den vier Departements, welche von dem erſten Erſcheinen der Franzoſen an ſchwer von Freund und Feind zu leiden gehabt hatten, außerordentliche Erfolge. Seitdem der unter dem Namen Schinderhannes berüchtigte Johann Büchler im November 1803 mit ſeinen Genoſſen hingerichtet war, verſchwanden die Räuberbanden, welche Jahre hindurch das Land in Schrecken geſetzt hatten; Gewaltſamkeiten und Diebſtähle waren nicht häufiger, als in Zeiten tiefſter Ruhe; mehrere Mal in jeder Woche ging der Godesberger Steuerempfänger ſpät Abends, im Dunkeln, ſeinen Geldſack auf dem Arme, allein den damals einſamen Weg nach Bonn. Die Generale hielten muſterhafte Mannszucht; die Gensdarmerie beſtand aus Männern, die faſt ohne Ausnahme ſchon durch ihre Perſönlichkeit Autorität beſaßen. Die Beſtimmtheit und Kürze ihrer Ausſagen ſetzte die deutſchen Beamten in Erſtaunen.

Die Sicherheit und Ordnung, welche die Regierungsthätigkeit Napoleon's nach allen Seiten hin zu ſchaffen wußte, und die wenigſtens äußerlich erhaltende und aufbauende Richtung, welche ſie verfolgte, ward in den vier rheiniſchen Departements mit Dank und Freude anerkannt und Verhältniſſe ſehr verſchiedener Art trugen dazu bei, eine für die franzöſiſche Herrſchaft nicht ungünſtige Stimmung herbeizuführen.

Während alle deutſchen Länder, früher oder ſpäter, das ganze Elend zu tragen hatten, welches ſiegende und flüchtende Heere verbreiten, blieben von dem Lüneviller Frieden bis zum Jahre 1814 dem linken Rheinufer, weil es franzöſiſch war, die unmittelbaren Kriegsdrangſale: Schlachten und Gefechte, Requiſitionen der Generale und Plünderungen der Soldaten, Lazarethe und anſteckende Krankheiten, fern. Der Durchzug der Heere legte zwar manche Laſten auf, brachte aber auch manchen Gewinn; dem kleinen Verkehre floſſen bedeutende Summen zu, ſo oft Truppen aus Deutſchland nach Frankreich zurückkehrten, da dieſe ihren Sold nicht, bevor ſie den Rhein überſchritten hatten, ausgezahlt erhielten und dann, nach

Soldatenart, ſchnell das Empfangene vergeudeten. Vor Allem dem platten Lande brachte die Napoleoniſche Zeit Gewinn. Glaubwürdigen Nachrichten zufolge, hatten in den geiſtlichen Territorien des linken Rheinufers beinahe zwei Drittel des Landeigenthums dem Clerus und dem Adel zugeſtanden; im Jülicher Lande gab es Gemeinden, in welchen den beiden bevorrechteten Ständen von zwei Tauſend Morgen Ackerland fünfzehnhundert Morgen gehörten; im ganzen Erzſtifte Cöln fanden ſich, nach gleichzeitigen Angaben, nur drei ſilberne Pflüge, d. h. Bauerngüter von hundert Morgen. Mit dem Eintreten der Napoleoniſchen Zeit aber erhielt der Bauer die Möglichkeit des Landerwerbs in einem früher nicht geahneten Umfange. Am 25. November 1802 wurden die in Frankreich über den Verkauf der Nationaldomänen erlaſſenen Geſetze auch für die rheiniſchen Departements publicirt; die unmittelbar hiernach begonnene maſſenhafte Veräußerung der früheren Kammergüter und geiſtlichen Beſitzungen dauerte ununterbrochen fort bis zum Jahr 1814, allein im Rhein- und Moſeldepartement wurden vom 16. Mai 1803 bis zum 1. December 1806 für vier und eine halbe Million Franken Domainen verkauft; auch unter den ritterbürtigen Geſchlechtern fanden ſich nicht wenige, welche ihre Herrſchaften zu Gelde machten und das Land verließen. Einzelne Geſellſchaften großer Capitaliſten brachten meiſtens die zur Verſteigerung geſtellten Beſitzungen der Kammer, der Kirche und des Adels an ſich, zerſtückelten ſie, boten ſie in kleinen Theilen wiederum zum Verkaufe aus und gaben hierdurch ſehr vielen bäuerlichen Familien die Gelegenheit, Grundeigenthum zu erwerben. Die ſchon früher ausgeſprochene Aufhebung der meiſten Zehnten und Frohnen erhielt für die Bauern jetzt erſt eigentliche Bedeutung, ſeitdem ſie ihr Land mit Ruhe und Sicherheit beſtellen konnten; die fortdauernde Höhe der Kornpreiſe, die größere Beweglichkeit der Capitalien brachte viel baares Geld unter ſie. Vermögen und Kopfzahl wuchs auf dem platten Lande; die Bauern waren nicht nur zufrieden, ſondern in vielen Gegenden auch verſchwenderiſch und üppig; noch jetzt erzählen Zeitgenoſſen von dem Uebermuth, mit welchem dieſelben, wenn ſie ihr Korn in die Stadt gebracht hatten, ſich umhertrieben; kein Wein war ihnen gut oder vielmehr theuer genug;

um Kronenthaler und selbst um Gold würfelnd, saßen sie in den Wirthshäusern beisammen und prahlten mit ihrem Reichthum. Auf dem Lande nimmt der Wohlstand zu, schrieb Görres noch am 1. März 1812 an Perthes; überhaupt, nachdem in Europa zuerst der Adel geblüht und dann die Städte, scheint jetzt das Bauernregiment gekommen zu sein, aus welchem sich dann vielleicht ein neuer Adel regenerirt. — Den Städten und den städtischen Gewerben war die Napoleonische Herrschaft nicht so günstig, wie dem platten Lande, aber keinen Falles ungünstiger als es die des Clerus und des Adels in der vorfranzösischen Zeit, oder die der wechselnden Generale und Civilcommissäre von 1794 bis 1802 gewesen war. Der Sicherheit, welche die feste Regierung und die äußere Ordnung gab, freuten sich die Städte mehr noch, als das Land. Weder in Cöln und Aachen, noch in Bonn, Coblenz, Mainz und Trier war Erbitterung oder auch nur Mißstimmung gegen die neue Regierung zu bemerken und der Aufenthalt, welchen Napoleon einige Monate, nachdem er sich im Mai 1804 zum Kaiser erklärt hatte, am Rhein nahm, hinterließ, vor Allem in den städtischen Bevölkerungen, einen günstigen Eindruck. Begleitet von Josephine, trat er in kaiserlichem Glanze als Nachfolger Carls des Großen auf und war nicht sparsam mit Beweisen seiner Gunst. Im Senat und im Cassationshof wurde die Stimmenzahl der rheinischen Departements vermehrt, das Staatsschuldenwesen derselben und die Rheinschifffahrtsoctroi ward geordnet; in Aachen, welches lebhaft über die Härte der französischen Beamten geklagt hatte, entließ Napoleon mehrere derselben und ersetzte sie durch Eingeborene; Cöln wurde zum Freihafen und zu einer der „guten" Städte erklärt und erhielt verschiedene Klostergebäude geschenkt, um sie als Kranken- und Waisenhäuser zu benutzen. Den armen, im Juli 1804 durch eine furchtbare Ueberschwemmung heimgesuchten Aarbewohnern bewilligte der Kaiser ansehnliche Unterstützungen, den Klosterfrauen zu Nonnenwerth den lebenslänglichen Genuß ihrer bisherigen Gebäulichkeiten, der Stadt Coblenz das Bureau der Rheinschifffahrtsoctroi und mehrere der Domäne zustehende Besitzungen. Mit Festlichkeiten aller Art ward Napoleon von den größeren Städten

aufgenommen und in Liedern, Gesängen und Inschriften, welche der Präfect des Roerdepartements für die verschiedenen Ortschaften von Wallraf in Cöln hatte anfertigen lassen, gefeiert. Der Empfang war nicht nur ein befohlener, sondern zugleich ein Ausdruck der staunenden Bewunderung, mit welcher das linke Rheinufer, wie ganz Europa, den großen Feldherrn, den Hersteller der Sicherheit und Ordnung des Staates und der Kirche betrachtete.

Nachhaltiger indessen als die schnell vorübergehende, wenn auch glänzende Anwesenheit des Kaisers wirkte wenigstens in manchen Landestheilen die wohlwollende und redliche Verwaltung einzelner ausgezeichneter Beamten. Vier Jahre hindurch besaß das Rhein- und Moseldepartement in Lezay-Marnesia einen Präfecten, der fast vergessen ließ, daß er ein Fremder war. In Braunschweig und Göttingen hatte er seine Jünglingsjahre verlebt und deutsche Sitte und deutsche Sprache sich in solchem Grade angeeignet, daß er eine Uebersetzung des Don Carlos versuchte. Als Verwaltungsbeamter war er mit einem Eifer und in einer Richtung thätig, wie wenn er als dienstliche Anweisungen nur die volkswirthschaftlichen Grundsätze der Aufklärung des achtzehnten Jahrhunderts zu befolgen habe. Namentlich dem Ackerbaue wendete er die größte Sorgfalt zu, die 1806 in Coblenz gegründete Normalschule für Lehrer mußte ihren Zöglingen vor Allem genaue Kenntniß im Kleebau und landwirthschaftlichen Geräthen, im Düngen und Oculiren beibringen; die Dörfer setzte er durch eine große Menge neu angelegter oder fahrbar gemachter Wege unter sich und mit den Landstraßen in Verbindung; fast vierhunderttausend Obstbäume wurden unter seiner Verwaltung gepflanzt und zur Verbesserung der heimischen Viehzucht aus weiter Ferne Pferde, Rinder, Merinoschafe eingeführt. Mit Bauer und Bürger trat der Präfect gern und häufig in persönlichen Verkehr; auch in den entlegenen Bezirken seines Departements war er zu finden und fehlte gewiß nicht in Ortschaften, welche ein besonderes Unglück traf. Oberwesel und Ochtendungen erinnerten sich lange nach den großen Feuersbrünsten, von denen sie heimgesucht waren, noch dankbar seiner Anwesenheit. In politischen Beziehungen übte er eine überaus

milde Polizei und zeigte selbst Marschällen gegenüber Selbstständigkeit; fast nie gab er Verdächtigungen Gehör und befreite das Land von einer Menge nichtswürdiger französischer Beamten, die sich früher einzudrängen gewußt hatten. Obgleich Lezay-Marnesia bei Anstellungen nicht selten große Mißgriffe machte und durch die Menge seiner Verordnungen, welche Alles und Jedes ordnen sollten, manche Verwirrung stiftete, so sah doch das ganze Rhein- und Mosel-Departement ihn mit Trauer scheiden, als er im März 1810 zum Präfecten in Straßburg ernannt ward.

Ungeachtet des Zusammenwirkens aller dieser verschiedenartigen Umstände zeigte sich dennoch Zuneigung oder Begeisterung für Napoleon und Frankreich nirgends in den rheinischen Departements, aber die frühere feindliche Stimmung war zurückgetreten und die Hoffnung gänzlich verschwunden, daß die französische Herrschaft ein nur vorübergehender Zustand sei. Jeder der großen Erfolge, welche Napoleon 1800, 1805, 1806, 1809 in Deutschland erfocht, machte die Festigkeit und Dauer seiner Stellung unzweifelhafter. Auch hatte die schonungslose Beseitigung der altgewohnten Zustände zwar das Land mit Schmerz erfüllen können, aber nachdem dieselbe durchgeführt war, konnte nicht leicht Jemand ihre Nothwendigkeit sich verbergen oder das Beseitigte zurückbegehren wollen. Nicht allein äußere, sondern auch innere Gründe machten es unmöglich, daß die früheren reichsunmittelbaren Territorien wieder werden konnten, was sie vor 1794 gewesen waren. Insbesondere hatte sich der in den deutschen Priesterstaaten liegende Widerspruch mit sich selbst so allgemein erkennbar kund gethan, daß die politische Herstellung der alten Bisthümer und Erzbisthümer bald aus dem Gedankenkreise auch der früheren Angehörigen derselben verschwand. Die Thatsache, daß Geistliche am Rhein die höchste Militär- und Finanzgewalt gehabt, Richter und Polizeibeamte angestellt und für Straßenbau und Jagd und Forstcultur die Sorge getragen hatten, erschien schon nach wenigen Jahren fast als heitere Sage aus fernen Tagen. Die kurfürstliche Zeit ward vergessen; nicht mit ihr und dem bequemen Dasein, welches sie gewährt hatte, sondern mit der Noth und Angst der Umwälzungsjahre von 1794

bis 1802 ward die Napoleonische Herrschaft verglichen und stellte sich den Zuständen gegenüber, welche sie beseitigt hatte, der geängsteten, vor Allem nach Sicherheit der Person und des Besitzes verlangenden Bevölkerung als einzige Schutzwehr gegen die allgemeine Auflösung dar.

Leicht indessen waren die Bedingungen nicht, unter welchen Frankreich aus dem Kampfe der entfesselten politischen Elemente gerettet war; Napoleon führte, auch nachdem er die Revolution gebändigt hatte, seine militärische Gewaltherrschaft in ganzer Strenge fort und gebrauchte sie, um jede Kraft, namentlich jede geistige Kraft, entweder zu einer gefügigen Dienerin zu machen, oder sie zu vernichten; insbesondere seit Annahme des Kaisertitels ward seine Haltung von Jahr zu Jahr feindlicher gegen alle selbstständige Bewegung des geistigen Lebens. Die Kirche behandelte er mit steigender Rücksichtslosigkeit als eine Anstalt, deren Bestimmung nur sei, ihm durch ihren geistigen Einfluß die Herrschaft über die Welt zu sichern. Schon im Jahre 1806 ließ er auch in den rheinischen Departements den „Katechismus zum Gebrauche in allen Kirchen" des französischen Kaiserreiches einführen. Der sogenannte kaiserliche, vom päpstlichen Legaten Caprara gebilligte Katechismus stammt seinem wesentlichen Inhalte nach aus dem Katechismus Bossuet's und gehört wohl ohne Zweifel zu den besseren Unterrichtsbüchern der katholischen Kirche. Neu und auffallend in ihm aber ist, daß, wie Belloy, Erzbischof von Paris, sich rücksichtsvoll ausdrückt, die Pflichten gegen den Fürsten darin weitläufiger auseinander gesetzt sind, als früher zu geschehen pflegte. Die siebente Lection, welche das vierte, in den Reim: „Die Eltern ehre allzeit hoch, damit Du lange lebest noch," gebrachte, Gebot behandelt, beginnt mit der Frage: Welche Pflichten müssen wir insbesondere gegen Napoleon den Ersten, unsern Kaiser, erfüllen? Die Antwort lautet: Die Christen sind den Fürsten, von denen sie regiert werden, und wir besonders Napoleon dem Ersten, unserm Kaiser, Liebe, Ehrfurcht, Gehorsam, Treue, Kriegsdienste und die zur Erhaltung und Vertheidigung des Reiches und seines Thrones eingeführten Auflagen schuldig. — Auf die weiteren Fragen haben die Kinder zu antworten: Gott hat unserem Kaiser unter den

allertraurigſten Umſtänden erweckt, um die öffentliche Ausübung der heiligen Religion unſerer Väter wieder herzuſtellen und der Beſchützer derſelben zu ſein. Der Kaiſer hat uns die öffentliche Ordnung wieder gegeben und dieſelbe durch ſeine tiefe und thätige Weisheit erhalten; er vertheidigt den Staat durch ſeinen mächtigen Arm; er iſt der Geſalbte des Herrn dadurch geworden, daß er vom Oberprieſter, dem Oberhaupte der allgemeinen Kirche, eingeweihet iſt. Gott hat unſerm Kaiſer große Gaben, ſowohl im Frieden wie im Kriege, verliehen, ihn zu unſerem Herrſcher, zum Diener ſeiner Macht und zu ſeinem Ebenbilde auf Erden gemacht. Unſeren Kaiſer ehren und ihm dienen iſt folglich ſo viel, als Gott ſelbſt ehren und ihm dienen; diejenigen, welche ihre Pflicht gegen den Kaiſer aus den Augen ſetzen könnten, würden der von Gott ſelbſt eingeführten Ordnung widerſtreben und ſich der ewigen Verdammniß ſchuldig machen.

Den Papſt ſuchte Napoleon ſeit 1808 durch eine Reihe von Gewaltthaten zu zwingen, ſich als Werkzeug gebrauchen zu laſſen; von den Biſchöfen auch der rheiniſchen Departements forderte er Gehorſam wie von ſeinen Dienern. In Aachen hatte er, nach Berdolet's Tode 1810, Caunus zum Biſchof ernannt, welcher in ſeiner Stellung ausharren mußte, obſchon er niemals vom Papſte anerkannt ward. Den biſchöflichen Stuhl von Trier nahm Charles Mauney ein, ein Pfaffe, wie Görres ſchrieb, der ſich dem Kaiſer zur Ausführung aller Schlechtigkeiten und Anmaßungen hingab.

Nicht weniger, als den Einfluß der Prieſter, fürchtete Napoleon den der Schriftſteller, auch dieſe ſollten dienſtbar oder ohnmächtig werden. Das Decret vom 5. Februar 1810 ſchloß die Reihe der Maßregeln ab, welche die Vervielfältigung und Verbreitung von Schriften jeder Art auf das Strengſte überwachten. Ein Generaldirector in Paris führte unter dem Miniſter des Innern die oberſte Aufſicht im ganzen Kaiſerreich; die Zahl der Druckereien ward für jedes Departement auf das Aeußerſte beſchränkt. Jeder Buchhändler und Buchdrucker bedurfte einer Art von Anſtellung, welche nur mit Zuſtimmung des Miniſters ertheilt werden konnte; Jeder wurde vereidet und hatte bei dem Drucke und Vertriebe den pein-

auf Neubildungen angewieſen. Von den vier rheiniſchen Departements bildeten das der Saar, des Donnersberges und das des Rheins und der Moſel eine Academie, deren recteur ſeinen Sitz in Mainz hatte, während das Roerdepartement zu der Academie von Lüttich gehörte. In der Academie von Mainz fanden ſich im Saardepartement und im Rhein- und Moſeldepartement ein Lyceum in Bonn, und colleges in Coblenz, Andernach, Boppard, Münſtereifel, Kreuznach und einigen anderen Orten. Die Lütticher Academie beſaß im Roerdepartement acht Collegien und die Reſte des alten Aachener Gymnaſiums.

Mit wenigen Ausnahmen hatten alle dieſe gelehrten Schulen deutſchen Urſprungs ihr Vermögen in Folge des Decrets vom 11. December 1808 an die Univerſität ausliefern müſſen und ſtanden in ebenſo unbedingter Abhängigkeit von dem Großmeiſter, wie die franzöſiſchen. Der Großmeiſter in Paris entſchied, ob die von den Facultäten geprüften Deutſchen als befähigt zum Unterricht gelten ſollten; er ſtellte ſämmtliche Lehrer an, beförderte, verſetzte, ſuspendirte ſie, er ließ durch ſein Conſeil ſie entſetzen und die Lehrbücher wie den Unterrichtsplan vorſchreiben; er gab die Reglements zur Durchführung der Disciplin und handhabte ſeine Gewalt nicht nur durch beſondere Inſpectoren, ſondern auch durch die recteurs der Academie in Mainz und Lüttich.

Das Ziel, welches der Großmeiſter durch die ihm verliehenen Rechte in den rheiniſchen Departements zu erreichen ſuchte, war kein wiſſenſchaftliches, ſondern ein faſt ausſchließlich politiſches; es ſollten die deutſchen Schüler zu willfährigen Unterthanen Napoleons und zu brauchbaren Werkzeugen ſeiner Regierung gemacht werden. Unter den Grundlagen alles Unterrichts hebt das kaiſerliche Decret namentlich die Treue gegen den Kaiſer, gegen die kaiſerliche Monarchie und die Napoleoniſche Dynaſtie hervor; die Unterrichtsſprache und alle Lehrbücher, ſelbſt die über Geometrie und Proſodie ſollten franzöſiſch ſein. Lehrer, welche nur deutſch verſtanden, wurden entfernt; nach dem Unterrichtsplan mußte auf franzöſiſche Grammatik und Literatur ein Drittel aller Stunden verwendet werden; auf dem Lyceum in Bonn war der Unterricht in der deutſchen

Sprache gänzlich ausgeſchloſſen, und der Lehrer, welcher ſich auch nur ausnahmsweiſe zu deutſchem Vortrage verleiten ließ, lief Gefahr, als verdächtig bezeichnet zu werden. Fontanes ſelbſt, der Großmeiſter der Univerſität, wollte die griechiſchen und römiſchen Schriftſteller neben Racine und Corneille, Athen und Rom neben dem franzöſiſchen Kaiſerreiche, Alexander und Cäſar neben Napoleon nur als Erſcheinungen untergeordneter Art behandelt wiſſen. Die Anſtalten, vor Allem die Lyceen, trugen einen halb klöſterlichen und halb militäriſchen Charakter; ein Theil der Zöglinge, die ſogenannten Internen, hatten in denſelben nicht allein Unterricht, ſondern auch Wohnung und Koſt; ſie lebten gemeinſam und nach außen ſo abgeſchloſſen, wie früher in den Kloſterſchulen; während des Eſſens ward vorgeleſen; Briefe durften die Zöglinge nur durch den censeur, Taſchengeld nur durch den proviseur empfangen. Die Zucht war ſoldatiſch; die Schüler waren in Compagnien unter Sergeanten getheilt; gingen ſie gemeinſam aus, ſo marſchierten ſie in Reihe und Glied, den censeur und Exerciermeiſter an der Spitze; der große Bonaparthut und ein grauer Rock mit rothem Soldatenkragen gehörte ſelbſt in Kreuznach zur Kleidung der Knaben; Trommelſchlag verkündete den Anfang und das Ende des Unterrichts. Die meiſten Lehrer waren zwar Deutſche, aber Deutſche von geringer Bildung, denn die begabteren Männer verließen ſobald wie möglich die kümmerliche und unſichere Lebenslage, in welcher ſie ſich an den gewöhnlich des eigenen Vermögens beraubten Collegien befanden; junge Leute wendeten ſich nur ſelten dem Schulfache zu, welches weder Ehre, noch Auskommen verhieß; in den meiſten Anſtalten wurde daher der Unterricht von einigen früheren Ordensgeiſtlichen ertheilt, denen andere Ausſicht nicht offen ſtand. In die beſſeren Stellen der wenigen Schulen, welche ein reichlicheres Einkommen beſaßen, drängten ſich Franzoſen oder franzöſiſch Geſinnte ein und den Deutſchen, welche neben ihnen unterrichteten, wurden die in der Muſterſchule von Paris erzogenen Licentiaten oder Doctoren als Vorbild hingeſtellt. Unter allen Lehrern katholiſcher Confeſſion hatte vielleicht nicht ein Einziger deutſche Univerſitäten des rechten Rheinufers, ſondern höchſtens Cöln, Bonn oder Mainz, oft nur geiſtliche Seminare beſucht.

Die jungen Leute, welche ſich weiter auszubilden wünſchten, als es auf den Collegien oder einem Lyceum möglich war, hatten, wenn ſie ſich nicht nach Frankreich wenden wollten, nur die Wahl zwiſchen Mainz und Coblenz, fanden aber in Mainz nur für Medicin, in Coblenz nur für Jurisprudenz eine Fachſchule; zwei an verſchiedenen Orten beſtehende Facultäten ſollten den Deutſchen des linken Rheinufers das reich ausgebildete und in dieſen Jahren friſch aufſtrebende Univerſitätsleben erſetzen.

Die Collegien, das Lyceum und die Facultäten vertrieben in wenigen Jahren das alte mönchiſche Weſen völlig aus dem Unterrichte und zogen manchen brauchbaren Arbeiter für die Napoleoniſche Regierung heran, aber freie geiſtige Entwickelung und wiſſenſchaftliche oder auch nur gelehrte Ausbildung konnten und ſollten ſie nicht gewähren; ſie durften nur lehren, was und wie der Kaiſer wollte.

Die Regierung, da ſie den Unterricht, welchen die Collegien, Lyceen und Facultäten ertheilten, nöthig hatte, mußte für den Beſtand der höheren Anſtalten Sorge tragen. Der Volksunterricht aber erſchien ihr für ihre Zwecke weder nothwendig noch wünſchenswerth und erhielt daher auch keine Art von Förderung. Leſen, Schreiben, Rechnen ſei allen Menſchen unentbehrlich, erklärte zwar das kaiſerliche Decret von 1808, aber die Regierung entzog ſich jeder Verpflichtung, Sorge für die Unterweiſung auch nur in dieſen Fertigkeiten zu tragen; ſie errichtete an keinem collége oder lycée des linken Rheinufers die von Artikel 108 des kaiſerlichen Decretes vorgeſchriebenen Normalclaſſen zur Ausbildung von Schullehrern, wenn ſie auch die von dem perſönlichen Eifer des Präfecten Lezay-Marneſia veranlaßte Gründung der Normalſchule in Coblenz nicht verbot; ſie gab, obſchon ſie alles Schulvermögen, welches ſich in irgend einen Zuſammenhang mit Kirchen oder Klöſtern bringen ließ, eingezogen hatte, in keinem einzigen Falle die zur Gründung oder Erhaltung einer Volksſchule nöthigen Geldmittel her, ſondern überließ die Aufbringung derſelben den Gemeinden. Da dieſe aber weder vom Präfecten, noch vom recteur angehalten wurden, ihrer Verpflichtung nachzukommen, ſo wurden, namentlich in den ärmeren Gegenden,

Elementarſchulen entweder gar nicht gegründet oder doch nur auf das Dürftigſte ausgeſtattet. Unmittelbar nach Vertreibung der Franzoſen im Jahre 1814 ſtellten ſorgfältige, amtliche Nachforſchungen feſt, daß wenigſtens ein Drittel aller Gemeinden ohne öffentliche Schulen ſei und daß von den ſchulfähigen Kindern zwiſchen dem ſechsten und dem vierzehnten Jahre drei Fünftel keine öffentliche Schule beſuchten; im Roerdepartement allein betrug die Zahl derſelben ſiebenzig Tauſend. Etwa drei Zehntel der Schulen entbehrten eines feſten Unterrichtsraumes; bald bei dieſem, bald bei jenem Bauer verſammelten ſich die Kinder; ſieben Zehntel der Lehrer hatten eigene Wohnung, aber faſt immer ſo beſchränkt, daß in der engen und niedrigen Familienſtube Mädchen und Knaben inmitten der häuslichen Leiden und Freuden des Schulmeiſters ſich im Leſen, Schreiben und Rechnen abmühten. Nur in ſechzig Schulen unter tauſend wurden die Geſchlechter geſondert, nur ein Drittel aller Lehrer hatte einen feſten, faſt immer ſehr kleinen Gehalt. In den ärmeren und entlegeneren Gegenden des Hundsrücks und der Eifel fehlten bis in die Ardennen hinein Gemeindeſchulen faſt überall und wurden durch Dingſchulen erſetzt. Im November etwa zog, wie Neigebaur erzählt, der von einigen Familien gedungene Wanderlehrer ein und eröffnete ſeine Schule auf irgend einer Scheuntenne, wo dann abwechſelnd Kinder und Korn gedroſchen wurden; mit Anbruch des Frühlings ſetzte er ſeinen Wanderſtab weiter; die Jugend übte ſich im Vergeſſen bis ein anderer Lehrer gegen den Winter ſich meldete.

Stätige und kräftige Aufſicht fehlte in allen vier Departements für die Gemeindelehrer wie für die Dinglehrer. Die Primärſchule war eine Anſtalt der politiſchen Gemeinde, der Maire wählte den Lehrer aus, der Rector der Academie beſtätigte ihn; die Geiſtlichen hatten keine der in der Revolution verlorenen Befugniſſe wieder erhalten und ſtanden daher rechtlich ohne Beziehung zu der Schule und deren Lehrer. Der Maire indeſſen, überladen mit vielerlei Geſchäften, war ſelten geſchickt und geneigt, ſein Aufſichtsrecht zu üben; der Pfarrer dagegen ſuchte faſt überall thatſächlich Einfluß zu gewinnen und machte ſich dadurch den Lehrer, welcher ſtolz auf ſeine geſetzliche

Unabhängigkeit von den geiſtlichen Behörden war, ſehr oft zu einem Feinde, der um ſo gefährlicher werden konnte, weil er meiſtens zu gleicher Zeit Beigeordneter oder Secretär des Maire war. Zwiſchen Maire und Pfarrer in der Mitte ſtand daher der Lehrer thatſächlich ohne vorgeſetzte Behörde und ohne den Halt, welchen eine ernſte Beaufſichtigung gewährt. In jedem Jahre einmal ſollte freilich der Inſpecteur der Academie jede Primärſchule beſuchen, aber in Mainz wie in Lüttich waren die Inſpecteurs Franzoſen und konnten ſich Einſicht in die Zuſtände deutſcher Dorfſchulen nicht verſchaffen; wenn ſie erſchienen, wurden ſie hintergangen oder verlacht. Abbé Rane, Inſpecteur in Lüttich, ließ daher, ſtatt in die Schulen des Roerdepartements zu gehen, die Lehrer derſelben truppweiſe in den Cantonshauptorten zuſammen berufen, um deren Lehrthätigkeit zu prüfen.

Unter dem Zuſammenwirken dieſer Umſtände war der Volksunterricht in allen Theilen der rheiniſchen Departements, in dem Cleviſchen, wie in dem Kurkölniſchen, in den armen Eifeldörfern, wie in den reichen Fabrikorten auf das äußerſte verkommen. Am leidlichſten waren in der Regel die proteſtantiſchen Schulen; im Roerdepartement erhielten ſie oft gut gebildete Lehrer aus dem Bergiſchen und Jacobi, der Präſident des Oberconſiſtoriums in Cöln, hatte, wie ſein Circular vom 15. Juli 1812 ergiebt, für die Primärſchulen den Charakter der Pfarrſchulen zu bewahren gewußt; die kirchlichen Behörden ſtellten thatſächlich die Lehrer derſelben an und beaufſichtigten ſie. Auch in den früher kurpfälziſchen Gebieten fehlte nicht leicht einem Dorfe die Schule und nicht leicht der Schule ein mehr oder minder kirchlicher Charakter; an jedem Vormittage und an jedem Nachmittage ward nach den mündlichen Mittheilungen eines Mannes, der ſelbſt unter der Zucht eines ländlichen Schulmeiſters an der Nahe geſtanden, zum Anfange und zum Schluſſe des Unterrichts ein Vers aus einem geiſtlichen Liede geſungen; das neue Teſtament war das einzige Leſebuch; Bibelſprüche und Geſänge wurden zwar nicht auswendig gelernt, den Heidelberger Katechismus aber prägte der Lehrer den Kindern ſo feſt ein, daß manche derſelben noch heute als Greiſe auf keine Frage die Antwort ſchuldig bleiben.

Am ſchwächſten war der Rechnenunterricht; Schüler, die alle vier Species rechnen konnten, gehörten zu den Ausnahmen.

So ſchwer der Druck, welchen Napoleons gewaltſame Verſuche, Kirche, Litteratur und Schule nur als Mittel für politiſche Zwecke zu gebrauchen, auch war, ſo beſaß die Bevölkerung der vier Departements doch zu wenig geiſtiges Leben und geiſtige Bedürftigkeit, um denſelben in ſeiner ganzen Härte zu fühlen. Das linke Rheinufer hatte mit Deutſchland die hundertjährige Erſtarrung, aber nicht das Ringen und Drängen nach Neubelebung getheilt.

Auf dem kirchlichen Gebiete war vor der Revolution nur, ſo weit der Einfluß der Encyclopädiſten und Illuminaten reichte, Bewegung geweſen; die Hofleute aber der geiſtlichen Landesherren, der Adel, die Prälaten und höheren Beamten hatten zur Napoleoniſchen Zeit lange ſchon das Land verlaſſen; die zurückgebliebenen Pfarrer gehörten zum größten Theil bäuerlichen Familien an, welche, um einen „Herrn“ in ihrer Mitte zu haben, begabtere Knaben „geiſtlich“ werden ließen; das kirchliche und religiöſe Bedürfniß derſelben reichte, ſo viel ſich erkennen läßt, wenig weiter, als das der Bauern und Bürger; wie dieſe waren ſie treue Söhne der Kirche, hielten gewiſſenhaft die Faſttage und verſäumten weder Meſſe noch Beichte und Proceſſion. Ohne Zweifel haben ſich auf dem Lande, wie in den Städten, Familien und Geiſtliche gefunden, deren religiöſes Leben nicht allein altgewohnte väterliche Sitte oder Beobachtung von Gebräuchen und Erfüllung von Geboten, ſondern zugleich auch inneres Leben war, aber groß iſt die Zahl derſelben ſchwerlich geweſen und bekannt iſt bis jetzt weder ein Laie noch ein Geiſtlicher von der Innerlichkeit, Tiefe und Thatkraft des chriſtlichen Bewußtſeins geworden, wie ſie in einigen katholiſchen Gegenden Süddeutſchlands durch Sailer und Boos, im Münſterlande durch die Fürſtin Gallitzin, durch Fürſtenberg, Overberg, Stollberg und Droſte angeregt waren. Auch der theologiſchen Bildung und dem wiſſenſchaftlichen Leben ſtand der in den verkommenen geiſtlichen Unterrichtsanſtalten herangewachſene Clerus faſt ohne Ausnahme fern. Mit unſeren einheimiſchen Apoſteln ſind wir ſehr übel daran, ſchrieb der ſelbſt dem Prieſterſtande angehörende Wallraf, als

er 1810 auf die Gründung einer theologiſchen Facultät in Cöln hoffte; er wünſchte, daß jährlich eine Anzahl franzöſiſcher Seminariſten herbeigezogen werden möchten; dann erhielten wir doch, meinte er, mehr gebildete und in die Höhe ſchauende Geiſtliche; Geiſtliche, welche Welt- und Sittenkenntniß beſäßen. Da Napoleon die Formen und Gebräuche und Gebote der katholiſchen Kirche unangetaſtet ließ, ſo fühlten Bauer und Bürger, welche nur dieſe zur Befriedigung ihres religiöſen Bedürfniſſes nöthig hatten, den Druck, der auf der Kirche laſtete, nicht; unter den Pfarrern ſtanden die meiſten den Bauern und Bürgern gleich und manche waren, wie Reigebaur 1814 als eine ihm unzweifelhafte Thatſache mittheilt, eifrige Anhänger des franzöſiſchen Revolutionsprincips und folglich auch Napoleons, als letztem Repräſentanten deſſelben, geworden. Den Biſchöfen endlich, welche der Kaiſer ſelbſt ſich unter den ihm willfährigſten Männern ausgeſucht hatte, konnte eine Herrſchaft nicht drückend ſein, durch die allein ſie ihre Stellung zu erhalten vermochten.

Weniger Eindruck noch als die ſtrenge Ueberwachung der Kirche machten die polizeilichen Maßregeln, welche jede literariſche Thätigkeit, insbeſondere jede literariſche Gemeinſchaft mit Deutſchland auf das Aeußerſte erſchwerten. Die Vornehmen hatten ſchon in der vorfranzöſiſchen Zeit nur die franzöſiſche Literatur gekannt und unter den Bürgern der Städte wie unter den mittleren Beamten auf dem Lande war überhaupt keine Theilnahme für die Literatur zu finden geweſen. Kreiſe, auf welche Winkelmann und Leſſing, oder Goethe und Herder einen Einfluß übten, hatte weder Cöln und Aachen, noch Trier, Coblenz und Bonn gekannt, und auch Mainz nicht innerhalb der einheimiſchen Bevölkerung. Napoleons polizeilicher Kampf gegen den literariſchen Verkehr brachte daher ſo wenig wie das alle geiſtige Entwickelung bedrohende kaiſerliche Decret vom 17. März 1808 Unruhe und Erbitterung auf dem linken Rheinufer hervor. Das Unterrichtsweſen der früheren Reichsſtädte und geiſtlichen Lande war zu verkommen geweſen, um die endgültige Beſeitigung deſſelben durch das Decret vom Jahre 1808 als Nachtheil empfinden zu laſſen; die neu gegründeten Schulanſtalten verſchafften ihren

Schülern die zum Geſchäftsleben nothwendigen Fertigkeiten und Kenntniſſe in ausreichendem Maße, und das wiſſenſchaftliche Leben, welches ſie weder förderten noch fördern ſollten, entbehrte die Bevölkerung nicht. Selbſt Wallraf's raſtloſer Eifer für das Unterrichtsweſen ſeiner Vaterſtadt kannte doch kein anderes Ziel, als Cöln zum Sitze der höheren Bildungsanſtalten zu machen, welche das franzöſiſche Unterrichtsgeſetz vorſchrieb, und Görres, der mit Allem, was er dachte und wollte, außerhalb Napoleons Unterrichtsplan ſtand, fand unter den Bürgern in Coblenz und unter ſeinen Schülern auf dem College ſchwerlich auch nur einen Einzigen, dem er deutlich machen konnte, was er wollte.

Der Druck der Napoleoniſchen Herrſchaft machte den rheiniſchen Departements die innere Erneuerung und ſelbſtſtändige Bewegung ihres geiſtigen Lebens unmöglich, minderte aber dennoch in der Geſammtbevölkerung die günſtige Stimmung nur wenig, welche der Kaiſer als Herſteller der Ordnung in Staat und Kirche, als kräftiger Leiter der Verwaltung und als großer und glücklicher Feldherr hervorgerufen hatte. Einzelne bedeutende Männer aber fanden ſich, welche den Geiſtesdruck erkannten und fühlten, und nur in dem feſten Anſchluß an das nationale deutſche Leben Hülfe und Rettung ſahen. Der Grimm, welcher ſie aus geiſtigen Gründen gegen die Gewaltherrſchaft der Fremden erfüllte, fand auch unter Bürger und Bauer Eingang, als ſich namentlich ſeit Beginn des ruſſiſchen Feldzuges der materielle Druck in furchtbarem Grade vermehrte.

II.

Das Auftreten einzelner Männer von national-deutſcher Geſinnung.

Bedeutende Männer von ſtarkem und ſcharfem Gepräge gingen in den rheiniſchen Departements nicht aus den Bewegungen der Jahre 1789 bis 1814 hervor; kein Staatsmann, wie Stein, Hardenberg, Wilhelm von Humboldt, wie Gentz, Stadion, Metternich, wie Graf Münſter, Montgelas oder der Würtembergiſche Wangenheim, kein Feldherr wie Erzherzog Carl, wie Blücher, Scharnhorſt, Gneiſenau, York und

Bülow, kein Philoſoph, der, wie Fichte, kein Theologe, der, wie Schleiermacher, in den Gang der Begebenheiten eingriff, kein Dichter, der, wie Arndt, Uhland, Schenkendorf, wie Körner und Stegemann, dem Schmerze und dem Zorne der Zeit einen Ausdruck gab. Beethoven gehörte nur der Geburt nach Bonn an, Cornelius wurde in Düſſeldorf groß, alſo in Verhältniſſen, welche wenig gemein hatten mit denen des linken Rheinufers. Auch unter den Baſſenheim und Eltz, unter den Waldbott, Belderbuſch, Metternich, Böſelagen, Boos und ſo vielen anderen alten rheiniſchen Familien haben ſich keine Männer gezeigt, welche von deutſchem Nationalbewußtſein, oder, wie die Preußen, die Oeſterreicher, die Altbaiern, die Hannoveraner, von Landes-Patriotismus erfüllt und zum Widerſtreben gegen die Herrſchaft der Fremden getrieben worden wären. Die Vorgeſchichte mehrerer Jahrhunderte und die beſondere Lage des Landes ſeit Ausbruch der Revolution übte einen ſo ungünſtigen Einfluß, daß aus der geſammten rheiniſchen Bevölkerung nur einige wenige Perſönlichkeiten von eigenthümlicher Bedeutung ſich hervorhoben und der herrſchenden Gewalt in ehrenvollen, obſchon wenig bemerkten, Kämpfen entgegen traten; ſie gehörten nicht dem Clerus oder dem Adel an, und nicht Erbitterung über den Verluſt einträglicher Privilegien und Pfründen ließ ſie zu Gegnern des franzöſiſchen Weſens werden, ſondern der Eifer für deutſche Bildung, Kunſt und Sitte; weder große Geldmittel, noch einflußreiche Verbindungen ſtanden ihnen zu Gebote, ſondern nur ihr eigenes geſprochenes oder geſchriebenes Wort, und die Dichtungen, Bauwerke und Gemälde der deutſchen Vorzeit.

Mit ſolchen Waffen ſtreitend bewahrte in Kreuznach Wilhelm Weinmann, trotz aller Decrete Napoleons, der Secundärſchule den Charakter einer deutſchen wiſſenſchaftlichen Anſtalt. Auf dem Kreuznacher reformirten Gymnaſium und in Heidelberg, philoſophiſch wie theologiſch gründlich ausgebildet, war er, kaum vier und zwanzig Jahre alt, 1798 Conrector des Gymnaſiums und, nach deſſen Aufhebung, 1803 Lehrer, 1807 Rector der Secundärſchule ſeiner Vaterſtadt geworden. Deutſch geſinnt und deutſch gebildet kämpfte er unabläſſig gegen die franzöſiſche Abrichtung ſeiner Schüler; zwar mußte

auch er die alten Autoren in das Franzöſiſche überſetzen laſſen, aber im Widerſpruche mit den Regierungsvorſchriften erklärte er ſie deutſch und gebrauchte Bröder und Bernhardi, bis er 1811 gezwungen ward, franzöſiſch geſchriebene Grammatiken einzuführen. Auswendig lernen ließ er ſelten franzöſiſche, zuweilen lateiniſche, meiſtens deutſche Gedichte, die er, wie einer ſeiner Schüler ſich noch heute lebhaft erinnert, mit nationaler Wärme und nationalem Stolze erläuterte und als Mittel zu gebrauchen wußte, in den Knaben eine muthige und den Gewalthabern feindliche Stimmung zu erwecken und zu erhalten. Auch in anderen Unterrichtsſtunden fand die nationale Geſinnung des eben ſo tüchtigen wie milden Mannes Gelegenheit, ſich kund zu thun, und machte auf die unter ſeiner Leitung heranwachſende Jugend einen großen und nachhaltigen Eindruck. Zwei und dreißig Jahr noch nach Befreiung der Rheinlande kamen Weinmann's alte Schüler aus der Nähe und der Ferne in Kreuznach zuſammen, um ſich dem alten lieben Lehrer in feſtlicher Verſammlung dankbar dafür zu zeigen, daß er ihnen unter dem Drucke Napoleoniſcher Herrſchaft deutſche Bildung gebracht und ſie inmitten des franzöſiſchen Kaiſerreiches in deutſcher Geſinnung habe heranwachſen laſſen. Hätte der Adel und der Clerus, hätte Bürger und Bauer jeder in ſeinem Kreiſe und Berufe gehandelt, wie dieſer unſcheinbare Mann, ſo würde die Wirkung unberechenbar geweſen ſein.

Während Weinmann's Einfluß auf die verhältnißmäßig kleine Zahl ſeiner Schüler beſchränkt war, lebten in den rheiniſchen Departements zwei, aber auch nur zwei Männer, deren Streben und geiſtiges Arbeiten ſich weit hinaus über ihren Wohnort und ihre nächſte Umgebung erſtreckte, von Jahr zu Jahr auf immer weitere Kreiſe wirkte und in ſpäterer Zeit Bedeutung für das geſammte nationale Leben gewann. Sulpiz Boiſſerée und Görres waren Beide gleich lautere und wahre Naturen. Beide ſtrebend von Jugend an, Beide reich begabt mit künſtleriſchem Sinne, der Eine mehr für Architectur und Malerei, der Andere mehr für Poeſie, obſchon Boiſſerée ſo wenig Architect oder Maler, wie Görres Dichter war, denn das Vermögen künſtleriſcher Geſtaltung war Beiden in gleicher Weiſe verſagt; im Uebrigen aber liefen Anlagen, Lebensgang

und Lebensziel beider Männer weit auseinander; Boisserée's Wesen war Maßhalten in allen Dingen, Görres wäre nicht Görres, nicht sprühender und zündender Geist gewesen, ohne Maßlosigkeit und Formlosigkeit; ein Gemeinsames aber hatten dennoch beide Männer in ihrem Entwickelungsgange: Beide waren am Rhein geboren und liebten den Rhein bis an ihres Lebens Ende; Beide waren oder wurden gute Katholiken und blieben ihrer Kirche und deren Formen treu bis zur Stunde des Todes, und dennoch verdankten Beide das bedeutende geistige Leben, welches sie führten, den Einflüssen des nicht rheinischen und nicht katholischen Deutschlands.

Sulpiz Boisserée war 1783 in einer angesehenen und wohlhabenden Kaufmannsfamilie Cölns geboren; geistige Anregung gab ihm dieselbe indeß eben so wenig, wie die abgestorbene Stadt; er wuchs heran gleich den anderen Knaben Cölns oder Aachens oder Triers; als er aber, fünfzehn Jahr alt, 1798 nach Hamburg geschickt ward, um dort die Handlung zu erlernen, führte ein Zusammentreffen günstiger Umstände ihn mit den geistig bedeutendsten Kreisen zusammen; der jüngere Reimarus behandelte den Knaben wie einen Sohn und veranlaßte seine Schwester Elise, denselben als Hausgenossen aufzunehmen; Boisserée war zugegen, wenn sich Einheimische und Fremde jeder Art allabendlich zum belebten Gespräche bei seinem väterlichen Freunde zusammenfanden, er sah und hörte Friedrich Heinrich Jacobi, Klopstock, Claudius, den Capellmeister Reichard, Gerstenberg, den Schauspieldirector Schröder und viele Andere; die großartige Macht des Welthandels, das bunte bewegte Leben der Seestadt that sich seinen erstaunten Blicken kund. Eine ganz fremde Welt, eine Fülle neuer Lebensanschauungen ging mir, sagte Boisserée später oft, in Hamburg auf; das Cölner Kind war plötzlich in den Strom des deutschen Lebens hineingerathen, obschon eines Lebens, welches fast schon der Vergangenheit angehörte; Lessing, Klopstock, Wieland, Matthison, Voß waren die Namen, die hier mit besonderer Verehrung genannt wurden; Goethe und Schiller galten fast schon als zu keck und stürmisch. Zwei Jahre nur blieb Boisserée in Hamburg, aber die empfangenen Eindrücke waren entscheidend für sein ganzes Leben; niemals

fühlte er ſich wieder befriedigt in der lange ſchon verkümmerten und jetzt bereits zu einem verödeten franzöſiſchen Provinzialort herabgeſunkenen früheren Reichsſtadt; er ſuchte ein Anderes, als ihm die altväteriſche, bequeme, aber unbelebte Geſelligkeit Cölns, oder der Umgang mit Männern gewähren konnte, deren Geſichtskreis eng begrenzt und deren Intereſſe allein auf die Angelegenheiten des Geſchäfts, der Familie und der Nachbarn gerichtet war. Dem nach geiſtigem Verkehr und geiſtiger Ausbildung dürſtenden Jüngling trat in dem um einige Jahre älteren Johann Baptiſt Bertram wiederum ein Stück deutſchen Lebens entgegen, obſchon eines Lebens anderer Art, als das des Reimarus-Sieveking'ſchen Kreiſes.

Bertram, ein Cölner von Geburt, war kurz zuvor aus Erlangen und Würzburg, wo er Jura ſtudirte, vorzugsweiſe aber mit neuerer Philoſophie und Kunſt ſich beſchäftigt, zurückgekehrt. Schelling's, Tieck's, Auguſt Wilhelm und ſtärker noch Friedrich Schlegel's neueſte Schriften hatten ihn ergriffen und erregt. Durch den bald täglichen Verkehr mit Bertram wurde Boiſſeree zuerſt auf das Streben und Arbeiten der romantiſchen Schule hingeleitet; zunächſt ſetzte er der ungeſtümen Verehrung, welche Bertram den neuen literäriſchen Größen widmete, Widerſpruch entgegen, weil der Spott und der Uebermuth, mit welchem auch Manche der Männer, deren Namen er in Hamburg hatte verehren lernen, angegriffen wurden, ihn verletzte, aber bald zog das ſtürmiſche Kämpfen der romantiſchen Schule gegen das nur Nützliche und Brauchbare, gegen das Gewöhnliche und Gemeine ihn eben ſo, wie die poetiſche Hingebung derſelben an Alles, was volksmäßig und mittelalterlich war, an; die Bewunderung, mit welcher ſie an Goethe hinauf ſah, die Friſche, mit welcher ſie im Leben ſich bewegte, gefiel ihm; in ſeinem innerſten Weſen fühlte er ſich von der neuen Richtung berührt und ſtellte ſich bewußt und unbewußt unter deren Einfluß. Schon wenige Monate nach ſeiner Rückkehr aus Hamburg verzweifelte er an ſeinem Berufe zum Kaufmann und faßte unter Bertram's Einwirkung den Entſchluß, zu ſtudiren. Mit Eifer und Ausdauer ſuchte er ſich die fehlenden Schulkenntniſſe anzueignen, wurde aber zugleich durch eigene Neigung und Bertram's

Umgang immer entſchiedner zur Literatur und Kunſt hingezogen; er ſuchte die Denkmale des Mittelalters in Antwerpen und anderen belgiſchen Städten auf, er trat mit dem jungen Cornelius in Düſſeldorf in Verkehr und durcharbeitete die Schriften, welche den neuen großen geiſtigen Umſchwung bezeichneten, gemeinſam mit ſeinem Bruder Melchior, mit Bertram, dem Arzte Schmitz, dem Maler Hoffmann und Eberhard, und Joſeph de Groot. Forſter's Anſichten vom Niederrhein, Schiller's Horen und Muſenalmanach, Goethe's Propyläen, erfüllten den empfänglichen Jüngling mit Begeiſterung, aber damals mehr noch Wackenroder's Herzensergießungen eines kunſtliebenden Kloſterbruders; Tiek's: Sternbald's Wanderungen, und deſſen Phantaſien über die Kunſt; der Brüder Schlegel: Charakteriſtiken und Kritiken, und vor Allem Friedrich Schlegel's, ſeit 1803 erſcheinendes, „Europa." Die Zeitſchrift brachte eine Reihe ſehr anziehender Mittheilungen über die aus aller Herren Länder in Paris zuſammengeraubten Kunſtwerke, insbeſondere auch über Gemälde deutſcher Meiſter. Dieſe Schätze und mehr noch die Ausſicht, Friedrich Schlegel, welcher ſich damals in Paris aufhielt, von Angeſicht zu Angeſicht zu ſehen, zog Bertram und die beiden Brüder Boiſſerée unwiderſtehlich an. Wenige Wochen vor dem zum Abgang nach Jena beſtimmten Tage reiſten die drei Freunde im Spätſommer 1803 nach Paris und waren gleich nach ihrer Ankunft zu einem längeren Aufenthalt daſelbſt entſchloſſen. Sie nahmen Wohnung bei Schlegel, waren ſeine täglichen Tiſchgenoſſen und bewogen ihn zu Vorleſungen; eindringlicher indeſſen, als durch die Vorleſungen, brachte Schlegel durch die belebten Geſpräche an dem Mittagstiſche und in dem kleinen gewählten Kreiſe, der ſich Abends um ihn und ſeine geiſtvolle Frau ſammelte, den drei Freunden deutſches Mittelalter, deutſche Kunſt und deutſche Poeſie nahe und lehrte ſie die Bedeutung der Nation auch in der Zeit tiefen Verfalles erkennen. Noch in ſpäten Jahren gedachte Sulpiz Boiſſerée oft der treuen vaterländiſchen Geſinnung Schlegel's und der Trauer deſſelben über die Schmach des alten Reiches. Mitten in der napoleoniſchen Hauptſtadt hatte deutſcher Geiſt und deutſche Bildung einen Einfluß auf die drei jungen Rheinländer geübt,

wie sie denselben in ihrer Heimath niemals würden erhalten haben. Als gute Deutsche kehrten sie im April 1804 nach Cöln zurück, begleitet von Friedrich Schlegel, welcher nun mehrere Jahre als Lehrer an der dortigen Secundärschule unterrichtete und zugleich Vorlesungen für Erwachsene hielt.

Von Schlegel gefördert und geleitet, blieben die drei Freunde sechs Jahre in Cöln und bildeten mit Eberhard und Joseph Groot, dem Maler Hoffmann und dem Arzte Schmitz einen zunächst freilich nur sehr kleinen Kreis, welcher durch sein geistiges Leben, seine deutsche Bildung und sein nationales Streben im strengen Gegensatze nicht nur zur französischen Gegenwart, sondern auch zur kurfürstlichen und reichsstädtischen Vergangenheit des linken Rheinufers stand; außerhalb dieses Kreises möchte sich, abgesehen von Görres und einzelnen in Heidelberg oder Göttingen gebildeten Lehrern und Geistlichen der Pfalz, kaum ein einziger Mann in den vier Departements gefunden haben, auf welchen in jenen Jahren Tieck, Schlegel und Novalis, oder Lessing, Goethe, Herder und Schiller einen durchgreifenden Einfluß geübt hätten; so viel sich erkennen läßt, wurden Lessing's, Goethe's, Herder's Werke in weiteren Kreisen nicht einmal gelesen und die Schriften der romantischen Schule waren kaum dem Namen nach bekannt. Deutschland dagegen ließ sich damals nicht genügen an der großartigen Bewegung der Literatur, welche so eben ihren Höhepunct überschritten hatte, sondern versuchte auch den reichen Schatz seiner Vergangenheit aus mehrhundertjährigem Vergessen hervorzuarbeiten. Die christlich-deutschen Dichtungen des 13. Jahrhunderts begannen zugleich mit den classisch-deutschen Dichtungen des 18. Jahrhunderts mächtig auf die Entwickelung des deutschen Volkes einzuwirken; während Goethe und Schiller noch schöpferisch thätig waren, regte sich von verschiedenen Ausgangspuncten aus der Eifer, das Minnelied, wie das Epos des deutschen Mittelalters, wieder wirksam werden zu lassen. Auch dieser nationalen Bewegung gab Boisserée sich hin, er eignete sich, so weit es damals möglich war, das Mittelhochdeutsche an, machte sich mit den Arbeiten von Docen, von der Hagen und Büsching bekannt und bestimmte Schlegel zu einer Vorlesung über deutsche Literaturgeschichte; zugleich fühlte er das

Bedürfniß, nicht nur empfangend, ſondern auch gebend und fördernd der nationalen Bewegung, von der er ergriffen war, ſich anzuſchließen; Kunſtwerke zu ſchaffen lag außerhalb ſeines Wollens und Vermögens, aber nationale Kunſtwerke aus dem Dunkel, in welchem ſie vergeſſen waren, zu befreien und auf das Neue wirkſam für die Nation zu machen, ſollte ihm Aufgabe für das Leben werden; ſeine geiſtige Begabung und ſeine äußere Lage wendeten ihn nicht den Dichtungen, ſondern den Bauwerken und den Gemälden zu.

Friedrich Schlegel hatte bereits in ſeiner Zeitſchrift „Europa" auf den Reichthum älterer deutſcher Gemälde aufmerkſam gemacht, welche in Cöln, trotz der Beraubung während der letzten Kriege, geblieben waren; Bilder könne man ſehen, meinte er, welche den beſten von Holbein, Dürer und van Eyck gleich ſtänden und das Daſein einer abgeſchloſſenen deutſchen Schule nachwieſen. Seit 1804 befand ſich Schlegel perſönlich in Cöln und wendete die Aufmerkſamkeit beider Boiſſerée's und Bertram's den Schätzen ihrer Vaterſtadt zu. Einzelne Sammlungen fanden ſich, z. B. die Wallraf'ſche, die Lievers-bergiſche, aber die meiſten Bilder waren früher in Kirchen und Klöſter zerſtreut geweſen und ſeit der franzöſiſchen Zeit verſchleudert worden; jetzt ſtanden ſie bei Trödlern oder vergeſſen auf Speichern und in Kellern dem Untergange preisgegeben. Zu retten, was noch zu retten war, ſetzten ſich die drei Freunde als nächſtes Ziel; im Herbſte 1804 kauften ſie das erſte Bild, es war die jetzt in Nürnberg befindliche Kreuztragung mit den weinenden Frauen und der heiligen Veronica; der Anfang zu der großen Sammlung altdeutſcher Gemälde, welche ſpäter in München und Nürnberg aufgeſtellt ward, war gemacht; die Freunde führten das begonnene Werk mit wachſendem Eifer, Einſicht und Ausdauer fort, retteten viele, theils künſtleriſch, theils hiſtoriſch bedeutende Bilder vor ſicherem Verderben und regten überall in Deutſchland die Aufmerkſamkeit an. Nicht durch Beſchreibungen oder aus theoretiſchen Gründen, ſondern durch eigene unmittelbare Anſchauung der Kunſtwerke ſelbſt wurden der altdeutſchen Malerei ihre vielen Freunde gewonnen; ſelbſt Goethe gab ſich nach manchem Widerſtreben mit Wärme derſelben hin. Der deutſche

Sinn der drei Freunde hatte unter Napoleoniſcher Herrſchaft und in einer franzöſiſch gewordenen Stadt ein nationales Gut der Deutſchen erhalten, ja faſt könnte man ſagen, geſchaffen, welches in ſpäteren Jahren durch Melchior Boiſſeree's glücklich ausgeführten Gedanken mittelſt des Steindrucks vervielfältigt und zu einem Gemeingut der Nation gemacht worden iſt.

Friedrich Schlegel hatte in jenem Aufſatze der „Europa" nicht allein auf die Kirchen Cölns hingewieſen und ſie ſo bedeutende Denkmale der Architectur genannt, daß ſich an ihnen allein ſchon eine vollſtändige Geſchichte der gothiſchen Baukunſt bis zu deren höchſter Vollendung durch den Dom entwickeln laſſe. Seit Jahrhunderten aber war der Dom in roheſter Weiſe verwahrlost; nicht einmal die zur Ableitung des Regenwaſſers nöthige Summe war aufzubringen geweſen; Jahr aus Jahr ein führte Waſſer und Schnee in zunehmender Schnelle den feſten Bau der völligen Zerſtörung entgegen; die Hülfe, welche weder die Reichsſtadt, noch das Erzſtift gebracht hatte, war von der franzöſiſchen Regierung nicht zu erwarten; jede Geldbewilligung lehnte der Präfect des Roerdepartements ab; wenn die Mauern noch ein wenig mehr verfallen ſeien, werde, wie er ſagte, das Ganze eine pittoreske Ruine bilden; die Bürger gingen gleichgültig an dem zuſammenbröckelnden Geſtein vorüber; war doch auch Vätern, Großvätern und Urgroßvätern am Dom kaum etwas Anderes entgegen getreten, als der Verfall. Boiſſeree aber hatte aus dem deutſchen Leben, welches ihm eröffnet worden war, ein ſehendes Auge und einen empfänglichen Sinn gewonnen; immer auf das Neue zog ihn das gewaltige Bauwerk in ſeine Nähe. Tief ward er, wie er ſelbſt ſpäter ſchrieb, von dem Gedanken ergriffen, daß es kein Gebäude in dar Welt gebe, welches auf eine ſo eigenthümliche Weiſe wie der Dom von Cöln zugleich Bewunderung und Schmerz errege; Bewunderung, weil es, dem Gedanken wie der Ausführung nach, eines der großartigſten Denkmale aller Zeiten ſei; Schmerz, weil der Krahn auf dem Bruchſtücke des Thurmes nun ſchon ſeit mehr als dreihundert Jahren des weiteren Fortbaues warte. Bald gelangte Boiſſeree zu dem Entſchluſſe, das Werk, welches in der Wirklichkeit ein Bruchſtück geblieben war, wenigſtens im Bilde zu vollenden; zu-

nächſt ſuchte er ſich ſelbſt in daſſelbe hinein zu denken und hinein zu leben; er unterſuchte das große Vorbild deutſcher Architectur in allen Einzelheiten und ſtellte die genaueſten und mühſamſten Meſſungen an, nur unterſtützt von dem Glaſermeiſter Eſſer, welcher ſchon früher ſeine Freude an dem Dom gehabt hatte. Während die Cölner Landsleute das Treiben des jungen Mannes belächelten, that ſich dem forſchenden Geiſte deſſelben eines der einfachen Geſetze des großartigen Bauwerkes nach dem anderen kund; erfreut und neu angeregt, ließ Boiſſeree nun ſeine eigenen Meſſungen durch Fachverſtändige wiederholen, ſtellte ausgedehnte geſchichtliche Forſchungen über die alte Kirchenbaukunſt an und entwarf die Riſſe, indem er aus dem Vorhandenen auf das Beabſichtigte ſchloß. Bald konnte er daran denken, künſtleriſche Darſtellungen des Domes und aller einzelnen Theile deſſelben zu geben; er gewann die vorzüglichſten Architecturzeichner; unter ſeinen Augen wurden ſeit 1809 die einzelnen Blätter von Angelo Quaglio, von Fuchs und Hoffmann aus Cöln, Vierordt aus Carlsruhe und Möller aus Darmſtadt ausgearbeitet. Noch unter Napoleoniſcher Herrſchaft waren alle Vorbereitungen zu dem großen Werke: „Anſichten, Riſſe und einzelne Theile des Domes von Cöln“ mit der dazu gehörigen Geſchichte und Beſchreibung, vollendet.

Cöln vermochte weder Sulpiz und Melchior Boiſſeree, noch Bertram auf die Dauer zu feſſeln; als Friedrich Schlegel am 16. April 1808 Allen unerwartet katholiſch geworden und bald darauf nach Wien übergeſiedelt war, ſehnten auch die drei Freunde ſich fort aus den rheiniſchen Departements, ſuchten nach Gemeinſchaft mit geiſtesverwandten Menſchen und ließen ſich ſeit dem 31. März 1810 in Heidelberg nieder.

Zu einer Zeit, in welcher das lange geiſtige Siechthum des Rheinlandes mit dem Tode endigen zu müſſen ſchien, hatten dieſe einzelnen Männer einen friſchen Quell nationalen Lebens für ganz Deutſchland neu eröffnet. Wie die Brüder Grimm und deren Freunde die mittelhochdeutſchen Dichtungen wieder entdeckten und Vielen durch neue Ausgaben zugänglich und durch ſprachliche und ſachliche Aufklärungen verſtändlich machten, um der lange verſchollenen Literatur einer großen

Vorzeit zum zweiten Mal Einfluß auf die Nation zu verschaffen, so haben die beiden Boisseree deutsche Malerei und Baukunst wieder gefunden, durch Steindruck und Kupferstich zugänglich gemacht und durch geschichtliche und künstlerische Forschungen dem Verständnisse näher gebracht. Geist und Wesen der Vorfahren, wie sie sich in Bauwerken und Gemälden treu und großartig verkörpert hatten, wurden durch Sulpiz und Melchior Boisseree wiederum zu einer belebenden Macht, welche, weil sie durch und durch national war, dem Napoleonismus entschieden feindlich gegenüber stand.

Görres war später, als Boisseree, und nicht ohne harten Gegenkampf von dem deutschen Leben ergriffen und überwältigt; dieselben französisch-revolutionären Clubs, deren wüstes Treiben den vierzehnjährigen Boisseree, als er sie 1797 das erste und einzige Mal besuchte, mit Ekel erfüllten, hatten den ein und zwanzigjährigen Görres in ihren Kreis gezogen und durch den Beifallruf und das Hetzen und Drängen platter, aber fanatischer Gesellen zu maßlosem Reden, Schreiben und Thun fortgerissen. Auch noch einige Jahre später, als Boisseree sich in Hamburg bereits mit Liebe und staunender Bewunderung der neu an ihn herantretenden deutschen Bildung und Sitte hingab, hatte Görres kein Bedenken getragen, nach Paris zu gehen und die Vereinigung des linken Rheinufers mit Frankreich zu betreiben; der Blick aber, welchen er damals in die Zustände der französischen Republik und in das Wollen und Wünschen des französischen Volkes that, hatte ihn stutzig gemacht und gemahnt, auf seinem bisherigen Wege wenigstens nicht weiter zu gehen. Als er im Februar 1800 nach Coblenz zurückgekehrt war, zog er sich vom politischen Treiben zurück, nahm seine Lehrerstelle am Gymnasium wahr und gab sich poetisch-philosophischen Studien über Natur und Kunst hin. Der Gedankenkreis Schelling's, die Phantasiewärme der romantischen Schule begannen auch auf ihn ihren Einfluß zu üben; bald fühlte er, daß weder die Bildungsstufe, auf welcher das linke Rheinufer seit Jahrhunderten festgehalten war, noch die revolutionäre Gedankenbewegung in Frankreich ihm Befriedigung gewähren könne; er sehnte sich nach Gemeinschaft mit denen, welche ein deutsches Geistesleben führten. Nachdem er Urlaub

erbeten und erhalten hatte, ging er im October 1806 mit Frau und Kindern nach Heidelberg, wo er als Schriftsteller und durch Vorlesungen seinen Unterhalt zu gewinnen hoffte.

Die Universität hatte, seitdem sie 1803 badisch geworden war, einen neuen, frischen Aufschwung genommen und eine Anzahl ausgezeichneter Gelehrte herbeigezogen. Die Juristen Heise, Klüber, Thibaut, Martin, Zachariä, die Philologen Voß, Böckh, Creuzer, die Theologen Daub, de Wette, Marheinicke; Fries für Philosophie, Wilken für Geschichte, Nägele für Medicin bildeten einen wissenschaftlichen Kreis von nicht gewöhnlicher Bedeutung, obschon sie Heidelberg nicht zu dem Ausgangspuncte einer großen Bewegung machen konnten, wie es Jena mit Fichte und Schelling, mit Schiller, Schlegel und so vielen Anderen am Ausgang des 18. Jahrhunderts gewesen war. Hinter die Arbeit trat die Genialität zurück, und nicht Weimar, sondern Carlsruhe war die nahe gelegene Residenz. Ich dachte hier, schrieb 1807 Gries, der Uebersetzer des Calderon, ein neues schöneres Jena zu finden, und es ist nicht einmal ein Göttingen erwachsen. — Etwas gar zu solide ist das Wesen hier, meinte auch Görres; die dicken Juristen haben zu sehr das Uebergewicht, und das Studieren wird getrieben, als ob es das ganze Jahr Charwoche wäre. — Dennoch aber war für Görres der Uebergang aus dem kurtrierschen Katholicismus und der politischen und religiösen Revolutionstrivialität in das ernste, deutsche, wissenschaftliche Leben mit allem seinen Ringen, Drängen und Kämpfen der Eintritt in eine neue Welt. Zwar drängten sich nicht jene auffallend verrückten Menschen hinzu, welche Goethe seiner Zeit zu Jena angestaunt hatte, aber manche anregende, wunderliche Erscheinung tauchte doch für längere oder kürzere Zeit in Heidelberg auf, angezogen durch die Reize des Ortes. Die Gegend ist die schönste, schrieb ein solcher Zugvogel, man lebt angenehm; an Wein, an Fisch, an Braten fehlt es nicht. Der Däne Jens Baggesen und der Uebersetzer des Ariost, Gries, nahmen dort ihren vorübergehenden Aufenthalt. Vor Allem aber waren es Achim von Arnim und Clemens Brentano, welche Görres anzogen und festhielten. Beider Männer echt poetischer Sinn, ihre kindliche Freude an Märchen und Sage,

an Lied und Sitte, an Dichtung und Leben des Mittelalters, ihre Empfänglichkeit für Alles, was einſt als Wunder und Geheimniß die Menſchen erfaßt oder unter Menſchen gegolten hatte, wirkte auf Görres, wie der Magnet auf das Eiſen; ſein Herz ward fröhlich bei dem Anblick der friſchen Keckheit, mit welcher Arnim und Brentano die gelehrten und ungelehrten Spießbürger verlachten und die Leerheit, Langweiligkeit und Gemeinheit angriffen, wo und wie ſie ſie trafen. Der Verſuch derſelben, die Poeſie mitten hinein in die Gegenwart und vor Allem in das eigene Leben zu tragen, gefiel Görres ausnehmend, und das Mißverhältniß zwiſchen Schöpferluſt und Schöpferkraft, welches ſich in Arnim, wie in Brentano, als Uebertreibung, Willkür und Formloſigkeit kund that, konnte für ihn weder fremdartig, noch abſchreckend ſein, da er in demſelben ſein eigenſtes Ich wieder erkennen mußte. Arnim zwang überdieß durch die Reinheit und Männlichkeit ſeines ganzen Weſens Jedermann Achtung und Vertrauen ab und Brentano machte das tolle und oft verwerfliche Umherſpringen auf argen Abwegen immer wieder vergeſſen durch das Feſſelnde ſeiner im Anziehen und Abſtoßen gleich ſtarken Perſönlichkeit. Seine eigene Perſon iſt, meinte Görres, intereſſanter, als das beſte Buch.

Damals ſuchten Arnim und Brentano dem Volke den Sinn für eine ihm unbekannte Seite ſeines vergangenen Lebens zu eröffnen. Dreißig Jahre, nachdem Herder zuerſt auf den im Volksliede verborgenen Schatz hingewieſen hatte, gaben ſie ſeit 1806 des Knaben Wunderhorn heraus und ließen im Sommer deſſelben Jahres die Einſiedler-Zeitung erſcheinen, welche Arnim 1808 unter dem Namen Tröſteinſamkeit fortſetzte. Görres ward unmittelbar nach ſeiner Ankunft in Heidelberg in dieſe nationale Strömung hineingezogen; eifrig beſchäftigte er ſich mit der Sprache des Mittelalters, durcharbeitete die Limburger, die Lübecker und manche andere Chronik, hielt ſofort Vorleſungen über die altdeutſche Literatur und gab ſeit 1807 die deutſchen Volksbücher heraus. In kecker Luſt tauchte er unter in das heftig erregte Geiſtesleben; Creuzer ward ſein Freund und Gevattersmann, aber auch Voß nahm ihn freundlich auf. Die Bewegung, welche 1805 durch die von Creuzer

und Daub herausgegebenen Studien entſtanden war, dauerte noch fort, als 1808 die Heidelberger Jahrbücher mit Friedrich Schlegel's preiſender Recenſion über Stolberg's Religionsgeſchichte eröffnet wurden, und Voß ſich grimmig gegen Creuzer und den Katholicismus erhob. Görres ſtaunte die literäriſchen Balgereien an, ward aber nicht durch ſie erſchreckt, ſondern hielt guten Muthes Vorleſungen, bald über das Weſen der Poeſie und Philoſophie, bald über Phyſiologie und Aeſthetik, und ließ auch in den Vorleſungen ſeiner ſprudelnden Phantaſie freien Lauf. Ich habe, ſchrieb er ſelbſt einmal, in mein Programm etwas Muſikaliſches hineingeſpielt; ob die Weiſe den Leuten zuſagt, weiß ich noch nicht, aber den Studenten ſcheint ſie doch ſo ziemlich zu gefallen, denn ich zähle ſogar den Sohn des Ernſthafteſten aller Menſchen, des Scharfrichters nämlich, in meinen Vorleſungen.

Mit Freuden würde Görres dauernd in Heidelberg geblieben ſein, aber die Proſa des Lebens rief ihn zu ſeiner Lehrerſtelle an der Secundärſchule in Coblenz zurück. Ich erſchrecke ordentlich, ſchrieb er im September 1808, wenn ich nur die Schuſterrechnung für die Kinder ſummire. — Das älteſte ſeiner drei durch ihren Schuhverbrauch erſchrecklichen Kinder war damals ſechs Jahre alt, das jüngſte ein Säugling.

Im October 1808 befand ſich Görres wieder in Coblenz, aber zwei Jahre lebendigen Geiſtesverkehrs mit deutſcher Wiſſenſchaft und Poeſie hatten ihn aus einem durch die Decadenfeier und die égalité der Revolution hindurch gegangenen und dann dem franzöſiſchen Kaiſerreiche einverleibten Churtrierer zu einem Deutſchen umgewandelt, der an dem Ringen und Kämpfen, welches die Nation unter dem politiſchen Druck bewegte, Theil nahm, und der mit ihr ſtrebte und litt, ſuchte und irrte. Seine Coblenzer Landsleute, in deren Mitte er ſich nun wieder befand, erkannten und verſtanden freilich ſo wenig, wie die franzöſiſchen Localbehörden, das neue Leben, welches er gewonnen hatte. Von beiden unbeachtet, brachte er eine Anzahl Jahre in großer Zurückgezogenheit hin. Die Neigung der belebten Kreiſe jener Zeit, auch das eigene Leben poetiſch zu geſtalten, verleitete damals Viele zum lockeren Leichtſinn in der Familie, dem Berufe und in den Verhält-

niſſen des Mein und Dein; Görres aber blieb ungeachtet aller Poeſie ein eben ſo guter Familienvater, wie gewiſſenhafter Lehrer, und wußte mit ſolcher Strenge ſich einzuſchränken, daß ſein Haushalt auch bei ſehr knapper Beſoldung immer geordnet war. In ſeinem Innern dagegen drängten und arbeiteten reiche Geiſteskräfte ungeſchult und ungebändigt durcheinander; in Kunſt und Wiſſenſchaft, in Politik und Religion wollte er geiſtige Eroberungen machen und jede neue Errungenſchaft färbte er poetiſch, oft ohne es zu wollen und zu wiſſen. Zwei Aufſätze aus dem Jahre 1810 geben die Anſchauungen wieder, welche er über Staat und Kirche damals hatte. Der 1810 unter dem Namen „Fall der Religion und ihre Wiedergeburt“ geſchriebene, für Friedrich Perthes' vaterländiſches Muſeum beſtimmte Aufſatz enthält keine Spur mehr von der Feindſchaft gegen die katholiſche Kirche; nichts in demſelben erinnert an die früheren plumpen Ausfälle gegen die Geiſtlichen und deren Leben. Eine fromme Stimmung vielmehr durchzieht die ganze Schrift.

Nur einer ſolchen leeren, gedankenloſen Zeit iſt, ſchrieb er, die Religion entfremdet, die, vergeſſend, was vergangen iſt und was kommen ſoll, ſich in enger Gegenwart zerſtreut und den Augenblick nicht mehr befragt um ſeinen Urſprung und das Leben nicht um ſeine Quelle. Solche Zeit war für Deutſchland die jüngſt vergangene, Alles, was ihr eigenſtes Eigenthum geweſen, hatte die Nation in trübſeliger Geiſtesabweſenheit vergeſſen, jede Spur der Erinnerung alter Herrlichkeit hatte ſie verloren. In dem Flugſande konnte die Religion nicht Wurzel ſchlagen, ſie ruhte bei den Todten, weil die Lebenden ſich ohne ſie behelfen mochten. Es iſt gewiß, nur ein Donnerſchlag konnte die Geiſter aus einer ſo großen Geiſtesabweſenheit aufſchrecken, irgend ein großes Unglück mußte über ſie kommen und ſie aus der dumpfen Betäubung reißen, damit ſie zur Menſchlichkeit erwachten. Es hat am Schwerdte nicht gefehlt; große Noth hat das Geſchlecht heimgeſucht, aber was hat die furchtbare Lehre gefruchtet? Es hängen die Einen noch mit der Liebe, mit welcher Kinder zu Eltern hinaufſehen, am Alten; wie auf grünenden Inſeln mitten im aufgeregten Ocean wohnen beſonders an

jenen Orten, die der Krieg nicht berührt, Viele, die das Vertrauen an die Lehre, welche der Glaube der Väter ihnen überliefert, nicht verloren haben. Graf Stolberg und Jung Stilling haben als Stimmführer dieſer Gemeinde ſich erhoben. Wie die Flamme vom Leuchtthurm, hat ihr Licht in die ſtürmiſche Nacht hinausgeſchienen und viel verlorenes Gut geborgen. Während die abſterbende Generation ſich in die Beſchauung der Vergangenheit vertieft und das Schwindende zu feſſeln ſich bemüht, wirkt in der werdenden Generation der volle Uebermuth des Lebens, treibt ſie, eine neue Zeit und andere Art und anderes Weſen hervorzubringen. Nichts von Allem, was ſonſt dem Menſchen heilig und ehrwürdig iſt, iſt ihnen geblieben, alle Schranken der Selbſtbegränzung und ruhigen Mäßigung haben ſie abgeworfen, damit ſie die natürliche Freiheit ſo ſchnell wie möglich gewinnen.

Um die Stellung der Religion zu dieſem Gegenſatze zu finden, entwarf Görres in warmer poetiſcher Darſtellung den Entwickelungsgang des Chriſtenthums und gelangte zu dem Schluſſe, daß die Kirchenpforten, die nahe an zwei Tauſend Jahre ſo vielen Generationen ſich geöffnet, nun im Begriffe ſtänden, ſich zu ſchließen. Es ſuche, ſchrieb er, die Zeit nicht auf dem Gottesacker vergangener Jahrhunderte die Schädel und Mumien, um von Neuem zu bauen; noch rauſchen friſch und lebendig alle Quellen; das heilige Feuer, welches ausgeht von Gott und noch brennt in der menſchlichen Natur, iſt nicht erloſchen; es wird ein neues großes Werk ſich wieder erbauen laſſen und eine neue Kirche um die alte. Es kommt den Deutſchen zu, Prieſter der neuen Zeit zu ſein. In Allem, was noch gut und tüchtig iſt auf Erden, ſind die Bauſteine ſchon bereitet; in der neuen Kirche, welche die alte nicht vernichtet, ſondern nur erweitert, ſind Alle aufgenommen, nachdem ſie das Lebloſe von ſich abgeſtreift; keine religiöſe Idee, die irgend je frommer Sinn erzeugt, iſt verloren für dieſe Weltanſchauung. Wie tiefes Murmeln kommt es aus fernſter Zeit daher; immer lauter rauſcht der Strom dahin; von allen Seiten ergießen ſich neue Ströme hinzu. Es ſchallt und wirbelt donnernd in lautem Toſen und alle ſind nur die Strophen eines unendlichen Lobgeſanges, der durch alle Zeiten geht.

Alle Seher aller Zeiten jeglichen Volkes auf Erden ſind Väter dieſer Kirche; alle Prieſter reinen Wandels und brennender Begeiſterung ihre Leuchter; die Weiſen aller Zeiten ſprechen im Chore in allen Zungen ihre Ehre. So wird das Haus, das ſich Gott gebaut, auch wirklich von ſeinem heiligen Geiſte erfüllt.

Katholiſch freilich waren dieſe Phantaſien, welche Anſchauungen des wirklichen Zuſtandes und Wegweiſer für die Zukunft ſein ſollten, nicht und eben ſo wenig proteſtantiſch, auch waren ſie weniger aus einem religiöſen, als aus einem national-poetiſchen Bedürfniß hervorgegangen, aber dieſer national-poetiſche Traum ſetzt eine ſo große Entwickelung des inneren Lebens voraus, wie ſie nur unter den Eindrücken des ernſten deutſchen Lebens möglich war; Schelling, Creuzer und Friedrich Schlegel, aber auch Brentano und Arnim mußten auf Görres lebendig gewirkt haben, bevor er ſo träumen konnte.

Ein anderer, unter der Ueberſchrift „Reflexionen von Orion“ in Fr. Perthes' vaterländiſchem Muſeum 1810 abgedruckter Aufſatz giebt Görres' neu gewonnene politiſche Stellung wieder. Mit den Deutſchen hat es, heißt es in demſelben, ſchon früher, als mit den Spaniern, geendet; verjährte Trägheit und junge Hoffahrt und ſündhaftes Ungeſchick hat ſchimpflich deren alte Zeit geſchloſſen. Was zerſtört ward, war ein Geſpötte Aller geweſen, die etwas ernſtlich wollten, auch noch kein einziger Staat war unter den vielen, der ein tröſtliches Bild gegeben hätte. Aus Trägheit und auch wohl aus einem Reſte alter Liebe hat Deutſchland die alte leergewordene Verfaſſung beibehalten, man trauert nun, da ſie gefallen, wie man um einen werthen Todten trauert; die Nation fühlte die Schmach, daß man ihr entriſſen, was ſie hätte wegwerfen ſollen, und ſetzte 1809 ihr Glück noch einmal auf das Schwert, aber das Alte konnte ſie nicht wieder gewinnen; keine Macht kann neues Leben in eine Leiche bringen; die Formen altern eben, weil die Nationen ſich verjüngen, die Natur wird grau, das Leben nie, weil es immer das Alte auswirft, wie Schlacken. Der Krieg hatte deutſche Sinnesweiſe zur herrſchenden in der Geſchichte machen wollen, aber ein Volk, welches ſo unklar in ſich ſelbſt, ſo getheilt, ſo kläglicher Seichtigkeit hingegeben,

ſo übel berathen iſt von denen, die ſeine Repräſentanten ſind, konnte nicht die Lenkung der Zukunft erhalten und in ſeinen fragmentariſchen, wirren und unbeſtändigen Beſtrebungen der leitenden Himmelsmacht keine Achtung abgewinnen. Wie ſollte eine Nation, die ſo lange ſich ſelbſt vergeſſen, nicht auch endlich vom Schickſal vergeſſen werden. Wohl hatte ſie guten Willen, rechtliche Sinnesart und ehrliches Wohlmeinen bis zum Rührenden, aber innere Rechtlichkeit iſt unbrauchbar für die Welt, wenn ſie nicht durch Kraft und Einheit ſich geltend zu machen weiß; gegen ohnmächtige Tugendhaftigkeit gerade übt der Teufel in der Geſchichte ſein ſtrengſtes Recht, Bosheit wird von ihm gekräftigt; Stärke liebt der Himmel, matter Tugend aber vermögen alle guten Geiſter nicht aufzuhelfen. Geharniſcht muß vor Allem das Recht ſein, wenn es in der Geſchichte etwas bedeuten will. Sind die Deutſchen innerlich brav geweſen, ſo wird ihnen innerlich auch ihr Lohn dafür werden; auf den Schlachtfeldern aber gelten Schnellkraft und gute Leitung. Gott hat ihnen darum nicht den Sieg gegeben, weil der Sieg noch keine Frucht für die Geſchichte gebracht hätte. So lange, bis das deutſche Volk die Einheit ſeiner Kräfte gewonnen, muß es dem dienen, der zu befehlen weiß, und ein ſolcher hat ſich gefunden, er kann von ſich ſagen: Gott hat mir die Macht gegeben, alles zu vollbringen, was ich unternommen. Sind die Looſe einmal erſt geworfen, dann geziemt es dem ſtolzen Muthe, das Seinige mit ruhigem Gleichmuthe hinzunehmen; es iſt unwürdig, die ernſte Entſcheidung mit ohnmächtigem Widerſtand zu ſtören, oder mit krankhafter Schwäche das Unvermeidliche zu begrämeln. Wie das Schickſal das deutſche Volk gefunden, ſo hat es daſſelbe gerichtet, möge das Schickſal, wenn es einmal wiederkehrt, daſſelbe in beſſerer Faſſung treffen.

Weit entfernt aber war Görres von dem Gedanken, daß die deutſche Nation dem einen Manne, der unheimlich, aber feſt auf Erden wandele, ſich willenlos und widerſtandslos hingeben ſollte. Görres wendete ſeinen Blick noch einmal auf den Kampf von 1809 und ſagte: Unglück ward über die Beſiegten verhängt, aber neue Schande von ihnen abgewendet;

mit Ehren gingen ſie aus dem Streit und dieſe Ehre nimmt die Nation in ihre Zukunft mit. War das Wollen der Gefallenen in ſich tüchtig, ſo wird es nicht verloren ſein.

Görres wollte keine feigherzige Verzagtheit, welche ſich bemüht, der drohenden Gefahr durch niederträchtigen Selbſtverrath auszuweichen; wenn Dulden ſchändlich wird, rief er aus, dann iſt es beſſer, ſicheren Untergang aufzuſuchen. Innere geiſtige Kräftigung, aus den nationalen Wurzeln groß gezogen, forderte Görres vor Allem von den Deutſchen. Unter allen Verblendungen, ſagt er, iſt die unſeligſte, wenn ein Volk ſeine Eigenthümlichkeit verläßt, wenn es, ſeine innerſte Natur mißkennend, in fremde Kreiſe hinübertaumelt. Es iſt zu glauben, daß dieſe Verirrung unter den Deutſchen jetzt ihr Ziel gefunden, und daß ſie gelernt, ihre Stärke zu erkennen und zu unterſcheiden, was ihnen gegeben iſt und was verſagt. Alles Fremdartige, welches unangeeignet in ihr Leben eingedrungen, muß die deutſche Nation als Krankheitsſtoff auswerfen, alles Eigenartige dagegen muß ſie wecken und erfriſchen ohne Unterlaß. Wird deutſche Art und Sitte ſich nicht ſelbſt verrathen, von außen wird ſie nicht überwältigt werden; was vermögen aufgedrungene Formen gegen eine Nation, die ernſtlich ihr Weſen vertheidigen will, ſelbſt fremde Dynaſtien werden ihr nicht gefährlich. Keine menſchliche Macht vermag ein Volk, das aus ſich ſelbſt zu einem großen, hiſtoriſchen Charakter anreift, zurückzuhalten; werden die Deutſchen zu einer tüchtigen, in ſich einigen Nation verwachſen ſein, ſo werden die Feſſeln, die man ihnen angelegt, von ſelbſt zerreißen und in Staub zerfallen, wenn ſie ſich aufrichtet.

Als nächſtes Mittel zu ſeinem nationalen Ziele begehrte Görres das Zuſammenwirken aller Berufenen zur Bildung einer feſten öffentlichen Meinung, um dem Reiz zum Böſen und der Verführung zum Verrath eine Gegenmacht zu geben. Es muß, ſagte er, etwas Preiswürdiges daſtehen, das ſich mit der Sünde unwiederbringlich verſcherzt. Wer vor ſich ſelber kaum erröthet, ſcheut ſich, wenn ſein ganzes Volk mit klarem Auge auf ſein Beginnen ſieht. Mit tauſend geheimen Fäden iſt der Menſch ſeinem Vaterlande verknüpft; wo die

Achtung seiner Mitbürger auf dem Spiele steht, wagt er nicht leicht frivole That, wo auch der bessere Sinn vergangen, weiß doch die Ehre noch zu zügeln. Jeder, der in dieser Zeit nicht bedeutungslos gelebt und ein festes sicheres Urtheil sich erworben, hat den Beruf, zu sprechen in allen Angelegenheiten, die mit dem gemeinen Wesen zusammenhängen. Zwang und Drohung können schrecken, müssen aber zuletzt dem allgemeinen Unwillen und der Empörung der Gemüther nachgeben.

So unbestimmt und phantastisch auch Görres' kirchliche und politische Träume waren, so lassen sie doch darüber keinen Zweifel, daß alles, was Görres fühlte, dachte und wollte, im schärfsten Gegensatze stand zu dem gesammten französischen und Napoleonischen Wesen. Den Lehrsätzen der Revolution, die allgemein gültig für alle Zeiten und alle Völker sein wollten, stellte er die Berechtigung der national-deutschen Gefühle und Bedürfnisse gegenüber. Die Gewalt des Napoleonischen Polizei- und Militär-Zwanges wollte er mit geistigen Waffen, insbesondere mit denen der Literatur, bekämpfen und besiegen. Seine in jenen beiden Aufsätzen nur im Allgemeinen angedeutete Feindschaft gegen das Napoleonische Wesen sprach er brieflich auch in Anwendung auf bestimmte Fragen aus. Da ist keine Achtung für Besonderheit und Nationalität, schrieb er am 3. Mai 1811 an Perthes; ein und dasselbe Maß, mit welchem alles gemessen wird, eine Monotonie in Allem zum Verzweifeln. Jener alte französische Gartengeschmack, der aus Bäumen Menschen schnitt, schneidet jetzt Menschen zu Wänden und Hecken. Alles, Juder und Perser und Türken und Neuseeländer würden Präfecten und Unterpräfecten und den code und die Censur bekommen, wenn sie erst uns angehörten, und jedes Departement seine Statistik und seinen Polizeicommissär; sie haben das kleinste Maß von Menschen als Grundmaß angenommen; alles, um das Andere größer sind, wird abgehauen, und so werden die Rasenplätze glatt geschoren und gleich gewalzt. — Die Nation hat nichts, schrieb er am 14. März 1811 an Perthes, was sie erfreuen könnte, als ihre Literatur; es ist so wenig Stillstand im ideellen Theile eingetreten, daß mehr, als je, die Production

in den Geiſtern drängt und der literariſche Eierſtock auch gar nicht ausgehen will. Auch Leſe- und Studierluſt iſt nicht vermindert und die Regierung ſcheut keine andere Oppoſition, als die materielle; die Literatur betrachtet man ſchon lange als Spielwerk der Nation, das ihr zu entreißen man nicht einmal den Verſuch machen wird. Die Nationalität zu unterdrücken, iſt nicht des Kaiſers Weiſe; er ſucht ſich vielmehr jeder Feder in ihr zu ſeinem Dienſte zu bemächtigen; gerade daß er keine recht durchgreifende Nationalität bei den Deutſchen finden kann, hat ihn an dieſem Volke irre gemacht. — Man hat, ſchrieb Görres am 17. Juni 1811 an Perthes, eine Abneigung gegen die deutſche Literatur, weil man den gänzlichen Gegenſatz in ihr und die Unverträglichkeit mit den herrſchenden Grundſätzen fühlt. Unter dem gelehrten Volke iſt das mehr als hinreichend zum bitteren Haſſe. Der Kaiſer ſelbſt, der nicht literariſch iſt, hat wohl jene inſtinctive Abneigung, aber keinen Haß gegen ſie. Man wird ſie nicht unterdrücken, wie man auch den Proteſtantismus nicht unterdrückt, aber man wird auch gar nichts für ſie thun, weil man ihres vielgliederigen Weſens wegen die Hoffnung aufgeben muß, ſie wie einen anderen Paradegaul an den Wagen zu ſchirren. — Was aber werden ſoll? heißt es in einem anderen Briefe an Perthes; Niemand kann das ſagen. Friede wird nicht, bis die ganze Generation, welche die Revolution geſehen, bis auf den letzten Mann ausgerottet iſt. —

Görres, Boiſſeree und Weinmann waren in den vier Departements eine vereinzelte und fremdartige Erſcheinung; ihre rheiniſchen Landsleute hatten, als ſie der franzöſiſchen Gewalt unterworfen wurden, zu wenig geiſtiges Leben und zu wenig Zuſammenhang mit Deutſchland gehabt, um den Schmerz jener Männer verſtehen zu können, aber in feindlichen Gegenſatz zu der Fremdherrſchaft traten dennoch mehr und mehr auch ſie, obſchon aus anderen Gründen, als jene. Insbeſondere fühlten die Städte ſich vielfach gedrückt und gereizt; Handel und Handwerk lagen darnieder; Mainz, Trier, Coblenz, Bonn, Cöln, Aachen vermißten den reichen Clerus, den Adel, die Beamten, welche früher innerhalb der ſtädtiſchen Mauern ihre

Einkünfte verzehrt hatten; Cöln war zwar eine der „guten Städte," deren Maires den Kaiser in Paris bei dem Eintreten wichtiger Ereigniſſe beglückwünſchen durften und mußten, aber es hatte weder einen Präfecten oder Biſchof, noch ein Lyceum oder höheres Tribunal erhalten; überall ward mit jedem Jahre der Druck der Abgaben ſchwerer zu tragen, überall nahm die Wohlhabenheit der Bürger ab. Auch wir ſind arm genug, ſchrieb Görres am 1. März 1812 aus Coblenz an Perthes, und von unſeren alten Federbetten nachgerade auf Strohſäcke herabgekommen. — Die argwöhniſche Plackerei der Douane und Polizei ward der Natur der Sache nach am härteſten in den Städten gefühlt; auch den Vertilgungskampf gegen die deutſche Sprache, welcher ſeit 1802 einige Jahre geruht hatte, nahmen die Präfecten der vier Departements wieder auf; alle öffentlichen und Privat-Anzeigen und Ankündigungen, heißt es z. B. in einem Decret vom 11. Auguſt 1810, alle Vorladungen jeder Art, alle Anſchlagszettel in Civil-, Militär- und Kirchenſachen, die Benennungen der Plätze, Straßen, Thore ſo wie die ausgehängten Schilder, Tafeln und Zettel müſſen in franzöſiſcher Sprache abgefaßt ſein. — Faſt als Vergünſtigung ward die Erlaubniß, eine deutſche Ueberſetzung beizufügen, betrachtet. Der bald mehr aus dieſen, bald mehr aus jenen Gründen hervortretende Mißmuth ſteigerte ſich durch die kindiſche Eitelkeit, mit welcher die Franzoſen den Deutſchen gegenüberſtanden, und durch den widerlichen Götzendienſt, den ſie ſelbſt von Deutſchen für den Kaiſer verlangten. Sagen Sie Ihren Mitbürgern, ſchrieb der Präfect des Roerdepartements an ſeine Maires, daß ſie nun einen Theil jener Nation ausmachen, welche von der Natur am meiſten begünſtigt, die reichſte an unſchätzbaren Vorzügen und die mächtigſte in Europa iſt. — Als Napoleon 1811 einen Theil des Niederrheins beſuchen wollte, erließ der Präfect Ladoucette ein Rundſchreiben aus Aachen an die Ortsbehörden, in welchem es heißt: Sie werden die Züge des Mächtigſten, des Geliebteſten aller Monarchen, des erſten Helden, den die Geſchichte kennt, und der Alexander, Cäſar, Titus und Carl den Großen weit hinter ſich läßt, ſehen. Nehmen Sie nach Ihrer Klugheit alle

nöthigen Maßregeln, damit dieſer für unſere Gegenden merkwürdige Zeitpunct durch keine Unordnung geſtört werde. Städte, Flecken, Dörfer müſſen überall Triumphbogen, Blumengehänge, Sinnbilder und Inſchriften darbieten und aus den allein liegenden einzelnen Häuſern die ungekünſtelten Ausdrücke ſüßen Mitgefühls und ſanfter Empfindung zu leſen ſein. —

Selbſtſtändiges, eigenthümliches Leben hatte keine der rheiniſchen Städte aus den alten Zuſtänden mit ſich hinüber in die franzöſiſche Zeit genommen und keine hatte Leben und Bewegung unter den neuen Verhältniſſen entwickelt; in Cöln trug ſich, bemerkt der Geſchichtsſchreiber der Stadt, von 1802 bis 1809 Nichts zu, was erwähnt zu werden verdiente; 1810 aber reiſte der Maire Wittgenſtein zur Vermählungsfeierlichkeit nach Paris; am 23. März 1811 traf die Nachricht von der Geburt des kaiſerlichen Prinzen ein und in demſelben Jahre wurden die Häuſer neu nummerirt. — Für Coblenz führt zwar Herr von Stromberg eine Reihe von Merkwürdigkeiten an, aber es ſind Mordgeſchichten, Truppendurchmärſche und Feſtlichkeiten. Hier und da erwachte unter den Bürgern eine Ahnung von dem Inhaltloſen des beſtehenden Zuſtandes; ihre Stadt, obſchon ſie nur blieb, wie ſie lange ſchon geweſen war, ſchien ihnen zu ſinken, und Wenige ſuchten den Grund des Verfalles auch in ſich, die Meiſten ausſchließlich in der franzöſiſchen Herrſchaft.

Auf dem Lande wurde die Bevölkerung am härteſten durch die Aushebung zum Kriegsdienſt getroffen. Die gloire des Kaiſers und des Kaiſerreiches, welche nicht nur dem franzöſiſchen Recruten, ſondern auch deſſen Eltern und Verwandten das Schwere überwinden halfen, weil ſie in Napoleon ſich ſelbſt anbeteten, war dem Rheinländer nur der Ruhm eines Fremden und minderte weder ſeinen Schmerz, noch ſeine Erbitterung über die alljährliche Hinopferung der Jugend ſeines Landes. Mit jedem Herbſte nahm das Bedürfniß der franzöſiſchen Armee zu, immer häufiger wurden frühere Jahrgänge, immer häufiger auch Verheirathete herangezogen; es gab kaum eine Familie, welche nicht eines ihrer Glieder auf den Schlachtfeldern wußte; Stellvertreter zu finden, ward immer ſchwieriger,

und die Summen, welche für dieſelben gegeben werden mußten, erreichten eine ſolche Höhe, daß durch die Zahlung manche Bauernfamilie zu Grunde gerichtet ward. Kein Vater und keine Mutter aber hatte darüber einen Zweifel, daß ſie den Sohn, der wirklich eingeſtellt worden war, niemals oder doch nur als Krüppel wiederſehen würde. Als im October 1808 die ausgehobene junge Mannſchaft des Rhein- und Moſeldepartements fortzog, ſah man, wie Herr von Stromberg als Augenzeuge erzählt, am Ende der Colonne gebeugte Väter, die mit ihren Söhnen wehmüthig-leiſe redeten, wie Geiſtliche mit Delinquenten, die dem Tode entgegen gehen. Es iſt noch keiner wieder gekommen, entgegnete ein Vater dem Mitleidigen, der ihn mit Ausſicht auf die Rückkehr des Sohnes tröſten wollte. Die Zahl derer, welche ſich der Einſtellung durch die Flucht zu entziehen ſuchten, mehrte ſich mit jedem Jahr und die Präfecturacten machten immer neue Maßregeln bekannt, um der Flüchtigen wieder habhaft zu werden; nur an beſtimmten, unter Aufſicht geſtellten Orten und nur von beſtimmten Schiffern durfte über den Rhein gefahren werden; den Feldhütern und Zollbeamten ward ein Fangegeld für jeden eingelieferten Mann verſprochen; die Biſchöfe und Pfarrer ließen ſich brauchen, um durch geiſtliche Ermahnungen und Androhung göttlicher Strafen die Rheinländer von dem Verſuche abzuſchrecken, dem Napoleoniſchen Kriegsdienſte zu entgehen. Eine traurige, finſtere Stimmung herrſchte im Lande den Siegen gegenüber, welche Napoleon erfocht; als die Aushebung in den rheiniſchen Departements während des Krieges gegen Oeſterreich von 1809 vorgenommen werden ſollte, entſtanden in der Eifel, auf dem Hundsrück, an der Saar und an der Moſel Unruhen, die nur mit Waffengewalt unterdrückt werden konnten; auch 1810 bedurfte es der ſtrengſten Anordnungen, um namentlich an der Nahe die Mannſchaft zuſammen zu bringen.

Auf dem Lande, wie in den Städten des linken Rheinufers war namentlich ſeit 1809 die feindliche Stimmung gegen die Fremdherrſchaft in ſtetigem Zunehmen begriffen, ſo daß die franzöſiſche Regierung, wie die Präfecturacten nachweiſen, weſentlich nur in dem Abmühen beſtand, die Steuern beizu-

treiben, die Conscribirten zusammen zu bringen und durch die peinlichste Handhabung der Polizei allen Unruhen vorzubeugen.

Die Umwälzung, welche die beiden Jahrzehnte von 1794 bis 1814 für Verfassung und Privatrecht, für Kirche und Schule und in allen Verhältnissen und Zuständen des Lebens auf dem linken Rheinufer herbeigeführt hatten, war vollständig, aber sie war nicht aus der Mitte der Bevölkerung, nicht aus deren Wünschen und nicht unter deren Zustimmung, hervorgetreten; fremde Militärgewalt hatte sie den widerstrebenden Rheinländern aufgedrängt und fremde Militärgewalt sie durchgeführt; die Regierung war in der napoleonischen, wie in der republikanischen Zeit durchaus revolutionär, aber die Bewohner der vier Departements traten dieser Regierung um so feindlicher entgegen, je länger dieselbe bestand. Die Ursache des feindlichen Gegensatzes lag indessen nur in den hohen Steuern und den vielen Recruten, welche gefordert, und in den Quälereien aller Art, welche von Polizei und Douane geübt wurden. Daß die Napoleonische Herrschaft eine Fremdherrschaft und daß sie revolutionär war, machte nur Wenige zu Gegnern derselben, denn nationalen Sinn kannte die Bevölkerung nur in sehr geringem Grade und Anhänglichkeit an ein Fürstenhaus und an einen von den Vätern überlieferten politischen Zustand konnte sie nicht kennen, weil sie mit wenigen Ausnahmen nie ein Fürstenhaus gehabt hatte und weil der seit 1794 vernichtete politische Zustand zwar von den Vätern überliefert, aber seit Jahrhunderten schon todt und unhaltbar gewesen war. Der herrschenden Stimmung fehlte jeder positive Inhalt; sie wußte nur, was sie nicht wollte, aber nicht, was sie wollte. Zustände und Stimmungen dieser Art machten das linke Rheinufer, obschon es Zerstörungsgelüste und Freude am Umwälzen noch nicht kannte, dennoch zu einem Boden, auf welchem die revolutionäre Richtung wuchern konnte, sobald die revolutionäre Napoleonische Regierung aufhörte, ein Gegenstand der Abneigung zu sein, der Druck, den sie geübt hatte, vergessen, und die Beseitigung des unhaltbaren Zustandes der vorfranzösischen Zeit als eine That betrachtet ward, welche ohne

Revolution und Napoleon niemals möglich geworden wäre. Von dem Gange der Geſchichte Deutſchlands hing es ab, ob die Strömungen des nationalen Lebens, welche in Weinmann, Boiſſerée und Görres Vertretung und Ausdruck gefunden hatten, ſtark genug werden konnten, um die geſammte Bevölkerung des linken Rheinufers zu ergreifen und vor der geiſtigen Herrſchaft der revolutionären Richtung zu bewahren.

Gotha. — Druck von Emil Kramer.

Politiſche Zuſtände und Perſonen in Deutſchland zur Zeit der franzöſiſchen Herrſchaft.

Von

Clemens Theodor Perthes,
ord. Profeſſor der Rechte in Bonn.

Das ſüdliche und weſtliche Deutſchland.

II.

Gotha.
Verlag von Friedrich Andreas Perthes.
1862.

Inhalt.

Seite:

Zweites Buch. Politiſche Zuſtände und Perſonen in den ſüdlichen und weſtlichen Rheinbundsſtaaten 353

Erſtes Capitel. Der Großherzog von Dalberg und ſein Land.

I. Die Erwartungen, zu denen Dalberg berechtigte . . . 355

II. Dalberg's Schwäche Napoleon gegenüber. 1797—1813 . 376

Zweites Capitel. Die unſelbſtſtändigen Rheinbundsſtaaten des weſtlichen Deutſchlands.

I. Die Umwälzung des Beſtehenden durch die Regierungen . 402

II. Die Stimmung der Bevölkerung 422

Drittes Capitel. Das Königreich Baiern.

I. Die Nothwendigkeit politiſcher Umgeſtaltungen nach dem Regierungsantritte Max Joſeph's II. 431

II. Die Neigung und die Mittel des Miniſters **Montgelas**, eine allgemeine Umwälzung in Baiern herbeizuführen. . . 445

III. Baierns Umgeſtaltung und Umwälzung durch **Montgelas** . 464

IV. Die Stimmung im Lande für und gegen **Montgelas** . . 479

Viertes Capitel. Das Königreich Württemberg.

I. Die Vorgeſchichte der Gewaltherrſchaft 501

II. Die Gewaltherrſchaft König Friedrich I. in Staat, Kirche und Schule 523

Schluß 549

Angabe der am meiſten benutzten Werke und der ſonſtigen Hülfsmittel 555

Zweites Buch.

Politiſche Zuſtände und Perſonen in den ſüdlichen und weſtlichen Rheinbundsſtaaten.

Die Militärgewalt, welche ſeit dem Herbſte 1794 das linke Rheinufer als franzöſiſches Land behandelte, griff bald auch auf das rechte Rheinufer hinüber. Schon in den Jahren 1795, 1796 und 1797 hielten, wenn auch nur vorübergehend, republikaniſche Generale Schwaben, Baiern, die Lahngegend und ſelbſt Würzburg und Amberg beſetzt. Die Feldzüge von 1799 und 1800 brachten die franzöſiſchen Heere auf das rechte Innufer und an der Donau bis Linz und darüber hinaus; nach den Siegen von 1809, wie nach denen von 1805, erſchien Napoleon in Wien; nach der Schlacht von Jena war die ganze nördliche Hälfte Deutſchlands bis zur ruſſiſchen Grenze hin von ſeinen Soldaten beſetzt. So oft auch während dieſer Züge der weſtliche Theil des ſüdlichen und mittleren Deutſchlands unter franzöſiſcher Militärgewalt ſtand, ward derſelbe doch weder von der Republik, noch von dem Kaiſerthum in irgend einem Zeitpuncte als franzöſiſches Land behandelt. Napoleon bildete vielmehr in dieſen Gegenden eine Anzahl Staaten von mehr oder minder großer politiſcher Bedeutung, indem er die in Schwaben und Franken gelegenen zahlreichen Reichsſtädte und geiſtlichen Territorien ſchon 1803 und alle reichsritterlichen Gebiete und faſt alle Reichsgrafſchaften und kleine Reichsfürſtenthümer im Jahr 1806 unter Baiern, Württemberg, Baden, Darmſtadt und Naſſau vertheilte; nur die Fürſten von Hechingen, Sigmaringen, Lichten-

ſtein, Iſenburg Birſtein und von der Leyen behielten ihre Unabhängigkeit. Sodann ſetzte Napoleon aus verſchiedenen, ihrem bisherigen Landesherrn genommenen Territorien drei Staaten neu zuſammen, nämlich die 1810 zum Großherzogthum Frankfurt erhobene Beſitzung des früheren Erzbiſchofs von Mainz, das Großherzogthum Berg 1806 und das Königreich Weſtphalen 1807.

Alle dieſe, dem weſtlichen Theile des ſüdlichen und mittleren Deutſchlands angehörenden Staaten wurden von Napoleon als ein Gebiet betrachtet, welches dem politiſchen Einfluſſe Frankreichs unbedingt unterworfen ſein müſſe. So lange das deutſche Reich beſtand, ward der Einfluß nur thatſächlich durch Soldaten und Geſandte, durch Drohungen und Verſprechungen geübt. Mit Stiftung des Rheinbundes aber, 12. Juli 1806, erhielt der bisher nur thatſächlich geübte Einfluß eine feſte politiſche Form, indem Napoleon Protector des Bundes war und umfaſſende Rechte gegen alle Glieder deſſelben beſaß.

Die aus Baiern, Württemberg, Baden, Darmſtadt, Naſſau, Frankfurt, Berg, Weſtphalen und einigen kleinen Fürſtenthümern zuſammengeſetzte Staatengruppe unterſchied ſich von den Landen des linken Rheinufers dadurch, daß ſie nie einen Beſtandtheil des franzöſiſchen Reiches bildete, aber ſie war nicht weniger verſchieden von Preußen und von Oeſterreich, Sachſen, Mecklenburg und allen übrigen deutſchen Staaten, weil ſie, anders als dieſe, die politiſchen Principien des Napoleoniſchen Frankreichs auch in dem eigenen Staatsleben zu verwirklichen ſuchte. Unter den Staaten jedoch dieſer Gruppe machten ſich noch wieder Unterſchiede bemerkbar. Das Großherzogthum Frankfurt war nur gebildet, weil Napoleon wollte, daß Carl Theodor von Dalberg einen Staat zum Regieren erhalte; nicht das Großherzogthum Frankfurt, ſondern nur der Großherzog von Frankfurt hatte ein politiſches Daſein. Württemberg wie Baiern beſaßen dagegen eine Vergangenheit, ſtark genug, um auch in der Rheinbundszeit nachzuwirken und das Gefühl der Selbſtſtändigkeit nicht untergehen zu laſſen; alle übrigen Staaten dieſer Gruppe aber waren entweder, wie Naſſau, Hohenzollern, Baden, Darmſtadt, ſo klein, oder, wie Weſtphalen und Berg, ſo ausſchließlich ein Erzeugniß des

Kurfürſt geworden ſei, Schiller in eine geſicherte und befriedigende Lebenslage zu verſetzen. Die perſönliche Bekanntſchaft Dalberg's machte Schiller in den erſten Tagen des December 1789 in Jena. Auch hier war der Coadjutor, ſchrieb er an Körner, aber ich ſprach ihn in ſchrecklicher Geſellſchaft, im Cirkel alter Profeſſoren. Da konnte ich bloß über allgemeine Dinge mit ihm ſprechen. — Seit dieſen erſten Berührungen wurde Dalberg's Verhältniß zu Schiller immer freundlicher. In den Wochen vor Schiller's Hochzeit, am 22. Februar 1790, fanden ſich Caroline von Dachröden, Wilhelm von Humboldt, Schiller's Braut und deren Schweſter in Erfurt zuſammen. Es waren heitere Tage, ſchrieb ſpäter Caroline von Wollzogen; für die Zukunft malten wir uns oft ein herrliches Leben aus in der ſchönen Gegend von Mainz unter unſerm edlen Freund und Beſchützer Dalberg; Wilhelm von Humboldt wollte auch dort leben, und ich in Beſuchen mich mit meinen Freunden oft vereinen. Schwerlich hat je ein ſo ſchönes Leben exiſtirt, wie unſere Phantaſie es dichtete. — Auch Körner in Dresden ging auf eine ſolche Ausſicht ein. Was Du vom Coadjutor ſchreibſt, äußerte er in einem Briefe vom 9. März 1790 an Schiller, hat manche alte Plane in meinem Kopfe wieder aufgeweckt. Iſt er der Mann, den ich mir in ihm denke, ſo kann durch ihn vielleicht einſt die Idee unſeres erneuerten fünffachen Beiſammenſeins realiſirt werden. — Mit Vertrauen wendete ſich Schiller, wenn er zweifelhaft über den Gang ſeines äußeren oder inneren Lebens war, an Dalberg; als er im Spätſommer 1790 demſelben ſeine Zweifel darüber, ob er ſich vorwiegend hiſtoriſchen, oder dramatiſchen Arbeiten zuwenden ſolle, ſchriftlich vorgelegt hatte, antwortete Dalberg ihm: Ich wage es nicht, zu beſtimmen, was Schiller's allumfaſſender, allbelebender Genius unternehmen ſoll. Nur ſei mir erlaubt der ſtille Wunſch, daß Geiſter, mit Rieſenkräften ausgerüſtet, ſich ſelbſt fragen möchten: wie kann ich der Menſchheit am Nützlichſten ſein? Dieſes Forſchen, dünkt mich, führt am Sicherſten auf den Weg der Unſterblichkeit und lohnt mit himmliſchem Bewußtſein. Genießen Sie die reinſte Glückſeligkeit und denken Sie manchmal Beide an Ihren Freund und Diener. — Von Schiller gedrängt, ſich beſtimmter

Geheiß in den geiſtlichen Stand zu treten, welcher die ſchnellſte Laufbahn und die Ausſicht eröffnete, Biſchof und deutſcher Landesherr zu werden. Groſchlag und Benzel, die vertrauten Räthe des damaligen Kurfürſten von Mainz, Freiherrn von Breitenbach (1763—1774), führten Dalberg in die Geſchäfte und bald auch als Mitarbeiter in das Miniſterium ein. Im acht und zwanzigſten Jahre ward derſelbe 1772 zum kurmainziſchen Statthalter in Erfurt ernannt.

Gründliches Wiſſen und wirkliche Durchbildung konnte Dalberg in ſeine neue Stellung nicht mitbringen. Der Schulung des Geiſtes, welche das Gymnaſium gewähren ſoll, war er als fünfzehnjähriger Knabe entzogen; unreif an Jahren, Entwickelung und Kenntniſſen, hatte er in kürzeſter Friſt die juriſtiſche und theologiſche Wiſſenſchaft durchlaufen und dann, bevor er in unteren Aemtern das Leben und deſſen Verhältniſſe aus der Nähe geſehen, in dem Miniſterium und unter Männern gearbeitet, welche täglich neue Verſuche machten, todte Zuſtände gewaltſam zu beleben und einer widerſtrebenden Bevölkerung die Aufklärung der Zeit aufzuzwingen. Die Gefahr, welche jedem zur politiſchen Thätigkeit berufenen Manne aus einem ſolchen Entwickelungsgange erwachſen wäre, ſteigerte ſich für Dalberg in nicht geringem Grade durch die Unruhe ſeiner Phantaſie, die Gewandtheit ſeines Geiſtes und die Unſicherheit ſeines Willens.

Faſt dreißig Jahre blieb Dalberg in Erfurt als Statthalter ſeines Kurfürſten. Erfurt befand ſich außerhalb der großen geiſtigen Bewegung, welche jene dreißig Jahre zwiſchen dem Erſcheinen von Goethe's „Götz“ und Goethe's „natürliche Tochter“ liegenden Jahre erfüllten. Die dortige, 1389 eingeweihte Univerſität war in Lehrern und Schülern auf das Aeußerſte verkommen. Wieland verließ dieſelbe in denſelben Monaten, in denen Dalberg ſein Amt antrat; die 1754 gegründete Academie der nützlichen Wiſſenſchaften beſaß ſo wenig wie die von 1769 bis 1779 erſcheinende gelehrte Zeitung eine anregende Kraft; das geſellige Leben, obſchon gewiß beſſer, als das Bild, welches Bahrdt in ſeiner Lebensbeſchreibung mit ſchmutziger Feder entwirft, barg doch jedenfalls Kreiſe, in denen ein Menſch von ſolcher Gemeinheit, wie jener theologi-

ſche Vagabund, ſich unbeengt bewegen konnte. Das damalige Erfurt war kein Ort, welcher dem jungen acht und zwanzigjährigen Statthalter Anregung und Ausbildung gewähren konnte. Drei Meilen weſtlich von Erfurt lag aber Gotha, zwei Meilen öſtlich Weimar, und beide Orte gaben verſchiedenen, ja entgegengeſetzten Geiſtesſtrömungen der Zeit einen Ausdruck.

In Gotha ſtand Dalberg nicht nur mit dem 1772 zur Regierung gekommenen wohlmeinenden und unterrichteten Herzog Ernſt II. und deſſen Umgebung, ſondern auch mit Manchem der dort wohnenden gemeinnützlichen Schriftſteller in naher Verbindung; noch im Jahre 1811 ſprach er ſich mit großer Anerkennung über Rudolf Zacharias Becker's, ihm aus vierzigjähriger vertrauter Verbindung bekannten, Denk- und Handlungsweiſe ſchriftlich aus. Anregung mancherlei Art, den Trieb, nützliche Kenntniſſe ſelbſt zu erwerben und unter Andere zu verbreiten, die Neigung zur Schriftſtellerei, den unruhigen Eifer, Bauern und Handwerker aufzuklären und zu bilden, verdankte Dalberg ohne Zweifel ſeinen Beziehungen zu Gotha; auch ſeine Verbindung mit den Freimaurern und Illuminaten nahm wohl dort ihren Urſprung, aber geiſtige Vertiefung und große Anſchauungen wurden ihm ſo wenig, wie nachdrückliches Denken und feſtes Wollen gefördert. Den Weimar'ſchen Hof hatte Dalberg ſchon als Jüngling im Jahre 1763 beſucht und 1772 als Statthalter von Erfurt ſogleich wieder begrüßt; damals führte die Herzogin-Mutter Anna Amalia noch die Regentſchaft, Wieland war 1772, Knebel 1773 in die Umgebung der jungen Prinzen berufen; 1775 trat der Herzog Carl Auguſt, achtzehn Jahre alt, ſelbſt die Regierung an, am 1. November traf Goethe, in dem folgenden Jahre Herder in Weimar ein, und ſchon im Sommer 1776 ſchrieb Wieland, daß Dalberg mit dem Herzog und Goethe ſehr liirt ſei. Selbſt über die Berufung Herder's zum Generalſuperintendenten war mit dem katholiſchen Domherrn verhandelt worden. Der Statthalter von Erfurt hat, ſchrieb Goethe am 2. Januar 1776 an Herder, das Beſte von Dir geſagt und beſtätigt dem jungen Fürſten Deinen Geiſt und Kraft. — Zwar hatte Dalberg dem regelloſen Treiben des jungen Hofes gegenüber ſeine Bedenken und ſprach ſie auch, wie Merk aus Darm-

ſtadt berichtete, nicht ohne Schärfe aus, aber ſeine Verbindung mit der nur wenige Stunden entfernten herzoglichen Reſidenz ward doch immer näher und dauerte auch unter völlig veränderten Verhältniſſen fort bis an ſeinen Tod. Wieland rühmte ſich, viele ſchriftliche Zeugniſſe der größten, wärmſten Hochachtung und Liebe Dalberg's in Händen zu haben, und nannte den Tag, an welchem er die Nachricht von der Erwählung deſſelben zum Coadjutor erhielt, einen der glücklichſten und froheſten ſeines Lebens. Oftmals erzählt Goethe von ſeinen nahen Beziehungen zu dem Statthalter, bald gedenkt er eines belebten Abends, den er bei ihm zugebracht, bald einer angenehmen Unterhaltung, die er mit ihm gehabt. Der Statthalter war vergnügt, ſchrieb er 1780 an Frau von Stein; wir haben ſchon was rechts geſchwätzt; für mich iſt ſein Umgang von viel Nutzen. Durch die Erzählungen aus ſeinem mannichfaltigen politiſchen Treiben hebt er meinen Geiſt aus dem einfachen Gewebe, in das ich mich einſpinne, das, obgleich es auch viele Fäden hat, mich doch zu ſehr nach und nach auf einen Mittelpunct bannt. Wir haben gekannegießert und gegörzt, und aus Allem, was ich von den vier Enden der Erde höre, ziehe ich immer meine eigene Nutzanwendungen. — Der Statthalter hat ſchon wieder, ſchrieb Goethe einige Jahre ſpäter, mit mir ein unendliches Geſpräch angefangen. Das eigne Weſen eines Menſchen, der ganz fremde Wirkungen aus ſich herausbringt, iſt mir ſehr merkwürdig. —

Schiller hatte im Sommer 1789 zuerſt durch Caroline von Dachröden, welche einige Jahre ſpäter an Wilhelm von Humboldt verheirathet wurde, erfahren, daß Dalberg mit beſonderer Freude und Achtung ſeine Schriften leſe. Kurz darauf machte er demſelben ſeinen Wunſch bekannt, in eine beſſere Sphäre verſetzt zu werden, „wo ſein Geiſt von elenden Rückſichten des Gewinns unabhängig wirken könne.“ Meine ganze Hoffnung iſt auf den Coadjutor geſetzt, ſchrieb Schiller am 10. November 1789; verſichert er mich beſtimmt und ausdrücklich, daß er für mich handeln will, ſo lege ich bei dem nächſten Anlaſſe meine Jenaiſche Profeſſur nieder. — Dalberg konnte zwar weder als Statthalter, noch als Coadjutor eine Anſtellung gewähren, aber er gab die feſte Zuſage, ſobald er

Kurfürſt geworden ſei, Schiller in eine geſicherte und befriedigende Lebenslage zu verſetzen. Die perſönliche Bekanntſchaft Dalberg's machte Schiller in den erſten Tagen des December 1789 in Jena. Auch hier war der Coadjutor, ſchrieb er an Körner, aber ich ſprach ihn in ſchrecklicher Geſellſchaft, im Cirkel alter Profeſſoren. Da konnte ich bloß über allgemeine Dinge mit ihm ſprechen. — Seit dieſen erſten Berührungen wurde Dalberg's Verhältniß zu Schiller immer freundlicher. In den Wochen vor Schiller's Hochzeit, am 22. Februar 1790, fanden ſich Caroline von Dachröden, Wilhelm von Humboldt, Schiller's Braut und deren Schweſter in Erfurt zuſammen. Es waren heitere Tage, ſchrieb ſpäter Caroline von Wollzogen; für die Zukunft malten wir uns oft ein herrliches Leben aus in der ſchönen Gegend von Mainz unter unſerm edlen Freund und Beſchützer Dalberg; Wilhelm von Humboldt wollte auch dort leben, und ich in Beſuchen mich mit meinen Freunden oft vereinen. Schwerlich hat je ein ſo ſchönes Leben exiſtirt, wie unſere Phantaſie es dichtete. — Auch Körner in Dresden ging auf eine ſolche Ausſicht ein. Was Du vom Coadjutor ſchreibſt, äußerte er in einem Briefe vom 9. März 1790 an Schiller, hat manche alte Plane in meinem Kopfe wieder aufgeweckt. Iſt er der Mann, den ich mir in ihm denke, ſo kann durch ihn vielleicht einſt die Idee unſeres erneuerten fünffachen Beiſammenſeins realiſirt werden. — Mit Vertrauen wendete ſich Schiller, wenn er zweifelhaft über den Gang ſeines äußeren oder inneren Lebens war, an Dalberg; als er im Spätſommer 1790 demſelben ſeine Zweifel darüber, ob er ſich vorwiegend hiſtoriſchen, oder dramatiſchen Arbeiten zuwenden ſolle, ſchriftlich vorgelegt hatte, antwortete Dalberg ihm: Ich wage es nicht, zu beſtimmen, was Schiller's allumfaſſender, allbelebender Genius unternehmen ſoll. Nur ſei mir erlaubt der ſtille Wunſch, daß Geiſter, mit Rieſenkräften ausgerüſtet, ſich ſelbſt fragen möchten: wie kann ich der Menſchheit am Nützlichſten ſein? Dieſes Forſchen, dünkt mich, führt am Sicherſten auf den Weg der Unſterblichkeit und lohnt mit himmliſchem Bewußtſein. Genießen Sie die reinſte Glückſeligkeit und denken Sie manchmal Beide an Ihren Freund und Diener. — Von Schiller gedrängt, ſich beſtimmter

auszusprechen, schrieb Dalberg am 2. November 1790: Hier sind, fürtrefflicher Mann, meine Gedanken, die Sie wiederholt verlangen. Ich wage sie schüchtern und ungern, weil mir bei Schiller's Unternehmungen die Wahl wehe thut. Prüfen Sie und folgen Sie innigster Ueberzeugung. — In der Beilage zu diesen Zeilen suchte Dalberg den Unterschied zwischen dem Geschichtsschreiber und dem dramatischen Dichter festzustellen. Der Geschichtsschreiber, meinte er, behandle nur Völker und Helden, der Dichter den Menschen; der Geschichtsschreiber habe Erforschtes und Gesammeltes geschmackvoll mitzutheilen, der Dichter aber geistvoll und höchst lebendig darzustellen, indem er sich selbst die Situationen und Gespräche schaffe. Darin aber ständen Geschichtsschreiber und Dichter sich gleich, daß Jeder seinen eignen Brennpunct haben müsse, durch den er seinem Werke Einheit gebe. Shakespeare schmelze die geist- und lebensvollen Kinder seiner Phantasie in ein Drama, und Robertson die Bruchstücke seines sammelnden forschenden Geistes in eine Geschichte. Schiller vereinige Beides: Bildungskraft und Forschungsgeist. Doch wünsche ich, fügt Dalberg dann hinzu, daß er das in ganzer Fülle leiste, was nur er leisten kann, und das ist: Drama. Wirkung auf die Menschheit hängt von dem Grade der Kraft ab, den der Verfasser in sein Werk legt. Thucydides und Xenophon würden nicht läugnen, daß Homer und Sophocles wenigstens eben so viel, wie sie, gewirkt haben. —

Nach seiner schweren Krankheit ging Schiller von Carlsbad nach Erfurt und hielt sich dort die Septemberwochen 1791 auf; die Abende brachte er, erzählt Caroline von Wollzogen, meistens bei dem immer gleich freundschaftlichen und thätig theilnehmenden Dalberg zu. Vieles kam unter ihnen zur Sprache, besonders Wallenstein. — Ich habe, äußert sich Schiller selbst am 3. October, viel Vergnügen im Umgang mit Dalberg genossen und mehr, als ich bei einer so oft unterbrochenen Gesundheit erwarten durfte. — Auch in den späteren Jahren verfolgte Dalberg Schiller's Arbeiten mit freundlicher Theilnahme und versäumte selbst inmitten der sorgenvollen Zeit nicht, ihm auf Zusendung seiner Gedichte oder Abhandlungen einige eingehende, oft von altem Johannis-

berger oder Rüdesheimer begleitete Zeilen zu antworten. An Dalberg ſind ohne Zweifel die Worte Schiller's gerichtet: „Ring und Stab, o ſeid mir auf Rheinweinflaſchen willkommen; ja, wer die Schafe ſo tränket, der heißt mir ein Hirte. Dreimal geſegneter Trank, dich gewann mir die Muſe; die Muſe ſchickt dich, die Kirche ſelbſt drückte das Siegel dir auf." — Die Stanzen, mit denen Schiller ſeinen Tell 1804 Dalberg überreichte, ſchließen mit den Worten: und ſolch ein Bild darf ich Dir freudig zeigen, Du kennſt's, denn alles Große iſt Dein Eigen.

Wilhelm von Humboldt war dem Statthalter ſchon ſeit dem December 1789 bekannt geworden und freute ſich während ſeines Aufenthalts in und bei Erfurt 1791—1794 der anregenden und belehrenden Aufmerkſamkeit, welche ihm der faſt um ein Vierteljahrhundert ältere Mann zu Theil werden ließ. Der Geſellſchaften ſind hier wenige, ſchrieb er am 1. Juni 1792 aus Erfurt, und ſo bin ich die meiſte Zeit auf meinem Zimmer im Kreiſe meiner gewöhnlichen Beſchäftigungen geweſen. Der Coadjutor iſt hier der einzige Menſch, den man intereſſant nennen kann, und den habe ich, ſo viel es überhaupt ſeinen Geſchäften und ſeiner Lebensart nach möglich iſt, genoſſen. Sein Umgang iſt mir um ſo angenehmer geweſen, als unſere Geſpräche meiſt wiſſenſchaftlich aus dem Fache der practiſchen, vorzüglich politiſchen Philoſophie, worin er unſtreitig am meiſten bewandert iſt, genommen ſind. — Ich wohne dicht neben Dalberg's Arbeitsſtube, ſchrieb Humboldt im Februar 1794 aus Erfurt an Caroline von Wollzogen; das Haus bei Papa iſt ſo voll, daß mir keine Stube übrig blieb. Dalberg hatte das erfahren und bot mir an, bei ihm zu wohnen. Er verband ſo viel freundſchaftliche Herzlichkeit mit dem Anerbieten, daß ich es noch lieber annahm, ſo unangenehm es mir auch freilich iſt, von meiner Frau getrennt zu ſein. Er meinte nur, ein Kind und ein Erzbiſchof paßten nicht recht zuſammen, ſonſt hätte meine Frau auch hier wohnen können. Des Mittags eſſe ich regelmäßig bei ihm, des Abends nur, wenn Geſellſchaft da iſt. Allein auch ſonſt ſehe ich ihn oft noch und am hübſcheſten ſind die Abende. Ich pflege nach neun Uhr zu Hauſe zu kommen; dann kommt er zu mir herüber und wir

plaudern oft bis gegen elf. Dalberg wird mir, ſo lieb er mir auch immer war, doch täglich lieber. — Auch Georg Forſter's Bedeutung hatte Dalberg ſchnell erkannt, ſeitdem er denſelben im April 1788 zuerſt geſehen. Von Ihnen ſpricht, ſchrieb Humboldt 1792 an Forſter, der Coadjutor mir ſehr oft und immer mit einer Wärme, die mir innige Freude gewährt. Er fühlt nicht nur im ganzen Umfange die Achtung, welche Sie Jedem einflößen müſſen, der auch nur überhaupt mit deutſcher Literatur vertraut iſt, ſondern er ſchätzt und liebt Sie auch ſehr von den Seiten, die nur Ihren Freunden erſcheinen können. — J. von Müller und Sömmering ſtanden mit Dalberg in dauernder Verbindung und Jean Paul war, als er 1798 und 1799 ſich in Weimar aufhielt, oft und gerne von demſelben in Erfurt geſehen.

Die mannichfachen Anregungen der geiſtig-belebten Kreiſe Weimar's, Jena's und Gotha's verſtärkten Dalberg's angeborene Neigung, als Schriftſteller zu wirken und zu glänzen. Er wurde Mitglied und Präſident der kurfürſtlich Mainziſchen Academie nützlicher Wiſſenſchaften zu Erfurt, wohnte häufig deren Sitzungen bei und las in denſelben ſeine Abhandlungen vor. Auch durch den Druck wollte er die Kenntniſſe, Anſichten, Meinungen und Empfindungen verbreitet ſehen, welche er als Geiſtlicher und Staatsmann, als Verehrer der Aufklärung und Förderer alles Nützlichen, als Freund der Armen und Helfer der Bedrängten hatte. Er gab Beiträge zur Geſchichte der Erfurter Handlung heraus, aber auch Abhandlungen über das ſittliche Vergnügen, Betrachtungen über das Univerſum und kurz zuvor Bemerkungen über ein altes Gefäß; Gefühle eines Chriſten und neue chemiſche Verſuche zur Beantwortung der Frage, ob ſich Waſſer in Erde verwandeln läßt; Grundſätze der Aeſthetik und den Entwurf eines Criminalgeſetzbuches. Schon 1761 und noch 1816 ließ er drucken; Aufſätze von ihm finden ſich in den Zeitſchriften dreier verſchiedener Literaturepochen: in den erſten Jahrgängen von Wieland's deutſchem Mercur, in Schiller's Horen und in der Zeitung für die elegante Welt; gewöhnlich ſchrieb er deutſch, zuweilen aber auch lateiniſch oder franzöſiſch; ſeine meiſten Abhandlungen *ſind kurz*, aber breit; der Styl trägt nur ſelten Spuren von *Dalberg's* nahen Beziehungen zu Goethe oder zu Wieland,

Herder und Schiller; er ist weder lebendig und leicht, noch scharf und kräftig, sondern bewegt sich ohne Ursprünglichkeit und Eigenthümlichkeit in der schwerfälligen Dehnung der Schriften Basedow's, Nicolai's, Campe's, Salzmann's. Der Inhalt läßt gründliches Wissen, Tiefe des Gefühls, große Gedanken und bündige Durchführung derselben nicht erkennen; aber überall bemerkt der Leser den wirklich guten Willen und den ehrlichen Eifer, nach möglichst vielen Seiten hin hülfreich zu sein, schädliche Irrthümer und Vorurtheile zu beseitigen, richtige Einsichten und nützliche Kenntnisse zu verbreiten, den Wohlstand zu erhöhen, starke Leidenschaften abzuschwächen, die reine Vernunft der Menschen auszubilden, den Willen zur Tugend zu stärken und dadurch die allgemeine Glückseligkeit zu fördern. Dalberg's Auseinandersetzung der Mittel, dem Landmann feuerfeste Wohnungen und den Hausfrauen bessere Küchen zu verschaffen, entsprangen demselben Streben, wie das Bemühen, nachzuweisen, daß die göttliche Offenbarung auf einer hohen Stufe auch der philosophischen Wahrscheinlichkeit stehe und trostvoll und herzerhebend jedem Menschen zur hülfreichen und nothwendigen Stütze werden könne. Dalberg's Aesthetik ist ein sonderbares Product, urtheilte Körner 1791; nach den ersten Bogen las ich sie mit großen Erwartungen, aber der Mann giebt seine Ideen in einer zu rohen Gestalt. Was er liefert, sind größtentheils halb verarbeitete Materialien; es finden sich brauchbare Winke und treffliche Gedanken, aber auch viele theils seltsame und unrichtige, theils alltägliche Aeußerungen und manche unweise und oberflächliche Behauptungen. Der Styl ist doch gar zu holpericht und steif. — Diese Worte Körner's haben, obschon sie nur in Beziehung auf eine einzelne Abhandlung ausgesprochen wurden, Wahrheit und Geltung auch für die andern Schriften Dalberg's. Als Ganzes tragen dieselben sämmtlich das Gepräge des Pedantischen, Unfertigen und Gewöhnlichen, aber sie enthalten nicht wenige treffende Beobachtungen und Bemerkungen, gegründete Warnungen, zweckmäßige Vorschläge und glückliche Blicke in das innere und äußere Leben des Menschen.

Im persönlichen Verkehr war Dalberg, wenn er nicht beabsichtigte, abhandlungsartig zu belehren, sondern sich dem Augenblicke

und dem Gespräche unbefangen hingab, eine anziehende und anregende Erscheinung. Lebhaft ging er auf die Gedanken und Zustände Anderer ein; schnell faßte er auf und schnell gab er wieder, was er sich angeeignet hatte; gute Einfälle flossen ihm reichlich zu; sein zuverlässiges Gedächtniß und seine ungewöhnliche Belesenheit ersetzten oder verdeckten wenigstens den Mangel gründlichen Wissens; sein großes Wohlwollen, sein weiches Herz, seine lebhafte Phantasie machten ihn bequem und liebenswürdig im Umgange. Er ist sehr gut und voll Verstand; man trifft immer etwas Neues bei ihm an, schrieb Goethe einmal über ihn, und bewunderte die treffliche Gewandtheit und die beneidenswerthe Leichtigkeit des Mannes, der voll Kenntnisse stecke und voll Interesse für tausend Dinge. Eine Erscheinung von ungemeiner Klugheit und reich mit Bürgertugenden ausgestattet, nannte ihn Lucchesini; dieser Dalberg ist wirklich ein interessanter Mensch, den ich nicht kannte, sagte Kaiser Joseph, nachdem er ihm die erste Audienz ertheilt. Der Statthalter ist, schrieb Schiller 1790 an Körner, ein überaus interessanter Mensch für den Umgang, mit dem man einen herrlichen Ideenwechsel hat. Ich habe wenige Menschen gefunden, mit denen ich so gerne leben möchte, als mit ihm. Er ist ein so reines, so edles und so geistreiches Wesen, wie ich wenige kenne, so ganz über jede Armseligkeit hinweg, voll Empfänglichkeit und Wärme für das Schöne, Wahre und Gute und doch frei von Schwärmerei, — frei geworden, denn er war nicht immer so. — Sein Umgang wird unterhaltend für Dich sein, schrieb Körner dem langsam genesenden Schiller, selbst seine Polyhistorie ist in Augenblicken behaglich, in denen man nur immer abwechselnde Geistesbeschäftigung verlangt, ohne auf einer besonderen Idee haften zu wollen. — Je länger ich Gelegenheit habe, heißt es in einem Briefe Wilhelm von Humboldt's an Forster (1792), mit dem Coadjutor umzugehen, desto mehr überzeuge ich mich von der Reinheit seiner Absichten und der Vortrefflichkeit seines moralischen Charakters. In der That ist die ununterbrochene Aufmerksamkeit, die er auf diesen wendet, so charakteristisch an ihm, daß sie unter so manchen hervorstechenden Seiten, welche auch bei dem ersten Anblick

auffallen müſſen, dennoch Keinem entgehen kann. — Nicht weniger, als die Männer, wurden auch die Frauen von Dalberg angezogen. Die Geſellſchaft Dalberg's macht mir viele Freude, äußerte ſich Schiller's Braut, er iſt gar artig und hat etwas ſo Kindliches und einen Zug von Güte in ſeinem Geſichte, in ſeinem Weſen, der ihn auszeichnet; ſeine Art, ſich zu beſchäftigen, freut mich; er malt in den Nebenſtunden recht gut und hat einen Ausdruck in Allem, was er macht. Ich habe ſo gerne, wenn die Menſchen ſo etwas für ſich treiben können. — Bis zur Leidenſchaft ſteigerte ſich in Caroline von Wollzogen die Verehrung und Bewunderung, welche ſie für Dalberg empfand. Ich halte ihn wirklich, ſchrieb ſie 1790, für einen trefflichen Menſchen, es iſt eine Art von moraliſchem Enthuſiasmus in ihm und in den meiſten Fällen ſtimmt er immer für das Größte und Kühnſte. — Dem Leben mit ihm, äußerte ſie ſpäter, gab ſein großer, immer lebendiger Geiſt, mit wahrhaft kindlicher Güte des Herzens, wie ſie dem Genie eigen iſt, vereint, einen Zauber, der das Herz unwiderſtehlich anzog. — Als Caroline von Wollzogen nach Verlauf von vielen Jahren in Aſchaffenburg die Stätte beſuchte, wo Dalberg's Herz beigeſetzt war, ſchrieb ſie in ihr Tagebuch: Hier im Gemäuer des Domes ruht das Herz, an deſſen Schlägen das meinige hing! o dieſes Herz war der Quell, wie von Schmerzen, ſo von tauſendfacher Seligkeit; denn ſein Leben riß an ſich und die Gewalt ſeiner Liebe beherrſchte, was in ſeinen Kreis kam. Zauberiſch feſſelte dieſes Herz; es gab den Worten Leben und mächtig ſtrömten dieſe in die liebeerfüllte Bruſt der ihm Ergebenen und durchdrangen ſie mit ihrer Fülle.

Auch in weiteren Kreiſen gewann ſich Dalberg viele Freunde, theils durch ſeine Schriften, theils durch die Wohlthaten, welche er ſein ganzes Leben hindurch ſehr reichlich, aber oft ohne Ueberlegung und ohne Maß austheilte. Viele haben ihn gerühmt und Viele ihm gedankt, aber volles, feſtes Vertrauen, wie es ſich der Mann vom Manne wünſcht, ward ihm nicht zu Theil; überall, wo er auftrat, erweckte er große Erwartungen, aber auch den Zweifel, ob er dieſelben erfüllen werde; in ſeiner Erſcheinung lag ein Etwas, welches Eindruck

und dem Geſpräche unbefangen hingab, eine anziehende und anregende Erſcheinung. Lebhaft ging er auf die Gedanken und Zuſtände Anderer ein; ſchnell faßte er auf und ſchnell gab er wieder, was er ſich angeeignet hatte; gute Einfälle floſſen ihm reichlich zu; ſein zuverläſſiges Gedächtniß und ſeine ungewöhnliche Beleſenheit erſetzten oder verdeckten wenigſtens den Mangel gründlichen Wiſſens; ſein großes Wohlwollen, ſein weiches Herz, ſeine lebhafte Phantaſie machten ihn bequem und liebenswürdig im Umgange. Er iſt ſehr gut und voll Verſtand; man trifft immer etwas Neues bei ihm an, ſchrieb Goethe einmal über ihn, und bewunderte die treffliche Gewandtheit und die beneidenswerthe Leichtigkeit des Mannes, der voll Kenntniſſe ſtecke und voll Intereſſe für tauſend Dinge. Eine Erſcheinung von ungemeiner Klugheit und reich mit Bürgertugenden ausgeſtattet, nannte ihn Lucheſini; dieſer Dalberg iſt wirklich ein intereſſanter Menſch, den ich nicht kannte, ſagte Kaiſer Joſeph, nachdem er ihm die erſte Audienz ertheilt. Der Statthalter iſt, ſchrieb Schiller 1790 an Körner, ein überaus intereſſanter Menſch für den Umgang, mit dem man einen herrlichen Ideenwechſel hat. Ich habe wenige Menſchen gefunden, mit denen ich ſo gerne leben möchte, als mit ihm. Er iſt ein ſo reines, ſo edles und ſo geiſtreiches Weſen, wie ich wenige kenne, ſo ganz über jede Armſeligkeit hinweg, voll Empfänglichkeit und Wärme für das Schöne, Wahre und Gute und doch frei von Schwärmerei, — frei geworden, denn er war nicht immer ſo. — Sein Umgang wird unterhaltend für Dich ſein, ſchrieb Körner dem langſam geneſenden Schiller, ſelbſt ſeine Polyhiſtorie iſt in Augenblicken behaglich, in denen man nur immer abwechſelnde Geiſtesbeſchäftigung verlangt, ohne auf einer beſonderen Idee haften zu wollen. — Je länger ich Gelegenheit habe, heißt es in einem Briefe Wilhelm von Humboldt's an Forſter (1792), mit dem Coadjutor umzugehen, deſto mehr überzeuge ich mich von der Reinheit ſeiner Abſichten und der Vortrefflichkeit ſeines moraliſchen Charakters. In der That iſt die ununterbrochene Aufmerkſamkeit, die er auf dieſen wendet, ſo charakteriſtiſch an ihm, daß ſie unter ſo manchen hervorſtechenden Seiten, welche auch bei dem erſten Anblick

auffallen müſſen, dennoch Keinem entgehen kann. — Nicht weniger, als die Männer, wurden auch die Frauen von Dalberg angezogen. Die Geſellſchaft Dalberg's macht mir viele Freude, äußerte ſich Schiller's Braut, er iſt gar artig und hat etwas ſo Kindliches und einen Zug von Güte in ſeinem Geſichte, in ſeinem Weſen, der ihn auszeichnet; ſeine Art, ſich zu beſchäftigen, freut mich; er malt in den Nebenſtunden recht gut und hat einen Ausdruck in Allem, was er macht. Ich habe ſo gerne, wenn die Menſchen ſo etwas für ſich treiben können. — Bis zur Leidenſchaft ſteigerte ſich in Caroline von Wollzogen die Verehrung und Bewunderung, welche ſie für Dalberg empfand. Ich halte ihn wirklich, ſchrieb ſie 1790, für einen trefflichen Menſchen, es iſt eine Art von moraliſchem Enthuſiasmus in ihm und in den meiſten Fällen ſtimmt er immer für das Größte und Kühnſte. — Dem Leben mit ihm, äußerte ſie ſpäter, gab ſein großer, immer lebendiger Geiſt, mit wahrhaft kindlicher Güte des Herzens, wie ſie dem Genie eigen iſt, vereint, einen Zauber, der das Herz unwiderſtehlich anzog. — Als Caroline von Wollzogen nach Verlauf von vielen Jahren in Aſchaffenburg die Stätte beſuchte, wo Dalberg's Herz beigeſetzt war, ſchrieb ſie in ihr Tagebuch: Hier im Gemäuer des Domes ruht das Herz, an deſſen Schlägen das meinige hing! o dieſes Herz war der Quell, wie von Schmerzen, ſo von tauſendfacher Seligkeit; denn ſein Leben riß an ſich und die Gewalt ſeiner Liebe beherrſchte, was in ſeinen Kreis kam. Zauberiſch feſſelte dieſes Herz; es gab den Worten Leben und mächtig ſtrömten dieſe in die liebeerfüllte Bruſt der ihm Ergebenen und durchdrangen ſie mit ihrer Fülle.

Auch in weiteren Kreiſen gewann ſich Dalberg viele Freunde, theils durch ſeine Schriften, theils durch die Wohlthaten, welche er ſein ganzes Leben hindurch ſehr reichlich, aber oft ohne Ueberlegung und ohne Maß austheilte. Viele haben ihn gerühmt und Viele ihm gedankt, aber volles, feſtes Vertrauen, wie es ſich der Mann vom Manne wünſcht, ward ihm nicht zu Theil; überall, wo er auftrat, erweckte er große Erwartungen, aber auch den Zweifel, ob er dieſelben erfüllen werde; in ſeiner Erſcheinung lag ein Etwas, welches Eindruck

machte und den gemachten Eindruck gleich wieder zerſtörte oder doch ſchwächte. Seine hohe, edle Geſtalt deutete hin auf einen männlichen, kraftvollen Geiſt, aber das Weiche, Vernachläſſigte und Unfeſte ſeiner Haltung und ſeines Ganges verrieth eine gewiſſe Abſpannung des Körpers und des Geiſtes und ließ es zweifelhaft, ob er die Kraft und den Muth zu kühnen Thaten und männlichem Handeln haben werde. Er beſaß die Formen des Weltmannes und dennoch erkannte Jeder in ihm den Prieſter. Dalberg ſieht ganz anders aus, als ich dachte, ſchrieb Schiller's Braut, auch habe ich herausgebracht, daß er ſo etwas Katholiſches in ſeinem Geſichte und in ſeinem Aeußeren hat. — Seine innige, volltönende Stimme traf die Seele des Hörers, in ſeinem Blicke lag viel Herzensgüte, aber auch Mißtrauen und raſtloſe Unruhe. Sein Geſicht würde, ſchrieb Forſter einmal, ſehr ſchön ſein, wenn er nicht zu kleine Augen, faltige Augenwinkel und einen Mundmuskel hätte, der den Mund ſehr widrig öffnet. — Auch den Männern, die ihn ehrten, entging der Zwieſpalt ſeines Lebens nicht. Dalberg ſcheint mir, ſchrieb Schiller an Körner, etwas Unſtätes und Schwankendes zu haben, und darum dürfte er nicht dazu gemacht ſein, eine Materie mit Gründlichkeit zu erſchöpfen, aber ſeine Blicke ſind hell, raſch und weit verbreitet und dieß macht ihn deſto genießbarer im Geſpräch. — Er iſt, bemerkte Wilhelm von Humboldt, immer herzlich, wahr, bei ſich und Anderen auf das Gute gerichtet, wenngleich bei dem Erſteren manchmal zu ängſtlich, bei dem Letzteren manchmal zu heftig. — Die Worte: „der Mann iſt ganz Feuer, das plötzlich losgeht, aber eben ſo ſchnell wieder verpufft," gebrauchte Schiller zwar in Beziehung auf den Mannheimer Dalberg, aber ſie haben auch volle Wahrheit für den Statthalter von Erfurt. Sehr treffend wird die Unruhe und die große Erregbarkeit Dalberg's durch die Worte bezeichnet, welche derſelbe am 12. Juni 1813 als ſiebenzigjähriger Greis an Caroline von Wollzogen ſchrieb. In dieſer Woche, heißt es in dem Briefe, hatte ich auf drei Tage den Beſuch eines berühmten, mächtigen Mannes. Seine Gemahlin begleitete ihn hierher, eine junge Frau von ſeltener Schönheit und anmuthvollem Geiſte, tugendhaftem, theilnehmendem Gemüth und

einer Bescheidenheit, die an Demuth grenzt. In der Wonne ihres Umganges war ich anfangs wie berauscht; aber zerstreut in meinen Berufsgeschäften, erkaltet in meinen Andachtsübungen, fand ich mich wieder in jener unstäten Gemüthsstimmung, welche die kraftvollsten Jahre meines Lebens verbittert und so manches Mal verunstaltet hat. Schon fühlte ich die Ruhe meiner Seele entweichen. So wahr ist es, daß in meinem Greisenalter weder sinnliche Reizbarkeit mich verlassen, noch die Zauberkraft blendender Phantasie auf mich zu wirken aufgehört hat. —

Ein Mann, den Goethe, Stein, Kaiser Joseph, Schiller, Humboldt, Körner achteten und suchten, konnte weder niedrig noch unbedeutend sein, aber sein Beruf zum politischen Handeln war deshalb noch nicht unzweifelhaft. Als Statthalter von Erfurt hatte Dalberg keine Gelegenheit, sich als Staatsmann zu zeigen. Das seiner Leitung untergebene Gebiet bestand aus der Stadt Erfurt, dem Städtchen Sömmerda, dem Marktflecken Vargula und dreiundsiebenzig Dörfern, also aus weniger Ortschaften, als jetzt mancher landräthliche Kreis Preußens umfaßt. Der Statthalter war Präsident der Kammer und des aus sieben Räthen gebildeten Regierungscollegiums, unter welchem neun Amtleute standen. Die Bevölkerung des platten Landes war zwar, mit Ausnahme der fünf Küchendörfer, evangelisch, in der Stadt aber lebten beinahe eben so viel Katholiken, wie Lutheraner. Dalberg ließ die Einen, wie die Anderen, gewähren und verbreitete so viel wie möglich unter beiden die Aufklärung, zu welcher er selbst sich bekannte, hoffend, auf diesem Wege die Wurzel der wechselseitigen Unduldsamkeit allmälig zu beseitigen. Mit Weimar, Gotha und Schwarzburg wußte er gute Nachbarschaft zu halten und war den Bürgern Erfurts, wie den Bauern der Aemter, immer hülfreich, sorglich und freundlich. Noch zwanzig Jahre, nachdem er Thüringen verlassen hatte, begannen dort die Einheimischen oftmals ihre politischen Gespräche mit den Worten: zu Coadjutors Zeit, und wußten nur Gutes, nichts Böses von dem mittheilsamen geistlichen Herrn zu sagen. Die gesammte Thätigkeit indessen, welche Dalberg als Statthalter üben konnte, war doch nur die eines Verwaltungsbeamten in kleinem Kreiße, nicht die eines Staats-

mannes. In größeren Verhältniſſen trat er zum erſten Mal 1785 während der Verhandlungen über Gründung des deutſchen Fürſtenbundes auf, mit welchen ſich für ihn die Ausſicht verband, durch Preußens Unterſtützung Coadjutor und Nachfolger des Kurfürſten von Mainz zu werden. Stein, der ſpätere preußiſche Miniſter, hielt ſich ſeit dem Juli 1785 in Aſchaffenburg auf und leitete den Beitritt des Mainzer Hofes zu dem beabſichtigten Bunde ein. Er ſah in Dalberg einen Mann von Talent, welcher unterrichtet und ein enthuſiaſtiſcher Liebhaber des Guten und Rechten ſei, wagte aber nicht, zu entſcheiden, ob derſelbe für oder gegen die Abſichten Preußens arbeite. Man muß eingeſtehen, berichtete er am 21. October 1785 an Herzberg, daß Dalberg's Benehmen in dieſer ganzen Sache ſo zweideutig geweſen, daß der Kurfürſt völlig gegen ihn eingenommen iſt; man muß daher damit anfangen, zu verſuchen, ſeine Denkungsart zu ergründen, ehe man zu Gunſten ſeiner Wahl als Coadjutor Schritte thut. Andererſeits aber machen ſeine Eigenſchaften ihn in jeder Hinſicht ſeinen Mitbewerbern überlegen und bevor man darauf verzichtete, ihn zu unterſtützen, müßte man völlige Sicherheit darüber erlangen, daß er uns entgegen iſt, indem man ihn in dem Betragen überwacht, welches er in dem Capitel beobachten wird, wenn der Zutritt des Kurfürſten zum Fürſtenbunde bekannt geworden ſein wird, und indem man den Herzog von Weimar auffordert, ihn über ſeine Denkungsart zu erforſchen. — Acht Tage ſpäter, am 3. November 1785, ſchrieb Dalberg ſelbſt von Erfurt aus an Herzberg: Ich werde, heißt es in dieſem Briefe, die mir mehrmalen und allergnädigſt zugeſicherte Protection Ihres großen Königs nicht anrufen, obſchon mir die Gnade und das Wohlwollen des erſten Monarchen des Zeitalters unſchätzbar ſind. Meine Gründe ſind folgende: ich wünſche bei Domcapiteln freie Wahl ohne fremden Einfluß. Wenn ein großer Hof für Dieſen oder Jenen arbeitet, ſo glaubt ſich ein anderer großer Hof ſogleich verpflichtet, für einen Anderen zu arbeiten; nun werden alle Mittel der Unterhandlungen angewandt; es entſtehen Verbitterungen; alle menſchlichen Leidenſchaften werden rege und da entſteht ein Schauſpiel, welches ſo oft leider die Schande

des Domherrn-Standes war. Findet ſich dann ohngefähr ein Intrigant im Capitel, der ſich Alles erlaubt, ſo hat er gewonnen Spiel, weil der redliche Mann ſolche Mittel verabſcheut. Ich bin Domcapitular und wünſche, meinem Stande Ehre zu machen; hierzu giebt es nur ein Mittel: deſſen Pflichten zu erfüllen. Manche werden dieſe Geſinnung für romanhaft halten, aber ſo denken Eure Excellenz nicht. Meinen Geſinnungen war ich immer getreu; als der König mir vor einigen Jahren durch den Herrn Obriſten von Stein die huldreichſten Briefe einhändigen ließ, ſo war meine Antwort voll innigſten Dankes, aber dabei vorſtellend, daß im Grunde für ihre Majeſtät gleichgültig ſei, ob ich oder ein anderer ehrlicher Coadjutor (und deren kenne ich in Mainz und Würzburg viele) ſolche Würde erhielte. Genug, wenn man ordnungsmäßig verfahre und in gremio bleibe. Meine Geſinnungen gegen allen Einfluß in Wahlgeſchäfte, habe ich Ihrer Majeſtät dem Kaiſer ſelbſt geſagt, und ſie erhielten Höchſtdeſſen Beifall. Bei dieſer Art zu denken, iſt es mir wohl mehrmalen geſchehen, daß ich von Preußiſchgeſinnten für öſterreichiſch, von Oeſterreichiſchgeſinnten für preußiſch gehalten worden. Das muß ich nun dem Schickſal überlaſſen und meine Pflichten erfüllen; ſie beſtehen darin, dem Würdigſten bei einer Wahl meine Stimme zu geben und die Stelle anzunehmen, wenn ich ſie der Ueberzeugung meiner Mitcapitularen zu danken habe, und einſtweilen meine Mitcapitularen aufzumuntern, daß ſie ohne alle äußere Rückſicht auf mich oder Andere eben dieſe Pflichten erfüllen. Das Schickſal mag auf die eine oder die andere Weiſe mit mir entſcheiden, ſo werde ich immer die Pflichten eines deutſchen Patrioten und eines rechtſchaffenen Mannes nach meinen Verhältniſſen zu erfüllen ſuchen. —

Dalberg konnte indeſſen keinen Zweifel darüber haben, daß er nur durch den Preußiſchen Hof Coadjutor werden und nur durch ſeinen Eifer für den Fürſtenbund ſich den preußiſchen Hof gewinnen könne. Wärmer und wärmer ſprach er ſich über die große Bedeutung des Bundes aus, aber ungewiß ſcheint ihm geblieben zu ſein, ob derſelbe beſtimmt ſei, gegen oder für Kaiſer Joſeph und den beſtehenden Reichszuſammenhang zu wirken. Dem Herzog von Weimar theilte er in einem

Briefe vom 12. Februar 1787 ſogar die Hoffnung mit, daß der treffliche Fürſtenbund nach und nach ein Bund des ganzen Reiches und auch des Kaiſers werden und nicht blos geheime Schrift bleiben, ſondern ſich als Grundfeſte gemeiner Wohlfahrt in Juſtiz, Verkehr, Kreisverfaſſung und Zollweſen ausbilden möge. Unwillig klagte der Preußiſche Geſandte in Mainz, Johann Friedrich von Stein, über das ſentimental-politiſche Gewäſch von Freund Dalberg und fürchtete, derſelbe werde vermöge der Unionsmanie, die ihn beſeele, als Kurfürſt Alles darunter und darüber bringen. Der Preußiſche Hof aber wollte bei dem Fehlen anderer geeigneter Männer dennoch ihn zum Coadjutor; die ſeit Jahrhunderten bei allen Wahlen der Capitel hergebrachten Mittel wurden auch dieſes Mal angewendet; während in Mainz außer Stein auch der Herzog von Weimar äußerſt thätig war, beſeitigte Lucheſini in Rom den Widerſtand, welchen die Curie gegen den Illuminaten hatte. Am 1. April 1787 ſprach ſich das Capitel mit einer Mehrheit von fünfzehn Stimmen für Dalberg aus. Geſtern Nachmittag habe ich die Nachricht durch einen Courier erhalten, ſchrieb am 4. April der Herzog von Weimar in beſter Laune an Knebel; die geprägten Mittel, welche dabei angewendet worden, ſind nicht werth, daß man ſie nennt; gewiß iſt kein Groſchen dabei veruntreut worden. Kein ehrlicherer Coadjutor iſt ſeit langer Zeit auf eine ehrlichere Weiſe und durch ehrlichere Leute zu Stande gebracht worden, als Dalberg. — Am 5. Juni fand der förmliche Wahlact ſtatt, und am folgenden Tage trat Dalberg in ſeiner Eigenſchaft als Coadjutor dem Fürſtenbunde bei, ſendete aber um dieſelbe Zeit dem Kaiſer Joſeph ein Schreiben, welches dieſem als ein Beweis nicht nur des perſönlichen Vertrauens und der perſönlichen Zuneigung, ſondern auch der politiſchen Hingebung erſchien. Wenn alle ſo dächten, wie wir, antwortete der Kaiſer am 13. Juli 1787, ſo würde man ſich nicht beklagen, einen Oberen zu haben, wie ich bin, ſo wie ich Ihnen verſichere, daß ich mich ſehr glücklich fühlte, wenn alle Kurfürſten und Fürſten ſo dächten, wie Sie, mein lieber Coadjutor, den ich der Kenntniſſe und der wiederholten Beweiſe wegen, die ich von der Rechtlichkeit Ihres Charakters und Ihrer Einſicht habe, achte und

liebe. Gleich Ihnen habe ich mich öfter beſchäftigt, darüber nachzuſinnen, was unſer Vaterland glücklich machen könnte. Ich bin ganz einſtimmig mit Ihnen, daß nur ein enges Band des Kaiſers mit dem deutſchen Staatskörper und ſeinen Mitſtaaten das einzige Mittel ſei. Aber bis dahin zu kommen! hierin liegt der Stein der Weiſen. Ihnen, mein lieber Baron, iſt dieſes rühmliche Unternehmen einzig aufbewahrt, und wenn es Ihnen mißlingt, dann muß man ihm auf immer entſagen, denn zum erſten Mal ſehe ich zu meinem großen Vergnügen ganz Deutſchland auf einem Punct vereinigt, nämlich in ſeiner Anſicht über Ihre Perſon. Alle verſchiedenen Parteien laſſen Ihrem Character und Ihren Einſichten Gerechtigkeit widerfahren, während Sie der Schrecken der Brausköpfe, der Intriguanten und Pedanten ſind. —

Auch nach ſeiner Wahl zum Coadjutor blieb Dalberg zwar noch eine Reihe von Jahren als Statthalter in Erfurt, aber das fürſtliche Einkommen, welches er, da er zugleich Coadjutor von Worms und Conſtanz ward, genoß, und die ſichere Ausſicht, daß er in nicht ferner Zukunft Erzbiſchof, Landesherr, Kurfürſt, Reichserzkanzler und Leiter des deutſchen Reichstages ſein werde, gaben ihm ſchon während dieſer Zeit großes politiſches Anſehen und ſtellten ihm bedeutende politiſche Aufgaben. Theoretiſch hatte Dalberg ſich ſchon früher vielfach mit Regierungsfragen beſchäftigt, aber als Ergebniß ſeiner Unterſuchungen doch nur Rathſchläge gefunden, welche ihrer Allgemeinheit wegen zwar unbeſtreitbar, aber auch bedeutungslos für die Anwendung im politiſchen Leben waren. Glaube nie, ſagte er z. B. den Fürſten in ſeinen Betrachtungen über das Univerſum, daß Du Engel, aber auch nicht, daß Du Teufel beherrſcheſt; ſei ſtrenger Vollſtrecker der Geſetze, Furcht iſt wirkſamer als Belohnung, Strafen geben den nöthigſten Druck, verhindern das Uebel; wenn aber der Hartſinn abgerieben iſt und die Sitten weicher geworden ſind, dann führe mildere Geſetze ein. Gieb ſelbſt Deinen Unterthanen Beiſpiele der Tugend und Gerechtigkeit; Du weißt, wie ſehr der Trieb zur Nachahmung, zur Aehnlichwerdung in der Menſchheit liegt. Traue Schmeichlern nicht; ihre Sprache iſt Seelengift; aber wiſſe, der ärgſte Schmeichler iſt in Deiner Bruſt: die Lüge

der Hoffahrt. Ueberlege behutſam und lange, führe das Beſchloſſene ſchnell und kühn aus; glaube aber nicht Alles unmittelbar thun zu können, ſonſt thuſt Du nichts; beſchränkt iſt ja Dein Daſein, Deine Ichheit; vermeide unnöthige Veränderungen; Du weißt, wie ſehr die Menſchen an Gewohnheit hängen. Willſt Du Deine Unterthanen glücklich machen, ſo ſtrebe nach drei Dingen: daß Keiner hungere, daß Jeder beſchäftigt ſei, daß Alle gerecht und wo möglich liebend ſeien. Zwiſchen dem Quantum des Bedürfniſſes und dem Quantum des Steuerungsmittels muß Aequation ſein; was die äußeren Verhältniſſe anlangt, ſo traue nie ganz; ſei nicht ſorglos, bis Du ſicher biſt, dem ungerechten Eigennutze durch eigene Kräfte oder durch Kräfte Deiner Bundesgenoſſen widerſtehen zu können. Alles dieſes iſt allgemein wahr und, wie jede Theorie, einfach, aber die Anwendung tauſendfältig. Immer friſchen Blick alſo, wo möglich Adlersblick werfe auf die jezeitige Lage der Umſtände. Das, Staatsmann, das iſt Dein Amt; hierauf gründe Deine Entſchließungen. — In der 1786 erſchienenen Abhandlung über das Verhältniß zwiſchen Moral und Staatskunſt gelangte Dalberg zu dem Schluß: Tugend und Wahrheit werden ſiegen und Wohl der Menſchen wird aufblühen, wenn Alles aus Erfahrung überzeugt iſt, daß Staatskunſt und Moral im Grunde eines und daſſelbe ſind. In vieler Hinſicht ſcheint jetzt, heißt es in derſelben Abhandlung, eine Morgenröthe zu dämmern, die vielleicht bald allgemeine Aufklärung verſpricht; man fängt an, zu fühlen, daß unnöthige Beſchränkung der Freiheit ſchädlich iſt, daß durch Kriege die Länder entvölkert werden, daß nicht die Menge der Quadratmeilen, ſondern Bevölkerung und Ordnung die Stärke und Glückſeligkeit des Staates ausmachen, daß gute Landesanſtalten mehr Vortheile bringen, als Eroberungen, daß zum Beſten des Nahrungsſtandes mehr durch Aufmunterung, als durch Zwang erzielt wird. Duldung, Aufklärung, Wohlthätigkeit, Ordnung verbreiten ſich in den europäiſchen Staaten auf allen Seiten. Wohl dem Staatsmanne, der im Denken und Handeln ſeine Staatskunſt nach Grundſätzen der allgemeinen Moral einrichtet; macht ihn die Vorſehung zum Werkzeug *eines mächtigen* Monarchen, ſo iſt unſer Zeitalter ſo reif zum

Guten, daß er vielleicht Epoche machen, den Ton angeben und Nachfolger finden kann. Oft aber ereignet es sich im Laufe der Dinge, daß die heitersten Aussichten auf Jahre verdunkelt werden; den Staatsmann darf es nicht schrecken; entschlossen fahre er fort; mißlungene Versuche sind Vorbereitungen für künftige glücklichere Versuche.

Auch der Ausbruch der französischen Revolution führte Dalberg zunächst noch nicht zum politischen Handeln. Als bei Annäherung der französischen Truppen im Anfang October 1792 der Kurfürst mit allen seinen Domherren und Beamten aus Mainz entflohen war, erwarteten und verlangten Viele, daß Dalberg persönlich erscheinen und seine Rechte und Pflichten als Coadjutor und Nachfolger wahrnehmen werde, aber Dalberg kam nicht und beschäftigte sich in demselben Jahre, in welchem es überaus zweifelhaft ward, ob er jemals zu der Regierung eines Landes gelangen werde, theoretisch sehr lebhaft mit der Regierungskunst; durch ihn veranlaßt, arbeitete Wilhelm von Humboldt im Frühling 1792 „die Ideen zu einem Versuche, die Grenzen der Wirksamkeit des Staates zu bestimmen," aus. Humboldt wollte, wie er ausdrücklich in einem Briefe an Forster vom 1. Juni 1792 sagte, in Dalberg der Sucht, zu regieren, entgegenarbeiten und überall die Grenzen der Wirksamkeit des Staats enger schließen. Abschnitt für Abschnitt ging Dalberg die Abhandlung mit Humboldt durch, hielt aber nicht nur im Wesentlichen seine Ansichten fest, sondern machte dieselben auch durch den Druck bekannt in der 1793 erschienenen kleinen Schrift: „Von den wahren Grenzen der Wirksamkeit des Staats in Beziehung auf seine Mitglieder." Die Schrift enthält, wie Caner bemerkt, das Räsonnement eines wohlmeinenden, verständigen, leidlich aufgeklärten und toleranten Mannes, welcher den verschiedensten, die Zeit bewegenden Richtungen zugänglich war. Nützlichkeit und Nothwendigkeit, Naturrecht und geschichtliche Ueberlieferung, Rousseau und Joseph II. wurden neben einander geltend gemacht und für die Regierung, damit dieselbe den Staatsangehörigen wahre Glückseligkeit bereiten könne, die ausgedehntesten Rechte und auch die Befugniß verlangt, nöthigenfalls die gesammte Verfassung umzugestalten. Die Mitwirkung indessen, welche der

dauernde Verkehr mit dem zwar noch sehr jugendlichen, aber auch sehr überlegenen Humboldt auf die politischen Ansichten des älteren Mannes übte, blieb nicht aus und trat unverkennbar schon in der Abhandlung „über die Erhaltung der Staatsverfassungen" hervor, welche Dalberg am 3. August 1795 in der Erfurter Academie mittheilte. Die Ausbildung der Staatsverfassung ist ein Werk langer Zeit, sagte er in derselben, Gewohnheit, Erziehung, Fortschritte und Kampf der Vorstellungsarten wirken ein; kein einzelner Mann kann sie hervorbringen, und wird sie jählings gänzlich zerstört, so hören alle Vortheile auf, die der Staat seinen Mitgliedern verschafft, und es ist oft ungewiß, ob aus den Trümmern eine neue Staatsverfassung entsteht, oder ob ewige Zerrüttung erfolgt. Es liegt in der Natur des Menschen, daß er alten Gewohnheiten gerne getreu bleibt; die wahre Weisheit räth deswegen an, daß man von alten Formen der Gesetze, Gebräuche und Sitten so wenig, als möglich ist, abweiche, wenn man eine Staatsverfassung erhalten will. In jedem Gebrauche, in jedem Gesetze, in jedem Verhältnisse der Verfassung liegt etwas Gutes, welches zum gemeinen Besten benützt werden kann. Dieses wende man bei jeder Gelegenheit an. Dasjenige, was darinnen schädlich, oder durch neuere Vorstellungsart lächerlich geworden ist, lasse man eingehen. Das Alles geschehe stillschweigend und, so viel es möglich ist, unvermerkt. Wenn aber neue Gesetze nothwendig werden, so suche man irgend Etwas in der alten Verfassung auf, das auf dieses Bedürfniß der Zeit paßt, und die neue Verfügung werde so viel möglich nichts Anderes, als Erläuterung, Anwendung und Ausdehnung des alten Herkommens.

Durch allgemeine Betrachtungen suchte Dalberg sich den großen Weltbegebenheiten gegenüber gelassene Ruhe zu gewinnen. Im Sommer 1791, einen Tag nach Wilhelm von Humboldt's Hochzeit, traf, während eine Abendgesellschaft bei Dalberg versammelt war, die Nachricht von der vereitelten Flucht und der Gefangennehmung des Königs ein. Alles gerieth in lebhafte Aufregung; Dalberg trat mit dem jungen Ehepaar, mit Alexander von Humboldt und Caroline von Wollzogen auf den Balcon; der Mond stand ihnen gegenüber, der Himmel

voll Sterne. Was ſind, ſagte er, den Blick zum Himmel erhebend, die Begebenheiten dieſer kleinen Erde gegen den unermeßlichen Himmel? Ein König und eine Königin, ihr Reich fliehend, was iſt das gegen die Welten über uns! Alles ſcheint uns klein und vorübergehend, unſer Lebensmoment vor Allem, gegen den unwandelbaren Himmel! — Als Robespierre 1793 ſich der Gewalt bemächtigte und die Revolutionsheere weit über die franzöſiſche Grenze hinaus die heftigſte Aufregung verbreiteten, ſchrieb Dalberg eine Abhandlung von dem Einfluſſe der Wiſſenſchaften und ſchönen Künſte in Beziehung auf öffentliche Ruhe. Aber auch als einige Jahre ſpäter ſein eigenes Geſchick durch die Folgen der Revolution getroffen ward, bewahrte er Gleichmuth. Dalberg's Familie hatte viel gelitten, ſchrieb Wilhelm von Humboldt am 15. Februar 1794 aus Erfurt, und ſeine Ausſichten, wenngleich ſich jetzt nicht beſtimmt etwas beſorgen läßt, können doch ganz oder zum Theil fehlſchlagen. Er fühlt es Alles und fühlt es oft ſtark; aber er weiß ihm bald mit Standhaftigkeit, bald mit einem auf die Gegenwart und die eigene, freigelaſſene Thätigkeit gerichteten Blick, bald mit einem wirklich unerſchöpflichen Schatz natürlicher froher Laune entgegen zu gehen, ſo daß Du ſelbſt ſeine Stimmung nicht verändert finden würdeſt. Was mich aber am Meiſten an ihm freut, iſt, daß er keine der Leidenſchaften, welche die politiſchen Dinge jetzt ſo bunt hin- und herziehen, theilt, daß er alle Schritte aller Parteien immer parteilos beurtheilt, alle Seiten gleich kalt überlegt, und daß das große Intereſſe, das er nothwendig bei jedem Ausgang haben muß, ihn ſo gar nicht in der ruhigen Betrachtung ſtört.

Das Sommerhalbjahr vom Mai bis November 1796 brachte Dalberg im ſüdlichen Deutſchland zu, namentlich in Conſtanz, deſſen Coadjutor er war. Könnte ich Erwartungen erfüllen, ſchrieb er am 11. Juni an Frau von Wollzogen, die der Geiſt meiner Freundin ſo wohlwollend ahnet! Die Natur hat die Gegend um den Bodenſee ſo reich und ſchön geſchmückt; o wäre es mir vergönnt, durch Veredlung der Bewohner den Werth dieſer Gegend auch im Sittlichen und Geiſtigen zu erhöhen. — Ergriffen von dem Eindruck, welchen der Anblick des Kriegsſchauplatzes auf ihn gemacht hatte, kehrte

er, nach langer, sorgenvoller Abwesenheit, zurück und schrieb am 6. November aus Erfurt an Schiller: Ich will nicht erwähnen, daß so Viele mit mir in Schwaben, Franken und am Rheinstrom unglaublich Vieles verloren haben, aber Gräuelthaten, Verstimmung, Entweihung der Menschheit, so mancher Anblick in Schwaben und Franken auf meiner Durchreise! doch darf der wahre Muth niemals wanken; um so kraftvoller und lauter müssen Freunde der Tugend und Wahrheit bei jeder Gelegenheit handeln und sprechen.

II.

Dalberg's Schwäche Napoleon gegenüber.

1797—1813.

Die Eindrücke, welche Dalberg im Herbste 1796 aus Süddeutschland zurückgebracht hatte, waren noch nicht veraltet, als der Wiener Hof seinem Gesandten in Regensburg, von Fahnenberg, eine am 6. Februar von dem Minister von Thugut erlassene Verfügung übersandte, welche am 10. Februar in vertraulicher und geheimer Weise den Bevollmächtigten aller fürstlichen und einiger nicht fürstlichen Prälaten mitgetheilt ward. Einer der mächtigsten Reichsstände, heißt es in derselben, habe die gemeinsame Sache verlassen, um mit dem Feind einen Frieden zu schließen, welcher aller Vermuthung nach geheime, die Integrität des deutschen Reiches bedrohende Verbindungen umfaßte. Mehrere protestantische Fürsten und Reichsstädte wären diesem Beispiele gefolgt. Säcularisationsentwürfe würden im Geheimen geschmiedet, und allem Ansehen nach sei es darauf abgesehen, die geistlichen Reichslande zu irgend einer Entschädigung zu verwenden und die Aufopferung derselben als die Hauptbasis der Friedensbedingungen dem wehrlos gemachten und getrennten deutschen Reiche durch Vereinigung der französischen und der von Preußen abhängigen protestantischen Macht aufzudrängen. Dieser vor Augen schwebenden großen Gefahr gegenüber möchten die geistlichen Kurfürsten, Fürsten und Stände sich auf das Engste mit dem durchlauchtigsten Erzhause vereinigen und Seiner Kaiserlich-Königlichen Majestät durch An-

ſtrengung der äußerſten Kräfte und durch Anwendung aller in ihrer Gewalt befindlichen Mittel jede aufzubringende Hülfe werkthätig leiſten, insbeſondere ihr Contingent fünffach ſtellen und die rückſtändigen Römermonate ſchleunigſt zahlen. — Die geiſtlichen Herren gaben auf dieſes Anſinnen des Kaiſers ſämmtlich dieſelbe Antwort, wenn auch mit verſchiedenen Worten, indem ſie, wie ein Reichstagsberichterſtatter ſich ausdrückt, die platte Unmöglichkeit zu ferneren Präſtationen deducirten. Dalberg war zwar ſeiner ganzen Natur nach nicht empfänglich für die confeſſionellen Hetzereien des Wiener Hofes, aber die in nächſter Nähe gezeigte Gefährdung des deutſchen Reiches und der geiſtlichen Territorien ſetzte den leicht erregbaren Mann in die unruhigſte Bewegung. Er hielt unter ſolchen Umſtänden auch das Außerordentlichſte für anwendbar und that, was er konnte, um ſeine Anſicht zur Geltung zu bringen. Ein handſchriftlicher Reichstagsbericht vom 20. März 1797 erzählt: Die Natur der Sache lehrt, daß die offiziellen Rückäußerungen der geiſtlichen Stände hier am Reichstage mit großer Aufmerkſamkeit aufgenommen worden ſind; aber nicht weniger Intereſſe hat eine Aeußerung erregt, welche zwar nicht als offiziell anzuſehen iſt, allein von einem erhabenen Manne herrührt, auf den in allen politiſchen Angelegenheiten Deutſchland ſeine Augen zu heften gewohnt iſt. Der Herr Coadjutor von Dalberg hat nämlich ſeine Gedanken über den erzherzoglich-öſterreichiſchen Aufruf ſeinem hier unter der erleuchteten Anleitung des Freiherrn von Hügel practicirenden Vetter, Freiherrn von Dalberg, in einem in franzöſiſcher Sprache abgefaßten Privatſchreiben an den Tag gelegt. — Während man in Rom berathet, heißt es in dieſem, bald auch durch den Druck veröffentlichten Schreiben Dalberg's, geht Sagunt zu Grunde; in einer ſolchen Criſis, wie der jetzigen, kommt Alles darauf an, daß alle Kräfte ſich dem Willen eines Einzigen unterwerfen; unter ähnlichen Umſtänden gehorchte die römiſche Republik einem Dictator; Amerika ſeinem Washington. Erzherzog Carl ſei der Retter Deutſchland's; der bairiſche, ſchwäbiſche, fränkiſche, oberrheiniſche Kreis ſtehen unter ſeinen Befehlen; alles gehorche ihm; alle Kaſſen, alle Fruchtböden ſeien ihm offen. Dies alles bewirkt man nicht durch lang-

ſame Unterhandlung. Die verfaſſungsmäßige Form und der daraus herfließende Geſchäftsgang verdienen alle Rückſicht, ſie ſind aber nur auf ruhige Zeiten berechnet. In der Gefahr eines nahe bevorſtehenden Umſturzes iſt der Beifall wahrer deutſcher Patrioten und die ſtillſchweigende Billigung rechtſchaffener Männer hinreichend, um diejenigen Mittel als rechtmäßig zu gebrauchen, welche allein die öffentliche Sache retten können, und wenn es nicht anders ſein kann, ſo biete der Erzherzog die Mannſchaft in Maſſe auf, und taub bei den Klagen einiger Uebelgeſinnten und den furchtſamen Bedenklichkeiten einiger Kurzſichtigen, ergreife er das Ruder, um das Schiff aus dem Schiffbruche zu retten. Wenn Mack in Italien und der Erzherzog Carl in Deutſchland dieſe Energie nicht entfalten, ſo iſt zu befürchten, daß die Franzoſen im Laufe dieſes Jahres dem Staatsſyſtem von ganz Europa den Todesſtoß verſetzen werden.

Die Meinung Dalberg's, daß Kaiſer Franz und der Miniſter von Thugut dem Erzherzog Carl jemals eine ſolche Stellung erlauben und die deutſchen Landesherren jemals ſich einen Dictator gefallen laſſen würden, gehörte nicht weniger in das Reich der Träume, als die 1785 von ihm ausgeſprochene Erwartung, auch ohne Preußens Einwirkung und ohne Beſtechung der Domherren Coadjutor von Mainz werden zu können. Statt einen Krieg, wie Dalberg ihn begehrte, zu führen, begann der Wiener Hof bereits in den erſten Tagen des April 1797 die Unterhandlungen mit Napoleon, welche zu den Präliminarien von Leoben, 18. April, und zu dem Frieden von Campo Formio, 17. October, führten. Die Abtretung des linken Rheinufers, welche zu fördern, Oeſterreich ſich in dem erſten geheimen Artikel des Friedens verpflichtet hatte, und die Entſchädigung der einzelnen verlierenden Landesherren durch Säculariſationen wurde auf dem Congreſſe zu Raſtatt von den Franzoſen verlangt und durch die Reichsdeputation am 9. December 1798 zugeſtanden. Der Krieg von 1799 und 1800, welcher die Raſtatter Unterhandlungen abbrach, endete mit dem Lüneviller Frieden, 9. Februar 1801. Um die Friedensbeſtimmungen, insbeſondere die Entſchädigung der auf dem linken Rheinufer verlierenden erblichen Fürſten

durchzuführen, trat am 24. August 1802 eine aus acht Mitgliedern gebildete außerordentliche Reichsdeputation in Regensburg zusammen, an deren Spitze Freiherr von Albini als Vertreter des Mainzer Hofes stand.

Kurfürst Friedrich Carl von Erthal war am 25. Juli 1802 gestorben und Dalberg ihm gefolgt. Der auf dem linken Rheinufer gelegene Theil des Erzbisthums stand aber thatsächlich schon seit Jahren und völkerrechtlich seit dem Lüneviller Frieden unter der Herrschaft der Franzosen, und die Gefahr drohte, daß auch auf dem rechten Rheinufer die reichsunmittelbaren Lande der geistlichen Herren eingezogen und den weltlichen Fürsten als Entschädigung für deren Verluste auf dem linken Rheinufer gegeben werden würden. Schon als Coadjutor hatte Dalberg Versuche zur Abwendung der Säcularisationen oder doch zur Beschränkung derselben auf die Abteien gemacht, und noch seine im Jahre 1802 erschienene Schrift über Bestimmung der Entschädigungsmittel für die Erbfürsten war im gleichen Sinne abgefaßt. Bald indessen stand es fest, daß auch die Bisthümer ihre Landeshoheit verlieren würden, nun wollte Dalberg wenigstens die drei Erzbisthümer Mainz, Cöln und Trier, und als auch dieses Ziel nicht erreicht werden konnte, doch die geistliche und weltliche Stellung retten, welche Mainz bisher eingenommen hatte.

Schon in Rastatt war der kurmainzische Gesandte Albini, sobald er die Unvermeidlichkeit der Säcularisationen und das gierige Jagen der weltlichen Fürsten nach französischer Gunst und geistlicher Beute sah, in ein nahes und freundliches Verhältniß zu den Bevollmächtigten der französischen Republik getreten. Er sprach sich, ohne Zweifel weniger durch den achtzigjährigen Kurfürsten, als durch Dalberg geleitet, für die Abtretung des linken Rheinufers aus, trat der Säcularisation innerhalb bestimmter Grenzen nicht entgegen und erlangte dafür die Zusicherung der französischen Gesandten, daß die Einziehung der geistlichen Territorien möglichst beschränkt, also wenigstens nicht auf die Kurfürstenthümer ausgedehnt werden solle. In Deutschland konnte Dalberg für die Zukunft auf eine kräftige und zuverlässige Unterstützung nicht rechnen. Der Berliner Hof, durch welchen Dalberg einst die Anwartschaft

auf das Erzbisthum Mainz und auf die Bisthümer Worms und Costnitz erlangt hatte, war der Meinung, daß der Coadjutor den Verbindlichkeiten gegen Preußen nur in sehr unzulänglicher Weise nachgekommen sei und daher eine besondere Begünstigung nicht in Anspruch nehmen könne. Die österreichischen Staatsmänner hatten zwar nicht mit Dalberg gebrochen, Thugut, Faßbender und mancher Andere standen mit ihm in Verkehr; aber Dalberg wußte dennoch, daß er in Wien schon seit den Zeiten des Fürstenbundes und der diplomatischen Kämpfe um Baiern als eine politisch verdächtige und zweifelhafte Persönlichkeit angesehen ward. Man war dort sehr geneigt, ihn preiszugeben und den 1801 zum Erzbischof von Cöln erwählten Erzherzog Anton, oder, da dessen Wahl nicht aufrecht zu halten war, den Erzbischof Clemens Wenzel von Trier als einzigen geistlichen Kurfürsten zu erhalten. Die mittleren deutschen Landesherren zeigten sich schon deshalb Dalberg abgeneigt, weil sie die aus den geistlichen Territorien gebildete Ländermasse, deren Vertheilung ihnen verheißen war, nicht durch Erhaltung von Kurmainz geschmälert wissen wollten. Nur durch Napoleon konnte Dalberg dem deutschen Reiche den Erzkanzler, der katholischen Kirche doch wenigstens ein unabhängiges Erzbisthum und sich selbst seine landesherrliche Stellung aus dem großen Schiffbruche der geistlichen Territorien zu retten hoffen. Wie alle deutschen Landesherren wendete daher auch er sich nach Paris. Als sein geheimer Agent erschien dort Graf Beust, um Versicherungen der Ergebenheit zu überbringen und die Hülfe des ersten Consuls zu erbitten; Napoleon hatte Dalberg bereits als einen klugen, durch Bildung und mannichfache Verbindung einflußreichen Fürsten nennen hören und erkannte in dessen Stellung als Reichserzkanzler eine brauchbare Handhabe, um durchgreifenden Einfluß auf die inneren deutschen Verhältnisse zu üben; er nahm, wie Lucchesini erzählt, die Versicherungen des Unterhändlers wohlwollend auf und sagte seine Hülfe zu. Auch scheint Graf Beust den sehr betretenen Weg, auf welchem die weltlichen Fürsten damals die Gunst der französischen Staatsmänner zu erlangen suchten, gleichfalls gekannt und benutzt zu haben. Herr von Gagern, der ihn aufmerksam

beobachtete, bemerkt wenigſtens, daß Dalberg durch mannichfaltige Mittel ſeine Erhaltung und Dotirung betrieben habe.

Napoleon hatte bereits im October 1801 mit Kaiſer Alexander das geheime Uebereinkommen getroffen, die deutſchen Angelegenheiten gemeinſam zu ordnen, und ließ den von ihm aufgeſtellten und von dem ruſſiſchen Hofe gebilligten Entſchädigungsplan für die auf dem linken Rheinufer verlierenden weſtlichen Fürſten der Reichsdeputation in deren erſter Sitzung am 24. Auguſt 1802 zur Annahme vorlegen. Man hat erkannt, heißt es in dem §. 35 deſſelben, daß es ſowohl möglich, als angemeſſen wäre, einen geiſtlichen Kurfürſten zu behalten; man ſchlägt daher vor, daß der bisherige Kurfürſt von Mainz und Erzkanzler des Reichs ſeinen Sitz nach Regensburg verlege und die Abteien St. Emmeran, Obermünſter und Niedermünſter bekomme, von ſeinen alten Beſitzungen das Oberamt Aſchaffenburg und außerdem ſo viele mittelbare Abteien erhalte, daß ihm in Verbindung mit obigen Ländern ein jährliches Einkommen von einer Million Gulden ſicher ſei. —

Dalberg allein alſo ſollte von allen geiſtlichen Herren die landesherrliche Stellung behalten und für die Verluſte auf dem linken Rheinufer wenigſtens zum Theil entſchädigt werden. Er machte aus der Gunſt, welche Napoleon ihm zuwendete, kein Geheimniß, ſondern ſprach in der zweiten Sitzung der Reichsdeputation durch ſeinen Bevollmächtigten, Herrn von Albini, den Dank offen und unumwunden dafür aus, daß die Fortdauer ſeiner Exiſtenz den beiden vermittelnden Mächten Frankreich und Rußland nützlich und nothwendig erſchienen ſei; in dem unbeſchränkteſten Vertrauen auf die Weisheit und auf die gerechteſten und großmüthigſten Geſinnungen der beiden vermittelnden Mächte werde er deren endlichem Ausſpruche auch die Entſcheidung über die Länder und die Einkünfte ruhig überlaſſen, welche mit der Kurerzkanzlerwürde verbunden bleiben ſollten. Nicht ein einziges Mitglied der Reichsdeputation, ſelbſt der Bevollmächtigte Oeſterreichs und Preußens nicht, wagte, Einwendungen gegen Napoleons Beſtimmungen über das künftige Verhältniß des Erzbiſchofs von Mainz zu machen, und Dalberg hatte ſo erfolgreich zu arbeiten gewußt, daß der am 9. October 1802

übergebene neue französisch-russische Entschädigungsplan einen bedeutend vergrößerten Territorialbestand für ihn verlangte und der am 27. April 1803 zum Reichsgesetz erhobene Deputationshauptschluß vom 25. Februar 1803 dieses Verlangen erfüllte. Nach dem Artikel 25 desselben wurde der erzbischöfliche Stuhl von Mainz auf die Domkirche von Regensburg übertragen; mit demselben blieben für immer die Würden eines Kurfürsten, Reichserzkanzlers, Metropolitan-Erzbischofs und Primas von Deutschland verbunden. Die weltliche Ausstattung desselben bestand in Aschaffenburg und Regensburg als Fürstenthümern, in Wetzlar als Grafschaft und in einer Million Gulden jährlicher Einkünfte; da der Ertrag jener Territorien auf 650,000 Gulden veranschlagt war, so wurden die noch fehlenden 350,000 Gulden auf die neuangeordnete Rheinschifffahrtsoctroi gelegt, welche von der französischen Republik und dem Kurerzkanzler verwaltet werden sollte.

Dalberg konnte die Stellung, welche er nur durch Napoleon erlangt hatte, auch nur durch Napoleon behaupten. Das Fortbestehen seines Kurfürstenthums erschien, nachdem die geistlichen Staaten bis auf den Kirchenstaat überall in Europa beseitigt waren, als eine wunderliche Seltsamkeit, welche keine Dauer haben könne. Den gierig auf die sichere Beute lauernden Nachbarn gegenüber konnte sich Dalberg auf eigene Macht nicht stützen. Die kleinen Gebiete Regensburg, Aschaffenburg und Wetzlar lagen weit auseinander und waren getrennt und zerschnitten durch die Gebiete vieler mißgünstiger Landesherren. Einen sehr großen Theil seines Einkommens sollte er aus der Rheinschifffahrtsoctroi ziehen und mußte dieselben alljährlich von den habsüchtigen französischen Beamten erstreiten, mit denen er gemeinsam die Verwaltung führte. Nach keiner Seite hin konnte Dalberg den Schutz Napoleon's entbehren. Um sich desselben zu versichern, ernannte er den bisherigen geheimen Agenten in Paris, Grafen Beust, zum außerordentlichen Gesandten und wußte zugleich geschickt die Stellung seines gewandten, später von Napoleon zum Herzog erhobenen Neffen, Emmerich Joseph von Dalberg, zu benutzen, welcher damals badischer *Gesandter* in Paris und ein Günstling Talleyrand's war.

Napoleon ließ den Kurerzkanzler zunächst durch General Sebastiani, als derselbe im Frühjahr 1804 aus Constantinopel zurückkehrte, in Regensburg aufsuchen und beurtheilen und hierauf im Herbste desselben Jahres nach Mainz einladen, wo er selbst sich den benachbarten Landesherren als Kaiser zeigen wollte. Gegen Ausgang September 1804 fanden dort sich deutsche Fürsten und Fürstinnen ein; der Markgraf von Baden mit Sohn und Enkel, der Erbprinz von Darmstadt erschienen in Person, Baiern und Würtemberg brachten ihre Huldigung durch Gesandte dar; für Nassau langte Herr von Gagern an und neben ihnen erschien auch Dalberg und wartete dem fremden Gewalthaber in der Stadt auf, welche bestimmt gewesen war, ihm selbst als Erzbischof und kurfürstlichen Landesherrn zur Residenz zu dienen. Er hatte, im Vertrauen auf die Erfolge, die ihm oft im persönlichen Verkehr zu Theil geworden waren, ohne Zweifel gehofft, Einfluß auf Napoleon zu gewinnen und manche dem Reiche und dessen schwächeren Gliedern drohende Gefahr abwenden zu können. Napoleon gewährte ihm auch wirklich mehrere Unterredungen, aber schnell ward Dalberg gewahr, daß weder seine einnehmenden Formen, noch seine verständigen Rathschläge und wohlmeinenden Auseinandersetzungen der Willensmacht dieses Mannes gegenüber eine Wirkung übten. In einem längeren Gespräche, welches er und der alte Markgraf von Baden mit dem neuen Kaiser hatten, zeigte dieser, wie Dalberg einige Jahre später erzählte, eine solche Freude an dem Auseinandergehen des deutschen Reiches, daß sich beide Fürsten, sobald der Kaiser sie verließ, weinend in die Arme fielen. So groß war der Eindruck, den die unmittelbare Gegenwart des gewaltigen Menschen machte, daß Dalberg, welcher Politik bisher theoretisch nur in der Academie nützlicher Wissenschaften zu Erfurt oder mit den Dichtern Weimar's, praktisch nur mit weichlichen Domherren oder trockenen Reichstagsgesandten getrieben hatte, seine Haltung und Widerstandskraft gänzlich verlor. Schon in Mainz sprach er, wie Lucchesini berichtet, zu wiederholten Malen aus, daß die Nachbarn Frankreichs sich dessen gegenwärtigen Lenker zum Freunde und Beschützer machen müßten, wenn sie nicht im Frieden beunruhigt, im Kriege vernichtet

werden wollten. Manche Unzuträglichkeiten würden mit einem ſolchen Entſchluſſe verbunden ſein, aber oft verlange in menſchlichen Verhältniſſen die Noth Schritte, welche von der Vernunft nicht gebilligt würden.

Einige Wochen ſpäter wurde Dalberg zur Krönung Napoleon's (2. December 1804) nach Paris berufen und dort mit der ausgeſuchteſten Aufmerkſamkeit behandelt; das Nationalinſtitut ernannte ihn an Klopſtock's Stelle zum auswärtigen Mitgliede; bei dem Krönungsmahle nahm außer dem Papſte und den Verwandten Napoleons nur er an der kaiſerlichen Tafel Theil, während die anweſenden deutſchen Prinzen an der zweiten, die Geſandten an der dritten ſpeiſen mußten.

Dalberg's Hingebung an Frankreich, welche ſeit dem Raſtatter Congreß begonnen hatte, wurde durch ſein Auftreten in Mainz und Paris allgemein bekannt, vermehrte die Zahl ſeiner neidiſchen Gegner und ließ ihn ſchon damals nicht verkennen, daß er mit Napoleon ſtehen und fallen müſſe; innerlich wie äußerlich fühlte er ſich unbedingt abhängig von dem franzöſiſchen Kaiſer.

Nur einmal noch wurde er wankend; Napoleon's Wageſtück, ſich im Jahre 1805 mit Sturmeseile allein auf die vereinigte Macht der Kaiſer von Oeſterreich und Rußland zu werfen, ſchien ſo groß, daß auch Dalberg an der Gewißheit des Erfolges zweifelte. Während Baiern, Württemberg und Baden mit Frankreich den eigenen Kaiſer bekriegten, verweigerte Dalberg nachdrücklich und mit Erfolg die Aufnahme franzöſiſcher Truppen in das durch den Deputationshauptſchluß als neutral anerkannte Regensburg und ließ durch Albini einen am 8. November 1805 unterzeichneten ſeltſamen Aufruf unter die Reichsſtände verbreiten. Die Kräfte von Süd-, Nord-, Weſt- und Oſt-Europa drängen ſich, ſagte derſelbe, in Deutſchland zuſammen; ein Kampf hat ſich erhoben, wie er nur ſelten in den Jahrbüchern der Welt vorkommt. Was wird aus unſerem deutſchen Vaterlande in ſolcher Erſchütterung werden? Sollte das ſeit mehr als tauſend Jahren ſtehende Gebäude der Verfaſſung einſtürzen? ſollten Landfrieden, Reichstagsordnungen, goldene Bulle, weſtphäliſcher Friede, Wahlcapitulationen, Reichsſchlüſſe vernichtet werden, der Name

Name Deutſchland und deutſche Nation erlöſchen? Seine kurfürſtliche Gnaden, der Kurfürſt Erzkanzler, wünſchen und hoffen mit reiner deutſcher Vaterlandsliebe, daß ein ſolches Unglück vermieden werde: erſtens durch allgemeines Beſtreben, die Einheit der deutſchen Reichsverfaſſung zu erhalten; zweitens durch Vereinigung der Gemüther und Befolgung der Reichsgeſetze und drittens durch einſtimmige Verwendung aller und jeder Deutſchen, um einen guten, ehrenvollen, dauerhaften Frieden zu erwirken. — So bedeutungslos dieſes leere Gerede im Angeſichte der großen, gegen einander rückenden Heere auch war, erregte es dennoch Napoleon's Zorn. Dalberg mußte ſich, als er einige Wochen nach der Schlacht von Auſterlitz gerufen ward, um am 13. Januar 1806 in München den Vicekönig von Italien, Eugen, mit der Tochter des Königs von Baiern zu trauen, die heftigſten und herbſten Vorwürfe gefallen laſſen. Um dieſelbe Zeit erhielt er Kunde von der Abſicht Napoleon's, in Deutſchland wiederum große Veränderungen vorzunehmen und viele gräfliche und fürſtliche Landesherren zu beſeitigen. Er wurde für ſeine Stellung, insbeſondere für ſeinen Territorialbeſitz und ſeine Einnahmen aus der Rheinſchifffahrtsoctroi beſorgt und ſuchte ſo ſchnell wie möglich die ſchwankende Haltung vergeſſen zu machen, welche er einige Wochen hindurch eingenommen hatte. In einem Schreiben vom 19. April 1806, welches, wie es ſcheint, an Herrn v. Hedouville, den franzöſiſchen Geſandten in Regensburg, gerichtet war, forderte Dalberg Napoleon zur Regeneration der deutſchen Reichsverfaſſung auf. Die deutſche Nation bedarf, heißt es in demſelben, der Regeneration ihrer Verfaſſung. Der größere Theil ihrer Geſetze enthält nur leere Worte ohne Sinn, da die Gerichte, die Kreiſe und der Reichstag nicht mehr die Mittel haben, das Eigenthum und die perſönliche Sicherheit gegen die Angriffe der Willkür und der Habſucht zu ſchützen. Der unglückſchwangere Zuſtand iſt kaum zu tragen für eine durch ihre Geſetzlichkeit, ihre Induſtrie und ihre urſprüngliche Thatkraft im Grunde achtungswerthe Nation, aber regenerirt kann die deutſche Verfaſſung nur werden durch den Leiter eines großen Reiches, welcher den Geſetzen Nachdruck giebt, indem er die vollziehende Gewalt in ſeiner Hand

concentrirt. Der Kaiſer von Oeſterreich, Franz II., iſt ſeiner perſönlichen Eigenſchaften wegen ein ehrenhafter Privatmann, aber das Scepter Deutſchlands iſt ihm entfallen, weil er die Wahlcapitulation verletzt hat, als er Baiern occupirte, die Ruſſen nach Deutſchland führte und Theile des Reiches abriß, um die bei den beſonderen Händeln ſeines Reiches begangenen Fehler zu bezahlen. Könnte Franz II. doch Kaiſer des Orients werden, um den Ruſſen zu widerſtehen und damit im Kaiſer Napoleon das Kaiſerreich des Occidents ſo wiedergeboren werde, wie es unter Carl dem Großen beſtand, als es aus Italien, Frankreich und Deutſchland zuſammengeſetzt war. Unmöglich iſt es nicht, daß das jetzige Uebel der Anarchie die Kurfürſten für eine ſolche Regeneration ſtimmen könnte; ließen ſie ſich doch auch einſtmals durch die Verwirrung des Interregnums bewegen, Rudolf von Habsburg zu wählen. Die Mittel des unterzeichneten Kurerzkanzlers ſind zwar ſehr beſchränkt, aber ſeine Abſichten ſind rein; vor Allem rechnet er auf die Weisheit des Kaiſers Napoleon in den Verhältniſſen, welche den Süden Deutſchlands, der demſelben vorzüglich ergeben iſt, beunruhigen; der Kurerzkanzler begehrt nichts für ſich ſelbſt und iſt überzeugt, daß die Keime der deutſchen Regeneration ſchnell gedeihen würden, wenn der Kaiſer Napoleon ſich jedes Jahr einige Wochen in Mainz perſönlich mit den ihm zugethanen Fürſten vereinigen könnte. — Zugleich mit dieſer Auseinanderſetzung richtete Dalberg einige Worte unmittelbar an den franzöſiſchen Kaiſer. Sire, ſchrieb er demſelben, Napoleon's Genie beſchränkt ſich nicht darauf, nur Frankreichs Glück zu ſchaffen; den überlegenen Mann beſtimmt die Vorſehung für die Welt. Es ſeufzt die achtungswerthe deutſche Nation in dem Unglücke der politiſchen und religiöſen Anarchie. Sein Sie, Sire, der Regenerator ihrer Verfaſſung; hier ſind einige Wünſche, wie die Lage der Dinge ſie eingegeben haben. Der Herzog von Cleve (Mürat) werde Kurfürſt und erhalte die Rheinoctroi auf dem ganzen rechten Ufer; Cardinal Feſch ſei mein Coadjutor; die für zwölf Reichsſtände auf die Octroi gelegte Rente erhalte irgend eine andere Grundlage. Eure Majeſtät werden in ihrer Weisheit beurtheilen, ob es dem allgemeinen Wohl nützlich iſt, meine

Ideen zu verwirklichen; wenn mich in dieſer Beziehung ein ideologiſcher Irrthum täuſcht, ſo giebt mir mein Herz doch Zeugniß von der Reinheit meiner Abſichten.

Dalberg begehrte in dieſen beiden Schreiben mit deutlichen Worten eine Verbindung der deutſchen Fürſten, welche Oeſterreich und doch wohl auch Preußen ausſchließen und Napoleon zum Schützer und Herren haben ſollte. Zugleich mit dieſem Begehren bat Dalberg den Kaiſer um die Erlaubniß, deſſen Oheim, Cardinal Feſch, zu ſeinem Coadjutor und Nachfolger beſtimmen zu dürfen. Ohne Zweifel wurde er zu dieſem letzteren Schritte durch die Meinung bewogen, daß ſein Land und ſein Einkommen ihm am ſicherſten ungeſchmälert bleiben werde, wenn Beides für die Zukunft dem Oheim des Kaiſers zugeſagt ſei.

Am 22. Mai 1806 ertheilte Napoleon nicht nur ſeine Zuſtimmung zu der Ernennung des Cardinals Feſch, ſondern verbürgte dem Kurerzkanzler auch die Erhaltung aller ſeiner Lande und Einkünfte. Dalberg's Miniſter Albini theilte hierauf am 27. Mai dem Reichstage mit, daß Seine kurfürſtliche Gnaden weder die durch den Deputationshauptſchluß beſtimmte Einrichtung der deutſchen katholiſchen Kirche, noch die Bildung des eignen Metropolitancapitels habe erwirken können; er ſehe daher ſchon bei ſeinen Lebzeiten, mehr aber noch bei ſeinem Tode die Lande und die Einkünfte des Erzbisthums bedroht; in langjährigen ſchweren Geſchäften und Sorgen bis zu dem dreiundſechzigſten Lebensjahre vorgerückt, habe er nicht länger anſtehen können, ſich einen Regierungsgehülfen, Coadjutor und Nachfolger auszuerſehen, dem es an Geiſtes- und Körperkräften, an perſönlichem Anſehen und mächtiger Unterſtützung nicht fehle. Seine kurfürſtliche Gnaden habe geglaubt, kein mehr würdiges Subject, als ſeine Eminenz, den Herrn Cardinal Feſch, von ſeiner päpſtlichen Heiligkeit erbitten zu können. Seiner Majeſtät dem Kaiſer Franz, welcher dieſem durch die Zeitumſtände gerechtfertigten Entſchluſſe zuverſichtlich den allerhöchſten Beifall ertheilen werde, ſei davon die ſchuldige Anzeige gemacht. — Dalberg's Verfahren erregte in ganz Deutſchland unwilliges Erſtaunen. Ein Corſe, der kein Wort Deutſch verſtand und Oheim des furchtbaren Feindes Deutſchlands

war, ſollte künftig als Erzkanzler die Reichsangelegenheiten leiten; der Mehlmagazinaufſeher, welcher nur ſeiner Verwandtſchaft wegen vom Papſte zum Erzbiſchof und Cardinal gemacht worden war, ſollte Primas der geſammten katholiſchen Geiſtlichkeit Deutſchlands werden! Wider dieſe Ausſicht lehnte ſich, ſelbſt in der damaligen Zeit, allgemein die öffentliche Stimmung auf und ein Schreiben des Kaiſers Franz vom 18. Juni 1806 erinnerte den Kurerzkanzler in ernſten Worten an das weltliche und geiſtliche Recht, an die alten Statuten der deutſchen Erzſtifte und die neuen Beſtimmungen des Deputationshauptſchluſſes; einen Erfolg aber konnte der allgemeine Unwille ſo wenig wie die kaiſerliche Mahnung bewirken; Dalberg hatte den Cardinal Feſch ſtatt des Grafen Friedrich Stadion, den er noch im Sommer 1804 gewollt, zum Nachfolger erhalten.

Die Neugeſtaltung Deutſchlands, welche Dalberg in dem Schreiben vom 19. April als zweite Bitte dem franzöſiſchen Kaiſer mitgetheilt hatte, griff ſo tief in die großen europäiſchen Verhältniſſe ein, daß Napoleon ſich zu keiner vorläufigen Aeußerung über dieſelbe gegen einen politiſch ſo untergeordneten Fürſten, wie der deutſche Kurerzkanzler war, veranlaßt ſah; auch hatte Dalberg's Schreiben ſchwerlich neue Entſchlüſſe Napoleon's veranlaſſen, ſondern nur die Willfährigkeit andeuten ſollen, auf alle von Napoleon beabſichtigten Aenderungen einzugehen.

Ohne vorangegangene Verhandlungen las Talleyrand in der erſten Woche des Juli dem Bevollmächtigten des Kurerzkanzlers wie dem des Königs von Baiern und des Fürſten von Naſſau in Paris die Rheinbundsacte vor; am 17. Juli erfolgte die auf den 12. Juli zurückdatirte Vollziehung derſelben; Graf Beuſt unterſchrieb im Namen Dalberg's. Dieſer aber hatte nach ſeiner ausdrücklichen Erklärung noch am 20. Juli die Urkunde nicht geſehen und tadelte in einem Schreiben an ſeinen Reſidenten in München mit bitteren Worten den Schritt, welchen Graf Beuſt gethan, bevollmächtigte jedoch in demſelben Schreiben den Reſidenten zu der für den 25. Juli beſtimmten Auswechslung der Ratificationen und vollzog bereits

am 20. Auguſt das Patent, durch welches er Beſitz von den ihm zugefallenen neuen Ländern ergriff.

Sechszehn deutſche Reichsſtände hatten ſich vom Reiche losgeſagt und zu dem Rheinbunde vereinigt, über welchen Napoleon unter dem Namen Protector unbeſchränkt verfügte. Dalberg, welcher den Titel Fürſt Primas, den Vorſitz in der Bundesverſammlung und die Souveränetät über die Stadt Frankfurt, die Grafſchaft Rheineck und die Beſitzungen der Fürſten und Grafen von Löwenburg-Wertheim erhielt, nahm von jetzt an eine glänzende Stellung ein, aber nur durch die Gunſt und nur als Werkzeug Napoleon's. Dieſer ließ ihn, um Jerome mit der Prinzeſſin von Würtemberg zu trauen, im Auguſt 1807 nach Paris, und um mit vielen Königen und Fürſten die Zuſammenkunft des franzöſiſchen und ruſſiſchen Kaiſers zu verherrlichen, im September 1808 nach Erfurt kommen. Manche Ehre widerfuhr ihm hier in den Kreiſen der Großen; wiederholt ward er zu der Tafel der Kaiſer und Könige gezogen, aber die ſtarre Kälte, mit welcher auch er von Napoleon behandelt ward, lehrte ihn doch, daß er jetzt nichts ſei, als ein Werkzeug in fremder Hand. Die vielen Beweiſe alter Anhänglichkeit, welche die Erfurter ihrem früheren Statthalter gaben, weckten wehmüthige Erinnerungen in dem nun vierundſechzigjährigen Manne, und als er am 6. und 7. October in Weimar bei Frau von Wollzogen wohnte und einige Tage ſpäter Goethe und Wieland wie vor Alters an ſeinem Mittagstiſche ſah, mochten wohl die vergangenen Zeiten vor ſeine Seele treten, in denen es ſo leicht und ſo bequem geweſen war, ein edeler und intereſſanter Mann zu ſein; niedergeſchlagen ging er, wie allgemein bemerkt ward, umher und war zerſtreut und abgeſpannt in der Unterhaltung. Empfindlicher noch machte ſich ihm der Unterſchied zwiſchen ſeinem früheren Wollen und ſeinem jetzigen Thun bemerkbar, als ein halbes Jahr ſpäter im April 1809 der damalige preußiſche Kammergerichtsrath und ſpätere Miniſter Eichhorn in Frankfurt bei ihm erſchien; derſelbe brachte einen Brief, in welchem Stein den Fürſten bat, ſich für die Milderung des von Napoleon ausgeſprochener Achtsbefehls zu verwenden. Seit dem Jahre 1785 hatte Dalberg mit Stein in einem

freundlichen Verhältniſſe geſtanden, aber er nahm das Schreiben nur nach langem Zögern und nur auf die Verſicherung an, daß er durch den Inhalt deſſelben in keine Schwierigkeiten verwickelt werden würde. Nachdem er es auf der Stelle erbrochen und geleſen hatte, wendete er ſich mit den Worten zu Eichhorn: Sie haben mir den Mann nicht genannt und ich will und darf ihn auch nicht nennen. Was ich thun kann, will ich gerne thun; ich werde Sie rufen laſſen und Ihnen die Antwort ſchriftlich ertheilen. — Von einem Tage zum anderen wartete Eichhorn auf eine nähere Mittheilung, aber vergebens; der Fürſt-Primas ſah ihn nur in größerer Geſellſchaft und ſchlüpfte dann kalt freundlich an ihm vorüber; Sie haben mir einen Brief gebracht, ſagte er ihm endlich; Sie können ſich leicht vorſtellen, daß ich nichts thun kann; ich habe bis jetzt nichts thun können; ich möchte gerne etwas thun. — Mit einem neuen Schreiben Stein's folgte Eichhorn dem Primas nach Aſchaffenburg. Die einzige Antwort aber, die er nicht ohne Mühe erhielt, war: Zuerſt bin ich Fürſt-Primas, und als ſolcher habe ich Pflichten, die mir heilig ſind. Kommen dieſe nicht in Colliſion, ſo gilt mir der Freund das Höchſte. Ich werde thun, was ich kann; leicht ſtellen Sie ſich aber vor, was ich Ihnen ſchon mehrere Mal geſagt, daß ich ſehr wenig thun kann. Man muß zuſehen und den ſchicklichen Zeitpunct abwarten. — Eichhorn mußte, wie er am 3. Mai dem Oberpräſidenten Sack ſchrieb, die Rückreiſe antreten, nur die leeren Worte im Ohr; er hat in dem geiſtlichen Herrn, äußerte ſich Sack, ſtatt eines Hirtenſtabes und deutſchen Mannes, nur ein ſchwankendes Rohr gefunden. —

Während Eichhorn noch in Frankfurt ſich aufhielt, hatte der neue Krieg zwiſchen Oeſterreich und Frankreich begonnen; Tyrol erhob ſich, die öſterreichiſchen Truppen rückten in Baiern ein und beſetzten München. In großartiger Ruhe hatte das öſterreichiſche Manifeſt ſich ausgeſprochen und auch hervorgehoben, daß eine Anzahl deutſcher Fürſten, durch franzöſiſchen Einfluß oder franzöſiſche Uebermacht geleitet, einen auf Umſturz aller alten Verhältniſſe und vielfältige Verletzung der heiligſten Souveränetäts- und Privatrechte gegründeten Bund mit einander eingegangen wären, zu deſſen Oberhaupt ſich

Napoleon gemacht habe. Dieſem Manifeſte gegenüber erließ Dalberg, wahrſcheinlich auf franzöſiſche Veranlaſſung, am 22. April 1809 auch ſeinerſeits eine Proclamation. Der Krieg iſt ausgebrochen, heißt es in derſelben, die bairiſche Nation, geachtet durch ihre Redlichkeit, ihre Tapferkeit, ihre Liebe zu ihrem Souverän iſt den in einer ſolchen Kriſis unvermeidlichen Verheerungen ausgeſetzt; ihr geliebter Monarch, ſo wie die erlauchten Perſonen ſeiner königliche Familie ſahen ſich genöthigt, die Reſidenz zu verlaſſen, und Baiern hat nichts gethan, wodurch es ſich dieſes Unglück ſollte zugezogen haben. Man ſucht die Meinung zu verbreiten, daß die Souveräne wider ihren Willen und nicht, um für ſich und ihre Unterthanen alle mit der ſouveränen Unabhängigkeit verbundenen Vortheile zu erhalten, in die rheiniſche Conföderation getreten ſeien. Die Souveräne aber empfinden lebhaft, daß der Wunſch nach Unverletzlichkeit des Gebietes und nach Erhaltung des Friedens die weſentlichen Beweggründe für die Vereinigung waren und daß wechſelſeitige Eintracht und Vertrauen zu ihrem Schirmer und Beſchützer, Seiner Majeſtät dem Kaiſer Napoleon, die Grundfeſte ihrer Sicherheit ausmacht; ihnen iſt keine Anſtrengung zu groß, um die politiſche Exiſtenz ihrer Staaten zu erhalten. Nur die Völker ſind es, welche einer Beruhigung und Aufklärung bedürfen, und da wir als Primas die Ehre haben, das Organ der rheiniſchen Conföderation zu ſein, ſo erfüllen wir dieſe Pflicht. Ja, Völker, der Heroismus des erhabenen Beſchützers und die vereinten Anſtrengungen der conföderirten Könige und Souveräne werden mit göttlichem Beiſtande den feſten und dauerhaften Frieden auf das Baldigſte zurückführen.

Der Friede ward in der That bald genug zurückgeführt, aber dieſer Friede war der Friede von Wien, 14. October 1809. In Folge deſſelben trat nach Napoleon's Willen Dalberg am 16. Februar 1810 Regensburg ab, welches Baiern erhielt. Die göttliche Vorſehung hat mich nach Regensburg geführt, ſagte Dalberg in ſeinem Abſchiedserlaß, ich fand biedere, edle Menſchen, und meine Pflichten geboten mir, ſo viel für ihr Wohl zu wirken, als mir möglich war. Ein anderes Schickſal entfernt mich nun von Regensburg; unver-

geßlich iſt mir, daß ich dankbare Gemüther, biedere, redlich fühlende Herzen fand. Schmerzlich iſt für mich die Trennung. Möge doch der Segen des Himmels das Wohl dieſer guten Stadt und Land aus ſo traurigen Schickſalen des Krieges befördern. —

Napoleon verſtärkte, um die großen Dienſte und die vielen Freundſchaftsbeweiſe des Fürſten Primas anzuerkennen, die Staaten deſſelben durch die hanauiſchen und fuldaiſchen Lande und erhob ſie zum Großherzogthum Frankfurt. Da aber die Grundſätze des franzöſiſchen Kaiſerthums keine Vereinigung einer weltlichen Herrſchaft mit einem Prieſterthum zulaſſen könnten, ſo gab Napoleon dem Prinzen Eugen und deſſen Erben an Stelle des Cardinal Feſch das Nachfolgerecht in dem neuen Großherzogthum.

Dalberg war durch die Erklärung Napoleon's Souverän eines zuſammenhängenden, aus den Reichsſtädten Wetzlar und Frankfurt, dem altmainziſchen Aſchaffenburg, der heſſiſchen Grafſchaft Hanau und den früheren Gebieten des Fürſtabtes von Fulda gebildeten Landes geworden. Es umfaßte dreimalhunderttauſend Einwohner auf dreiundachtzig Quadratmeilen, alſo einen Flächenraum wie das jetzige Naſſau und eine Einwohnerzahl wie das jetzige Oldenburg. In größeren Verhältniſſen, als bisher, machte ſich nun dieſelbe Sucht, Alles zu regieren und Alles zu beglücken, geltend, welche Wilhelm von Humboldt ſchon 1792 bemerkt und bekämpft hatte; in der Verfaſſung des Königreichs Weſtphalen fand Dalberg, wie er ausdrücklich erklärte, die beſten, auch für ſeinen Staat anwendbaren Grundſätze und Anordnungen; dieſelben wären ja, ſagte er, das eigenſte Werk des Kaiſers Napoleon, und überdieß durch die Regierung des Königs Hieronymus Majeſtät bereits bewährt. Das Organiſationspatent vom 16. Auguſt 1810 übertrug, unter Aufhebung der Verfaſſung aller bisherigen Gemeinden, Corporationen und ſelbſtſtändigen Landestheile, die Vollziehung der Geſetze und die Vollſtreckung der daraus fließenden Verfügungen an drei Miniſter und an die ihnen untergeordneten Präfecten der vier Departements des Großherzogthums. Präfecturrath, Departementscollegien, Staatsrath und Stände wurden zwar als berathende Verſammlungen

eingesetzt, deren Glieder aber mittelbar oder unmittelbar vom Großherzog ernannt.

Seine Minister waren: Graf Beust und die Herren von Eberstein und von Albini, neben welchen Seeger, v. Linden, Thomas, Borries und Molitor den Staatsrath bildeten. Keiner seiner Beamten besaß indessen sein ganzes Vertrauen; alles wollte er selbst lesen, entscheiden, thun und fiel, um der Abhängigkeit von seinen Ministern zu entgehen, nicht selten in die Hände von Fremden und Subalternen; oft ward er hintergangen und oft durch Undank gekränkt; mit sich selbst mochte er wohl wenig zufrieden sein; Mißtrauen und Bitterkeit nahmen in ihm zu; unruhig und heftig, wollte er bald dieses, bald jenes, aber zu Stande brachte er fast nichts. Schon dreißig Jahre früher hatte Goethe 1780 an Frau von Stein geschrieben: So klug und brav des Statthalters Plane auch sind, fürchte ich doch, es geht einer nach dem andern scheitern. — Der Antritt der Regierung ist ein gefährlicher Zeitpunct, hatte auch Körner schon 1790 sich geäußert, und doppelt für eine gewisse poetische Denkart; man wird ihm Schwierigkeiten in den Weg legen und er wird erschrecken. — Die Befürchtung, daß Dalberg als Fürst schwach und schwankend sein werde, erfüllte sich in einem Umfange, den weder Goethe noch Körner geahnet hatten; fast überall stand das politische Handeln des nunmehrigen Großherzogs von Frankfurt in geradem Widerspruche mit den politischen Lehren des früheren Statthalters von Erfurt.

Dalberg hatte 1786 in seiner Abhandlung über das Verhältniß zwischen Moral und Staatskunst geschrieben: Kommt der Staatsmann in die seltene Lage, in der ihm nichts übrig ist, als die Wahl: Mitschuldiger schädlicher Handlungen zu werden, oder seiner Stelle zu entsagen, da zaudere er nicht; er wird im Privatleben, in Ausübung bürgerlicher Tugenden, Trost und Glückseligkeit finden und das Beispiel seiner Entschlossenheit wird eine Wohlthat für den Staat sein. — Dalberg kam in die von ihm bezeichnete seltene Lage, als er seit 1801 nur die Wahl hatte zwischen dem Verlust der kurfürstlichen Stellung oder der unterwürfigen Hingebung an Napoleon. Die Verhältnisse, in denen er als Erzkanzler auf-

treten ſollte, waren ſchon damals furchtbar groß; ihm fehlte das Urtheil und die Kraft, alſo auch der Beruf und die Pflicht, handelnd in dieſelben einzugreifen; wollte Dalberg ſich ſeine politiſche Ehre und ſein Gewiſſen retten, ſo mußte er ſich ferne halten nicht nur von Aufgaben, zu deren Löſung er nicht befähigt war, ſondern auch von dem gewaltigen Wollen Napoleon's, dem er nichts entgegenſetzen konnte, als Nachgiebigkeit. Dalberg aber ließ ſich durch die Schmeichelworte, mit denen ſeine Umgebung ihm Gaben und Fähigkeiten zuſchrieb, die er nicht beſaß, und durch leichtgläubiges Vertrauen auf die Verſprechungen Napoleon's zu dem Irrthum verleiten, daß er römiſche Kirche und deutſches Reich zu retten habe. Mit dieſem Wahn eines wohlmeinenden, aber politiſch wenig begabten Mannes verband ſich, wie oft in ähnlichen Fällen, Rückſicht auf den Vortheil der Familie, perſönliche Eitelkeit und ſchwächlicher Ehrgeiz. Statt durch männlichen Rücktritt aus einer in ſich unhaltbaren und nur durch Gemeinſchaft mit dem Feinde zu behauptenden Stellung ſich und die Nation ſittlich zu kräftigen, blieb Dalberg Kurerzkanzler, wurde Fürſt-Primas und Großherzog aber zugleich auch von Tag zu Tag mehr ein geſchicktes Werkzeug, durch welches Napoleon deutſches Land und deutſches Volk in ſeine Unterwürfigkeit brachte.

In ſeiner 1795 ausgearbeiteten Abhandlung über die Erhaltung der Staatsverfaſſung hatte Dalberg nachgewieſen, daß kein einzelner Mann, ſondern nur die Geſchichte langer Zeit eine Staatsverfaſſung ausbilden könne; jede plötzliche Aenderung derſelben habe langdauernde, vielleicht nie endende Zerrüttung zur Folge; die Formen alter Geſetze, Gebräuche und Sitten müßten ſo viel wie möglich erhalten werden und nothwendige neue Geſetze nur Erläuterung und Ausdehnung der alten ſein. Nach ſeiner Erhebung zum Großherzog von Frankfurt aber hob Dalberg die alten Behörden, die alten Landſtände, die alten Gemeinden, die alten Gerichte, das alte Recht, das alte Maß und Gewicht, die alten Poſten auf und ſetzte die Napoleoniſchen Einrichtungen an deren Stelle. Als eifriger Freund der Aufklärung und als Mitglied des Illuminatenordens hatte Dalberg früher Nachrichten, Kenntniſſe,

Erörterungen jeder Art ungehemmt durch Wort und Schrift in möglichſt weite Kreiſe verbreitet zu ſehen gewünſcht; jetzt verordnete er auf Verlangen Seiner Majeſtät des Kaiſers der Franzoſen, daß die acht im Großherzogthum Frankfurt bisher herausgegebenen Zeitungen mit dem 1. Januar 1811 aufhören ſollten; an Stelle derſelben durfte nur ein einziges Tageblatt erſcheinen, deſſen Redacteur von dem Policeiminiſter ernannt und verpflichtet, deren Cenſur von dem Policeidirector in Frankfurt gehandhabt ward.

Nur durch die ſprachliche Ausdrucksweiſe ſeiner Geſetze und Erlaſſe erinnerte Dalberg auch jetzt noch oft an ſeine früheren ſchriftlichen Kundgebungen. Die beſtdenkbare Verfaſſung, heißt es zum Beiſpiel in dem Organiſationspatent vom 16. Auguſt 1810, iſt diejenige, in welcher der allgemeine Wille der Mitglieder durch vernünftige Geſetze ausgedrückt wird; in welcher die Verwaltung der Gerechtigkeit durch unabhängige, wohlbeſetzte Gerichtsſtellen beſorget wird; in welcher die vollſtreckende Gewalt der Hand des Fürſten ganz vertraut iſt. In allen Staatsverfaſſungen, welche aus dem Geiſte des Kaiſers Napoleon gefloſſen ſind, fügte er dann aber ohne Bedenken hinzu, erkennt man Anwendungen dieſer Grundſätze. — Als die Fuldaer 1811 ihm zu ſeinem Geburtstag ein Gedicht: „Vergiß mein nicht!“ überreicht hatten, ſagte Dalberg in ſeiner ſchriftlichen Antwort: ſo wenig that ich noch für das Wohl der guten Fuldaer; wenn ich künftig darin glücklicher geweſen ſein werde und mir alsdann das geſammte Fuldaer Land zuruft: Vergiß mein nicht! dann wird aus der Fülle meines Herzens eben ſo wie heute das Echo wiederhallen: dem braven, frommen, rechtſchaffenen Fuldaer Volke: Vergiß mein nicht! — Solche weder fürſtliche, noch geſchmackvolle, wenn auch gutgemeinte Worte ſchrieb Dalberg noch öfter, aber er hatte doch auch das Bewußtſein, daß er durch Worte den Erwartungen, welche er in früherer Zeit erweckt hatte, nicht genügen könne. Mein Leben ſtrömte, äußerte er ſich einmal in einem Briefe vom 20. November 1810, in einer raſch erzeugenden, vernichtenden, dann anders erzeugenden Zeit dahin; doch vielleicht wird mir noch am Abend meiner Tage ruhiges, dauerhaftes Erfüllen ſo mancher Wünſche

gegönnt. — Dieſe Hoffnung Dalberg's ging nicht in Erfüllung und konnte nicht in Erfüllung gehen, denn als der Mann, dem gegenüber ihm jede Selbſtſtändigkeit unmöglich geweſen war, fiel, fiel mit demſelben zugleich der einzige Grund, auf welchem das Großherzogthum Frankfurt ruhte. Noch einmal ging Dalberg im Mai 1811 nach Paris, um der Taufe des Königs von Rom beizuwohnen, und ſah zwei Jahre ſpäter, im April 1813, Napoleon zum letzten Mal, als dieſer ſich über Mainz zur Wiedereröffnung des Krieges nach Sachſen begab. Schon mehrere Wochen vor der Schlacht bei Leipzig verließ Dalberg am 28. September 1813 Aſchaffenburg, gab ſeine weltliche Regierung auf und zog ſich nach einem kürzeren Aufenthalt in Conſtanz, Zürich und Luzern nach Regensburg auf ſeinen erzbiſchöflichen Stuhl zurück. Mit dem ganzen Grimme eines Mannes, der auch in den Jahren des tiefſten Unglückes nie aufgehört hatte, an dem Sturze Napoleon's arbeiten zu helfen, rief Eichhorn, der ſpätere Miniſter, dem entflohenen Großherzog die zornigen Worte nach: Schon vor der Ankunft der Verbündeten hatte er Land und Leute im Stiche gelaſſen und war mit ſeinem böſen Gewiſſen geflohen. Zu ſeiner völligen Verdammniß hätte ihm nur noch die Unverſchämtheit gefehlt, auch noch Vergebung ſeiner ſchweren Sünden gegen deutſches Reich und Volksthum zu erflehen. —

Dalberg's politiſche Laufbahn war beendet; als Prieſter und Erzbiſchof brachte er ſeine letzten Lebensjahre zu und hatte dennoch den geiſtlichen Stand nur erwählt, weil derſelbe Ausſicht auf eine weltliche Stellung gewährte. Den inneren Beruf, Verkünder des Evangeliums, Spender der Sacramente, Seelſorger einer Gemeinde, geiſtlicher Führer einer Diöceſe zu ſein, hat er nie gehabt. Er kannte die Milde, die Wärme und die Kraft des chriſtlichen Lebens nicht, welches ſeinen beiden Nachfolgern auf dem Regensburger Stuhl, dem Biſchof Sailer und dem Weihbiſchof Wittmann, ihren Werth und ihre Bedeutung gab; der Friede und die Stille, die Freudigkeit und die Unſchuld Sailer's war ihm eben ſo fremd, wie die Strenge Wittmann's gegen ſich ſelbſt, wie deſſen Ernſt und unausgeſetztes Kämpfen gegen den Weltſinn. Für die durch Wachen und

Beten gebändigte Feuernatur Diepenbrock's, den Wittmann ſich zum Nachfolger gewünſcht hatte, und für deſſen faſt wunderbare Gewalt über die Menſchenherzen würde Dalberg nie ein Verſtändniß gehabt haben; er war, nicht mehr als der Katholicismus ſeiner Zeit; aber obſchon auch er ſich ſittenrein nicht gehalten hat, theilte er dennoch nicht die Liederlichkeit und Leichtfertigkeit der Domherren und Prälaten des achtzehnten Jahrhunderts. Erfüllung der Pflichten iſt die Grundlage aller Tugenden und aller echten Glückſeligkeit, hatte er 1773 in einem Aufſatze über das ſittliche Vergnügen geſchrieben; er würde ſich in jedem ſpäteren Jahre ohne Unwahrheit zu dieſen Worten haben bekennen können und denſelben auch ohne Zweifel nachgelebt haben, wenn die Erfüllung der Pflichten nur ohne große Anſtrengung und Opfer hätte bewirkt werden können. Er war ein Mann der Aufklärung und ein Feind des Aberglaubens und der abergläubiſchen Gebräuche, war Freimaurer und ſeiner Zeit auch Illuminat, aber niemals hat er ſich mit Spott über chriſtliche Lehren beſchmutzt, niemals, wie ſo viele ſeiner Standesgenoſſen, Voltaire und die Encyclopädiſten öffentlich oder insgeheim bewundert und verehrt. Was ſind wir ohne Gott? ſchrieb er in ſeinen 1782 gedruckten Gefühlen des Chriſten, wir wandern von einem Irrlicht zu dem andern. Oft ſtürzt der Pfad tief mit uns ein in Klüfte, wo Gewiſſensplagen, Neid, Rach' und Haß das Herz zernagen bei ſtolzer Lüge trübem Schein. — Oft hat er früher und ſpäter, namentlich ſeiner Geiſtlichkeit gegenüber, die Wahrheit und Kraft der chriſtlichen Heilswahrheiten mit ausdrücklichen Worten anerkannt; in Regensburg überließ er ſeit 1803 dem ernſten und eifrigen Wittmann die Ausbildung der angehenden Prieſter im Seminar und die Aufſicht über die ſtädtiſchen Schulen; durch bedeutende Gaben förderte er die unentgeltliche Vertheilung der Wittmann'ſchen Ueberſetzung des neuen Teſtamentes; kirchlich hatte er ſich früher unbedingt zu den Forderungen des Emſer Congreſſes von 1786 bekannt; dem Papſte Geld und Ehre, ſagte er damals zu Dohm, aber den Häuptern der deutſchen Kirche die alleinige Jurisdiction in ihren Diöceſen. — Auch zwanzig Jahre ſpäter war er auf das Engſte mit dem Generalvicar

und Coadjutor von Conſtanz, Baron von Weſſenberg, verbunden, welcher ein verwandtes Ziel, wie früher die deutſchen Erzbiſchöfe, verfolgte; aber zu allen Zeiten hat Dalberg feſtgehalten an der katholiſchen Kirche; ſelbſt mit bedeutenden Geldopfern ſuchte er deren Anſtalten und Einrichtungen zu ſichern und zu entwickeln. Durch häufige Kirchenviſitationen ſollte die pfarramtliche, durch Stellung von Preisaufgaben die wiſſenſchaftliche Thätigkeit der Geiſtlichen belebt werden. In Aſchaffenburg errichtete er eine bedeutende Zahl neuer Pfarreien, in Regensburg erhöhte er den Gehalt der Landcapellane auf mehr als das Doppelte; dem Seminar in Meersburg gab er aus ſeinen Privatmitteln einen jährlichen Zuſchuß von 2000 Gulden; die in dem proteſtantiſchen Zürich, neu gegründete katholiſche Gemeinde unterſtützte er durch dauernde Beiträge. Auch ſeinen prieſterlichen und biſchöflichen Pflichten entzog er ſich nicht; an Feſten las er auch in den großen Kirchen die Meſſe; öfterer ertheilte er perſönlich die Firmung und nahm die Fußwaſchung vor; noch als Greis führte er mehremal in brennender Sonnenhitze ſtundenlang und bis auf das Aeußerſte erſchöpft die Frohnleichnamsproceſſion durch die Straßen Regensburgs.

Als Katholik, als Prieſter und als Biſchof ſtand Dalberg, obſchon ihm, ſo weit Menſchenaugen ſehen können, das chriſtliche Glaubensleben fehlte, nicht niedriger, ſondern höher, als die große Mehrzahl der Biſchöfe und Domherren und ſonſtigen hohen Geiſtlichen ſeiner Zeit, und dennoch hat die Mißachtung und die Abneigung aller Parteien der katholiſchen Kirche ihn ſchwerer als irgend einen anderen deutſchen Kirchenoberen getroffen. Auch das Urtheil, welches ſich über Dalberg als politiſchen Mann feſtgeſtellt hat, lautet hart, härter, als die geſchichtliche Gerechtigkeit und Billigkeit geſtattet. Dalberg hatte, ſeitdem er 1802 Kurfürſt von Mainz geworden war, als deutſcher Landesherr daſſelbe Recht und dieſelbe Pflicht wie jeder weltliche Fürſt, den politiſchen Fortbeſtand ſeines Landes zu ſichern, und ſollte zugleich dem deutſchen Reiche den Erzkanzler, der römiſchen Kirche den Erzbiſchof erhalten. Zwar ließ er ſich in ſeiner Handlungsweiſe auch durch die Rückſicht auf ſein perſönliches Anſehen, auf ſeinen Einfluß

und seinen Reichthum bestimmen, aber schwerlich kann die Geschichte irgend einen regierenden Herrn nachweisen, welcher in seinem politischen Thun und Lassen nur an das Land und nicht auch an sich und seine Stellung gedacht hätte. Die Mittel, welche Dalberg zur Erreichung seiner Zwecke anwendete, waren klein und niedrig, aber es waren dieselben, deren sich in damaliger Zeit auch die gebornen Fürsten fast ohne Ausnahme bedienten. Weder unberechtigter noch selbstsüchtiger und niedriger als die anderen südwestlichen Rheinbundsfürsten ist Dalberg aufgetreten, aber er hatte reichere Gaben, als sie, und eben so wenig geleistet; er hatte größer geredet, als sie, und eben so klein gehandelt. Weil er anders, als Andere, in guten Tagen hohe Erwartungen erregt, in bösen Tagen aber nicht befriedigt hatte, ist seine niedrige politische Haltung so hart beurtheilt worden, wie wenn dieselbe eine nur ihm zur Last fallende Schuld, nicht eine Gemeinschuld der Zeit gewesen sei. Auch dürfen bei Dalberg's Beurtheilung die großen Vorzüge, welche ihn vor vielen politischen Männern auszeichneten, nicht unberücksichtigt bleiben.

Großartiges lag zwar nicht in ihm; er hat keine Blicke in die Tiefe, weder der Natur, noch des Geistes, des Staates oder der Kirche, der Wissenschaft oder der Kunst, gethan; Entschluß und Kraft des Willens kannte er so wenig im Leiden, wie im Thun, so wenig in der Durchführung des Guten, wie in der Bekämpfung des Bösen. Da seine Schriften nicht größer waren, als seine Thaten, so konnte er kein Mann werden für die Nachwelt, aber seinen Zeitgenossen war er wirklich etwas; seine Neigungen zu Wissenschaft und Kunst haben nach vielen Seiten hin gewirkt; im persönlichen Verkehr besaß er eine überaus große Liebenswürdigkeit; eine belebende und anregende Kraft ging von ihm aus, durch welche auch bedeutende Männer sich angezogen und festgehalten fühlten; natürliches Wohlwollen und Herzensgüte bewahrte er sich in allen Verhältnissen.

Auch als regierender Fürst wollte Dalberg, wie einstmals als politisch-philosophischer Schriftsteller und als Redner in der Erfurter Academie, Menschen beglücken, was nützlich und verständig sei, fördern und Unterricht und Bildung für Alle

zugänglich machen. Faſt von ſelbſt verſteht es ſich daher, daß er, wie andere Fürſten jener Zeit, die Leibeigenſchaft aufhob, die chriſtlichen Confeſſionen einander gleichſtellte, die rechtliche Stellung der Juden verbeſſerte, die bäuerlichen Laſten für ablöslich erklärte, aber Dalberg hatte, anders als viele andere Fürſten, wirklich ein Herz und thätige Fürſorge für menſchliche Noth und Bedürftigkeit; in Regensburg richtete er Schulen, insbeſondere auch für Arme und kleine Kinder, ein, verbeſſerte die Gehalte der Lehrer, gründete einen botaniſchen Garten und eine Zeichenſchule, geſtaltete das Waiſenhaus um und förderte eifrig die Kuhpockenimpfung. Auch in Frankfurt und Aſchaffenburg, in Hanau, Fulda und Wetzlar war er in ähnlicher Weiſe für die Unterrichtsanſtalten und das Armenweſen thätig; lebhaft beſchäftigte ihn der Wunſch, das Pennſylvaniſche Syſtem in den Gefangenhäuſern des Großherzogthums einzuführen; Arbeitshäuſer wurden gegründet und bedeutende Summen auf Errichtung vielerlei gemeinnütziger Anſtalten verwendet. Seine Hofhaltung war zu jeder Zeit überaus einfach, er geſtattete ſich nur einige Kammerherren, vier oder fünf Bediente, einen Koch, zwei Paar Pferde und einen ſehr wohlfeilen Mittagstiſch. Dalberg legte ſich, was wenige Menſchen und insbeſondere wenige Fürſten vermögen, oftmals Einſchränkungen und wirkliche Entbehrungen auf, um Anderen helfen und geben zu können; mit gutmüthigem Wohlwollen ſorgte er für ſeine Beamten und deren Hinterbliebene, für die karg bedachten proteſtantiſchen Pfarrer und katholiſchen Capellane und blieb alten und neuen Freunden bis in ſeine ſpäteſten Jahre ein Helfer in bedrängter Lage; der Familie Schiller's gab er reichlichen Jahrgehalt; Jean Paul verdankte vor Allen ihm eine geſicherte Lebenslage. Auch den ſiebenzigjährigen Greis hatte die alte Neigung, in möglichſt weiten Kreiſen Aufklärung zu verbreiten und die Menſchen zu beglücken, nicht verlaſſen. Ich bin arm geworden, ſchrieb er bald nach Verluſt ſeiner fürſtlichen Stellung, weiß mich aber zu beſchränken; ſeit dem erlittenen Schiffbruche war und bin ich pflichtmäßig beſchäftigt, die Gefährten meines Unglücks, Geſchäftsleute, Penſioniſten u. ſ. w., zu retten; der Zweck iſt größtentheils erreicht; wohl mir, daß ich keine treuen An-

gehörigen, keinen biederen Freund aufzuopfern brauche. Was ich vom Schiffbruche zwiſchen Haifiſchen der Raubſucht und Klippen des Parteigeiſtes rette, gehört meinen Freunden. — Bei meiner Gemüthsruhe — Folge meines Bewußtſeins, welches rein iſt — entſagt mein noch immer reger Geiſt, heißt es in einem anderen Briefe, doch nicht der Hoffnung, zu dem gegenwärtigen und künftigen Wohl der Menſchheit mitwirken zu können. Der Zeitgeiſt hat meine Thatkraft vernichtet, aber die Kraft des Wortes bleibt mir; vielleicht wird es zuweilen wirkſam ſein, wenn es ſich mit herzlichem Wohlwollen, reiner Wahrheitsliebe, lebhafter Empfindung zur rechten Zeit hören läßt; gewiß liegen in den gegenwärtigen Zeitverhältniſſen herrliche Elemente für Nationalität, liberale Formen und wahre Freiheit. Dem göttlichen Willen, der das Schwert gelenkt hat und bei den bevorſtehenden Verhandlungen die Feder leiten wird, bin ich unbegrenzt ergeben. —

In ihrer ganzen Weite zeigte ſich Dalberg's Neigung, wohlzuthun und mitzutheilen während des ſchweren Winters von 1816 zu 1817, in welchem Hunger und Elend als Folge des vorangegangenen naſſen Sommers über das weſtliche Deutſchland hereinbrach. Wer hilft jetzt meinen Armen, rief der Polizeidirector von Regensburg aus, als er den am 10. Februar 1817 erfolgten Tod des dreiundſiebenzigjährigen Erzbiſchofs erfuhr.

Wohlwollend und milde und nicht unwahr ſind die Worte, mit denen Wilhelm von Humboldt ſeines alten Freundes gedachte, als er am 4. April 1831 an Caroline von Wolzogen ſchrieb: Dalberg's, auch nach meinem Urtheil, in ſeiner Zeit ganz einzig daſtehendes Weſen der Vergeſſenheit entriſſen und für die Zukunft dargeſtellt zu ſehen, wünſche ich gar ſehr. Nur Sie können es. Man müßte es aber ſo machen, daß man weder auf ſeine ſchriftſtelleriſche, noch auf ſeine politiſche Seite Gewicht zu legen brauchte; in Beiden gibt er Blößen. Man muß ihm zeigen, worin er wirklich einzig war, in dem großen Adel des Gefühls und der Geſinnung, der unendlichen Grazie, dem erregbaren Sinne, dem unerſchöpflichen Reichthum an Anregungen zu Ideen, wenn auch nicht wirklich immer Ideen daraus wurden, woraus auch ſein Witz entſprang, ſei-

ner Freiheit von allen kleinlichen Rückſichten. Dieſe Seiten am Menſchen verlöſchen im Leben; die Geſchichte deutet ſie kaum an: ſie ſind aber doch die Angeln der Weltbegebenheiten, da ſie von Geſchlecht zu Geſchlecht das Innerſte der Menſchen anregen und bilden. —

Zweites Capitel.

Die unſelbſtſtändigen Rheinbundsſtaaten des weſtlichen Deutſchlands.

I.

Die Umwälzung des Beſtehenden durch die Regierungen.

Dreiunddreißig Jahre von 1738 bis 1771 regierte Markgraf Carl Friedrich von Baden-Durlach über ein Gebiet, welches kaum dreißig Quadratmeilen groß und in der Reichsmatrikel nur mit zwanzig Mann zu Roß und dreiundfünfzig Mann zu Fuß angeſchlagen war; dann aber fielen ihm 1771 die ungefähr eben ſo großen Beſitzungen der ausgeſtorbenen Baden-Baden'ſchen Linie zu. Wiederum zweiunddreißig Jahre hatte der Markgraf regiert, als ihm der Reichsdeputationsſchluß von 1803 eine Anzahl Reichsſtädte, Reichsabteien, Theile der Bisthümer Speier, Straßburg, Baſel und Conſtanz, die rheinpfälziſchen Aemter Ladenburg, Bretten und Heidelberg und einige Naſſauiſche und Darmſtädtiſche Aemter, im Ganzen ein Gebiet von neunundſechszig Quadratmeilen mit etwa zweihundertfünfundvierzigtauſend Einwohnern verſchaffte. Im Frieden von Preßburg trat Oeſterreich ihm 1805 das Breisgau und die Ortenau ab, durch die Rheinbundsacte erhielt er 1806 den großherzoglichen Titel und außerdem Herrſchaften des deutſchen und des Johanniter-Ordens, alle innerhalb der badiſchen Grenzen liegende reichsritterlichen Beſitzungen und theilweiſe auch die bisher unter der Landeshoheit neun verſchiedener Reichsgrafen geweſenen Gebiete. Als Carl Friedrich 1811 dreiundachtzig Jahre alt nach dreiundſiebenzig-

jähriger Regierung ſtarb, hinterließ er ſeinem Enkel, dem Großherzog Carl Ludwig, (1811—1818) ein Land, welches faſt zehnmal größer, als das einſt von ihm ſelbſt ererbte, war, auf 275 Quadratmeilen 924,307 Einwohner zählte und zum Rheinbunde ein Contingent von 8000 Mann zu ſtellen hatte. Unter ſiebenundzwanzig verſchiedenen geiſtlichen und weltlichen Obrigkeiten war, abgeſehen von den Gauerben und den vielen Reichsrittern, das Gebiet des neuen Großherzogthums vor 1803 vertheilt geweſen; die Auersberg, die Fürſtenberg, Leiningen, Löwenſtein-Werthheim, Salm, Schwarzenberg mußten ſich jetzt gefallen laſſen, badiſche Unterthanen zu ſein.

Auch Landgraf Ludwig von Heſſen-Darmſtadt (1790 bis 1830), welcher bei ſeinem Regierungsantritt etwa hundert Quadratmeilen mit 300,000 Einwohnern beſaß, hatte ſchon 1803 für 38 Quadratmeilen, die er verlor, das kurkölniſche Herzogthum Weſtphalen, mehrere Mainziſche und rheinpfälziſche Aemter, die Reichsſtadt Friedberg und einzelne Theile des Hochſtiftes Worms, im Ganzen eine Entſchädigung von 103 Quadratmeilen erhalten. Die Rheinbundacte gab ihm eine Anzahl reichsgräflicher und reichsritterlicher Herrſchaften, ſo daß der zum Großherzog erhobene Landgraf jetzt ein Gebiet von 214 Quadratmeilen mit 541,083 Einwohnern beſaß, welche in früherer Zeit faſt dreißig verſchiedenen Landesherren angehört hatten.

Die vielen Gebiete, welche Jahrhunderte hindurch als geiſtliche und weltliche Territorien, als Reichsſtädte und reichsritterliche Beſitzungen ein zwar erſtarrtes, aber doch unabhängiges Leben geführt hatten, ſollten jetzt als Großherzogthum Baden und als Großherzogthum Heſſen-Darmſtadt zu einem politiſchen Ganzen wenigſtens äußerlich gemacht werden. Um dieſe Aufgabe zu löſen, waren durchgreifende, die beſtehenden Rechte oft ſchwer verletzende Maßregeln der neuen Regierungen nicht zu vermeiden. Für berechtigt zu denſelben hielten ſich die Fürſten in beiden Staaten ohne irgend eine Einſchränkung, aber das an ſich Harte ward durch ſie nicht, wie in Württemberg, durch einen wild tyranniſchen König, oder, wie in Baiern, durch einen ſchleichend tyranniſchen Miniſter härter gemacht. Großherzog Ludwig von Heſſen war zu klug und vorſichtig,

um nicht eine möglichſt ſchonende Form ſelbſt für die ihrem Inhalte nach gewaltſamen Regierungshandlungen zu wählen, und Großherzog Carl Friedrich von Baden war Eine der mildeſten und achtungswertheſten Fürſtenperſönlichkeiten im damaligen Deutſchland; er hatte zur Zeit des Reichsdeputationshauptſchluſſes bereits ein halbes Jahrhundert hindurch regiert und in guten wie in böſen Tagen immer den ernſten Willen gezeigt, ſeinem Lande ein gerechter und ſorgſamer Herr zu ſein; ſeines Fürſtenrechtes war er ſich ſtark bewußt, aber wie Friedrich Wilhelm I. und Friedrich der Große nur, weil er ſeiner Fürſtenpflicht und der Verantwortlichkeit, welche ſie ihm auferlegte, nie vergaß. Als Menſch war er wohlwollend und gutmüthig, ehrenhaft und zuverläſſig. Wer den Kurfürſten von Baden kennt, ſchrieb Jung Stilling einmal, der weiß, daß dieſer Herr nie ſein fürſtlich Wort wieder zurücknimmt und allemal mehr hält und thut, als er verſprochen hat. — Die edlen Eigenſchaften des Fürſten und des Menſchen lagen in Carl Friedrich nicht als Zufälligkeiten zuſammenhangslos und wirkungslos neben einander, ſondern hatten ſeine ehrliche chriſtliche Ueberzeugung zur gemeinſamen Wurzel und ſeine gute Regierung zur gemeinſamen Frucht. Um dem Drucke der Zeit und dem Gebote Napoleon's zu widerſtehen, war zwar ſein Land nicht groß und ſein Wille nicht eiſern genug, aber nach außen ſchwächer und willfähriger, als die anderen deutſchen Fürſten, iſt er nur ſelten geweſen, und nach innen härter und willkürlicher wohl nie. Kein Wort des Haſſes, des Mißtrauens, des Spottes iſt jemals gegen ihn laut geworden, und der Badener ſetzt, wenn er ſeinen alten Landesherrn nennt, noch heute gerne hinzu: Der edle Herr oder der ehrwürdige und unvergeßliche Markgraf. Vielleicht hat, äußert ſich Hundeshagen mit warmer Verehrung, nie ein Fürſt die ſchwere Probe einer fünfundſechszigjährigen Regierung vor ſeinem Volke und vor Deutſchland und, man darf deſſen wohl getroſt verſichert ſein, auch vor dem Angeſichte und dem Richterſtuhle Gottes in ſolchem Grade beſtanden, wie der noch bis auf dieſen Tag viel geſegnete Carl Friedrich. —

In Baden, wie in Heſſen, erklärte im Auguſt 1806 der Landesherr, daß er ſeine alten und neuen Lande, welche einen einzigen untheilbaren Staat bildeten, mit völlig unbeſchränkter Souveränetät beſitze. Wir legen, fügte Großherzog Ludwig hinzu, der mit der neuen Würde erlangten unumſchränkten Gewalt auch in ſo fern einen ganz vorzüglichen Werth bei, als ſie uns die frohe Ausſicht eröffnet, das unſerm landesväterlichen Herzen ſo theure Glück unſerer Angehörigen, Diener und Unterthanen, ſo wie die allgemeine Wohlfahrt des Staates noch wirkſamer, als bisher, erhöhen und befeſtigen zu können.

In beiden Staaten wollte die Regierung vor Allem ſich von den hemmenden Beſchränkungen befreien, welche in dem Rechte der Landſtände, der Gemeinden und der neu unterworfenen, früher reichs-unmittelbaren Grafen und Ritter lagen. Der Großherzog von Heſſen fand, daß die in verſchiedenen Provinzen ſeiner Staaten verſchiedenartige ſtändiſche Repräſentation die wohlthätigſten Verbeſſerungen der Adminiſtration nicht ſelten hemme, mit hohen Koſten verbunden ſei und ihrem urſprünglichen Zwecke heutzutage nicht mehr entſpreche. Durch dieſe Betrachtungen, Erfahrungen und Gründe geleitet, haben wir, heißt es in dem Patente vom 1. October 1806, den Entſchluß gnädigſt gefaßt, die Landſtände ſämmtlicher unſerer Provinzen aus unumſchränkter Machtvollkommenheit aufzuheben, und die von denſelben behandelten Geſchäfte an unſere Landescollegien zu überweiſen. — In den Stammlanden des Großherzogthums Baden waren die Landſtände lange ſchon außer Wirkſamkeit, aber in dem neuerworbenen Breisgau hatten ſie ſich erhalten. Als die Ritterſchaft derſelben in einer Vorſtellung vom 11. März 1806 ihre Rechte in Erinnerung gebracht hatte, antwortete der Großherzog am 5. Mai: Wir können auf die Darſtellung, als ob die landesfürſtlichen Forderungen und Verordnungen im Breisgau forthin erſt Ständen vorgelegt werden müßten, oder als ob die Abgaben der Unterthanen nur freiwillige Opfer wären, keine Rückſicht nehmen. Da unſeren Landescollegien zur Dienſtpflicht gemacht iſt, nicht unſer einſeitiges Intereſſe, ſondern das geſammte Wohl des Landes vor Augen zu haben, und überdies jedem Unterthan der Zutritt zu ſeinem Herrn und Landesvater offen ſteht,

um nicht eine möglichſt ſchonende Form ſelbſt für die ihrem Inhalte nach gewaltſamen Regierungshandlungen zu wählen, und Großherzog Carl Friedrich von Baden war Eine der mildeſten und achtungswertheſten Fürſtenperſönlichkeiten im damaligen Deutſchland; er hatte zur Zeit des Reichsdeputationshauptſchluſſes bereits ein halbes Jahrhundert hindurch regiert und in guten wie in böſen Tagen immer den ernſten Willen gezeigt, ſeinem Lande ein gerechter und ſorgſamer Herr zu ſein; ſeines Fürſtenrechtes war er ſich ſtark bewußt, aber wie Friedrich Wilhelm I. und Friedrich der Große nur, weil er ſeiner Fürſtenpflicht und der Verantwortlichkeit, welche ſie ihm auferlegte, nie vergaß. Als Menſch war er wohlwollend und gutmüthig, ehrenhaft und zuverläſſig. Wer den Kurfürſten von Baden kennt, ſchrieb Jung Stilling einmal, der weiß, daß dieſer Herr nie ſein fürſtlich Wort wieder zurücknimmt und allemal mehr hält und thut, als er verſprochen hat. — Die edlen Eigenſchaften des Fürſten und des Menſchen lagen in Carl Friedrich nicht als Zufälligkeiten zuſammenhangslos und wirkungslos neben einander, ſondern hatten ſeine ehrliche chriſtliche Ueberzeugung zur gemeinſamen Wurzel und ſeine gute Regierung zur gemeinſamen Frucht. Um dem Drucke der Zeit und dem Gebote Napoleon's zu widerſtehen, war zwar ſein Land nicht groß und ſein Wille nicht eiſern genug, aber nach außen ſchwächer und willfähriger, als die anderen deutſchen Fürſten, iſt er nur ſelten geweſen, und nach innen härter und willkürlicher wohl nie. Kein Wort des Haſſes, des Mißtrauens, des Spottes iſt jemals gegen ihn laut geworden, und der Badener ſetzt, wenn er ſeinen alten Landesherrn nennt, noch heute gerne hinzu: Der edle Herr oder der ehrwürdige und unvergeßliche Markgraf. Vielleicht hat, äußert ſich Hundeshagen mit warmer Verehrung, nie ein Fürſt die ſchwere Probe einer fünfundſechszigjährigen Regierung vor ſeinem Volke und vor Deutſchland und, man darf deſſen wohl getroſt verſichert ſein, auch vor dem Angeſichte und dem Richterſtuhle Gottes in ſolchem Grade beſtanden, wie der noch bis auf dieſen Tag viel geſegnete Carl Friedrich. —

In Baden, wie in Heſſen, erklärte im Auguſt 1806 der Landesherr, daß er ſeine alten und neuen Lande, welche einen einzigen untheilbaren Staat bildeten, mit völlig unbeſchränkter Souveränetät beſitze. Wir legen, fügte Großherzog Ludwig hinzu, der mit der neuen Würde erlangten unumſchränkten Gewalt auch in ſo fern einen ganz vorzüglichen Werth bei, als ſie uns die frohe Ausſicht eröffnet, das unſerm landesväterlichen Herzen ſo theure Glück unſerer Angehörigen, Diener und Unterthanen, ſo wie die allgemeine Wohlfahrt des Staates noch wirkſamer, als bisher, erhöhen und befeſtigen zu können.

In beiden Staaten wollte die Regierung vor Allem ſich von den hemmenden Beſchränkungen befreien, welche in dem Rechte der Landſtände, der Gemeinden und der neu unterworfenen, früher reichs-unmittelbaren Grafen und Ritter lagen. Der Großherzog von Heſſen fand, daß die in verſchiedenen Provinzen ſeiner Staaten verſchiedenartige ſtändiſche Repräſentation die wohlthätigſten Verbeſſerungen der Adminiſtration nicht ſelten hemme, mit hohen Koſten verbunden ſei und ihrem urſprünglichen Zwecke heutzutage nicht mehr entſpreche. Durch dieſe Betrachtungen, Erfahrungen und Gründe geleitet, haben wir, heißt es in dem Patente vom 1. October 1806, den Entſchluß gnädigſt gefaßt, die Landſtände ſämmtlicher unſerer Provinzen aus unumſchränkter Machtvollkommenheit aufzuheben, und die von denſelben behandelten Geſchäfte an unſere Landescollegien zu überweiſen. — In den Stammlanden des Großherzogthums Baden waren die Landſtände lange ſchon außer Wirkſamkeit, aber in dem neuerworbenen Breisgau hatten ſie ſich erhalten. Als die Ritterſchaft derſelben in einer Vorſtellung vom 11. März 1806 ihre Rechte in Erinnerung gebracht hatte, antwortete der Großherzog am 5. Mai: Wir können auf die Darſtellung, als ob die landesfürſtlichen Forderungen und Verordnungen im Breisgau forthin erſt Ständen vorgelegt werden müßten, oder als ob die Abgaben der Unterthanen nur freiwillige Opfer wären, keine Rückſicht nehmen. Da unſeren Landescollegien zur Dienſtpflicht gemacht iſt, nicht unſer einſeitiges Intereſſe, ſondern das geſammte Wohl des Landes vor Augen zu haben, und überdies jedem Unterthan der Zutritt zu ſeinem Herrn und Landesvater offen ſteht,

ſo bedarf es keines weiteren Organs zwiſchen den Fürſten und den Unterthanen und die hieraus entſtandenen ſchweren Koſten können eingeſtellt werden. —

Gegen die der badiſchen Souveränetät neu unterworfenen früheren Landesherren: die Auersberg, Fürſtenberg, Leiningen, Löwenſtein, Salm, Schwarzenberg, ſowie gegen die unterworfenen Reichsritter und den eigenen angeſeſſenen landſäſſigen Adel beobachtete Carl Friedrich in den erſten Jahren des Rheinbundes rückſichtvolle Schonung; mit den früheren Landesherren ſuchte er ſich über deren künftige Stellung möglichſt zu verſtändigen und vermied es ſichtbar, den Ausdruck Unterthan auf ſie anzuwenden; die früheren Reichsritter wurden ſogar durch die großherzogliche Verfügung vom 10. Februar 1807 aufgefordert, cantonsweiſe Abgeordnete nach Carlsruhe zu ſenden, um ihre Wünſche und Erinnerungen bekannt zu machen; erſt nachdem dieſe Abgeordneten gehört und die zugleich eingereichten ſchriftlichen Bemerkungen des Reichsadels von Craichgau, Ortenau, Hegau, Neckar, Ottenwald geprüft waren, erließ der Großherzog die Verordnung vom 22. Juli 1807. In Heſſen ſchritt die Regierung der Form nach rückſichtsloſer vor, die Standesherren mußten eine Subjectionsurkunde ausſtellen, in welcher ſie ſich dem Großherzoge als ihrem gnädigſten Souverän als getreue und gehorſame Unterthanen ausdrücklich verpflichteten. Weder mit den früheren Landesherren, noch mit den früheren Reichsrittern ward eine Rückſprache über ihre neue Stellung genommen, aber dem Inhalte nach ſtimmten die badiſche und heſſiſche Verfaſſung über das Verhältniß dieſer neuen Unterthanen im Weſentlichen überein. Die Badiſchen Verordnungen vom 20. März und 21. Juli 1807 gaben, wie die heſſiſche Declaration vom 1. Auguſt 1807, den Standesherren Ehrenrechte aller Art, Autonomie, privilegirten Gerichtsſtand, Juſtiz- und Polizeiverwaltung, Patronat und bedeutende Finanzrechte. In Baden machte zwar Carl Friedrich, um, wie er ſich ausdrückte, die Regierung zu concentriren und die Kraft der Staatsverwaltung nach außen und nach innen zu erhöhen, ſein Recht als Souverän ſcharf geltend, aber dennoch huldigten die Bewohner der Standesherrſchaften neben dem Großherzoge auch ihren früheren Fürſten oder

Grafen. Die ehemaligen Reichsritter wurden in Baden durch Verordnung vom 22. Juli, in Heſſen durch Declaration vom 1. December 1807 dem angeſeſſenen Landadel gleichgeſtellt, aber mit Ehrenrechten, gutsherrlichen Rechten, Patronat, Autonomie, Stammgutsvererbung, Execution in Gerichts- und Polizeiſachen, Befreiung vom Kriegsdienſt und von manchen Steuern, reich ausgeſtattet und in eine Stellung gebracht, für welche nach den Worten der badenſchen Verordnung Einheit und Energie der Regierung, Würde und Annehmlichkeit der angeſehenen Claſſe dieſer adeligen Staatsbürger und die Wohlfahrt der anderen Staatsbürgerclaſſen Ausgangspunct ſein ſollte.

Die Verhältniſſe der Gemeinden neu zu geſtalten, war eine äußere Veranlaſſung nicht vorhanden; in Heſſen blieb, wie es ſcheint, Alles beim Alten, in Baden ward den Gemeinden auch durch die Organiſation vom 26. November 1809 Beſorgung der Gemeindeangelegenheiten und Einfluß auf die Beſetzung der Gemeindeobrigkeit gelaſſen, aber Bürgermeiſter und Stadtrath in den Städten, Gericht und Vogt in den Dörfern waren in ihren Rechten eng begrenzt und unter ſcharfe Aufſicht der Vorſteher des Amtes geſtellt, zu welcher eine Anzahl Gemeinden vereinigt wurden.

Obſchon den Standesherren, den früheren Reichsrittern und dem anſäſſigen Landesadel in beiden Großherzogthümern eine Stellung gegeben ward, welche denſelben manche Unterthanenpflichten abnahm und manche obrigkeitliche Rechte zugeſtand, ließ ſich dennoch weder Carl Friedrich, noch Ludwig hierdurch an einer durchgreifenden, ſehr centraliſirten Regierung der verſchiedenen zu einem Staate verbundenen Landestheile hindern. In Heſſen war durch das unmittelbar nach Erwerb des Herzogthums Weſtphalen erlaſſene Edict vom 30. October 1803, in Baden durch die Edicte vom 5. Juli 1808 und vom 26. November 1809 die Regierung aller Angelegenheiten des Staates und vieler Angelegenheiten des Einzellebens an neu angeordnete Ober-, Mittel- und Unterbehörden überwieſen, welche, in unbedingter Abhängigkeit von ihren Vorgeſetzten, nur die auch die kleinſten Verhältniſſe umfaſſenden Vorſchriften derſelben auszuführen hatten und dem Souverän die Gewißheit

verſchaffen ſollten, Alles und Alles allein zu regieren. Wir wollen, erklärte Carl Friedrich in dem Edicte vom 5. Juli 1808, daß mit dem Geiſte der Humanität und des Rechts, welcher ſeit ſechs Jahrzehnten unſere Regentenhandlungen leitete, jetzt auch mehr Einheit und Zuſammenhang in dem Getriebe der Verwaltungszweige, mehr Einfachheit in den Geſchäftsformen und mehr Schnelligkeit und Kraft in der Vollziehung verbunden werde. —

Um der Regierung eine möglichſt ſtarke Kriegs- und Geld-Macht in die Hand zu geben, wurde die allgemeine Conſcription eingeführt und die Aufhebung aller früheren Steuerfreiheiten beſchloſſen; nur einige ſchwankende Bevorzugungen der Standesherren blieben beſtehen. Die Geſetzgebung behandelte die neu zuſammengefügten Landestheile, ohne irgend eine Rückſicht auf die Verſchiedenheiten zu nehmen, welche das Leben in denſelben erzeugt hatte, und erſtreckte ſich auf die kleinſten Einzelheiten der zu ordnenden Verhältniſſe. Die badiſchen Verordnungen über die Organiſation der Behörden und über die Grundverfaſſung der verſchiedenen Stände ſind ziemlich ausführliche Compendien über die von ihnen behandelten Gegenſtände. Der Code Napoleon ward als das vorzügliche Reſultat geſetzgebender Weisheit vom 1. Juli 1809 an in Baden eingeführt und am 1. Auguſt 1808 in Heſſen wegen der Ueberzeugung des Großherzogs von der Vortrefflichkeit deſſelben verheißen. Die Polizei übte in Baden eine umſichtige und gemäßigte Thätigkeit; ſie ordnete die Armenpflege, das Verfahren gegen Bettler und Vagabunden, die Führung der Geburts- und Sterbeliſten in zweckmäßiger Weiſe, förderte den Uebergang der Juden vom Kleinhandel zum Handwerk, hob das Verbot, andere Univerſitäten, als badiſche, zu beſuchen, auf u. ſ. w., aber auch ſie ſah ſich genöthigt, am 18. October 1810 alle politiſchen Zeitungen bis auf die großherzoglich badiſche Staatszeitung, welche unter unmittelbarer Leitung der Regierung ſtand, zu unterdrücken.

Die Kirche war in Heſſen und Baden niemals, wie in Baiern die katholiſche und in Württemberg die lutheriſche, eine politiſche Macht geweſen und daher auch nicht von den Gewaltſamkeiten bedroht, welche ſie in jenen Ländern erfuhr.

Die heſſiſche Regierung wandte den kirchlichen Verhältniſſen, wie es ſcheint, wenig Aufmerkſamkeit zu und ließ ſie in herkömmlicher Weiſe fortbeſtehen, der Großherzog von Baden aber hatte von Jugend auf Herz und Sinn für das kirchliche und religiöſe Leben gehabt. Der Zug des eigenen Innern, die Gottesfurcht des elterlichen Hauſes und die ſtrenge Schule des Lebens hatten ihn zu einem frommen Chriſten werden laſſen. Die heilige Schrift kannte er gründlich und liebte die alten Geſänge. In der Dorfkirche zu Steinbach reichte er einſt ſeinem Nachbar das eigene Geſangbuch mit den Worten hin: nehmen Sie nur, ich weiß die Lieder auswendig. In dem kirchlichen Bekenntniſſe des badiſchen Hauſes erzogen, war er durch die kernhafte Feſtigkeit der lutheriſchen Lehre und die männliche Ruhe und Tüchtigkeit des lutheriſchen Lebens vor den leichtfertigen und abergläubiſchen Verirrungen bewahrt geblieben, welche ſich zur Zeit Friedrich Wilhelm's II. in Berlin, Caſſel und anderen Orten fanden. Da aber die Erfahrungen des Lebens nicht weniger, als der Unterricht der Theologen, und ſein Gemüth und ſeine Phantaſie nicht weniger, als ſein Verſtand, auf die religiöſe Entwickelung des Knaben und Jünglings eingewirkt hatte, ſo entging er der Gefahr, in dem lutheriſchen Orthodoxismus des achtzehnten Jahrhunderts zu verknöchern. Friedrich Brauer, der die Kirchenlehre feſt vertrat, war ſein vertrauter Freund, aber auch Klopſtock und Herder und Lavater ſtanden ihm nahe; Jung Stilling rief er 1803 nach Heidelberg und bald darauf in ſeine nächſte Nähe nach Carlsruhe. In frühen Jahren ſchon hatte er den Trieb gefühlt, das chriſtliche Leben, welches ihn ſelbſt erfüllte, auch auf Andere wirken zu laſſen und in möglichſt weite Kreiſe zu verbreiten. Ich habe, ſagte er ſpäter zu Stilling, von Jugend auf den Wunſch gehabt, der Religion und dem Chriſtenthum alle meine Kräfte zu widmen; allein Gott hat mir das Regentenamt anvertraut, dem ich alle meine Kräfte ſchuldig bin. Sie ſind nun der Mann, den Gott zu dieſem Zwecke zubereitet hat. Ich entbinde Sie daher von allen irdiſchen Verbindlichkeiten und trage Ihnen auf, durch Ihren Briefwechſel und Ihre Schriftſtellerei die Religion und das praktiſche Chriſtenthum an meiner Stelle zu befördern; dazu

berufe und beſolde ich Sie. — Wenn Carl Friedrich ſich auch beſonnen genug zeigte, die Predigt des Evangeliums, welche ſeines Amtes nicht war, zu unterlaſſen, ſo zeigte er ſich doch auch männlich genug, um als Fürſt den Chriſten niemals zu verleugnen. Nicht als oberſter Biſchof wollte er auftreten, aber als evangeliſcher Regent und als erſtes Mitglied der evangeliſchen Kirche, wie er ſich in ſeinen geſetzlichen Anordnungen ſelbſt zu bezeichnen pflegte. Den für die kirchlichen Verhältniſſe Badens entſcheidenden und viele Jahre nachwirkenden Schritt that Carl Friedrich, als er den rechten Mann an die rechte Stelle brachte.

Johann Nicolaus Friedrich Brauer, geboren 1754 zu Büdingen und 1774 nach beendeten Univerſitätsſtudien in den badiſchen Dienſt getreten, war ein von Freund und Feind geachteter, durchaus ehrenhafter Mann, reich ausgeſtattet mit nicht gewöhnlichen, obſchon ſchwerfällig ſich bewegenden Geiſtesgaben; als kenntnißreichen und gutgeſchulten theoretiſchen Juriſten hat er ſich in den Schriften gezeigt, welche er über den weſtphäliſchen Frieden, aber auch über den Code Napoleon und über das Staatsrecht des rheiniſchen Bundes ſchrieb; als geübter und erfahrener Geſchäftsmann bewährte er ſich in der bedeutenden und ſehr einflußreichen Stellung, welche er nacheinander im Miniſterium des Auswärtigen, des Innern und der Juſtiz einnahm. Er beſaß das volle Vertrauen ſeines Fürſten, dem er ein treuer Freund und zuverläſſiger Rathgeber war; ſeine Stimme gab bei Verhandlungen über Landesangelegenheiten meiſtens den Ausſchlag; die vielen umgeſtaltenden Geſetze jener Zeit, insbeſondere die ergänzenden Beſtimmungen zu dem Code Napoleon ſind zum größten Theil von ihm entworfen. Auch ihn hatten die Zucht des elterlichen Hauſes, das Studium der heiligen Schrift und die Erfahrungen des inneren und äußeren Lebens zu einem einfach frommen Chriſten herangezogen; ſeine nüchterne Natur aber, ſowie ſeine juriſtiſche Schulung und der Einfluß eines langen gemeſſenen Geſchäftslebens gaben für ihn der Lehre und der Rechtgläubigkeit größeres Gewicht, als ſie für ſeinen Fürſten hatten; männliche Feſtigkeit und Tüchtigkeit bezeichnete auch in dieſer Beziehung ſein ganzes Weſen.

Drei Jahrzehnte hindurch vertraute Carl Friedrich diesem Manne die Ausführung aller der Wünsche und Gedanken an, die er für die Förderung des kirchlichen und religiösen Lebens seines Landes hegte und gab hierdurch, wie Hundeshagen bemerkt, der damaligen Kirchengesetzgebung Badens die große Einheitlichkeit, welche derselben eigenthümlich ist. In der markgräflich badischen Kirchenrathsinstruction von 1797 und in dem Constitutionsedict von 1807, die kirchliche Staatsverfassung betreffend, trat, wie in den Edicten und den Synodalbefehlen, überall nicht nur derselbe christliche Sinn, sondern auch dieselbe christliche Sprache hervor. Wir sind gesonnen, erklärte der Großherzog in dem Edicte vom 20. März 1807, sorgfältigst darauf zu achten, daß der Unterricht in den Kirchen und Schulen unserer Lande nicht in den Vortrag einer bloßen Moral ausarte, sondern daß stets der lebendige Glaube an Jesum, den Erlöser und Sohn Gottes, gelehrt und aufrecht gehalten werde. — Die eigentliche Bedeutung der Kirchengesetzgebung Carl Friedrich's liegt wohl nicht in den Versuchen zur Lösung der großen kirchenpolitischen Probleme, sondern darin, daß sie dieselben tiefer als die anderen Regierungen faßte und bestimmter feststellte. Das Dasein der scharfen, schwierigen Gegensätze wurde nicht geläugnet und niemals ein Versuch gemacht, den Knoten zu zerhauen. Die Berechtigung der Kirche und des Staats, der römischen Curie und des deutschen Souveräns, des evangelischen Fürsten und des Consistoriums, des Consistoriums und des Pfarramtes, der Lehrfreiheit und der symbolischen Bücher fand in gleicher Weise Anerkennung. Mit redlichem Ernst und frommem Sinn wurde die Lösung dieser Gegensätze erstrebt; gelungen ist dieselbe wohl nur in geringem Grade, aber das heutige Geschlecht wird sich schwerlich für berechtigt halten dürfen, aus diesem Grunde Carl Friedrich und Brauer mit Geringschätzung zu betrachten.

Derselbe Geist, wie in der kirchlichen Gesetzgebung, sprach sich in der damaligen Pflege und Leitung des badischen Unterrichtswesens aus. Von seinem Regierungsantritte an hatte Carl Friedrich insbesondere dem Volksschulwesen seine Aufmerksamkeit zugewendet. Die lange Reihe von Verfügungen, welche der Markgraf von 1749 bis 1803 erließ, zeigen,

daß er ununterbrochen bedacht war, eine angemessene Stellung und Ausbildung der Elementarlehrer, allgemeine Schulpflichtigkeit der Kinder und einfache Anordnung der Lehrgegenstände und des Unterrichts herbeizuführen. Lesen, Schreiben und Rechnen sollte jedes Kind seines Landes lernen, aber als wesentlichste Aufgabe der Volksschule bezeichnete er doch immer wieder die Heranbildung der Kinder zu frommen Christen. Der Grund vornehmlich zur ewigen Wohlfahrt der Kinder soll gelegt werden, sagte er, und als Mittel hierzu soll dienen die Erlernung von Psalmen, Sprüchen und Kirchengesängen, die Einübung des Catechismus und das Lesen nicht nur von Hübner's biblischen Historien, sondern auch der heiligen Schrift selbst. Die Sprüche sollen, wie schon die Generalsynodalordnung vom 25. Mai 1756 verlangte, ordentlich analysirt und zergliedert und mithin den Kindern Alles auch dem Verstande nach beigebracht werden; annebst ist ihnen zu weisen, wie sie solche Sprüche und überhaupt die ganze heilige Schrift und Lehre des Catechismus zu desto herzlicherem Gebet, zur Förderung ihres Glaubens und zu christlichem Lebenswandel sich zu Nutze machen können. — Man soll, heißt es in der Kirchenrathsinstruction von 1797, bei dem Auswendiglernen von Sprüchen und zweckmäßigen Liedern nicht stehen bleiben, sondern, zumal in den letzten Schuljahren, eine hinlängliche Verstandesbearbeitung auf das Erlernte gründen, immer jedoch mit Hinsicht auf möglichste Vermeidung aller metaphysischen Religionsbetrachtungen, aber mit Beibehaltung und Einprägung der historischen, biblischen Glaubenswahrheiten, ohne welche wir einen auch noch so practisch eingerichteten moralischen Unterricht weder für ächt evangelisch, noch für wirksam erkennen. —

Die Ländererwerbungen im Jahr 1803 machten neue, umfassende Anordnungen für das Schulwesen nöthig, aber auch das Edict vom 13. Mai 1803 über die Organisation der gemeinen und wissenschaftlichen Lehranstalten hielt ebenso, wie alle späteren Erlasse Carl Friedrichs, im Wesentlichen die seit einem halben Jahrhundert verfolgte Richtung, insbesondere auch die weise Beschränkung des Elementarunterrichts auf eine geringe Zahl von Gegenständen, fest. Die unteren Schulen sind bestimmt, erklärte das Edict vom 13. Mai 1803, den

Stadtbürger oder den Landmann in die Kenntniß alles desjenigen zu ſetzen, was ihm für ſeinen Lebensberuf als Chriſt und Staatsbürger zu wiſſen nothwendig iſt, ohne ihn jedoch zu einer Geiſtesentwickelung heraufzuſchrauben, wobei ſeine Berufsarbeit verſäumt oder ihm unſchmackhaft gemacht würde. — Für Sonntagsſchulen, Abendſchulen, ſo wie für Unterweiſung in irgend einer der Gegend angemeſſenen Handarbeit ſollte in allen Ortſchaften geſorgt und in den Städten neben den Mittelſchulen auch der Elementarunterricht auf eine größere Zahl von Gegenſtänden ausgedehnt werden.

Ihre Achtung vor der wiſſenſchaftlichen Bildung bekundete die Regierung Carl Friedrichs vor Allem durch die Pflege, welche ſie der Landesuniverſität zu Theil werden ließ. Dieſelbe befand ſich, als Heidelberg 1803 mit einigen anderen rheinpfälziſchen Aemtern auf Grund des Reichsdeputationshauptſchluſſes Baden einverleibt wurde, in argem Verfall. Unter ihren Lehrern befanden ſich zwar Carmeliter, ein geweſener Jeſuit und manche alte Illuminaten, aber, abgeſehen von Daub, kein Mann von eigentlicher Bedeutung. Ihrer Beſitzungen auf dem linken Rheinufer beraubt und mit Schulden beſchwert, ſchien ſie keine Hoffnung auf ein neues, friſches Leben hegen zu dürfen, aber ſobald ſie badiſch geworden war, erhielt ſie die Möglichkeit, ſich wieder zu heben; Carl Friedrich gab ihr eine für die damaligen Verhältniſſe reiche Dotation, machte ſich ſelbſt zu ihrem Rector und vertraute ihre Pflege Männern wie Brauer und dem Freiherrn Siegmund Carl von Reizenſtein an. Die nicht geringe Zahl hervorragender Lehrer, welche jetzt ſich ſchnell zuſammenfand, ſchuf in Heidelberg ein vielbewegtes Leben von eigenthümlichem Gepräge und gab bald der Univerſität eine ſelbſtſtändige Stellung in der deutſchen wiſſenſchaftlichen Welt.

In Kirche und Schule war dem badiſchen Lande unter Carl Friedrich eine ernſte und geſunde Geſetzgebung und Verwaltung zu Theil geworden, welche im Weſentlichen immer von dem poſitiven Chriſtenthum ausging, niemals daſſelbe als Mittel zum Zweck gebrauchte und ſich fern hielt von allen Verzerrungen, fern von Fanatismus und fern von der krankhaften Zurückgezogenheit, die jede friſche männliche That faſt

als eine Auflehnung gegen Gott betrachtet. Auch im Polizei- und Justiz-, im Kriegs- und Finanz-Wesen und in der Verwaltung überhaupt zeigte sich die badische Regierung unter schweren Verhältnissen gewissenhaft und wohlwollend; weder durch Willkür noch durch Gewaltsamkeit hat sie die Achtung der Unterthanen vor der Rechtsordnung des Landes und vor den Rechten der Einzelnen untergraben, und dennoch ist aus den Zeiten Carl Friedrichs die Generation in Baden hervorgewachsen, welche politische Umwälzungen in Deutschland mit zäher Ausdauer erstrebte und während der Bewegungen von 1830 und 1848 das Großherzogthum vernichtet haben würde, wenn nicht Hülfe von außen erschienen wäre. Die zur Umwälzung treibenden Verhältnisse und Personen sind ohne Zweifel ungewöhnlich stark in Baden gewesen, aber jeden Falles thun doch die Ereignisse, welche dort seit 1815 einander folgten, dar, daß eine haltlose Regierung in schwierigen Verhältnissen nicht deßhalb sicher ist, weil ihr die halbhundertjährige feste und auf gesunder Grundlage ruhende Herrschaft eines redlichen Fürsten voraus ging.

Nassau befand sich politisch in einer ähnlichen Lage, wie Baden und Darmstadt, obschon in kleinerem Maßstabe. Die deutschen Linien des fürstlichen Hauses hatten auf dem linken Rheinufer die Saarbrückischen und einige andere kleine Lande in dem Lüneviller Frieden an Frankreich abtreten müssen und als Entschädigung dafür durch den Reichsdeputationshauptschluß von 1803 mehrere Abteien und eine Anzahl Mainzischer, Trierscher, Cölnischer und Pfälzischer Aemter erhalten; die Rheinbundsacte gab ihm außer dem herzoglichen Titel die Souveränetät über verschiedene reichsritterliche Gebiete und über größere und kleinere Theile der Reichsgrafschaften Solms, Bassenheim und Wied. Nachdem sich die beiden bisher gesonderten Linien: Nassau-Weilburg und Nassau-Usingen am 30. August 1806 zu einer gemeinsamen Regierung vereinigt hatten, zählte das so entstandene Herzogthum 103 Quadratmeilen mit 272,000 Einwohnern, welche zu gleichen Theilen der reformirten, lutherischen und katholischen Kirche angehörten. Die Schwierigkeiten waren allerdings sehr groß, berichteten die Minister v. Gagern und v. Marschall ihrem Herzoge, so

viele in Rücksicht auf frühere Verfassung, auf Talent und Neigung der Administratoren, auf Religion, Gewerbe und Wohlstand heterogene Theile in ein Ganzes zu bringen, aber Eure Durchlaucht begehrten nicht alsobald eine vollständige Einrichtung, sondern erlaubten langsam und behutsam vorzuschreiten. — Am 10. Februar 1809 wurde allerdings ein sehr tief eingreifendes neues Steuergesetz erlassen und am 4. Februar 1811 die Einführung des Code Napoleon zum 1. Januar 1812 angeordnet, aber abgesehen von diesen Bestimmungen wurden, soweit sich erkennen läßt, wirklich nur Aenderungen vorgenommen, welche nicht vermieden werden konnten, nachdem einmal so viele kleine fremdartige Bestandtheile zu einem Herzogthum zusammen gebracht waren.

Baden, Darmstadt und Nassau waren zwar durch eine nicht in ihnen, sondern außer ihnen liegende Kraft zu wesentlich Neuem und Anderem geworden, aber für Darmstadt ließ sich doch in der alten Landgrafschaft, für Baden in der alten Markgrafschaft, für Nassau in dem alten Fürstenthum ein Hauptbestandtheil ausfinden, welcher eine Vergangenheit hatte, und in jedem dieser drei Länder regierte ein deutsches Fürstenhaus, welches die Rheinbundsouveränetät durch mancherlei Fäden mit der Vorzeit verknüpfte. Das Königreich Westphalen aber, das Großherzogthum Berg und das Großherzogthum Frankfurt waren nur Erzeugnisse des Zufalls und der Willkür ohne irgend einen geschichtlichen Kern und ohne ein Fürstenhaus, in welchem Gegenwart und Vergangenheit sich als zusammengehörend darstellen konnten. Napoleon hatte Stücke früherer Territorien willkürlich zusammengeworfen, das zufällige Gemenge Staat genannt und ihm einen Verwandten oder Günstling, der versorgt werden sollte, unter dem Namen König oder Großherzog als Gewalthaber gegeben. Westphalen ward dem Bruder, Berg zuerst dem Schwager, dann dem Neffen und Frankfurt seit 1810 dem Adoptivsohn bestimmt, in Wirklichkeit aber waren die neuen Herrscher nur französische Präfecten mit fürstlichem Namen und fürstlichem Prunk.

Die Artikel 6, 7, 8 des Tilsiter Friedens vom 9. Juli 1807 sprachen die Gründung des Königreichs Westphalen und die Ernennung Jerome's zum König aus; ein Decret Napoleon's

vom 18. Auguſt 1807 ſtellte die vorläufig beſtimmten Beſtandtheile deſſelben unter eine proviſoriſche Regierung und erklärte, daß vom 1. October an der König ſeine Staaten in Beſitz nehmen und „für ſeine eigene Rechnung adminiſtriren werde.“ Eine am 7. December 1807 publicirte Verordnung Napoleon's vom 15. November verlieh dem Königreich eine Conſtitution und nannte als Beſtandtheile deſſelben: die auf dem linken Elbufer von Preußen abgetretenen Lande, namentlich die Altmark, das Halberſtädtiſche, das Magdeburgiſche, das Gebiet von Halle, das Minden'ſche und Ravensbergiſche, ferner das Herzogthum Braunſchweig, das hannöveriſche Göttingen und Grubenhagen, die Landgrafſchaft Heſſen-Caſſel mit Ausnahme von Hanau und Katzenellenbogen, das früher Mainziſche Eichsfeld, die früheren Bisthümer Hildesheim, Osnabrück und Paderborn, die früheren Reichsſtädte Goslar, Mühlhauſen und Nordhauſen und einige kleinere Gebiete. Am 14. Januar 1810 wurden alle früheren hannöveriſchen Beſitzungen hinzugefügt, am 12. December deſſelben Jahres aber die Osnabrückiſchen, Mindiſchen, Bremiſchen und Lüneburgiſchen Lande wieder abgetrennt und mit Frankreich vereinigt. Ein gleiches Schickſal hatte, wie Viele glaubten, das ganze Königreich in nicht ferner Zukunft zu erwarten. Lächelnd wurde einmal ein Beamter des Königs Jerome in der Pariſer Geſellſchaft als français futur vorgeſtellt.

Das Herzogthum Cleve und Berg hatte Napoleon aus dem Preußiſchen Herzogthum Cleve mit Weſel, Duisburg, Emmerich und dem Bairiſchen Herzogthum Berg mit Düſſeldorf, Solingen, Elberfeld, Mühlheim, Siegburg durch das Decret vom 15. März 1806 gegründet und ſeinem Schwager Joachim Murat übergeben. Die Rheinbundsacte vom 12. Juli 1806 gewährte demſelben, außer dem großherzoglichen Titel, mehrere früher cölniſche Aemter und Orte, wie Königswinter, Bilich, Deuz, die früher naſſauiſchen Beſitzungen Siegen, Dillenburg, Hadamar und eine Anzahl reichsgräflicher Herrſchaften, wie Bentheim, Steinfurt, Horſtmar. Am 3. Januar 1808 nahm Napoleon dem Großherzogthum Weſel und gab ihm Eſſen, Verden, Ellen, die Grafſchaft Mark, das Preußiſche Münſterland, Tecklenburg, Lingen und Dortmund, entriß ihm

aber im December 1810 wiederum einen Theil des cleviſchen und des weſtlichen weſtphäliſchen Landes, um daſſelbe mit Frankreich zu vereinigen.

Keiner der von Napoleon zu Souveränen ernannten Männer drückte das ihm zugewieſene Land aus Freude am Druck; Jeder vielmehr beſaß Gutmüthigkeit genug, um ſeinen Unterthanen ein möglichſt ſorgenloſes und genußreiches Leben zu gönnen, ſofern nur ihm ſelbſt zu dieſem Zwecke weder Opfer noch Mühen zugemuthet wurden. Der Eine wie der Andere war der Anlage nach begabt, aber unfähig zu ernſter Anſtrengung und ohne ſittlichen Halt. Jerome, geboren 1784, hatte ſeine Kindheit und ſeine Jugend freventlich vergeudet. Als Napoleon Lodi, Arcole, Campo Formio und Aegypten bereits hinter ſich hatte und im December 1799 erſter Conſul ward, trieb ſich der fünfzehnjährige Jerome in ſchlechter Geſellſchaft umher, ſpielte, machte Schulden und lernte Nichts. Um durch Seemannszucht gebeſſert zu werden, ward er im December 1800 als Cadet auf ein Schiff gebracht. Nachdem er in Weſtindien und ſeit 1803 in den Vereinigten Staaten Abenteuer aller Art geſucht und gefunden hatte, kehrte der nunmehrige kaiſerliche Prinz im Frühjahr 1805 nach Europa zurück, ward einundzwanzig Jahre alt General und befehligte ſeit dem November 1806 das in Schleſien aus bairiſchen und würtembergiſchen Rheinbundtruppen gebildete franzöſiſche Corps. Als Soldat hatte er bei Freund und Feind einen wenigſtens zweifelhaften Ruf und lebte während der erſten Monate des Jahres 1807 in Breslau nicht minder zügellos, als früher in Frankreich und in America; nach dem Tilſiter Frieden ward er in Paris am 23. Auguſt 1807 mit der Prinzeſſin Catharina von Württemberg vermählt und hielt am 10. December ſeinen feierlichen Einzug in Caſſel als König von Weſtphalen. Er war, nach dem Urtheil von Zeitgenoſſen, welche Gelegenheit hatten, ihn nahe zu beobachten, ein fähiger Mann; in Geſchäften beſaß er einen ſchnellen, geſunden Blick und verſtand es, die Verhandlungen ſeines Staatsrathes, deſſen Sitzungen er ſelten verſäumte, zu leiten; in allen Verhältniſſen zeigte er weiche Gutmüthigkeit und konnte von ſehr gewinnender Liebenswürdigkeit ſein; aber als ihm die weſtphäliſche Krone

zufiel, war er geistig wie körperlich lange schon verwüstet und der Fähigkeit verlustig gegangen, einen Entschluß zu fassen und einen Willen durchzuführen. Mitten heraus aus einem thatenlosen, wüsten Leben hatte der Machtspruch des Bruders ihn auf einen Königsthron gesetzt; jeder Art des geistigen Lebens fremd, leer an Kenntnissen und ohne Ahnung von dem tieferen Gehalte des Lebens suchte er in der Königsstellung vor Allem nur die Mittel, um seine Tage und seine Nächte in rauschender niedriger Lust hinzubringen. Umschwärmt von Abenteurern und Emporkömmlingen, von französischen Spielern und deutschen Edelleuten, welche selbst von dieser Hofluft angezogen wurden, gab er mit seinem ganzen Hofe sich gemeiner Lüderlichkeit hin, niedrige Gewohnheiten mit steifer, dem altfranzösischen Hofe nachgeahmter Etikette vermischend.

Unfähig geworden zu irgend einer ernsten Anstrengung, ließ sich der König willenlos und thatenlos von dem Drange der Dinge und mehr noch von den Befehlen seines Bruders treiben. Um die zusammengebrachten, sehr verschiedenartigen Landestheile wenigstens äußerlich als ein Ganzes erscheinen zu lassen, wurden die geschichtlich überlieferten besonderen politischen Einrichtungen derselben, namentlich die althergebrachten Behörden, Landstände, Verfassungen der Städte und Dörfer, die politischen Corporationen, die Privilegien alter Familien überall aufgehoben und an Stelle derselben Bestimmungen durchgeführt, welche die staatliche Einheit Westphalens oder doch wenigstens deren Schein zur Voraussetzung hatten. Die von Napoleon am 15. November 1807 befohlene Verfassung ordnete für den 1. Januar 1808 die Einführung des Code Napoleon an, theilte das Königreich in Departements, Districte, Cantons und Municipalitäten unter Präfecten, Unterpräfecten und Maires und verlangte neben vier Ministerien einen Staatsrath zur Abfassung der Gesetzesentwürfe und einen Reichstag, dessen hundert Mitglieder von den Departementscollegien gewählt wurden; die Departementscollegien aber besetzte der König. Zweimal wurde der Reichstag wirklich berufen, zuerst 1808 und dann wieder 1810. Bei ihrem zweiten Zusammentreten erschienen die Reichsstände auf des Königs ausdrücklichen Befehl in theatralischem Costüm, einem blauen mit orangegelber

Seide gestickten Kleide, einer weißseidenen Schärpe, einem blauseidenen, reichgestickten Mantel und einem Barret mit Straußenfedern. Der König veranstaltete prunkvolle Aufzüge, Bälle, Maskeraden, glänzende Mittagstafel; die Minister hielten schwungvolle, sehr ausführliche Reden und die Reichsstände sagten Ja zu allen Vorschlägen, welche die Regierung machte. Es ist, erklärte Freiherr von Malchus dem Reichstage von 1808, nicht von der Vergangenheit, sondern nur von der Gegenwart und Zukunft die Rede; der mächtige Wille des Unüberwindlichen hat die alten Grenzen selbst bis auf die Namen verwischt; Alles ist ein einziges Volk, Alles in ein einziges Interesse verschmolzen. In einem Staate wie dem unserigen gibt es keine Vergangenheit; es ist eine Schöpfung, in welcher, wie bei der Schöpfung des Weltalls, Alles, was vorhanden ist, nur als Urstoff in die Hand des Schöpfers übergeht. — In rastloser Eile setzte die Gesetzgebung ihren umwälzenden Gang fort; alle Unterthanen sind gleich vor dem Gesetze, befahl sie, die Militärconscription ist Grundgesetz des Königreichs, die verschiedenen Religionsgesellschaften haben freie Ausübung des Gottesdienstes; die Leibeigenschaft ist aufgehoben, gleiches Steuersystem ist eingeführt; die Reallasten sind ablösbar, alle Klöster und geistliche Stiftungen sind aufgehoben, ihre Güter werden mit den Domänen vereinigt; französisches Maß, Gewicht und Münzsystem ist eingeführt; die Gesetze werden in französischer Sprache erlassen, der beigefügte deutsche Text hat nur die Bedeutung einer Uebersetzung. Im Gefolge dieser Gesetze erschien eine große Zahl neuer schwerer Steuern. Der französische Kaiser hatte dem Lande eine außerordentliche Kriegslast von 26,364,000 Francs auferlegt und die Hälfte aller Domänen desselben sich selbst zugeeiguet; die Verschwendung, mit welcher Jerome Hof hielt, die Raubsucht seiner Umgebung und die zahllosen Pensionen für die früheren, die Besoldungen für die neuen Beamten steigerten die Ausgaben in unerhörtem Grade; auch die gewandtesten Finanzreden, welche Freiherr von Malchus vor dem Reichstage hielt, konnten den Druck der alten und neuen, der directen und indirecten, der Grund- und Personensteuern, der freiwilligen und unfreiwilligen Anleihen nicht mildern. Für die Ruhe und Sicherheit

des Landes ſorgte, außer den beſoldeten und unbeſoldeten geheimen Beobachtern, Horchern und Angebern, ein Schwarm öffentlicher Agenten und Commiſſäre und die zahlreiche aus einem Generalſtabe und aus ſo vielen Compagnieen, wie es Departements gab, beſtehende Gensdarmerie zu Pferde und zu Fuß, welche die Befehle von ihrem Generalinſpector und von dem Generalcommiſſär der hohen Polizei empfing. Der durch den Hof, die Polizei und die Steuern geübte Druck ward dadurch wenigſtens gemindert, daß ſich unter den Miniſtern einige redliche Männer befanden, welche ihr Amt auszufüllen vermochten und fähig waren, auch an Anderen das Ehrenhafte zu achten. Als Miniſter des Innern hatte v. Wolfradt Muth genug, immer von Neuem wieder das Unerträgliche erträglich machen zu wollen; dem Juſtizminiſter Simeon, einem geborenen Franzoſen, dankte das Land, obſchon derſelbe der deutſchen Sprache unkundig war, eine ſchnelle und in gewöhnlichen Fällen auch unabhängige Rechtspflege und es iſt gewiß nicht ohne Johannes von Müllers Zuthun geſchehen, daß nicht nur die proteſtantiſche und die katholiſche Kirche, ſondern auch die Volksſchulen und Gymnaſien ihre hergebrachte Stellung behielten; von den fünf an das neue Königreich gefallenen Univerſitäten wurden nur Helmſtädt und Rinteln beſeitigt; Halle, Marburg und Göttingen beſtanden in alter Weiſe fort.

Während das Großherzogthum Frankfurt in Beziehung auf Geſetzgebung, Rechtspflege und Verwaltung nur als eine Wiederholung des Königreichs Weſtphalen erſchien, verſuchte Murat im Großherzogthum Berg einen ſelbſtſtändigen Weg zu gehen. Von ihm berufen, traten am 1. September 1806 die früheren Stände der einzelnen, jetzt vereinigten Herrſchaften in Düſſeldorf zu einem gemeinſamen Landtage zuſammen. Murat ſelbſt eröffnete denſelben; nachdem die göttliche Vorſehung, ſagte er, und das Vertrauen des großen Mannes, welcher jetzt das Weltall in Erſtaunen ſetzt, mich zum Souverän des Großherzogthums berufen haben, halte ich mich für verpflichtet, meine Unterthanen glücklich zu machen. — Durch ſeine Commiſſarien, den Finanzminiſter Agar, den Miniſter des Innern, Graf Neſſelrode, und den Staatsrath Fuchſius berieth er ſodann mit dem Landtage über die Mittel, welche die Einheit

des Großherzogthums und die Gleichheit der Abgaben, Schulden und Gesetze in allen Theilen desselben am schnellsten herbeiführen könnten. Am 13. October 1807 aber ward schon, ohne irgend eine Betheiligung des Landtages, die französische Municipalverfassung eingeführt und ausdrücklich bemerkt, daß die Gemeinden sich in einem steten Zustande der Minderjährigkeit befänden und keinen Act vornehmen dürften, zu welchem Großjährigkeit erforderlich sei. Als im Sommer 1808 Murat König von Neapel geworden war, ließ Napoleon selbst das Großherzogthum regieren und gab demselben am 28. December von Madrid aus eine Verwaltungsordnung, welche auch dieses deutsche Land dem Wesen nach zu einem französischen Departement erniedrigte, obschon Napoleon dasselbe seinem Neffen Louis Napoleon durch Decret vom 3. März 1809 als selbstständiges Großherzogthum bestimmte.

Dafür, daß die deutsche Nachahmung des Napoleonischen Staates auch für das blödeste Auge als Zerrbild erkennbar werde, sorgte Herzog August von Anhalt-Köthen, indem er sein fünfzehn Quadratmeilen und achtundzwanzigtausend Seelen umfassendes Land zu einer Parodie des französischen Kaiserreichs machte. Schon bei Einführung des Code Napoleon hatte er ausgesprochen: die Weisheit unseres erhabensten Protectors, Seiner Majestät Napoleon des Großen, hat als Gesetzgeber nicht weniger die Bewunderung der Welt erregt, als seine glorreichen Thaten ihn der spätesten Nachwelt als Helden in einer unerreichbaren Größe darstellen werden. — Einige Jahre später erklärte er demgemäß am 28. December 1810: beseelt von dem Wunsche, das Glück unserer Unterthanen zu befördern, glauben wir denselben keine heilbringendere Constitution geben zu können, als diejenige, welche der größte Gesetzgeber der Welt, Napoleon der Große, seinen Völkern, welche er als Vater liebt, gegeben hat. — Nicht weniger schnell, als früher in Frankreich, folgten sich nun in Anhalt-Köthen die durchgreifendsten Gesetze. Das Polizeisystem, hieß es, welches im Königreich Westphalen besteht, soll in unser Herzogthum eingeführt werden; die Conscription ist Grundgesetz; ein Cassationshof, ein Staatsrath, ein Reichstag von zwölf Mitgliedern, ein conseil militaire permanent ward gebildet und das Land

zuerst in zwei Departements, sieben Wochen später aber in nur ein Departement eingetheilt. Um der Gefahr, welche sich aus einem Uebergreifen des Reichstages ergeben könnte, vorzubeugen, erließ der Herzog am 19. Mai 1811 eine Verfügung, in welcher er aussprach: in Erwägung, wie nothwendig es in einem Staate ist, die Regierungsverhältnisse genau zu bestimmen, haben wir auf den Vortrag unseres Staatsrathes beschlossen und beschließen, wie folgt: Wir allein sind die Quelle aller Einrichtungen und Gesetze im Staat; alle geistlichen und weltlichen Aemter im Lande werden allein von Uns vergeben; von Uns allein gehen hinfüro alle Concessionen und Privilegien aus; wir allein sind endlich die Quelle aller Begnadigungen, Dispensationen und Gnadenbezeugungen. — Als Herzog Ludwig am 6. Mai 1812 gestorben war, hob der Herzog von Dessau als Vormund des minderjährigen Nachfolgers am 24. October 1812 den tollen Spuk ohne Weiteres auf, weil die von des Herzogs Ludwig zu Anhalt-Köthen Liebden eingeführte neue Staatsverfassung bei dem ohnehin schon gänzlich zerrütteten Zustande der Finanzen durchaus nicht länger beibehalten werden kann, ohne den völligen Ruin des Landes herbeizuführen.

II.

Die Stimmung der Bevölkerung.

Die Umwälzung aller Lebenszustände und Lebensverhältnisse war in Baden, Darmstadt und Nassau, wie in Westphalen, Berg und Frankfurt unaufhaltsam vor sich gegangen; offenen Widerstand ließ die französische Uebermacht nirgends zu, aber dem Innern des Menschen vermochte auch Napoleon nicht zu gebieten; der Gesinnung nach konnte sich jeder freundlich oder feindlich zu dem gewaltsamen Verfahren der Gesetzgebung und Verwaltung stellen und konnte die innere Stellung doch auch durch Entgegenkommen oder Zurückhaltung erkennbar für die Regierung machen. In dem Großherzogthum Baden und Darmstadt grollten die unterworfenen Reichsgrafen und Reichsritter, trauernd über das verlorene Recht; die Beamten, Städte und

uern aber hegten, soweit sich erkennen läßt, keine feindliche
immung, sondern freuten sich der wenigstens etwas größeren
deutung des Staates, dem sie angehörten, und erkannten
ıkbar das Gute mancher neuen Einrichtungen und das Auf-
en manchen Druckes der Vergangenheit an. Steuern und
ıscription wurden zwar als sehr harte Last empfunden, aber
jt der eigenen Regierung zugerechnet, sondern wie eine in
ı Verhältnisse zu Frankreich begründete unabwendbare Noth-
ıdigkeit hingenommen. Das Wohlwollen und die persönliche
ılde der Fürsten übte in Hessen, wie in Baden, eine ver-
nende Wirkung aus.

Auch im Königreiche Westphalen hatte Jerome's Regierung
: aus sehr verschiedenartigen Bestandtheilen zusammengesetzte
haar von Freunden und Anhängern. Männer wie der Mi-
er von Wolfradt, welcher früher Minister des Herzogs
Braunschweig gewesen war, oder wie der Reichstagsdepu-
e Hofbauer aus Minden, ein gerader, verständiger und
jenschaftlich gebildeter Greis, hingen ihrer alten Heimath
warmer Liebe an; man konnte Thränen in dem Auge
westphälischen Ministers sehen, wenn von dem Umsturze
s Alten in den früher braunschweigischen Landen die Rede
r; aber beide Männer hatten die Hoffnung auf Herstellung
vernichteten territorialen Selbstständigkeiten verloren und
offen sich der neuen Regierung an, weil nur durch sie das
jickſal der ihr unterworfenen Gebiete erträglich gemacht
den konnte. Nicht um wie diese Männer ein großes
heil zu mildern, sondern um ein großes, mit Sicherheit
offtes Heil zu fördern, fand sich Johannes von Müller
er den Freunden und Anhängern des Königreichs West-
len. Viele Jahre hindurch hatte er bald hier, bald dort,
:math und feste Stellung zu finden gemeint; jetzt sah er
Napoleon den Halt, den er für sich und für die Geschichte
ropa's lange gesucht, und war stolz darauf, dem gewaltigen
jöpfer der neuen Zeit als Staatssecretär des Bruders
igstens mittelbar zu dienen. Das Alte ist vorüber, sagte
am 22. August 1808 dem in Cassel versammelten Reichs-
:, laßt uns den Blick auf die Gegenwart heften, um in
die Keime der Zukunft zu entwickeln. Der, vor dem die

Welt ſchweigt, weil Gott die Welt in ſeine Hände gegeben, erkannte in Germanien die Vorwache und Bruſtwehr von Süd und Weſt. Alſo für gemeine Politik zu erhaben, gab er Deutſchland Feſtigkeit, gab ihm ſein Geſetzbuch, das Muſter ſeiner Waffen, die größten Lehren und, ſtatt gedemüthigter Soldaten, geehrte Bürger. Aus zwanzig Ländern ſchuf er ein einziges Reich und ſetzte ſeinen Bruder darüber; konnte er mehr thun? Meine Herren, Sie hörten den König, Sie haben ſeine Handlungsweiſe geſehen! Glückliches Volk, Tage des Ruhms eröffnen ſich Dir; Ein König, Ein Geſetz, Ein Schatz und Eine Schuld! Die erſte Verſammlung des Reichstages in Weſtphalen eröffnet eine ermunternde Ausſicht fortgehender Vervollkommnung des Nationalglückes. So neu die vielen vorgelegten Geſetze erſcheinen, ſo alt iſt ihr Geiſt; würde dieſer in das alte Deutſch überſetzt, würden die fremden Namen der Beamten durch gleichbedeutende aus dem alten Deutſchland wiedergegeben, ſo würde man ſich wundern, wie germaniſch es iſt. Meine Herren Reichsſtände, wir wollen uns zuſammendrängen um den Thron und um die Verfaſſung des Reiches. Unſere Kraft iſt in der Eintracht, unſer Ruhm iſt im patriotiſchen Sinn. —

Aus anderen Gründen, als Johannes von Müller, arbeiteten als eifrige Beamte im Weſtphäliſchen Dienſt die Staatsräthe Malchus, Leiſt und Martens, der ehrenhafte Juſtizminiſter Simeon und Haus von Bülow, der aus einem Preußiſchen Präſidenten der Magdeburger Kammer Finanzminiſter des Königs von Weſtphalen geworden war. Sie Alle waren der Regierung Jerome's weder zugeneigt, noch abgeneigt, aber ſie dienten ihr, weil ſie dadurch Gelegenheit erhielten, ihre für einzelne Verwaltungszweige bedeutenden Gaben zur Geltung zu bringen; ſie traten nicht als politiſche Männer auf, ſondern als Fachmänner und nahmen für den Juſtiz- oder den Finanzdienſt eine ähnliche Stellung ein, wie im ſechszehnten Jahrhundert die Landsknechte für den Kriegsdienſt; nicht ein politiſches Intereſſe, ſondern nur das Berufsintereſſe zog ſie an und hielt ſie feſt. Wenn nur die Finanzen vortrefflich wären, meinte Malchus, ſo ſei Alles vortrefflich; laſſen Sie uns nicht vergeſſen, ſagte er dem verſammelten Reichstage, daß

die Augen Europa's auf uns gerichtet ſind und daß die Schuldenlaſt des Königreichs als die einzige gefährliche Klippe betrachtet wird, an der die Macht unſeres jugendlich aufblühenden Staates und die Glückſeligkeit ſeiner Bewohner ſcheitern könnte. —

Neben den Fachmännern verſtärkte den Anhang der Regierung vor Allen die Menge Derer, welche Geld, ein Amt, den Orden der Krone von Weſtphalen, den Zutritt zu der Hoftafel, zu den Maskeraden, Schlittenfahrten und den übrigen luſtigen und lüderlichen Feſten Jerome's erſtrebten, oder Kammerherr, oder Großmarſchall des Palaſtes, oder Generalcapitän der Garden zu werden wünſchten. Obſchon das nationale Schamgefühl ſich gegen die Erinnerung ſträubt, dürfen die Mittel und der Eifer nicht vergeſſen werden, durch welche die zahlreichen Glieder alter deutſcher Adelsfamilien ſich an den Hof, in die nächſte Umgebung und in den perſönlichen Dienſt des lüderlichen Königs zu drängen ſuchten; Arm in Arm gingen ſie mit den Glücksrittern, welche ſich aus allen Enden der Welt in Caſſel ſammelten, und bemühten ſich um deren Gunſt. Das ſtolze hardenbergiſche Grafenhaus verheirathete unbedenklich Eine ſeiner Töchter an den Miniſterſecretär Camus, dem Jerome ſeit den Jahren des weſtindiſchen Abenteurerlebens ſeine Neigung zugewendet hatte. Während der greiſe Rumann, als er 1810 Präſident des Gerichtes in Celle werden ſollte, nicht verheimlichte, daß er zuvor die Genehmigung ſeines Kurfürſten, des Königs von England, nachſuchen müſſe, erſtrebte und erhielt der Miniſter Friedrich des Großen, der preußiſche General der Cavallerie, Graf Schulenburg-Kehnert, die Stellung eines Staatsraths und Diviſionsgenerals Jerome's; Freiherr von Schlieffen, Preußiſcher Generallieutenant, Commandant von Weſel und Ritter des ſchwarzen Adlerordens, gehörte zu deſſen willfährigſten Dienern; der hannöveriſche Hofrichter und Schatzrath von Berlepſch pries dem weſtphäliſchen Reichstage 1808 in begeiſterter Rede die heiteren Ausſichten, welche ſich dem neuen Königreiche eröffnet hätten; Graf Schulenburg-Wolfsburg trug kein Bedenken, Präſident des Reichstages zu werden und dem Könige auf Napoleonshöhe in feierlicher Audienz zu ſagen: dem gemein-

ſchaftlichen Vaterlande Weſtphalen mit Liebe ergeben, erinnert ſich jeder Weſtphale künftig der vormals beſtandenen Abmarkung von Ländern und Gebieten nur allein, um ſich zum Wetteifer in der Erreichung der weiſen Abſichten einer beglückenden Regierung zu ermuntern. Geruhen Eure Majeſtät, ſich die ehrerbietigen Huldigungen gefallen zu laſſen, welche ſie zu Ihren Füßen ablegen, mit der demüthigen Bitte, ſie mit der königlichen Gnade fernerhin zu beehren, welcher ſie würdig zu ſein ſich alle Zeit eifrigſt beſtreben werden.

Manche unter den ſich in Caſſel zuſammendrängenden Edelleuten hatten wohl geglaubt, durch ihre alten Namen und ihre ſichere Handhabung der Hofetikette des achtzehnten Jahrhunderts ein Uebergewicht über die franzöſiſchen Emporkömmlinge behaupten und deutſche Sitte und deutſches Weſen ihnen gegenüber vertreten zu können, aber die in den Revolutionsjahren groß gewordenen und zu Anſehen und Reichthum gelangten Hofleute Jerome's verlachten die ſteife Unbeholfenheit ihrer deutſchen Nebenbuhler, welche, ungeachtet aller Vornehmheit, nicht einmal der franzöſiſchen Sprache ſo mächtig ſeien, wie in Frankreich jeder Handwerker und jedes Kind. Jerome wollte zwar bei beſonderen Gelegenheiten in feierlichſter Weiſe als großer Herr und König erſcheinen, aber für das tägliche Leben gab er ſich der ungebundenſten Ausgelaſſenheit hin und fand ſeine franzöſiſchen Herren und Damen weit unterhaltender als die deutſchen. Der derbe frühere Schiffslieutenant Salba ward Graf und Grand-Maître de la maison de la reine, der Genueſer Kaufmann La Fleche ward Intendant de la maison du roi, der verwilderte ehemalige Page Ludwig's XVI. d'Albignac Kriegsminiſter, Boucheporu maréchal de la cour, Camus Miniſter des Auswärtigen, Pothan Generaldirector der Poſten, Hugot, ein ausgetretener Mönch, Generalſecretär des Staatsraths; auch viele andere Aemter, welche mit dem Hofe zuſammenhingen, wurden von Franzoſen eingenommen. Solcher Zurückſetzung gegenüber ſchloſſen ſich die Beſſeren unter den Deutſchen feſter aneinander, ſprachen vorzugsweiſe deutſch und hielten ſich geſondert von den Fremden; Hans von Bülow galt als Haupt der Germanomanie. Manche Andere aber gaben, um am Hofe Anſehen zu erlangen, guten

Namen, Ehre und Gewiſſen Preis und nahmen Schaden an ihrer Seele; demüthig beugten ſie ſich vor den dreiſten Abenteurern aus Frankreich; ſelbſt unter den Staatsräthen fanden ſich ſchmutzige Geſellen, welche, zu Simeon's Ekel, durch geheime Angeberei und erheuchelte Entrüſtung über jedes offene Wort die Gunſt der Machthaber zu erkaufen ſuchten, und wer möchte des Zieles gedenken, welches manche deutſche Frau an Jerome's Hofe eifrig erſtrebte!

Haß und Erbitterung gegen die neue Regierung ließ ſich unter den Hofleuten und höheren Beamten nicht bemerken und war, auch abgeſehen von deren Kreiſen, vielleicht nirgends das Gefühl, welches in den erſten Jahren nach Gründung des Königreichs die Bevölkerung ausſchließlich erfüllt hätte. Trauer und Niedergeſchlagenheit erſchien nicht als die allgemeine Stimmung, bemerkt aus eigener Anſchauung von Strombeck; uns war zu Sinne, wie ungefähr einem deutſchen Auswanderer zu Sinne ſein mag, der den Boden der neuen Welt betritt. Mit Sehnſucht denkt er zurück an das, was er verlor, an ſeine Lieben, an ſeinen vaterländiſchen Fürſten, aber neue Hoffnung, obſchon nicht ohne Bangigkeit für die Zukunft, belebt ihn doch auch und macht, daß er ſich nicht eigentlich unglücklich fühlt. — An Verſuchen, die öffentliche Meinung für ſich zu gewinnen, ließen es die Miniſter nicht fehlen; mit tönenden Worten wurde dem Lande oft genug die Größe des Glückes, welches ihm zu Theil geworden ſei, auseinandergeſetzt. Die Völker, deren Vertreter Sie ſind, ſagte Simeon 1808 dem Reichstage, hatten, ſo lange ſie unter viele Herrſchaften getheilt waren, keinen Anſpruch auf ruhmvollen Rang unter den Nationen; jetzt iſt, wo nur Provinzen waren, ein Staat erſtanden; Gemeingeiſt erhebt ſich an der Stelle der früheren localen und perſönlichen Intereſſen; alle Unterthanen ſind vor dem Geſetze gleich, alle Formen der Gottesverehrung gleich beſchirmt, alle Knechtſchaft iſt aufgehoben; freie Männer überall; alter Name gibt kein Recht mehr auf Aemter und Würden, die jetzt nur als Lohn und Ermunterung für wirkliche Dienſte und ausgezeichnete Gaben ertheilt werden; die Töchter und die jüngeren Söhne, welche durch die Eitelkeit ihrer Ahnherren auf ewig enterbt waren, ſind nicht länger

verurtheilt, neben dem reichen Erſtgeborenen in Dürftigkeit zu leben. — Von dem alten Morgenland bis auf unſere Väter war, ſagte Johannes von Müller dem Reichstage deſſelben Jahres, der größere Theil der Menſchen tief herabgewürdigt durch die Geſetze; in unſerer Verfaſſung werden Sie die Abſicht bemerkt haben, die geringeren Bürger und Menſchenclaſſen emporzuheben; aber die Gleichheit aller Bürger vor dem Geſetz hat nichts wider die Auszeichnungen, welche ſeit jener Nacht unbekannter Jahrhunderte die Nachkommen der erſten Häupter, Helden, Landbeſitzer, die unſer Blachfeld gepflügt, unſere wilden Ochſen unter das Joch gezähmt, durch alte Ehrfurcht ungeſtört beſeſſen haben, Jeder hat ſeine Ehre, Alle haben gleiches Recht. — Es waren indeſſen weder die vielen ſchillernden Reden, noch die neuen manchen alten Uebelſtand beſeitigenden Geſetze, ſondern örtliche aus der letzten Vergangenheit nachwirkende Verhältniſſe, welche hier und da eine der Regierung günſtige Stimmung wenigſtens für eine kurze Zeit hervorriefen. In den 1803 mit Preußen vereinigten Landen, den Bisthümern Hildesheim und Paderborn, dem Mainziſchen Eichsfelde und den Reichsſtädten Goslar, Mühlhauſen und Nordhauſen hatte, eben ſo wie in den ſeit Februar 1806 von Preußen in Verwahrung und Adminiſtration genommenen hannoveriſchen Landen, die Preußiſche Herrſchaft zu kurze Dauer gehabt, um die Vorzüge, welche ſie auch in ihrem damaligen Verfall vor den abgetretenen Obrigkeiten beſaß, erkennbar machen zu können. Nur die Schattenſeiten, das Aufhören nämlich der alten bequemen Zuſtände, die erhöhten Abgaben, die Cantonspflichtigkeit, die in Alles eingreifende und doch unlebendige Verwaltung wurden allgemein empfunden, und die Familien des Adels, welche in Hannover, Hildesheim und Paderborn, und die Vettern der Bürgermeiſter und Rathsherren, welche in Goslar, Mühlhauſen und Nordhauſen Jahrhunderte hindurch die Vortheile der Herrſchaft getheilt hatten, ſahen ſich mit Ingrimm durch die Preußiſchen Kriegs- und Domänenräthe und die Officianten der Acciſe und Polizei bei Seite gedrängt. In allen dieſen Landestheilen ward die Einverleibung in das Königreich Weſtphalen zunächſt als eine Befreiung von der Preußiſchen Herrſchaft und faſt wie ein freudiges

Ereigniß betrachtet; im Paderbornſchen frohlockte, wie erzählt wird, der Clerus und ſein Anhang, weil er ſtatt des chriſtlich-frommen, aber proteſtantiſchen Friedrich Wilhelm den unchriſtlich-lüderlichen, aber katholiſchen Jerome als König erhielt.

In den ſchon lange preußiſchen Landen in der Altmark, dem Magdeburgiſchen, dem Halberſtädtiſchen, dem Mindiſchen und Ravensbergiſchen war dagegen die Stimmung allgemein der neuen Herrſchaft ſehr feindlich; zwar wußten die Preußen auch dieſer Landestheile, daß nicht Alles unter der alten Obrigkeit geweſen war, wie es hätte ſein ſollen, aber der Stolz auf den Preußiſchen Namen, die Liebe zu dem Königshauſe und das Bewußtſein, einem Staate mit großer Geſchichte angehört zu haben, ließ es ſie als Schmach empfinden, Unterthanen Jerome's und Theil eines nur durch Willkür zuſammengebrachten politiſchen Ganzen zu ſein. In den ehemals heſſiſchen Ländern wurden zwar die Bauernburſchen und Handwerksgeſellen ſchwerlich noch weniger gern Soldaten des neuen Königs, als früher des fremden Kriegsherrn, welchem ihr Landgraf ſie verkauft hatte, und die Meiſten freuten ſich ohne Zweifel der Neuerung, nach welcher nicht mehr ein zerprügelter Rücken als nothwendige Bedingung guter Abrichtung galt; in Marburg, Hofgeismar, Bach, Treffurt, Wanfried und den anderen kleinen Städten trugen Handel und Gewerbe, ſtädtiſcher Verkehr und ſtädtiſche Nahrung jetzt nicht härteren Druck, als früher, und das Geldmachen hatten die letzten Landgrafen mit ſolchem Geſchick betrieben, daß ſie nicht von Jerome's Finanzleuten übertroffen worden ſind. So feſt aber war zu allen Zeiten der Deutſche mit ſeinem angeſtammten Fürſtenhauſe verwachſen, daß eine Mehrzahl auch ſolcher Männer, wie damals nach einander die Landgrafſchaft regiert hatten, das alte Band nicht zu zerreißen vermochten; der Heſſe auf dem Lande, wie in den Städten, war vor Allem deshalb, weil er ſein altes Landgrafenhaus zurückerſehnte, feindlich geſinnt gegen Jerome und deſſen Regierung. In Caſſel brachten zwar die immer wiederkehrenden Feſte, die Verſammlungen der Reichsſtände, die vielen Beamten und Fremden Summen in Umlauf, deren Höhe unter den unabläſſig auf Capitalanſammlung bedachten Landgrafen unglaublich erſchienen ſein würde,

aber es trat doch auch nirgends der Widerſpruch, in welchem die unſinnige Verſchwendung und der kindiſche Prunk des neuen Herrſchers zu der Armuth und der Steuerlaſt des Landes ſtand, ſo grell hervor, wie in Caſſel; hier vor Allem weckten die zahlloſen öffentlichen und geheimen Agenten der Polizei Argwohn und Ingrimm, während zugleich das ängſtliche Feſthalten einer veralteten Etikette und das comödiantenhafte Weſen des geſammten Hoflebens immer neue Veranlaſſung zu boshaftem Spotte ward.

Stärker noch, als in Heſſen, machte ſich in dem früheren Herzogthum Braunſchweig die Anhänglichkeit an dem alten Fürſtenhauſe geltend; das Land behielt das viele Gute in dankbarer Erinnerung, welches ihm die ſechsundzwanzigjährige Regierung des Herzogs Ferdinand 1780—1806 gebracht hatte; auf der Ehrenpforte, durch welche Jerome ſeinen Einzug in Braunſchweig hielt, ſtanden die Worte: Sei uns, was uns unſer Vater war, und der Pfarrer einer Landgemeinde, Hellmuth hieß der Ehrenmann, war unerſchrocken genug, am Neujahrstag 1808 eine Predigt über die Worte des Paulus: „uns iſt bange, aber wir verzagen nicht", zu halten und drucken zu laſſen, in welcher er ſagte: ein Landesvater, deſſen Vorfahren ſeit vielen Jahrhunderten mit Milde, Gerechtigkeit und Segen über uns regiert haben, wird von den Kindern getrennt; unſere Landesverfaſſung wird umgeſtoßen, unſere bisherigen Geſetze und Rechte werden aufgehoben; Alles wird neu und verändert. Neuer Landesherr, neue Verfaſſung und Regierung, neue Geſetze und Gerichtsbehörden, neue Auflagen, Münze, Maß und Gewicht; nun wird der Deutſche überall zurückgeſetzt und der Fremde drängt ſich überall ein. Wir ſollen fremde Geſetze annehmen, die nicht für unſer Vaterland, nicht zu unſerer deutſchen Lebensart paſſen, Fremde wollen uns regieren, die unſere Sprache und unſere Sitten nicht kennen. Mit wehmüthigem Herzen ſcheiden wir von unſerer bisherigen Landesverfaſſung, bei der wir uns ſo wohl befanden, und von der Herrſchaft des Braunſchweigiſchen Hauſes, welches unſerem deutſchen Vaterlande ſo manchen edlen Menſchenfreund, ſo manchen großen Helden, ſo manchen trefflichen Regenten gegeben hat. Wir ſcheiden, wie die Nothwendigkeit des Kriegs-

rechts, die Gewalt des Siegers und die Bedingungen des Friedens es gebieten; Niemand wird uns Braunſchweiger tadeln, daß wir unſeres Fürſtenhauſes mit gerührtem, dankbarem Herzen uns erinnern und es nie vergeſſen werden. O möge Gott dieſes Haus, welches ſein unerforſchlicher Rath gedemüthigt hat, auf anderen Wegen wieder erfreuen und beglücken; möge dieſes Fürſtenhaus aus ſeinem jetzigen Falle ſich einſt zu neuem Glanze wieder erheben, wie es ſich vormals aus dem Falle ſeines großen Ahnherrn, Heinrich des Löwen, rühmlich erhoben hat. —

Die feindliche Stimmung, welche in den Braunſchweigiſchen, Heſſiſchen und Altpreußiſchen Landen von Anfang an gegen die Fremdherrſchaft beſtanden hatte, trat dann auch in dem Hannöver'ſchen ſtärker und ſtärker hervor, und überall im Königreiche Weſtphalen machte ſich zugleich eine ſo ſtarke Abneigung gegen alle Einrichtungen geltend, welche ihren Urſprung den Fremden verdankten, und eine ſo ſtarke Zuneigung zu allen Verhältniſſen, welche durch die Fremden beſeitigt waren, wie weder auf dem linken Rheinufer, noch in den Großherzogthümern Baden, Frankfurt und Darmſtadt in irgend einem Zeitpuncte der Fremdherrſchaft bemerkbar geworden iſt.

Drittes Capitel.

Das Königreich Baiern.

I.

Die Nothwendigkeit politiſcher Umgeſtaltungen nach dem Regierungsantritte Max Joſeph's II.

An geſunden und ſtarken Grundſtoffen fehlt es dem bairiſchen Stamme nicht; die breitſchulterigen, kräftigen Geſtalten erfreuen das Auge und dauern aus unter den Waffen, wie im Kampfe mit der Natur; paſſiver Trotz, derbe Sinnlichkeit und eine unverwüſtliche Fähigkeit zum Genuß lag von jeher im bairiſchen Geblüt; Phlegma und ſchlaue Treuherzigkeit ſpricht aus den gutmüthigen braunen Geſichtern, aber gereizt

oder auch nur erregt, war der Baier immer tobend, böſe und gefährlich. Vor Allem dem ſinnlichen Behagen zugewendet, kennt er das geiſtige Suchen und Forſchen, das innere Drängen und Arbeiten der Deutſchen weniger, als andere Stämme. Schwerlich hätte in Baiern die Fauſtſage entſtehen können und die Gefahr, in Sitte und Bildung dem Rohen und in der Religion dem Aeußerlichen zu verfallen, lag niemals fern. Das bairiſche Volk iſt geiſtlich, ſchlecht und gerecht, meldet ſchon im 15. Jahrhundert „Johannis Aventini, des weitberühmten, hochgelehrten bairiſchen Geſchichtſchreibers, Chronica“; es läuft gerne wallfahrten, hat auch viel Kirchfahrt, legt ſich mehr auf den Ackerbau und das Vieh, denn auf den Krieg, bleibt gerne daheim, reiſt nicht oft aus in fremde Land, trinkt ſehr, hat viele Kinder, iſt etwas unfreundlich und hartnäckig. Der gemeine Mann, ſo auf dem Land ſitzet, darf ſich nichts am Geſchäft der Obrigkeit unterſtehen, wird auch in keinen Rath genommen oder Landſchaft erfordert, doch iſt er ſonſt frei, mag auch freiledig eigene Güter haben, dient ſeinem Herrn, der ſonſt keine Gewalt über ihn hat, gibt jährlich Geld, Zins und Schaarwerk, thut ſonſt, was er will, ſitzt Tag und Nacht bei dem Wein, ſchreit, ſingt, tanzt, kartet, ſpielt, mag Wehren tragen: Schweinſpies und lang Meſſer, große und überflüſſige Hochzeit, Todtenmal und Kirchtag haben, iſt ehrlich und unſträflich, reicht Keinem zum Nachtheil, kommt Keinem zum Uebel. Der Adel wohnet auf dem Land, außerhalb der Städte, vertreibt ſeine Zeit und Leben mit Hetzen, Beitzen, Jagen und anderem Waidwerk, reitet nicht zu Hof, wenn er nicht Dienſt und Sold hat. Die Bürger regieren ihre Städt und Märkte ſelbſt, ſein Handwerksleut, Wirthe, Bauern, Krämer, Tagwerker. Wenig Bürger haben ein Auskommen von ihren Gülten und Zinſen, es ſeind auch wenig Kaufleute, die großen Handel führen. —

Hervorragende und eigenthümliche Perſönlichkeiten, Erfinder und Entdecker hat der Baiernſtamm dem deutſchen Volke nicht gegeben; ſeine Bedeutung für Deutſchland iſt nicht in den Individuen zu ſuchen, die er erzeugte, ſondern in dem Stamme als Stamm, der ſich um ſo leichter feſt und geſchloſſen erhalten konnte, je ärmer er an Perſönlichkeiten war. Unter den

großen Stämmen, aus deren Verſchmelzung die deutſche Nation erwuchs, hat Keiner in dem Grade, wie der bairiſche, ſeine Eigenthümlichkeit und das Bewußtſein des Zuſammengehörens bewahrt, und nur er gewann einen politiſchen Ausdruck für ſeine innere Einheit. Während die Schwaben und Franken ſich in eine Unzahl Fürſtenthümer und Hochſtifte, Grafſchaften und Abteien, Klöſter, Reichsſtädte und reichsritterliche Gebiete zerſplitterten, blieben die Baiern in einem kräftigen Herzogthum vereinigt. Das reiche, fruchtbare Getreideland am untern Laufe des Inn, der Iſar und der bairiſchen Donau gab demſelben eine tüchtige Grundlage äußerer Selbſtſtändigkeit, und das Fürſtengeſchlecht, welches die Landeshoheit beſaß, war von dem Bewußtſein, eine Geſchichte hinter ſich zu haben, erfüllt. Die Wittelsbacher gehörten zu den älteſten Familien Europa's; ſeit dem zwölften Jahrhundert hatten ſie die bairiſchen, ſeit dem dreizehnten auch die pfälziſchen Lande inne; aus ihrer Mitte war einſtmals ein deutſcher König hervorgegangen; zu den Zeiten des dreißigjährigen Krieges hatten ſie nicht ohne Erfolg in die deutſche Geſchichte eingegriffen und ſeit dem weſtphäliſchen Frieden zwei Stimmen im Kurfürſtenrathe geführt. Die Erinnerung an die Vergangenheit rief das Beſtreben, ſich auch eine Zukunft zu gewinnen, immer auf das Neue wieder wach. Das Fürſtengeſchlecht, das Land und der Stamm der Baiern waren durch die Geſchichte manchen Jahrhunderts zu einer feſten, politiſchen Einheit mit einander verwachſen und hatten dem Kurfürſtenthum, in welchem dieſe Einheit ſich darſtellte, das Gefühl des Anſpruchs auf eine bedeutende politiſche Stellung und das raſtloſe Streben, dieſelbe zu gewinnen, eingepflanzt.

Das Gebiet indeſſen, über welches im glücklichſten Falle die Macht ausgedehnt werden konnte, war durch natürliche und politiſche Verhältniſſe ſo eng begrenzt und die Unmöglichkeit, Zugang zum Meere zu gewinnen, ſo offenbar, daß Baiern ſich von jeder großen europäiſchen Rolle ausgeſchloſſen und auf eine hervorragende Stellung innerhalb Deutſchlands beſchränkt ſah, aber auch dieſe war durch eng gezogene Grenzen näher beſtimmt. Der bairiſche Stamm hatte bei ſeiner geiſtigen Unbeweglichkeit und bei ſeiner Armuth an bedeutenden Per-

ſönlichkeiten keinen inneren Beruf, die führende Macht der deutſchen Nation zu werden; das bairiſche Land entbehrte der Mittel, um durch Entwickelung einer ſtarken Geld- und Kriegsmacht das Uebergewicht in den deutſchen Verhältniſſen zu begründen. Mit ſtolzer Freude beſchrieb zwar ſchon im 15. Jahrhundert Aventinus die glückliche Lage ſeiner Heimath; das Oberland, ſagt er, iſt faſt gehölzig und ſind viel große und kleine Seen und ſchnelle Flüſſe und Wälder darin, reich an wilden Thieren, hat viel Bären, Wilderſchwein und viel andere dergleichen Thier. Ueberdas ſieht man große Haufen des rothen Wildprets, etwa mehr denn hundert Stück bei einander; Niederbaiern iſt fruchtbar, beſſer bebauet, hat mehr Volks, als Oberbaiern, und an der Donau und Iſar trägt es Wein. Das ganze Land iſt reich an Salz, Getreid, Viehe, Fiſchen, Holz, Weiden und Wildprett; kurz Alles, was zu des Menſchen Nahrung, auch zum Ueberfluſſe dient, iſt allda übrigs genug und das gemeine Gerücht iſt: nirgends lebt und liegt man beſſer, als in dieſen Landen. — Indeſſen zehrte doch auch ſchon zu des alten treuherzigen Aventinus Zeiten die kalte, den Alpen zugewendete Hochebene mit ihrem ſteilen Kalkgerölle die Kräfte der reichen Flußniederungen auf und nahm dem von Jahrhundert zu Jahrhundert furchtbar durch Kriege heimgeſuchten Lande die Naturunterlage der Macht; das bairiſche Fürſtengeſchlecht konnte nicht zur geſchloſſenen Einheit kommen, ſondern war durch zahlloſe Theilungen geſchwächt; in eiferſüchtiger Feindſchaft ſtanden ſich die verſchiedenen Zweige des Wittelsbacher Hauſes gegenüber, verfolgten einander auf Grund des Gegenſatzes der Confeſſion und beraubten ſich wechſelſeitig, ſo oft ſie es vermochten. Als Nachbar ſah das Kurfürſtenthum neben ſich Oeſterreich, dem lange ſchon die Erreichung des Zieles gelungen war, welches künftig zu erreichen, Baiern eifrig ſtrebte; ſo lange Oeſterreich groß blieb, mußte Baiern klein bleiben, und Oeſterreich hatte nicht allein das Geſchick und das Glück, ſondern auch den Beruf gezeigt, ſich groß zu erhalten.

Baiern war ausgeſchloſſen von einer großen politiſchen Stellung und zugleich auch wieder aufgefordert, dieſelbe zu erſtreben. Dieſer Widerſpruch zwiſchen Können und Wollen

drängte dahin, die Stellung, welche aus eigner Macht nicht zu erreichen war, ſich durch Hülfe Anderer zu verſchaffen. Um einen ſtarken Beiſtand zu gewinnen, gab Baiern ſich an Rom und zugleich an Frankreich hin. Die Hingabe an Rom hatte in den inneren, die Hingabe an Frankreich in den äußeren Verhältniſſen gegen Ende des vorigen Jahrhunderts Zuſtände herbeigeführt, durch welche die politiſchen Richtungen und Gegenſätze, die zu Anfang dieſes Jahrhunderts in Baiern hervortraten, möglich geworden ſind.

Als Herzog Wilhelm IV. von Baiern am Aſchermittwoch 1522 das ſcharfe Mandat erließ, nach welchem kein Unterthan ſich beikommen laſſen ſollte, von der alten Lehre abzuweichen, hatte Baiern ſich für das Zuſammengehen mit Rom in einem Augenblicke entſchieden, in welchem ſich eine neue Stellung des deutſchen Fürſtenthums aus den mit der Reformation verbundenen politiſchen Bewegungen hervorzubilden begann. Der Entſchluß des Herzogs brachte ihm und ſeinen Nachfolgern reichen Gewinn. Bereitwillig gab ihnen die Curie einen bedeutenden Theil der kirchlichen Einkünfte in Baiern, das Uebergewicht in den Competenzconflicten mit den biſchöflichen Gerichten und das Recht, auch ohne Zuziehung der Biſchöfe über Erhaltung der reinen Lehre im Clerus zu wachen. Im beſten Vernehmen mit der Kirche, konnte das bairiſche Herzogthum die Kräfte, welche andere Fürſten zum Kampfe gegen Rom und deſſen Anhänger verwenden mußten, gebrauchen, um dem Adel und den Städten des Territoriums gegenüber die Landeshoheit zu verſtärken und zum Schutze der alten Religion immer neue Leiſtungen von den Landſaſſen zu begehren. Bedeutender noch war der Gewinn in der Stellung zur Kirche. Rom eröffnete den Herzögen von Baiern bereits Ferdinand dem Erſten gegenüber die Ausſicht auf die Kaiſerkrone, verſchaffte ihnen dann die den Pfalzgrafen bei Rhein entzogene Kur und verhalf einer großen Zahl Wittelsbacher zu der erzbiſchöflichen und biſchöflichen Würde in den reichsunmittelbaren geiſtlichen Territorien. Von 1583 bis 1760 hatte Kurköln ſtets bairiſche Prinzen zu Landesherren; in Hildesheim, Paderborn, Freiſingen, Regensburg, Münſter, Osnabrück, Lüttich waren oftmals Wittelsbacher als Biſchöfe; im Jahre 1724 hatte

das Haus, außer der pfälziſchen und bairiſchen Kur, auch die von Cöln und Trier, alſo vier Stimmen im Kurfürſtenrath.

Als Gegenleiſtung für die im eigenen Territorium, wie im Reiche, verſtärkte Macht hatten die Kurfürſten ihr Land ſicher zu ſtellen gegen das Eindringen der evangeliſchen Lehre und des evangeliſchen Lebens. Innerhalb des ganzen Herzogthums durfte kein Proteſtant ſich niederlaſſen und kein lutheriſcher oder reformirter Gottesdienſt gehalten werden; nur in der Oberpfalz und in Donauwörth waren aus der vorbairiſchen Zeit eine Anzahl Proteſtanten geblieben, und in Stadt am Hof war das halbe Spital evangeliſch; ſtrenge von Geiſtlichen gehandhabte Cenſur hielt jede nichtkatholiſche Einwirkung fern; die Univerſität zu Ingolſtadt, der geſammte Unterricht der gelehrten Schulen war in den Händen der Jeſuiten, der in den Volksſchulen war auf das Aeußerſte beſchränkt; von jedem ſeiner Diener ließ ſich Carl Albrecht (1726—1745) die unbefleckte Empfängniß der Mutter Gottes beſchwören.

Schon in der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts machte ſich allerdings der Widerwille gegen den Prieſterdruck und gegen die geiſtige Abſperrung in ſtarken Ausbrüchen geltend. Begünſtigt vom Kurfürſten Max Joſeph ſelbſt (1745—1777), traten die Hauptführer der Bewegung zuſammen und wurden 1759 als Academie der Wiſſenſchaften anerkannt; ihre der Jeſuitencenſur entzogenen Schriften ſetzten Freunde und Feinde in Bewegung; Werke erſchienen, die in „lutheriſchem Deutſch“ abgefaßt waren; der junge Benedictiner Heinrich Braun aus Tegernſee gab eine Reihe viel geleſener Lehrbücher über die deutſche Sprachkunſt, Weſtenrieder ſeinen Inbegriff der Religion heraus und der Theatiner Sterzinger bekämpfte, nachdem noch 1754 und 1756 zwei dreizehnjährige Mädchen als Hexen geköpft und verbrannt waren, 1766 in einer eigenen Schrift die Hexenproceſſe. Mit großem Eifer arbeitete Braun, nachdem er 1765 nach München berufen ward, an der Belebung des Volksunterrichtes; die am 18. September 1770 bekannt gemachte, von ihm entworfene Ordnung für die deutſchen oder Trivialſchulen ſetzte überall Schulen mit ſechs Claſſen voraus; alle Kinder ſollten, außer in der Chriſtenlehre, auch im Leſen, Schreiben, Rechnen und in deutſcher Sprach- und Brief-

kunſt von guten Lehrern nach guten Schulbüchern und guter Lehrart unterrichtet werden. Auch während der erſten Regierungsjahre Carl Theodor's (1777—1799) ſetzte ſich die Bewegung fort; die am 8. Auguſt 1778 bekannt gemachte Verordnung für die bürgerliche Erziehung der Stadt- und Landſchulen in Baiern geſtaltete alle niederen Schulen nach Felbiger's Grundſätzen um; die Academie wurde begünſtigt; große Ausgaben für Künſtler und Kunſtwerke, Hofcapelle und Theater, Bibliothek und Gemäldeſammlung ſollten in Wiſſenſchaft und Kunſt, gewaltſame Verordnungen des Grafen Rumford in Ackerbau und Gewerben dem Volk ein neues Leben verſchaffen. Unruhe und Groll gegen das Beſtehende war durch dieſe Bewegungen dauernd in viele Gemüther gebracht, aber dauernd umgeſtaltet ward in den hergebrachten Zuſtänden wenig oder nichts. Die zahlreichen Maitreſſen und natürlichen Kinder des Kurfürſten, der Hof, die Beamten und die mit allen dieſen verbundenen Prieſter ſahen in jeder Aenderung eine Gefahr für ihre eigene Stellung; Menſchen, wie der Beichtvater Pater Frank, wie Bettſchart und Lippert bemächtigten ſich Carl Theodor's; die Männer, welche bisher die Umgeſtaltungen geleitet hatten, wurden entfernt; die als Neuerer Verdächtigen verfolgt und eingekerkert. Neues ward nicht mehr begonnen, Begonnenes ward abgebrochen, bereits Beſeitigtes wieder hergeſtellt und nach allen Seiten hin das Land in immer tieferen Verfall gebracht. Der Katholicismus, auf ſich allein angewieſen, war in kaum geringerem Grade, als in den romaniſchen Ländern, wo die erregende Kraft des Proteſtantismus nicht auf ihn wirkte, entartet. Baiern ſei, ſagte man, das Spanien und Italien Deutſchlands. Das deutſche Bedürfniß nach innerem frommen Leben war zwar auch in dieſen Zuſtänden nicht völlig erloſchen und zog Männer groß, wie Michael Sailer, Martin Boos, Johannes Goßner, Sebaſtian Winkelhofer und Einzelne ihrer Freunde, aber ſie ſtanden einſam inmitten todter Formen und todter Menſchen. Unter Zulaſſung und Mitwirkung der Kirche und ihrer Prieſter war der chriſtliche Glaube mit heidniſchem Aberglauben, die katholiſche Form des Gottesdienſtes mit kindiſchen und abgeſchmackten Gebräuchen vermengt. In München allein fanden ſich ſiebenzehn wunderthätige Bilder,

zu denen im Jahre 1800 noch eine neue Augenverdrehung in der St. Peters-Pfarrkirche hinzutrat; zahllose gesund machende Mutter-Gottes-Gestalten, Reliquien und heilige Leiber sammelten in der nächsten Umgegend der Residenz immer auf das Neue Kranke und Hülfesuchende aller Art um sich; von den Kanzeln herab wurden die Wunderthaten der Bilder verkündet und Wundermittel gegen Krankheiten der Menschen und Thiere ausgeboten; mit dem Hubertusschlüssel brannten Priester die Bißwunden toller Hunde aus; zu Pferde umritten Pfarrer, das Allerheiligste in der Hand, die Felder, um sie gegen Hagelschlag zu sichern. Genien, Pagen, Männer und Weiber in Bußsäcken begleiteten die Processionen, am Frohnleichnamstage ward der große Goliath und der kleine David und manche andere Mummerei umhergetragen; bunte Glaskugeln, Wasserkünste und sonstige Spielereien störten am heiligen Grabe den Ernst der Charwoche; in den Kirchen zog man am Himmelfahrtstage eine ausgestopfte Figur in die Höhe und ließ am Pfingstfeste eine hölzerne Taube auf den Altar herab. Die Predigten waren fast ausschließlich den Mönchen anheim gefallen, vor Allen den Capuzinern, die aus den mittelmäßigsten Studenten ergänzt zu werden pflegten; in rohem Dialecte und unter Schlägen mit Händen und Füßen redeten sie in das Volk hinein; der Religionsunterricht bestand zum größten Theil in dem Auswendiglernen der Sätze des von dem Jesuiten Grätscher verfaßten Katechismus; das Gebet war zu einem Frohndienst entartet, den man so eilig wie möglich abmachte; der Bub ist geschwind, sagte ein bezeichnendes Volkswort, er läuft schneller als ein Vaterunser; zwei Paternoster für einen Kreuzer, vier für zwei leistete der Bettler als Gegendienst. Neben den allgemeinen kirchlichen Religionsübungen waren die Andachten in entfernten Ablaß- und Wallfahrtskirchen besonders beliebt; zu Wagen pflegten die Münchener beiderlei Geschlechts auszufahren; vor dem Heiligenbilde wurde mit einigen Paternoster und Ave Maria dem religiösen Bedürfnisse genügt, dann verlor sich die Andacht mit ziemlicher Schnelligkeit; Alles eilte in das Wirthshaus, wo Tanz und Bier der Gäste wartete; kein Land ist auf der Welt, pflegte der Baier zu sagen, wo die Religion so bequem, die Andacht so lustig ist, wie bei

uns. Das Landvolk war, bemerkt ein bairiſcher Katholik, Herr von Lerchenfeldt, in Rohheit und Unwiſſenheit aufgewachſen, es kannte von der Religion nur die äußerlichen Formen, hing blind an alten Vorurtheilen und war tief entſittlicht. — Selbſt die Münchener hiſtoriſch-politiſchen Blätter haben wiederholt in ſcharfen Worten die tiefe Geſunkenheit der religiöſen Zuſtände Baierns gegen Ausgang des vorigen Jahrhunderts beklagt. Es war in der That das chriſtliche Leben auch in der Form, unter welcher es ſich in der katholiſchen Kirche darſtellt, wie erloſchen in Baiern, aber zahlloſe Kirchen und Capellen, Heiligenhäuſer und Marterſäulen bedeckten das Land und mehr als der vierte Theil des Jahres beſtand aus Feiertagen; die eine Stadt München, mit damals etwa 40,000 Einwohnern, hatte ſiebzehn Klöſter; allein in Oberbaiern hatten neben den Dominicanern, Carmelitern, Theatinern, Franciscanern und vielen anderen die Benedictiner 13, die Auguſtiner 16 Klöſter. fünfzehnhundert Bettelmönche durchzogen Städte und Dörfer; eine 1801 erſchienene amtliche Schrift zählt für Baiern 7544 Geiſtliche und 170 Klöſter auf; der Reichthum derſelben war auch am Ende des vorigen Jahrhunderts nicht gering. Als 1798 eine päpſtliche Bulle dem Kurfürſten das Recht auf den ſiebenten Theil des geiſtlichen Vermögens gab, nahm die Regierung fünfundzwanzig Millionen Gulden und bemerkte, daß dieſe Summe noch nicht den bewilligten Theil betrage. Bis auf welche Stufe ſittlicher und religiöſer Entartung das klöſterliche Leben jener Gegenden geſunken war, läßt ſich aus der Selbſtbiographie des lüderlichen Bronner's, eines entſprungenen Mönches, erkennen.

Den religiöſen und kirchlichen Zuſtänden entſprechend hatte ſich das geſammte Unterrichtsweſen geſtaltet. Schon 1781 hatte Braun's Wirkſamkeit ihr Ende erreicht; Kloſtergeiſtliche entgegengeſetzter Richtung bemächtigten ſich der Leitung. Auf dem platten Lande konnte, wie die Pfalzbairiſche Erdbeſchreibung von 1795 angibt, unter hundert und in manchen Gegenden unter zweihundert Menſchen nur Einer leſen. Der gelehrte Unterricht, ſowohl in den Gymnaſien, d. h. den Mittelſchulen, in denen Latein und etwas Griechiſch, als auch in den Lyceen, d. h. den oberen Schulen, in denen Philoſophie und vor Allem Theo-

logie getrieben ward, lag nicht in den Händen beſoldeter Lehrer, weil Carl Theodor das zu Schulzwecken beſtimmte große Vermögen des aufgehobenen Jeſuitenordens zur Verſorgung ſeiner natürlichen Kinder verwendet hatte. Klöſter, namentlich die der Benedictiner, beſorgten denſelben unentgeltlich und hielten, weil ſie nichts Anderes kannten, den Lehrplan ihrer Feinde, der Jeſuiten, feſt. Zucht und Sitte der Schule, Gegenſtand und Methode des Unterrichts hatte einen klöſterlichen Anſtrich; die deutſche Sprache ward wieder vernachläſſigt und als lutheriſch gefürchtet. Eng war die wiſſenſchaftliche Bildung durch die Grenzen deſſen umſchränkt, was die Mönche für erlaubt und mittheilbar, für ungefährlich, nützlich und wahr hielten; Mönche ſollten thatkräftige, handelnde, muthige Männer erziehen; faſt alle künftigen Officiere, Pfarrer, Richter, Aerzte, Staatsmänner gingen aus ihren Anſtalten hervor.

Bei geiſtigen Zuſtänden ſolcher Art mußte der Druck aller der äußeren Hemmungen freier Bewegung, welcher allgemein auf den deutſchen Territorien laſtete, in Baiern noch lähmender wirken, als im Norden. Auf dem platten Lande waren unter den 29,000 Bauernhöfen Ober- und Niederbaierns nur 6000 Eigenthum Derer, welche ſie bewirthſchafteten; 16,000 gehörten dem Adel und den Klöſtern, 7000 der kurfürſtlichen Kammer. Der Mangel an Eigenthum, die Laſt der Frohnen und Gilten hatte dem Ackerbau aufſtrebende Tüchtigkeit und Freude an der Arbeit genommen. Städte mit wirklich ſtädtiſchem Leben kannte Baiern nicht, Orte, welche, wie Donauwörth, Schärding, Landshut, Straubing, Braunau, Städtenamen führten, ſchleppten ein träges Daſein hin; durch unfahrbare Wege, zahlloſe Mauthen und den Wechſel von Maß und Gewicht auf jeder Quadratmeile Landes waren ſie gegen einander abgeſperrt; erſtorbene Zünfte, Stapel, Bier- und Branntweinzwang, Bannmeile, Einlagerecht und die Thatloſigkeit der ſelbſtſüchtigen, oft erblichen Magiſtrate hielten jeden friſchen Aufſchwung des Handels und der Gewerbe nieder.

Dieſes Volk und dieſes Land ward von einem verſchwenderiſchen, lüderlichen Hofe regiert, an welchem der reiche Adel in Sittenloſigkeit und üppigem Müſſiggang lebte und der Arme um die Gunſt der Maitreſſen und Beichtväter buhlte. Nach-

kommen, welchen er das Kurfürſtenthum hinterlaſſen konnte, beſaß Carl Theodor nicht; das Land, für das er nie ein Herz gehabt hatte, war ihm ein Mittel zur Verſorgung ſeiner unehelichen Kinder.

Sämmtlichen Schulen entzog er ihr Einkommen, um aus demſelben eine bairiſche Zunge des Malteſer Ordens zu gründen, lediglich damit das reich ausgeſtattete Großpriorat dem Fürſten von Brezenheim eine glänzende Stellung gewähren könne. Geld und Kleinodien wurden geſammelt, Beſitzungen wurden zuſammengekauft, um den natürlichen Töchtern als Ausſteuer zu dienen. Eine derſelben war an den Grafen von Leiningen-Guntersblum, eine zweite an den Grafen Iſenburg, eine dritte an den Grafen Hollnſtein und andere an andere vermählt. Vom Hofe aus wurden die Entſchlüſſe der Miniſter beſtimmt, der Kurfürſt ſelbſt griff, ſo oft es ihm oder ſeinen Günſtlingen vortheilhaft war, ohne Bedenken in den Amtskreis jedes Gerichts und jeder Verwaltungsbehörde ein. Die Regierung in Ober- und Niederbaiern ward durch die Rentämter in München, Ingolſtadt, Landshut und Burghauſen und durch die ihnen untergeordneten Land- und Pflegegerichte geführt. Dieſe Aemter aber, wie alle übrigen, waren im ganzen Lande mit Begünſtigten und Unterbegünſtigten des Hofes beſetzt. Die meiſten kurfürſtlichen Diener hatten, wie der Adreßkalender von 1799 nachweiſt, ſchon bei ihren Lebzeiten einen Nachfolger erhalten; im Oberamte Neuſtadt z. B. fand ſich nicht ein einziger Beamter, dem nicht der Amtserbe beigeſchrieben war; das Amt einer Leibnäherin, einer Küchenjungenwäſcherin, aber auch das des Oberamtsſchultheis war zum Gegenſtand des Handels mit Anwartſchaften gemacht; das Pflegegericht zu Eckmühl ward im Namen unmündiger Kinder verſehen, das in Rotenburg, Donauwörth und vielen anderen Orten war an Frauen verliehen. Zu Stadt am Hof war eine Mademoiſelle beanwartete Grenzhauptmauthnerin und zu Burglengfeld ſtand ein Fräulein als Oberforſtmeiſter an der Spitze zahlreicher Ober- und Unterförſter. Tief waren die Beamten geſunken und bei einiger Verbindung am Hofe entgingen ſie ſelbſt bei Verbrechen der Strafe. Der Landrichter v. Bettſchart war wegen gemeiner Betrügereien zum Zuchthaus verurtheilt,

aber er wurde begnadigt und mit einer Maitreſſe, für die ein vornehmer Mann geſucht ward, verheirathet. Neben den kurfürſtlichen Dienern übten Adel, Klöſter und Magiſtrate Gerichts- und Regierungsrechte aus. Allen galt das Amt als ein nutzbares Recht, welches durch jedes Mittel möglichſt einträglich gemacht wurde; noch im Jahre 1803 mußte den Landrichtern ausdrücklich verboten werden, ſich ihre Feld- und Handarbeit zwangsweiſe durch die Eingeſeſſenen des Amtsſprengels beſorgen zu laſſen.

Die geſammte Verwaltung zeigte die Folgen einer ſolchen Regierung. Geld war nur für die Verſchwendung des Hofes vorhanden; keine öffentliche Kaſſe hatte Münze, keine Credit, das jährliche Deficit des Staatshaushalts ward 1799 auf fünf Millionen berechnet, zu deren Deckung es an jeder Möglichkeit fehlte; unheilbar waren die Finanzen zerrüttet. Das Heer ſollte eine Stärke von 23,000 Mann haben, beſtand aber nur aus 15,000, nach anderen Angaben nur aus 12,000 Mann. Die Officiere, die auf gleichem Wege, wie die Civilbeamten, zu ihren Stellen gelangten, waren in Maſſe vorhanden, auf 15 bis 16 Soldaten Einer, aber die Zeughäuſer und Magazine waren leer, nicht einmal Pulver war vorhanden.

Nicht der Kurfürſt und ſeine Miniſter, ſondern der entartete Hof regierte Alles, aber die Herrſchaft deſſelben ruhte nicht auf dem durchgreifenden Wollen kraftvoller Männer, ſondern auf der politiſchen Willensloſigkeit der Unterthanen; ohne Gewaltſamkeiten wurden die matten Kräfte der Städte wie der Bauern vom Hofe ausgeſogen, ohne Aufſehen und ohne Schmerz erſtarb das Leben des Landes.

Eine Oppoſition konnte zwar inmitten der geiſtigen Bewegung, welche Deutſchland in dem letzten Drittel des Jahrhunderts ergriffen hatte, nicht ausbleiben, aber ſie konnte, da alle Vorbedingungen einer geſunden und männlichen Entwickelung fehlten, dem Schickſale kaum entgehen, zu einem Zerrbilde zu werden. Es lag in der Natur der Verhältniſſe begründet, daß gerade Baiern das Land ward, in welchem die mit dem Namen „Aufklärung“ bezeichnete Richtung ſich gegen Ende der ſiebenziger Jahre zu einer geheimen, ſtreng gegliederten und von damals unbekannten Oberen geleiteten Geſellſchaft ver-

körperte. Feſte Ziele hatte der Orden der Illuminaten nicht, aber ohne des zu erſtrebenden Neuen auch nur dunkel ſich bewußt zu ſein, negirte er das Beſtehende in Kirche und Staat, griff es an und wollte es zerſtören. Wir ſind Streiter gegen die Finſterniß, unſer Endzweck iſt, daß es Licht werde, ſagte der Ordensſtifter einmal und drückte in dieſen Worten die eigene Unbeſtimmtheit aus. So platt und kleinlich das Getriebe der Illuminaten auch war, konnte es einer Regierung und einem Lebenszuſtande gegenüber, wie Baiern ſie hatte, dennoch gefährlich werden. Nicht ohne Grund ſah ſich vor Allem der Hof in ſeinem Fortbeſtande bedroht. Ein Edict vom 1. März 1785 hob den Orden auf und die Verfolgungen gegen die wirklichen und vermeintlichen Mitglieder deſſelben nahmen den härteſten und gehäſſigſten Charakter an. Pater Frank und ſein Werkzeug, Geheime Rath Lippert, brachten unter Beiſtand des zu Hülfe gerufenen päpſtlichen Nuntius alle hervorragenden Männer, welche ſich ihnen nicht fügten, um ihr Amt und zuweilen auch um Vermögen und Freiheit; die Cenſur ward mit äußerſter Strenge geübt, Hausſuchungen machten jeden brieflichen Verkehr unſicher und geheime Angeber überwachten die vertrauteſten Aeußerungen im Kreiſe der Familie. Der Orden als Orden war unterdrückt, aber die negirende Richtung, aus welcher er entſtanden, gewann immer weitere Verbreitung in Baiern. Die Bewegungen der franzöſiſchen Revolution erwarben ihr neue Anhänger. Unter Domherren, Beamten, Studenten, Kaufleuten, Kammerherren, Pfarrern und Officieren mehrte ſich die Zahl derer, welche die Regierung und den Zuſtand Baierns als eine Schmach für die Vernunft und die gänzliche Beſeitigung des Beſtehenden als Vorbedingung der Rettung betrachteten.

Die knabenhafte Auflehnung gegen die greiſenhaften Zuſtände vollendeten das Bild der Abgelebtheit, welches Baiern am Ausgange des achtzehnten Jahrhunderts darbot. Auch in anderen Theilen Deutſchlands waren Kirche und Staat erſtorben und das neue Leben, welches ſeit der Mitte des Jahrhunderts in immer weiteren Kreiſen hervorbrach, war ein Leben ausſchließlich in Wiſſenſchaft und Kunſt, aber dieſes Leben, einmal erwacht, ließ ſich nicht auf ſeine urſprünglichen Gränzen

beſchränken, ſondern mußte weckend und erregend nach allen Seiten überſtrömen und konnte deßhalb auch für die kirchlichen und ſtaatlichen Verhältniſſe ein neues Leben der deutſchen Nation möglich machen helfen. Baiern aber hatte wenig Ausſicht, ſich auf dieſem Wege zu erheben, da es durch eine lange Vorgeſchichte den geiſtigen Einwirkungen Deutſchlands unzugänglich geworden war.

Erzogen und gebildet durch mönchiſchen Unterricht, religiös befriedigt durch die entſtellten Formen und Gebräuche der katholiſchen Kirche, war Baiern in ſeinen geiſtigen Bedürfniſſen und Anſchauungen von dem übrigen Deutſchland geſchieden und lange Jahre hindurch auch durch äußere Mittel gegen daſſelbe abgeſperrt. Max Joſeph hatte vergebens verſucht, die mehrhundertjährige geiſtige Abgeſchloſſenheit ſeines Landes zu durchbrechen; unter ſeinem Nachfolger Carl Theodor (1777 bis 1799) wurden wiederum alle deutſchen Schriften ohne Weiteres als lutheriſche Schriften betrachtet und mißtrauiſch unterdrückt; ſelbſt Kant ward durch die Cenſur verboten; die deutſche Sprache ward von Geiſtlichen gelehrt, die ihre Kenntniß derſelben in bairiſchen Klöſtern erworben hatten. Nur das, was nicht bairiſch und nicht öſterreichiſch war, nannte der Baier Deutſchland und dieſes Deutſchland war ihm ein fremdes Land, welches ſelbſt der Handwerksburſche ſelten durchwanderte. Jeder Deutſche galt als Proteſtant und jeder Proteſtant als Deutſcher, vor dem man ſich zu hüten habe, um nicht übervortheilt und verſpottet zu werden; in das Kurfürſtenthum wollte man den Verdächtigen nicht laſſen; es war beſchloſſen, daß kein Fremder zum Nachtheil der Einheimiſchen in die Academie aufgenommen werden ſollte, und der Beichtvater Stadler hatte einſt geſchrieben, Baiern ſei nicht ſo barbus, daß es einen heterodoxen Mathematiker zu berufen nöthig habe. So weit hatte die Abgeſchloſſenheit geführt, daß die Baiern ſich nicht als deutſcher Stamm, ſondern als bairiſche Nation zu fühlen geneigt waren. Die Deutſchen erwiderten die halb trotzige, halb furchtſam argwöhniſche Abneigung der Baiern durch ein geringſchätziges Herabſehen auf deren Zuſtände und beſpöttelten insbeſondere Alles, was mit dem Mönchs- und Prieſterweſen zuſammenhing. Beſucht ward

Baiern ſelten; Nicolai's Reiſe im Jahre 1781 galt als eine Art Entdeckungsfahrt in unbekannte Gegenden. Je lebendiger Deutſchland ſich im letzten Drittel des vorigen Jahrhunderts auf dem geiſtigen Gebiete entwickelte, um ſo ſchroffer ward Baiern von demſelben getrennt und um ſo geringer die Ausſicht, ſich im Zuſammenhange mit der deutſchen geiſtigen Bewegung zu erneuen.

Die Entfremdung von der deutſchen Nation und das Erſterben des politiſchen, geiſtigen und kirchlichen Lebens war in einem langen Zeitraum langſam vor ſich gegangen, aber die mehrhundertjährige Geſchichte ſpiegelte ſich wieder und drängte ſich zuſammen in der Regierung Carl Theodor's und wurde von den Baiern als das Werk dieſes Fürſten aufgefaßt; der 16. Februar 1799, an welchem Carl Theodor ſtarb, erſchien den Münchenern als ein Freudentag. Dem durch die Bewegungen der Zeit erregten Geſchlechte war die Unhaltbarkeit aller inneren Zuſtände zum Bewußtſein gekommen; was an die Stelle des Beſtehenden treten ſollte, wußte zwar Niemand, aber Perſonen und Verhältniſſe verlangten Beſeitigung deſſen, was war, und des neuen Fürſten Max Joſeph und ſeiner nächſten Diener Perſönlichkeit mußte entſcheiden, ob und welche politiſche Parteien ſich in der wild erregten Zeit auf dem Boden der gegebenen Zuſtände bilden würden.

II.

Die Neigung und die Mittel des Miniſter Montgelas, eine allgemeine Umwälzung in Baiern herbeizuführen.

Max Joſeph hatte bis in das reife Mannesalter keine Ausſicht gehabt, jemals eine politiſche Stellung einzunehmen. Nachgeborener Sohn eines nachgeborenen Zweiges des Pfälziſchen Hauſes, war er in Zweibrücken am Hofe ſeines Oheims, Herzog Chriſtian's von Birkenfeld, groß geworden. Einundzwanzig Jahre alt, trat er 1777 als Oberſt in franzöſiſche Dienſte und ſtand bis 1789 mit ſeinem Regimente in Straßburg. Bei Ausbruch der Revolution zog er ſich nach Mannheim zurück, wo er mit ſeiner Gemahlin, Prinzeſſin Wilhel-

mine Auguſte von Heſſen-Darmſtadt, von kärglichem Einkommen lebte. Der Tod ſeines Bruders Carl Auguſt gab ihm zwar 1795 den Namen eines Herzogs von Zweibrücken, aber das Land befand ſich bereits in den Händen der Franzoſen und auch in Baiern geſtattete ihm der kinderloſe Kurfürſt, als deſſen Erbe er nun erſchien, den Aufenthalt nicht. Max Joſeph, welcher allen Grund hatte, zu fürchten, daß Oeſterreich ihn ſeines Erbrechts ganz oder zum Theil berauben werde, begab ſich 1797 nach Berlin, um durch Preußens Vermittelung Entſchädigung für das verlorene Zweibrücken und Sicherung ſeines Erbrechtes in Baiern zu erhalten; 1799 ſtarb Carl Theodor; am 12. März zog Max Joſeph mit ſeiner zweiten Gemahlin, Prinzeſſin Caroline von Baden, umgeben von Söhnen und Töchtern, in München ein; freudige Hoffnung und entgegenkommendes Vertrauen empfing ihn und der neue Landesherr beſaß die Gaben, durch welche die Herzen der Menge gewonnen und feſtgehalten werden. Wirklich bedeutende Naturen werden ſelten und am wenigſten als Fürſten die Zuneigung der Maſſen genießen; Max Joſeph wurde weder durch Größe des Charakters und Willens, noch durch Größe des Verſtandes und Geiſtes von ſeinen Baiern geſchieden und hatte viele Eigenſchaften, welche im Fürſten wie im Privatmanne den Menſchen anziehend ſind. In der äußeren Erſcheinung, in dem ganzen Thun und Laſſen des heiteren, lebensfriſchen Mannes ſprach ſich wahres, menſchliches Wohlwollen aus; am liebſten hätte er jede Familie ſeines Landes in einer behaglichen Lage gewußt, unglücklich mochte er niemand ſehen und wenn ihm Noth unmittelbar vor Augen kam, war es ihm faſt nicht möglich, den Verſuch zur Hülfe zu unterlaſſen. Auch hatte er, wie Steub verſichert, ſtets eine kleine Schwäche für fröhliche Geſellen, die es leicht nahmen mit dem Leben; trug oftmals Sorge für unbemittelte Familien, die gerne Champagner tranken, und bezahlte nichts lieber, als fremde Schulden. Mit heiterem Humor und unbefangener Theilnahme trat er Hohen und Niederen entgegen, hatte auch für den Geringſten ein freundliches Wort und bereitete gerne ſelbſt ferner Stehenden unerwartet einen frohen Augenblick; Angeber waren ihm widerwärtig, Strafurtheile milderte er

oft, freigebig war er ohne Maß, geliebt wollte er von Allen ſein. Ein guter Ehemann und guter Vater, lebte er ein einfaches, mäßiges Leben; früh legte er ſich zur Ruhe, ſpäteſtens 6 Uhr ſtand er auf und ertheilte ſchon um dieſe Zeit formloſe Audienzen; vom Prunke war er ein Feind. Als er in ſpäteren Jahren Tegernſee erwarb, richtete er ſich dort ganz ſeinen Neigungen entſprechend ein; Blumen und Singvögel füllten ſeine Zimmer; die mit dem wunderbaren Reiz der Voralpen ausgeſtattete Natur begünſtigte das fürſtliche Stillleben; weit und breit in der Umgegend war er perſönlich gekannt, hier hatte er eine ſtattliche Kuh geſchenkt, dort die Hochzeit ausgerichtet; in manchem Hauſe erſchien er als Pathe und Viele dankten ihm Hülfe in großer Noth.

Die Baiern freuten ſich ihres Fürſten und hingen ihm an; viele Züge, die von der Güte ſeines Herzens Kunde gaben, manches herzliche Wort, das er geſprochen, wurden im Lande wieder und wieder erzählt; weil wir dich nur haben, Maxerl, iſt Alles gut, ſagte der Münchener Bürger; nicht leicht nannte ein bairiſcher Schriftſteller ſeinen Namen, ohne ein Wort warmer Anerkennung hinzuzufügen, und als der König 1824 den Tag feierte, an welchem er fünfundzwanzig Jahre zuvor die Regierung angetreten hatte, that die allgemeine herzliche und ungeheuchelte Freude auch dem Fremden dar, daß wohl kein deutſcher Fürſt ſo in ſeinem Lande geliebt werde, wie Max Joſeph in Baiern. Es war aber nicht der Fürſt, ſondern der Menſch, und nicht der bedeutende, ſondern der wohlwollende Menſch, welcher in Max Joſeph geliebt ward. Große Eigenſchaften beſaß er nicht, weder als König noch als Menſch. Ihm fehlte die Vorbedingung jeder wahren geiſtigen Bedeutung: der auf Großes gerichtete Sinn, der ſtrebende Geiſt, das Auge, welches bedeutende Ziele, wenn auch in weiter Ferne, ſieht; er hatte kein großartiges Intereſſe, nicht einmal das für den eigenen Ruhm, er hatte keine ſtarke Liebhabereien, nicht einmal die der Jagd. Die Tage und Jahre, nicht für große Dinge in Anſpruch genommen, brachte er, um ſie auszufüllen, mit Nichtigkeiten und Kleinigkeiten hin. Unterſchriften, förmlicher und formloſer Empfang derer, die eine Audienz begehrten, Beſuche bei der Königin und den Prinzeſſinnen, Umhergehen

in der Stadt, Tafel, Theater, Hofconcerte, Anhören der Berichte über die kleinen Begebenheiten am Hofe und in der Residenz vermochten den Kurfürsten nicht vor häufigen Anfällen übler Laune zu schützen, welche im Leben der Fürsten so wenig, wie in dem der Privatleute, ausbleiben, wenn das Fehlen großer, die Seele erfüllender Interessen nicht wenigstens durch die Anstrengung der Arbeit ersetzt wird, welche das Bewußtsein der Verpflichtung gegen seinen Beruf, sei er groß oder klein, vom Menschen fordert. Das Bewußtsein aber, daß der Fürstenberuf weniger ein Recht, als eine Pflicht ist und umfassendere und strengere Forderungen stellt, als jeder andere, war damals in fast allen regierenden Häusern verschwunden. Nicht Pflichttreue, sondern die Regungen eines wohlwollenden Herzens bestimmten das Verhalten des Kurfürsten Max Joseph; in keinen Verhältnissen trat das so deutlich hervor, als in denen, in welchen seine Neigung zum Geben angeregt ward. Unwürdige mißbrauchten immer auf das Neue sein weiches Herz, an jedem Tage ward er mündlich und schriftlich von Hülfesuchenden und von Bettlern jedes Standes und Ranges bestürmt; bei dem Austritt aus dem Schloß, auf den Straßen war er nicht sicher vor unverschämten Zumuthungen; in immer neuen Wendungen und Listen suchte man ihn zu erweichen und selten vermochte er zu widerstehen, sein Hang zum Geben war unüberwindlich; die tausend Gulden, welche er sich zu seiner täglichen Verfügung vom Generalcassirer geben ließ, waren bald erschöpft; dann stellte er Anweisungen auf Banquiers, auf die Schuldentilgungscasse, die Lottocasse, die Kriegsöconomiecasse aus; sorgsam ward sein Hang zum Geben von denen genährt, die Vortheil davon hatten, und über jede Maßregel der Sparsamkeit zeigte er sich wie über einen Eingriff in seine Rechte erbittert. Um nicht den einen Unglücklichen, der ihm nahe kam, unglücklich zu wissen, konnte er Tausende, die er nicht sah, unglücklich machen; um ein kleines Interesse zu retten, konnte er große aufgeben. Während das Geld zu den dringendsten Bedürfnissen fehlte, die Beamten Monate lang auf ihre Besoldung warten mußten, hatten die Bettler zur Genüge. Um den Neigungen seines Herzens folgen zu können, verletzte Max Joseph die Pflichten des Fürsten; um

nicht Beamte unglücklich zu machen, ſah er der Lüderlichkeit an ſeinem Hofe und der Pflichtvergeſſenheit ſeiner Diener nach. Schon der Mangel an ſtarkem Intereſſe und an wirklicher Beſchäftigung mit den Aufgaben ſeines fürſtlichen Berufes würde dem Kurfürſten feſtes, eigenes Urtheil und feſten, ausdauernden Willen unmöglich gemacht haben; auch der kraftvollſte, entſchloſſenſte Charakter iſt außer Stande, feſtes Urtheil und feſten Willen in Verhältniſſen zu haben, in denen er nicht mit ganzer Seele lebt, und Max Joſeph gehörte zu den kraftvollen, entſchloſſenen Charakteren nicht; in ſich ſelbſt unſchlüſſig und ſchwankend, gab er ſich den Einwirkungen Anderer hin; nur zu leicht hatte der für ihn recht, den er zuletzt gehört. Wohl wurde er ſich zuweilen deſſen bewußt, daß er von Dieſem oder Jenem mißbraucht oder dorthin geführt ſei, wohin er nicht gewollt; dann fuhr er auf, konnte heftig drohen und ſich gewaltſamen Ausbrüchen überlaſſen, aber die Ausdauer fehlte und im Weſentlichen ward nichts geändert.

Selbſt ſein Land zu regieren war Max Joſeph ſeiner Perſönlichkeit nach nicht im Stande, aber er war eine Fürſtennatur, unter welcher eine feſte und beſtimmte Regierung zum Guten oder zum Böſen möglich war, wenn er einen Miniſter fand, der ihn zu nehmen und zu behandeln wußte, und dieſen Miniſter hatte er in Montgelas gefunden.

Die Familie des Baron von Montgelas gehörte Savoyen an; noch der Großvater war in Chambery Staatsrath und Parlamentspräſident geweſen, der Vater aber zur Zeit Max Joſeph I., an deſſen Hofe ſich viele Fremde, die ihr Glück machen wollten, ſammelten, nach München gekommen und Generalmajor und Vice-Obriſt-Silberkämmerer geworden; ſein Sohn Max, geboren 1759, blieb in Baiern, ſtudirte in Ingolſtadt und Straßburg und erhielt ſchon 1779 die Stellung als Büchercenſurrath und Kämmerer, mußte aber, als die Verfolgungen der Illuminaten, denen er angehörte, begannen, München verlaſſen. Er ging 1785 an den Hof Herzogs Carl von Zweibrücken und ward einige Jahre ſpäter auch dem Bruder des Herzogs näher bekannt. Schnell gewann er das Vertrauen des Prinzen Max Joſeph, theilte mit ihm die Jahre des Unglücks und war ſein Hauptrathgeber in den Verhand-

lungen, welche Erſatz für die von den Franzoſen genommene Rheinpfalz und Sicherung der von Oeſterreich gefährdeten Succeſſion in den bairiſchen Landen herbeiführen ſollten. Unmittelbar nachdem Max Joſeph als Kurfürſt in München eingezogen war, ernannte er Montgelas zum Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten.

Montgelas war kein gewöhnlicher Menſch und kein gewöhnlicher Miniſter. Zwar konnte er nicht einmal an Anderen die Kraft und Wahrheit des politiſchen Gefühls, wie Gentz, die Großartigkeit des ſittlichen Sinnes, wie Stein ſie beſaß, verſtehen und Tiefe des Geiſtes hatte er ſo wenig, wie religiöſes Bedürfniß, aber um politiſche Ziele, wie die Napoleoniſche Zeit ſie ſetzte, zu erreichen, war er in ungewöhnlichem Maße begabt. Er leitete Baiern in ſehr ſtürmiſchen Jahren und Baiern ward in denſelben nicht allein dem Namen, ſondern auch dem Umfange und der Bevölkerung nach zu einem Königreich; er iſt es, dem Baiern ſeine neue Stellung in Deutſchland und doch auch in Europa zu danken hat. Sein ſcharfer Verſtand, ſein durchdringender Blick erkannte ſchnell die Situation des Augenblickes jener Jahre und den Vortheil, der ſich aus derſelben ziehen ließ; die Gefahr, durch Eindrücke der Phantaſie oder des Gefühls beſtochen zu werden, war für ihn nicht vorhanden; Freund wie Feind fand ihn immer wachſam und ſchlau; er hatte eine gute juriſtiſche und ſtaatswiſſenſchaftliche Vorbildung und eine ungewöhnliche hiſtoriſche Beleſenheit in die Miniſterſtellung mitgebracht; ſeiner Arbeitsfähigkeit und Geſchäftsgewandtheit war er zu jeder Stunde ſicher und war Meiſter in der ſeltenen Kunſt des Staatsmannes, zu rechter Zeit die Dinge gehen zu laſſen. Bei Vorträgen über ſchwierige Verhältniſſe ſahen ſeine Räthe ihn oftmals, die Hände auf dem Rücken zuſammengeſchlagen, am Kamine ſtehen und hörten ihn nach kurzem Ueberdenken mit lächelnder Miene ſagen: Wiſſen Sie was; laſſen wir die Sache noch eine Weile liegen. Das Lauern und Schleichen, welches in dem Getriebe der Napoleoniſchen Politik allein zum Ziele führte, verſtand er, wie Wenige, und liebte es auch, in inneren Verhältniſſen zu lauern und zu ſchleichen, weil er wußte, daß hierin ſeine Stärke lag. Wenn es aber galt, den

günſtigen Augenblick zu ergreifen und zu benutzen, ſo war ſein Entſchluß raſch, ſein Auftreten und Handeln beſtimmt; Rückſichten kannte er dann nicht und heftigem Widerſtand begegnete er unbedenklich mit ſchonungsloſer Gewaltſamkeit; Hülfsmittel, wie jene Zeit ſie forderte, hatte er ſtets zur Hand und war wenig wähleriſch in deren Gebrauch; ſchnell entdeckte er die ſchwachen und ſchlechten Seiten der Menſchen und wußte ſie, bald durch Drohung, bald durch Schmeichelei und Geld zu bearbeiten. Jeder Zug ſeines Geſichts kündigte den ſchlauen, in Weltgeſchäften erfahrenen Mann an; die kleinen blitzenden Augen blickten ſcharf, aber nie auf den, mit dem er ſprach; ſeine lange, hervorſtehende, krumme Naſe, ein großer, ſpöttiſcher Mund gaben ihm ein mephiſtopheliſches Anſehen; leichtfertige Aeußerungen verriethen oft ſchon bei der erſten Begegnung einen Mann, der keine ſittliche Scheu zu überwinden hat, um ſich einer raſchen und wechſelnden Sinnenluſt hinzugeben, und dennoch hatte ſeine Erſcheinung viel Liebenswürdiges. Von mittlerem Körperbau, war er wohlgebildet und ſelten ſah man ihn anders, als in kurzen Beinkleidern und gallamäßigen, weißſeidenen Strümpfen, den Kopf ſtark gepudert; human und verbindlich trat er Jedem gegenüber und ſelten verließ ihn die höfliche Ruhe, welche im perſönlichen Verkehr Niemand unangenehm berühren mag; jeder Heftigkeit und Strenge bei unmittelbaren Berührungen, allen perſönlichen Verfolgungen war er feind; äußerſte Schritte vermied er ſo lange, wie möglich, auch gegen ſeine Feinde. Im Aeußeren, wie im Inneren, war er der fein gebildete Weltmann, wie ihn die franzöſiſchen Hofkreiſe vor der Revolution zu erzeugen pflegten; auch ſprach und ſchrieb er faſt nur franzöſiſch; im Deutſchen fehlte ihm die Gewandtheit des Ausdruckes, welche ihn im Franzöſiſchen auszeichnete. Seine Unterhaltung war ſtets pikant und auch an Anderen liebte er Geiſt und Witz; an ſeiner wohlbeſetzten Tafel ſah er gerne Künſtler und Gelehrte und freute ſich der raſchen, belebten Unterhaltung.

Als Illuminat hatte Montgelas Baiern 1785 verlaſſen müſſen, als Miniſter kehrte er 1799 zurück und fand dieſelbe Ordnung der Dinge vor, die ihn einſt vertrieben hatte. Ein ſchwerer, dumpfer Druck laſtete auch jetzt auf dem Lande;

ſchreiende Mißbräuche hatten das Recht alter Gewohnheiten gewonnen, Abgeſtorbenes und Entartetes fand ſich überall, im Großen, wie im Kleinen. Die Verkommenheit und Starrheit der Zuſtände und Verhältniſſe erfüllten Montgelas mit Ungeduld, Haß und Ekel; auch konnte er doch nie den alten Illuminaten verläugnen, dem die Beſeitigung des Beſtehenden als Pflicht und auch als Luſt des aufgeklärten Mannes erſchienen war. Seine Neigung, ſeine Bildung hatte ihn immer zu Frankreich hingezogen; das alte Frankreich war jetzt zwar untergegangen, aber ein neues, nicht minder verlockendes im Entſtehen; denn die Revolution der Maſſen war bereits gebändigt und aus dem Schutte der übereinander geworfenen alten Ordnung wuchs ein Unmaaß neuer Kräfte hervor, über welche ein einzelner Mann ohne Schranke gebot. Baiern konnte freilich nicht Frankreich, Montgelas nicht Napoleon werden, aber verlockend blieb es, im Kleinen für Baiern zu verſuchen, was im Großen für Frankreich gelungen war. Die Umſtände waren zum Aufräumen günſtig; ſchon ſtanden die Verhältniſſe des alten Baiern mit den Forderungen der Napoleoniſchen Zeit im Kampfe; der unzufriedene Sinn, welcher einſt den Illuminatenorden hervorgetrieben hatte, lebte in ausgebreiteten und hervorragenden Kreiſen fort und betrachtete die Geſammtheit des Beſtehenden als einen zu bekämpfenden Feind; die Baiern, gereizt und aufgebracht gegen die vorige Regierung, kamen der neuen mit Vertrauen entgegen und erwarteten ſchnelle und entſchloſſene Hülfe von ihr; Max Joſeph war faſt als Fremder, nicht als Baier, ſondern als Pfälzer zur Regierung gelangt; er verletzte keine Pflichten der Pietät, wenn er den vorgefundenen politiſchen und kirchlichen Zuſtand beſeitigte, denn nicht ſeine Vorfahren, ſondern der denſelben immer feindliche bairiſche Zweig des Wittelsbach'ſchen Hauſes hatte die gegenwärtige Lage des Landes herbeigeführt. Der Kurfürſt vertraute ſeinem Miniſter unbedingt und der Miniſter verkannte ſo wenig die Gewalt, welche er über den Kurfürſten übte, als er irgend einen Zweifel in die eigene Befähigung zum großen Staatsmann ſetzte. Perſonen, wie Verhältniſſe forderten bei dem Regierungsantritt Max Joſeph's zu einem durchgreifenden Handeln heraus. Die neue Regierung trat mit

neuen politiſchen Richtungen hervor und die zuſtimmende und entgegentretende Haltung des Landes beſtimmte deren weitere Geſtaltung.

Das Poſtulatreſcript, welches der Kurfürſt am 11. Februar 1800 an den ſtändiſchen Ausſchuß erließ, deutete für Alle erkennbar den Gang an, den die Regierung zu nehmen gedachte. Zu einer Zeit, ſagte daſſelbe, in welcher den Staaten große und gefährliche Erſchütterungen drohen, müſſen Staatsgebrechen ſchnell und mit Entſchloſſenheit geheilet werden, wenn man anders Anarchie vermeiden will. Mit Klugheit und Entſchloſſenheit ſind die Bewegungen zu leiten, welche vielleicht noch eine Zeit lang, aber doch nur mit großem Nachtheile, vielleicht nur mit Verluſt des Ganzen zurückgedrängt werden könnten. Neuerungen aufzuhalten, welche das unaufhaltſame Fortſchreiten des menſchlichen Verſtandes und das Bedürfniß der Zeit jeder achtſamen Regierung abnöthigen, liegt ſo wenig in unſerer Macht, wie das Gebot, einen Strom ſtille ſtehen zu laſſen. Gefährlich werden Neuerungen nur dann, wenn durch unvernünftige Hemmungen falſche bösartige Auswüchſe erzeugt werden; der Fürſt darf ſich, um ſeiner Pflicht, für die Erhaltung des Ganzen zu ſorgen, genügen zu können, nicht ängſtlich um die Form bekümmern; was thut die Form zur Sache, wenn nur der Staatszweck zum Wohl des Ganzen erreicht wird; die Erreichung des Zieles ſteht höher, als die Beobachtung der Form.

Um die durchgreifenden Neuerungen, welche dieſes Reſcript in Ausſicht ſtellte, rückſichtslos durchführen zu können, wollte Montgelas alle politiſchen Inſtitutionen beſeitigt wiſſen, von denen er die Möglichkeit eines Widerſtandes fürchtete. Zunächſt wendete er ſich gegen die Trümmer der alten Landſtände. In der Oberpfalz waren dieſelben ſchon ſeit langer Zeit vergeſſen, aber in Pfalz-Neuburg übten ſie, obſchon nur in engbegrenztem Kreiſe, eine wohlthätige Wirkſamkeit und in dem eigentlichen Herzogthum Baiern, wo der letzte Landtag im Jahre 1669 auseinandergegangen war, hatte ſich doch, unter dem Namen: landſchaftliche Verordnete, ein ſich ſelbſt ergänzender ſtändiſcher Ausſchuß erhalten. Alljährlich im Januar trat der Ausſchuß in München zuſammen; lange ſchon war er den Verführungen

der Fürstengunst und des Hofeinflusses erlegen; manchen Günstling hatten die Herzöge in die einträglichen Stellen desselben zu bringen gewußt und ernsten Widerstand nie zu fürchten gehabt. Waren die Forderungen der Regierung mitgetheilt, so überschritt der Ausschuß, um sie erfüllen zu können, unbedenklich seine an sich schon weiten Vollmachten, übernahm die neuen Schulden des jedesmaligen Herzogs, bewilligte die begehrten Steuern, schrieb sie aus, ward zu einigen Hoffesten gezogen und ging wieder auseinander. Hundert Millionen Gulden waren auf diesem Wege von 1669 bis 1799 zugestanden und nie ein wirklicher Widerstand auch nur versucht. Den Prälaten, Rittern und Städten gegenüber, welche berechtigt waren, ihre Einberufung zum Landtage zu fordern, trat der Ausschuß als Herr und Gebieter auf und hatte sich, um nicht von denselben zur Verantwortung gezogen zu werden, der Versammlung des Landtages seit einem Jahrhundert eben so abgeneigt gezeigt, wie die Regierung selbst. Als aber auch Montgelas mit neuen Forderungen erschien und eine Anzahl Ritter die Vollmacht des Ausschusses, dieselben zu bewilligen, in Abrede gestellt hatte, begehrte 1800 der Ausschuß selbst Berufung eines Landtages. Es wird schwer sein, schrieb Heinrich Schenk am 21. December 1800, den Landtag zurückzuhalten, besonders da nach der Verfassung verschiedene Reformen von allgemein anerkannter Nothwendigkeit ohne ihn nicht vorgenommen werden können. Alles aber kommt darauf an, ob es gelingen wird, ihn zu leiten. Die Obscuranten sind nicht zu fürchten, da sie untereinander viel zu uneinig sind; die Neuerer hingegen desto mehr und diese würden das Kind mit dem Bade ausschütten. An Muth fehlt es unserm Kurfürsten nicht und dem Minister Montgelas nicht an Gewandtheit und Entschlossenheit; er hat sogar für sich, daß er den Geist der Zeit genau kennt und ihm, so viel es sein kann, gerne nachgibt. Gleichwohl wünschte ich, daß dieser Zeitpunkt schon vorüber wäre, der zwar keine Folgen, wie in Frankreich, nach sich ziehen wird, aber dennoch einen wichtigen und vielleicht schädlichen Einfluß auf unser Regierungssystem haben kann. —

Mit harten Worten lehnte indessen der Kurfürst den Antrag des Ausschusses ab; wenn wir, antwortete er demselben, Miß-

bräuche abstellen und Gerechtigkeit pflegen wollen, so finden wir vielen Factionsgeist, oft heimlichen Widerstand und bei Manchen den bösartigen Wunsch, nichts besser werden zu lassen, sondern die Regierung zu lähmen und den Landesfürsten von geheimen Absichten abhängig zu halten. Wer eine Regierung hindert, nach reinen, allgemein als gut erkannten Grundsätzen zu wirken und schreiende Ungerechtigkeit abzustellen, oder sie, wider den Gang des menschlichen Verstandes, nur halb wegschaffen will, der ist ein wahrhaft revolutionärer Mensch. — Auf diese Zurechtweisung fügte sich der Ausschuß sofort und bewilligte, was begehrt ward. Gefährlich konnte sein Auftreten künftig so wenig, wie jetzt, werden, aber auch das Unbequeme wollte Montgelas nicht dulden. Als 1803 durch Einziehung der Klöster der Prälatenstand der Landschaft fortgefallen war, konnten die Stände in alter Weise nicht wieder zusammentreten, und als Baiern durch die Erwerbungen des Preßburger Friedens sich neu und zwar zu einem Königreich zusammensetzte, wollte die Regierung den altbairischen Ständen keinen Einfluß auf die Maßregeln für das nunmehrige Königreich einräumen. Mit den wenigen Worten: alle besonderen Verfassungen und landschaftlichen Corporationen der einzelnen Provinzen sind aufgehoben, beseitigte eine Verordnung vom 1. Mai 1808 die alten Stände und deren Ausschüsse. Eine aus Abgeordneten der höchst besteuerten Landeigenthümer, Kaufleute und Fabrikanten gebildete Nationalrepräsentation erhielt die Aufgabe, künftig das ganze Königreich zu vertreten; in derselben sollten zwar das Wort nur nehmen die Commissäre des Königs und die drei Commissäre, welche die Versammlung zur Begutachtung des von der Regierung vorgelegten Antrags bestimmt hatte; aber auch diese stumme Nationalrepräsentation erschien so gefährlich, daß sie niemals berufen worden ist.

Neben den alten Landständen hatten in Baiern auch die Städte, Märkte und Dörfer mit ihren Weilern und Einöden doch wenigstens den Schein einer nicht von der Staatsregierung ausgehenden Gewalt besessen. Auch diesen Schein wollte Montgelas den tief verkommenen Gemeinden nicht lassen. Schon im Jahre 1802 wurden auf dem Lande die Dorfsführer zu Organen der Landgerichtsverwaltung gemacht und in den Städten

und Märkten die Magistrate ihrer Polizeigewalt und Gerichtsbarkeit entledigt; im Jahre 1807 mußten alle Gemeinden die Verwaltung ihres Vermögens einer königlichen General-Administration übergeben und in Folge des Edicts vom 24. September 1808 trat überall an die Stelle der Gemeindeobrigkeit eine von der Regierung ernannte Localbehörde, die, unter dem Namen Municipalität, lediglich den Willen der vorgesetzten Staatsbeamten auszuführen hatte.

Gemeinden, wie Landstände, waren bis zum Jahre 1808 vernichtet; nicht weniger, als sie, war der Adel verkommen, aber mit der Neigung des Ministers, auch diesen Gegner zu beseitigen, kämpfte in Montgelas das eigene Standesgefühl und Standesinteresse und ließ ihn dem Adel gegenüber schwanken und Rücksichten nehmen, die er in anderen Verhältnissen nicht kannte. Während der ersten Jahre seiner Ministergewalt betrachtete er zwar den Adel nur als Ungerechtigkeit gegen Alle, welche demselben nicht angehörten, und als Unbequemlichkeit für eine kräftige Regierung. Es ist ungerecht, erklärte das kurfürstliche Rescript vom Jahre 1800, die Früchte der gesellschaftlichen Verbindung im Staate zu genießen, ohne zu den Lasten und Ausgaben derselben verhältnißmäßig beitragen zu wollen; alle Einwohner des Landes, ohne Ausnahme, müssen gleichheitlich nach dem Maße ihrer Kräfte die Staatszwecke erreichen helfen. Die Pflicht, für das Wohl einer ganzen Nation zu sorgen, fühlen wir besonders schwer und bedenklich in einem Lande, wo die Bedürfnisse des Staates und des Volkes mit den Vorrechten und Befreiungen vieler einzelnen Individuen so sehr und so oft im Widerspruche stehen. — Wie in den anderen deutschen Territorien waren auch in Baiern die Ritterbürtigen im Besitze aller einträglichen und einflußreichen Aemter des landesherrlichen Dienstes, genossen die herkömmlichen Steuerbefreiungen und beuteten die Hofgunst aus. Die bairische Edelmannsfreiheit hatte überdieß den damit beliehenen Familien das kleine Waidwerk in allen landesherrlichen Waldungen, den Ausschluß der Weiber von der väterlichen Erbschaft, den Mannsvortheil des Erstgeborenen bei Theilung der Erbschaft gegeben und ihre Herrschaften, Hofmarken und Edelsitze mit Gerichtsbarkeit, Polizei, Jagd, Scharwerk, Bräugerechtigkeit u. s. w.

bekleidet. Im Jahre 1804 ſchon ward die perſönliche Edelmannsfreiheit enge beſchränkt und durch Verordnung vom 20. April 1808 gänzlich aufgehoben. Dann ſprach die Verfaſſung vom 1. Mai 1808 aus: der Adel behält ſeine Titel, wird aber in Beziehung auf die Staatslaſten den übrigen Staatsbürgern ganz gleich behandelt, bildet keinen beſonderen Theil der Nationalrepräſentation und hat kein ausſchließliches Recht auf Staatsämter, Staatswürden und Staatspfründen.

So gering Montgelas den papiernen Adel, namentlich wenn er zugleich beſitzlos war, ſchätzte, flößte ihm doch die eigene Abſtammung von der alten Familie der Garnerin, seigneurs de la Thuille, großen Reſpect vor hiſtoriſchen Geſchlechtern ein und auch Reichthum erſchien ihm mehr und mehr als eine berechtigte Macht. Als er ſeine Miniſterſtellung antrat, war er ſo arm geweſen, daß er ſpäter zu Jacobi ſagen konnte: mit einem einzigen Paar ſeidener Strümpfe bin ich in München eingezogen; bald aber änderte ſich ſeine Lage und da er ein um ſo größerer Grundbeſitzer ward, je länger er Miniſter blieb, ſo nahm ſein Verſtändniß für die politiſche Bedeutung des großen Grundbeſitzes in ſchnell ſteigendem Maße zu. Auch dem Könige war Abneigung gegen den Adel fremd; pflegte er doch, wenn ihm ein Bürgerlicher für ein bedeutendes Amt vorgeſchlagen ward, auszurufen: ſchon wieder ſo ein Abenteurer.

Der König und ſein Miniſter wurden überdies bald durch die Erfahrung belehrt, daß auch die gewaltſamſte Regierung keinen Widerſtand von dem Adel zu fürchten habe; ſicher, daß die alten angeſeſſenen Familien nach oben ſich fügten, war Montgelas geneigt, denſelben nach unten nicht unbedeutende Befugniſſe einzuräumen. Zwar wurden durch die Edicte des Jahres 1808 die kleineren Fideicommiſſe und Gutsgerichte aufgehoben, aber zugleich der Adel durch Eintragung in die neu errichtete Adelsmatrikel feſter geſchloſſen und durch das Recht, allein unter allen Baiern Majorate errichten zu dürfen, verſtärkt. Die größeren Gutsherren erhielten Gerichtsbarkeit, Polizei, Patronat, Aufſicht über Kirchen und Schulen, Recht auf Gefälle aus Bergwerken, Forſten, Fiſchereien und auf gemeſſenes Scharwerk und Zehnten zugeſichert. Die früheren Reichsfürſten

und Reichsgrafen, welche dem neuen bairiſchen Königreich einverleibt waren, gewannen durch die Declaration vom 19. März 1807 eine ſo hervorragende Stellung, daß ſie es 1815 dankbar anerkannten, als die deutſche Bundesacte jene Declaration zur Baſis und Norm des Rechtszuſtandes der Mediatiſirten in allen Bundesſtaaten erhob. Auch die am Meiſten begünſtigten Familien hatten indeß ihre Ausnahmsſtellung nur der Gunſt des Miniſters zu verdanken und wußten, daß ein Federzug deſſelben ihnen alle eingeräumten Vorzüge ohne Anſtrengung und ohne Aufſehen wieder nehmen könne. Macht und Schranke gegen den Miniſter bildete daher der angeſeſſene Adel nicht.

Mit den letzten Trümmern der Selbſtſtändigkeit, welche Landſtände, Gemeinde und Adel bisher bewahrt hatten, war die Möglichkeit eines rechtlich organiſirten Widerſtandes gegen die Regierung fortgefallen; die Regierung ſtand da als die politiſch allein berechtigte Macht; da ſie in jedem Verhältniſſe in dem kleinſten, wie dem größten, jede politiſche Thätigkeit üben ſollte und wollte, ſo bedurfte der Staatsdienſt einer neuen, früher unbekannten Ausbildung. Montgelas faßte zunächſt die höchſte Stufe deſſelben, das Miniſterium, ins Auge; es hatte unter der vorigen Regierung den Hoffamilien, den Beichtvätern und Mätreſſen als Werkzeug gedient, Montgelas befreite es von der Hofabhängigkeit und machte es zu der wirklich höchſten Behörde des Landes. Um durchgreifende Einheit in das Auftreten deſſelben zu bringen, beſeitigte ſchon 1799 eine Verordnung die für die einzelnen Landestheile, wie Neuburg, Sulzbach, die Oberpfalz, beſtehenden Miniſter und ſetzte vier Fachminiſter an deren Stelle. Der Kurfürſt ſelbſt behielt ſich das Kriegsweſen vor; Montgelas leitete das Auswärtige, Morawitzky die geiſtlichen Angelegenheiten, der ältere Hompeſch die Finanzen und Härtling die Juſtiz. Im Jahre 1801, dann wieder 1805, 1807 und 1808 wurde der Wirkungskreis der höchſten Behörden neu beſtimmt. Montgelas übernahm, neben dem auswärtigen, 1805 auch das neugebildete, den Cultus und die Polizei umfaſſende Miniſterium des Innern und, nach Graf Hompeſch Tode, 1809 das der Finanzen. Das Miniſterium Baierns war der Miniſter Montgelas.

Seine Anhänglichkeit an den König in deſſen früherer bedrängter Lage, ſein Eifer für die Erweiterung und Verſtärkung der königlichen Macht, ſeine Gewandtheit in Behandlung der Geſchäfte und die Annehmlichkeit ſeiner perſönlichen Erſcheinung machten ihn für Max Joſeph unentbehrlich und Montgelas verſäumte auch die kleinen Künſte nicht, durch welche ein Miniſter ſich die Herrſchaft über ſeinen Herrn wohl zu ſichern ſucht; er wußte den König mit untergeordneten, dem Miniſter völlig ergebenen Perſonen, wie z. B. der Privatſecretär Ringel war, zu umgeben; er reizte, um ſeine Abſichten zu erreichen, den König nicht ſelten durch einen Scheinwiderſpruch; der König brauste auf, erließ Anordnungen, ſtellte Perſonen an Montgelas zum Trotz, wie er glaubte, während dieſer gerade dieſe Anordnungen und dieſe Perſonen gewollt hatte. Montgelas hatte keinen Nebenbuhler, er war der Alles vermögende Miniſter; die oberſte Leitung Baierns lag allein in ſeiner Hand. Um der kräftigen Durchführung ſeines Willens nach allen Seiten hin gewiß zu ſein, waren ſchon durch die Verordnung vom 23. April 1799 die zahlloſen, in ihrer Wirkſamkeit gelockerten und zerfahrenen Oberbehörden früherer Zeit beſeitigt und für die Kurlande durch die aus 42 Räthen beſtehende General-Landesdirection in München, für die Oberpfalz durch die Landesdirection in Amberg, für Pfalz-Neuburg durch die Landesdirection in Neuburg erſetzt. Als Unterbehörden traten an die Stelle der früheren kurfürſtlichen Pflegegerichte die überall gleichförmig organiſirten Landgerichte, zunächſt noch Verwaltung und Juſtiz umfaſſend. Als 1803 Bisthümer, Abteien und Reichsſtädte an Baiern fielen, wurden die Landesdirectionen und Mittelbehörden neu eingerichtet, namentlich Juſtiz und Verwaltung getrennt; als 1805 Würzburg abgetreten und Tyrol erworben ward, als 1806 Ansbach und eine Reihe reichsgräflicher Herrſchaften einverleibt wurden, traten neue Umgeſtaltungen der Behördenverhältniſſe ein. Das Organiſiren war, bemerkt Lang, der die Dinge in nächſter Nähe beobachten konnte, eine Lieblingsbeſchäftigung der bairiſchen Regierung, alle paar Jahre wurde eine neue Eintheilung der Regierungsbezirke, wurden Minderungen und Mehrungen der Competenzen und Geſchäftsordnungen beliebt. — Das Jahr 1808 brachte

ſchon wieder eine völlig neue Organiſation der Provinzialverwaltung. Das ganze Königreich ſoll, heißt es in der Verordnung vom 21. Juni 1808, ohne Rückſicht auf die bisher beſtandene Eintheilung in möglichſt gleiche Kreiſe, mit Rückſicht auf die natürlichen Grenzen, eingetheilt werden. — Als Grund zu der neuen Eintheilung war 1802 angegeben, daß die aus älteren Verhältniſſen herrührenden Abänderungen und Gegenſätze in dem Bewußtſein der Bevölkerung verwiſcht und ein lebendiges Gefühl nationaler Einheit aller unter derſelben Regierung vereinigten Glieder des Staats geweckt werden ſollte. Bei der Eintheilung des Jahres 1808 wurde beſonders hervorgehoben, daß den Unterthanen die Vortheile näher gelegener unmittelbarer Adminiſtrationsbehörden verſchafft werden müſſe. Nach Vorbild der franzöſiſchen Departements zerfiel Baiern ſeit 1808 in fünfzehn Kreiſe, ſeit 1809 in neun Kreiſe mit je 400,000 Einwohner, an der Spitze eines jeden ſtand ein Generalcommiſſär mit ſeinen Räthen. Die zuſammengewürfelten, einander fremden und widerſtrebenden Beſtandtheile des neuen Königreiches ſtellten ſich in der Verwaltungsorganiſation als gleichartige Theile einer feſten, innerlich zuſammengehörenden Einheit dar, welche von Montgelas durch gleichförmige, allen Aemtern gegebene Verordnungen regiert werden ſollten. Dieſem Ziele entſprechend, wurde auch die Stellung der Beamten, mit welchen die Aemter beſetzt waren, neu beſtimmt. Sehr unzufrieden hatte ſich der Kurfürſt ſchon im erſten Jahre ſeiner Regierung über die von ihm vorgefundenen Diener ausgeſprochen. Das Regierungsperſonal, äußerte er, welches wir vorfanden, war übermäßig zahlreich und an den Grundſatz der Regierungseinheit ſo wenig gewöhnt daß wir mehr mit der Befriedigung dieſes Perſonals, als mit der Regierung des Landes und der Nation uns beſchäftigen mußten; Einer arbeitete dem Anderen entgegen; nirgends war Patriotismus, nirgends Aufopferung für das allgemeine Wohl. Die Meiſten förderten das Eine und ließen das Andere geſchehen, nur um bei der allgemeinen Unordnung zu gewinnen. — Die Verſuche zu durchgreifender Beſſerung blieben nicht aus, bereits im Februar 1799 waren der Stellenkauf und alle Amtsanwartſchaften aufgehoben worden; wenige Monate ſpäter

ergingen ſcharfe Anordnungen über Prüfung der Kenntniſſe und Rechtſchaffenheit der Beamten, Beſtimmungen über Fleiß, Verſchwiegenheit, anſtändige Kleidung, Diäten und Corruptionen. Um die Unterbehörden zu überwachen, wurden unvermuthete Viſitationen durch beſondere Landescommiſſarien angeordnet, und die 1805 erlaſſene Staatsdienſt-Pragmatik ſuchte, indem ſie die Anſtellungsmöglichkeit an eine genau beſtimmte Vorbereitung band, für die Zukunft beſſere Beamte heranzuziehen. Durch die Sicherung eines Theiles ihres Gehaltes gegen außergerichtliche Entziehung und durch die Errichtung wohl ausgeſtatteter Witwenkaſſen wurden die Staatsdiener des Königreichs für die neue Ordnung der Dinge gewonnen, aber zugleich durch eine Reihe von Beſtimmungen in der Gewißheit erhalten, daß ſie und ihre geſammte Lebensſtellung von dem Willen des Miniſters abhängig ſei; auch in den kleinſten Verhältniſſen mußten ſie ihm Bericht erſtatten und Befehle von ihm erwarten; unter viele verſchiedene Behörden waren die Geſchäfte vertheilt; eine überwachte eiferſüchtig die andere, alle lebten mit den Unterthanen im Kriege; Niemand war ſeines Amtes und ſeines Wohnſitzes auch nur auf Wochen ſicher; die ſich immer wiederholende Neugeſtaltung der Behörden warf die Beamten bald in dieſen, bald in jenen Landestheil, brachte einen Begünſtigten ſchnell in die Höhe, nahm dem Mißliebigen Wirkſamkeit und Brod und rief einen Zuſtand hervor, in welchem jeder Scheu trug, nach oben durch ein ſelbſtſtändiges Wort zu mißfallen und ſich den Beſitz des alten Amtes oder die Ausſicht auf ein vortheilhafteres zu gefährden. Beamte wurden in dieſer Schule groß gezogen, welche nur eines Winkes des allmächtigen Vorgeſetzten bedurften, um willfährig jede Anordnung zu vollziehen.

In dem neugeſtalteten Staatsdienſt hatte Montgelas ſich das Mittel verſchafft, die in Baiern vorhandenen Kräfte nur nach ſeinem Willen zu bewegen und zu verwenden, und ſuchte daher nun die Kriegskraft, wie die Geldkraft des Landes in möglichſt hohem Grade zu verſtärken.

In der bairiſchen Militärverfaſſung fanden wir bei unſerem Regierungsantritt, ſprach der Kurfürſt am 11. Februar 1800 aus, Verwirrung und Ohnmacht, ungeheure Ausgaben, aber

eine ganz desorganisirte Armee, wie wenn man es absichtlich darauf angelegt hätte, Baiern gegen das Ausland immer schwach zu halten. — Der Kurfürst schaffte den Verkauf der Officierstellen ab und richtete das Cadettencorps zu München neu ein. Eine Schule zur Bildung von Unterofficieren ward gegründet, das Lazarethwesen verbessert und Ordnung in die Militäröconomie gebracht. Um einen Kern brauchbarer Leute zu haben, waren anfangs die Capitulanten über ihre Verpflichtung mit Gewalt zurückbehalten worden, dann aber führte das Cantonsreglement vom 4. Februar 1805, obschon mit manchen Ausnahmen, die Dienstpflichtigkeit aller Baiern und die Auswahl durch das Loos ein und die Verfassung von 1808 sprach allgemein aus: Die Truppen werden durch den Weg der allgemeinen Militärconscription ergänzt. Es war in der That der neuen Regierung gelungen, die Kriegsmacht Baierns im Verlauf von wenigen Jahren auf einen solchen Fuß zu bringen, daß Napoleon sie als willkommenes Werkzeug verwenden konnte.

Das Geldwesen hatte der Kurfürst nicht weniger zerrüttet, als das Kriegswesen, vorgefunden. Wir haben, äußerte das Rescript vom 11. Februar 1800, die bairische Finanzverwaltung in einem solchen Zustande angetroffen, daß man uns weder den Staatsschuldenstatus, noch das Erträgniß der Staatsgefälle zuverlässig vorlegen konnte; über das landschaftliche Steuer- und Aufschlagswesen liegt noch zur Zeit ein dicker Schleier, wahrscheinlich, um das Unverhältnißmäßige in denselben zu verbergen. Die Unordnung und die Ungerechtigkeit der Grundsätze in der Staatswirthschaft zwingen uns, auf Aenderungen zu denken und Hülfe auf dem kürzesten Wege herbeizuführen. — Einzelne besonders lästige und doch wenig einträgliche Abgaben wurden sofort beseitigt und durchgreifendere Schritte zu einer gänzlichen Umgestaltung in Aussicht gestellt. Gegenüber den von allen Seiten drohenden Kriegsgefahren sei es ungerecht, äußerte Montgelas, wenn nicht alle Einwohner des Landes ohne Ausnahme gleichheitlich nach Verhältniß ihrer Kräfte zur Sicherung beitrügen; es dürfe Niemand Vortheil vom Staate ziehen, ohne auch zu den Lasten und Ausgaben verhältnißmäßig beizutragen. Nur in einer allgemeinen Steuer-

rectification, welche die Steuern gerecht vertheile, ſei das bleibende Mittel der Abhülfe zu finden; auch das kurfürſtliche Kammergut müſſe der Beſteuerung unterworfen werden und eine beträchtliche Mehrung würde ſich ergeben, wenn die klöſterlichen und adligen Bräuhäuſer gleiche Steuern, wie die bürgerlichen, zu zahlen hätten. Den alles umgeſtaltenden Plan der Regierung hatte ſchon der Pfalz-Neuburgiſche Deputationsabſchied vom 5. October 1799 deutlich bezeichnet. Zwei Steuern ſoll es künftig nur geben, heißt es in demſelben; nach Ablauf eines Jahres müſſen die Landſteuern, den Flächeninhalt des Grund und Bodens entſprechend, von jedem Beſitzer ohne Ausnahme und die Conſumtionsſteuer, der Größe der Conſumtion entſprechend, von jedem Conſumenten ohne Ausnahme entrichtet werden. Daß es Montgelas ernſt meinte, als er dieſe Worte ſprach, zeigten die Anordnungen der nächſten Jahre. Im December 1800 wurde, um die „unausſprechlichen" Forderungen der franzöſiſchen Armee zu befriedigen, ein allgemeiner Kriegskoſtenvorſchuß als progreſſive Vermögensſteuer auferlegt, zu der Adel, Pfarrer, Klöſter, Kammergüter ohne Unterſchied herangezogen wurden; 1807 fielen die Steuervorrechte der gefreiten Stände; 1809 ſprach die Verfaſſung aus: ein und daſſelbe Steuerſyſtem ſoll für das ganze Königreich ſein, der Adel wird in Rückſicht auf die Staatslaſten den übrigen Staatsbürgern ganz gleich behandelt. Eine Reihe einzelner Verordnungen wurden erlaſſen, um die allgemeinen Grundſätze zu verwirklichen; die herkömmlichen, nur einzelnen Gegenden angehörenden Steuern, z. B. die Roßhaaranlagen, Brautgulden, Rauchgelder, Kopfſteuer wurden aufgehoben und durch gleichartige Abgaben für das ganze Land, wie die Haus- und Gewerbeſteuer, erſetzt. Damit die Grundabgaben gleich vertheilt werden könnten, begann im Januar 1808 eine Steuervermeſſungscommiſſion ihre Arbeit; ſie rückte aber zu langſam für die Ungeduld der Regierung vor und ſchon am 13. Mai deſſelben Jahres ward deßhalb ein Steuerproviſorium beliebt, welches die Grundſteuer vorläufig nach dem in dieſer oder jener Weiſe feſtgeſtellten Reinertrage vertheilte.

III.

Baierns Umgestaltung und Umwälzung durch Montgelas.

Die verstärkte Kriegs- und Geldmacht und mehr noch die Leichtigkeit, beide durch den umgeformten Staatsdienst in Bewegung zu setzen, gab der Regierung die Möglichkeit, in früher unbekanntem Umfange auf die Entwickelung des Landes in inneren, wie in äußeren Verhältnissen einzuwirken. Montgelas stand nicht an, nach innen sofort von seiner Stellung Gebrauch zu machen, um den Druck, der auf dem geistigen Leben Baierns lastete, zu beseitigen und Wohlstand, Glück, Bildung des Landes und seiner Bewohner so schnell und so umfassend wie möglich von Regierungswegen herbeizuführen. Ueberall findet, erklärte der Kurfürst bald nach seinem Regierungsantritt, der Ackerbau und der Fleiß des Landmanns Hindernisse; sehr oft ist er der Willkür und dem Spiele einiger Wenigen Preis gegeben. — Entschlossen griff die Regierung ein, das Lehnsedict von 1808 verwandelte die meisten Staatslehen in zinspflichtiges Eigenthum und gestattete die Ablösung des Zinses; die Verordnung vom 16. August 1810 verfügte die Auflösung der Privatlehen; schon 1800 ward der Dienstbotenzwang, 1808 die Leibeigenschaft mit dem aus ihr fließenden Dienste, Leibzins, Mortuarium, mit dem Veräußerungs- und Avocirungsrecht des Leibherrn ohne Entschädigung aufgehoben, das ungemessene Scharwerk ward in gemessenes, das gemessene in eine Geldabgabe verwandelt, die Ablösbarkeit der Zehnten ausgesprochen, die Beseitigung des getheilten Eigenthums erleichtert und die Vertheilung der Gemeindegründe, die Zerstückelung der großen Bauerngüter, die Bemaierung der Zubaugüter befördert; Haiden und Moose wurden mit großen Kosten urbar gemacht, die Gemeinden zur Bebauung des Gemeindelandes, zur Bepflanzung der alten Stadtgräben verpflichtet und die Forsten von der Waldhut und sonstigen Dienstbarkeiten befreit.

Nicht geringere Aufmerksamkeit, als dem Ackerbau, wurde dem Handwerk und dem Handel zugewendet. Die Landespolizei, äußerte das Postulatrescript von 1800, war von jeher auf falsche

Grundsätze gebaut, sie erstickte alle Industrie und lähmte allen Commerce. Es gab allenthalben Monopole und Privilegien, welche dem Aufhäufen des Nationalreichthums hinderlich waren. — Ueberzeugt, heißt es in einer Verordnung vom 31. März 1801, daß ein ganz freier Verkehr, sowohl im Innern, als mit Benachbarten, den Wohlstand der Unterthanen befördert und somit auch auf den Staatskörper den wohlthätigsten Einfluß behauptet, ist unser Augenmerk unabläßig dahin gerichtet, denselben von den Fesseln zu entledigen, die ihm die Gesetzgebung älterer Zeit aufgelegt hat, und die, so bemessen sie damals sein mochten, gegenwärtig nicht mehr dem Bedürfnisse und dem Geiste des Zeitalters anpassen. — Die Maßregeln zur Abhülfe ließen nicht auf sich warten. Der Bier- und Brodzwang ward aufgehoben, das Recht der Zünfte in München beschränkt, der Verkauf selbstverarbeiteter Stoffe Jedem durch das ganze Land gestattet, die Einfuhr verarbeiteter, die Ausfuhr unverarbeiteter Stoffe erleichtert, die Nachsteuer bei Uebersiedelung von Kammergütern in Städte und Flecken aufgehoben und bei Auswanderung aus Baiern auf Retorsionsfälle beschränkt. Tiefer noch suchte Montgelas seit 1804 einzugreifen; eine Anzahl Verordnungen strebte dahin, den Zusammenhang der Zünfte zu brechen und den Gewerbbetrieb nur abhängig von obrigkeitlicher Erlaubniß zu machen.

Zugleich mit diesen Bemühungen, die Bewegung der Einzelnen von jeder anderen Schranke, als der des Staates, zu befreien, wurde nach allen Seiten hin die sogenannte Wohlfahrtspolizei geübt. Die Gefängnisse wurden umgestaltet, Arbeitshäuser angelegt, die Folter abgeschafft und Feuerbach mit Abfassung eines neuen Strafgesetzbuches beauftragt; das Schießen und Läuten bei Gewittern, um das Einschlagen zu verhüten, ward verboten, aber eine allgemeine Feuerversicherung angeordnet, militärische Streifzüge wurden gegen die zahllosen Bettler unternommen, aber zugleich die Niederlassung und Verheirathung des Armen erleichtert; die öffentlichen Wege wurden mit Obstbäumen bepflanzt, die Brücken eingerissen, neue nach anderem Systeme gebaut und Landstraßen nach allen Richtungen hin angelegt; 1801 ward das Irrenhaus in München, 1804 die Taubstummenlehranstalt zu Freisingen gegründet, Verkauf von

Arzneien durch Marktſchreier verboten, Kuhpockenimpfung, die Verlegung der Begräbnißplätze außerhalb der Ortſchaften, Hebammenunterricht und Anſtellung eines beſoldeten Arztes bei jedem Landgerichte anbefohlen und in den verſchiedenſten Lebensverhältniſſen eine große Zahl ähnlicher Beſtimmungen getroffen.

Auch aus ihrer geiſtigen Gleichgültigkeit und Stumpfheit ſollten die Baiern durch Regierungsanſtrengungen aufgerüttelt werden. Die Erziehung des Volkes fanden wir ganz vernachläſſigt, ſchrieb der Kurfürſt bald nach ſeinem Regierungsantritt, der Zweck der beträchtlichen geiſtlichen Stiftungen wurde nicht erreicht; wir haben bereits einige, das nützliche Fortſchreiten des menſchlichen Verſtändniſſes hemmende Hinderniſſe hinweggeräumt und einige Lehrſtühle beſſer und zweckmäßiger beſetzt. — Schon 1802 ward die Leitung des geſammten deutſchen und lateiniſchen Schulweſens dem Clerus genommen und einer landesherrlichen Behörde, der Generalſchuldirection übergeben, unter deren Aufſicht die Diſtricts- und Localcommiſſionen ſtanden. Die deutſchen oder Volksſchulen wurden auf Schulgeld und Beiträge der Schulgemeinde gegründet und dadurch auch in ihrem äußeren Beſtande unabhängig von den Klöſtern gemacht; aus geiſtlichem Gute, aus abgebrochenen Filial- und Feldkirchen ließ die Regierung Schulhäuſer und Lehrerſeminare bauen, aus dem Ertrage der veräußerten Gemeindegründe die Lehrergehalte erhöhen; ſeit 1802 trat Zwang zum Schulbeſuche und Strafe für Schulverſäumniſſe ein; ſelbſt Sonntagsſchulen fehlten nicht; vor Allem aber ſollte die Stellung der Schullehrer gehoben werden, „denn dieſer Stand gehört zu den wichtigſten und achtungswürdigſten, wie zu den mühe- und verdienſtvollſten mit ſeinen vielen und ſchweren Pflichten“. — Der Lehrplan vom 3. Mai 1804 machte, außer Leſen, Schreiben, Rechnen und Religion, auch das Sprechen, die Kenntniß des menſchlichen Körpers und der menſchlichen Seele in ihrem Denken, Wollen, Empfinden, Urtheilen, die Natur der vorzüglich merkwürdigen Thiere, Pflanzen und der die Kinder umgebenden Handwerke zum Gegenſtand des Unterrichts. Das Leſen und die Verbreitung des Noth- und Hülfsbüchleins ward dringend empfohlen; an die Prieſter, welche den Localſchulcommiſſionen beigegeben waren, erging am 11. Januar 1803

eine ernste Mahnung, ihre Pflicht nicht zu versäumen; sind etwa, heißt es in derselben, die Landschulen bereits ehrwürdige Bildungswerkstätten der aufblühenden Menschheit? wie manche erzieht leider methodisch zur Dummheit und Immoralität. Auf! der Träge und Thor nur säumt, es ist Verrath an der guten Sache, wenn Ihr Euch tüchtiger Mitwirkung in Schulen weigert, rottet alle Vorurtheile und Gebrechen aus, lasset die Jugend nicht eine ihr unverständliche Zeile lesen oder lernen. Gleichen Eifer wendete die Regierung dem wissenschaftlichen Unterrichtswesen zu, die Seminarien und lateinischen Schulen in den Klöstern wurden geschlossen; einige wenige, aber gute Gymnasien sollten bestehen, Lyceen nur in München und Amberg. Die Universität zu Ingolstadt hob Montgelas auf, um den nachwirkenden Einfluß der Jesuiten in der Wurzel zu vertilgen und gründete an deren Stelle die zu Landshut. Die Academie der Wissenschaften zu München wurde am 27. Juli 1807 in erneuter Gestalt feierlich von Friedrich Heinrich Jacobi eröffnet, eine Anstalt des Friedens, nannte Schelling sie, und die Vermittelung des Widerstrebenden in der Zeit durch die Wissenschaft. Die geistig schaffenden und bildenden Männer, welche das Baiern der letzten Jahrhunderte nicht hatte groß ziehen können, suchte Montgelas aus dem übrigen Deutschland zu gewinnen. Friedrich Heinrich Jacobi, Schelling, Jacobs, Schlichtegroll, Thiersch wurden als Mitglieder der Academie, Niethammer als Central-Schul- und Studienrath berufen. Die Versuche, auch Friedrich Wolf, Voß und Schleiermacher nach Baiern zu ziehen, scheiterten zwar, aber in Landshut traten Savigny, Gönner und Feuerbach neben dem eingeborenen Sailer als Lehrer auf. Das 1769 gegründete Collegium für Büchercensur, welches unter Carl Theodor mit wachsender Härte jede Regung des geistigen Lebens überwacht und gehemmt hatte, ward schon im April 1799 aufgehoben und durch eine Bücher-Censur-Specialcommission ersetzt; Männer, die, wie Babo, Imhof, Westenrieder, mitten in der Bewegung der Zeit standen, übten das Censoramt, bis 1803 auch diese Commission zurücktrat und Censur nur noch für Zeitungen und politische Blätter bestehen blieb.

Der Richtung gegenüber, welche Montgelas einſchlug, konnten der Clerus und die römiſch-katholiſche Kirche ihre bisher in Baiern geübte Herrſchaft unmöglich behaupten. Zunächſt fiel die Abſperrung gegen die Proteſtanten. Des Kurfürſten Vater war Proteſtant geweſen und erſt nach ſeinem Eintritt in öſterreichiſche Dienſte katholiſch geworden; die erſte, wie die zweite Gemahlin des Kurfürſten gehörte der evangeliſchen Confeſſion an; die geiſtigen Kräfte, welche der Proteſtantismus entwickelt hatte, ſollten auf Baiern wirken, hervorragende Proteſtanten das wiſſenſchaftliche Leben in Baiern wecken; es war daher unmöglich, die Proteſtanten von der Niederlaſſung in Baiern fernerhin auszuſchließen. Als der Münchener Magiſtrat einem Pfälzer, weil er Proteſtant ſei, die Aufnahme abſchlug, verfügte der Kurfürſt am 29. Juli 1801: Nach reifer Ueberlegung und mit der Gewißheit, daß das Recht auf meiner Seite iſt, befehle ich hiermit dem Stadtmagiſtrate, ſpäteſtens morgen Abend ſechs Uhr dem Handelsmanne Michel das Bürgerrecht zu ertheilen, widrigenfalls ich mich genöthigt ſehen würde, die ſtrengſten Maßregeln zu ergreifen. Wenige Wochen ſpäter beſtimmte eine für ganz Baiern erlaſſene Verordnung, daß das katholiſche Bekenntniß fortan nicht länger Bedingung der Anſiedelung ſei. Unſere Abſicht war, erklärte der Kurfürſt am 26. Auguſt 1801 zur Rechtfertigung dieſes durchgreifenden Schrittes, durch Aufnahme fremder Religionsverwandten den vielen noch öde liegenden Ländereien fleißige Anbauer, den Producten geſchickte Verarbeiter, dem Handel thätige Unternehmer zu verſchaffen. Wir haben hierin nach einer vernünftigen Staatspolizei und nach den weiſen Beiſpielen anderer Regenten gehandelt. Warum ſollten nicht mehrere Religionsverwandte als Brüder einer Familie, als Söhne eines Vaters in glücklicher Ruhe und Einheit beiſammen leben können? Haben nicht alle chriſtlichen Religionen eine gemeinſchaftliche Moral, einen gemeinſchaftlichen Lehrer; können ſie nicht als gute Bürger einerlei Geſetzen gehorchen, wenn ſie auch an verſchiedenen Altären beten? — In Nymphenburg ward für die Kurfürſtin und ihre Umgebung ein proteſtantiſches Bethaus eingerichtet, bald bildete ſich in München ſelbſt, zunächſt aus den Hofdienern der Kurfürſtin, eine kleine evangeliſche Gemeinde. Als etwas ſpäter

durch die neuen Gebietserwerbungen zahlreiche Proteſtanten in Franken und Schwaben unter bairiſche Herrſchaft kamen, gewährte das Religionsedict vom 10. Januar 1803 allen chriſtlichen Religionsverwandten gleiche bürgerliche und politiſche Rechte. Wir halten uns für verpflichtet, erklärte der Kurfürſt, die früher beſtandenen Beſchränkungen und die den Grundſätzen des öffentlichen Rechts ſowohl, als dem Geiſte der chriſtlichen Religion, der Induſtrie und der ſittlichen und wiſſenſchaftlichen Cultur widerſtrebenden Geſetze und Einrichtungen nicht ferner beſtehen zu laſſen. — Die Verfaſſungsurkunde von 1808 und das darauf gegründete Edict vom 24. März 1809 ſicherten endlich im ganzen Königreich den chriſtlichen Confeſſionen allgemeine Gleichheit der bürgerlichen und politiſchen Rechte und allen Unterthanen vollkommene Gewiſſensfreiheit zu.

Die Stellung der katholiſchen Kirche zum Proteſtantismus war eine neue geworden, indem ſie denſelben als politiſch gleichberechtigt anerkennen mußte, und nicht weniger neu ward ihre Stellung zur Regierung des Landes. Der geiſtliche Rath, eine Behörde, welche ſeit dem 16. Jahrhundert die landesherrlichen Rechte in Kirchenſachen aufrecht halten ſollte, aber mehr und mehr unter den Einfluß des Clerus gekommen war, wurde durch die Verordnung vom 6. October 1802 aufgelöſt, „weil er für ganz andere Zeiten errichtet war und zu unſerem Regierungsſyſteme nicht mehr paßt". Der Kurfürſt übertrug die Befugniſſe auf die nur weltlichen Landesdirectionen und beſtimmte 1808, daß für die obere Leitung der kirchlichen Angelegenheiten eine beſondere Section im Miniſterium des Innern errichtet werden ſollte. Der Geſchäftskreis dieſer Behörden war der Kirche gegenüber in weiten Grenzen gezogen und umfaßte, kraft ausdrücklicher Beſtimmung, neben vielen anderen Befugniſſen auch die Aufſicht über den Gebrauch der religiöſen Ceremonien, über die Proceſſionen, Wunderbilder, Ablaßandachten, Feiertage, Glocken- und Teufelsbanner, über die öffentlichen Religionsvorträge der Geiſtlichen, über Verfaſſung und Einrichtung der Klöſter, deren Studien und Verkehr mit auswärtigen Oberen. Ausführlich und wiederholt ſprach ſich die Regierung über die Richtung aus, in welcher alle dieſe und viele ähnliche Rechte von den Behörden zur Anwendung gebracht

werden ſollten. In der allen weiſen Geſetzgebern und Regenten ſo gemeinſchaftlichen Ueberzeugung, heißt es in einer kurfürſtlichen Verordnung vom 11. März 1802, daß ohne Religion der Zweck der bürgerlichen Geſellſchaft nicht wohl erreicht werden könne, haben wir uns zur unwandelbaren Maxime gemacht, dieſe ſo wohlthätige Stütze der ſittlichen Ordnung und Cultur auf alle Weiſe zu handhaben und von der Religion Alles zu beſeitigen, was den wirkſamen Einfluß derſelben auf das Wohl unſerer lieben Unterthanen durch das eine oder das andere Extrem von Unglauben oder Aberglauben ſchwächen oder vielleicht vollends zerſtören könnte. — Wir haben, erklärte der Kurfürſt am 7. Mai 1804, ſchon mehrere Mal unſern ernſtlichen Willen bekannt gemacht, daß die geiſtliche Gewalt in ihrem eigentlichen Wirkungskreiſe nicht gehemmt werden und daß unſere weltliche Regierung in ganz geiſtliche Gegenſtände des Gewiſſens und der Religionslehre ſich nicht einmiſchen ſolle; unſer eifriges Beſtreben war einzig dahin gerichtet, den ehrwürdigen Stand der Prieſter zu der Würde ſeines wichtigen Amtes wieder zu erheben und einen reineren chriſtlichen Religionscult zu befördern. Dagegen werden Wir auch nie dulden, daß die Geiſtlichkeit einen Staat im Staate bilde und ſich in ihren weltlichen Handlungen und mit ihren Beſitzungen den Geſetzen und der geſetzmäßigen Obrigkeit entziehe; Wir werden unſere landesfürſtliche Mitwirkung in Gegenſtänden, welche zwar geiſtlich ſind, aber die Religion nicht weſentlich betreffen und zugleich irgend eine Beziehung auf den Staat und das weltliche Wohl der Einwohner deſſelben haben, nicht ausſchließen laſſen, ſo lange Wir die Seelſorger als Volkserzieher in Religion und Sittlichkeit nicht als bloße Kirchendiener, ſondern zugleich als Staatsbeamte betrachten. —

Von dieſen Anſichten ausgehend, ward die Uebung des landesherrlichen Placets, die weltliche Gerichtsbarkeit über die Geiſtlichen, die Sicherung der Pfarrer gegen ihre Biſchöfe und das Recht der Regierung bei Abgrenzung der Pfarreien erweitert, die Ablegung von Kloſtergelübden geregelt, die Verwaltung des geſammten Kirchenvermögens einem kurfürſtlichen Adminiſtrationsrath übertragen und die Anſtellung aller außerhalb Baiern gebildeter oder geweihter Prieſter ausgeſchloſſen. Die oberſte

Kirchenpolizei steht dem Souverän zu, sprach die Regierung 1808 aus und setzte demgemäß eine neue Ordnung für viele Verhältnisse des kirchlichen Lebens aus landesherrlicher Machtvollkommenheit fest. Die langen Wallfahrten, namentlich die zu Heiligenbildern des Auslandes, wurden untersagt, weil man auch daheim zu Gott, der überall sei, beten könne, weil das Geld nicht in fremde Gegenden geführt werden dürfe und weil die Handwerker bei solchen Gelegenheiten zum Trunk, Tanz, Spiel und allen Ausschweifungen hingerissen würden. Mummereien, Genien, Puppen, Wasserkünste bei gottesdienstlichen Handlungen, Wunderkuren geistlicher Quacksalber an Menschen und Vieh wurden verboten, Marterſäulen und Heiligenhäuschen in Menge abgebrochen und die Pfarrer eindringlich vermahnt, den herrschenden Aberglauben an Hexen und Schatzgraben auszurotten. Durch das Regierungsblatt ließ Montgelas das kurfürstliche Generale vom 11. März 1802 bekannt machen, in welchem es heißt: reiferes Nachdenken wird die Weltpriester lehren, ihren Beruf nicht blos auf den weniger mühsamen Theil desselben, nämlich auf den eigentlichen Opfer- und Altardienst, oder Beobachtung äußerlicher Gebräuche zu beschränken, es wird sie lehren, den Umfang ihrer Amtsverrichtungen nicht so fest nach dem Verhältniß der damit verbundenen Taxen zu bestimmen, sie werden jede Aeußerung irgend einer niedrigen Leidenschaft von Eigennutz oder Sinnlichkeit, jedes Merkmal eines rohen, ungebildeten Charakters sorgfältig vermeiden. —

Mit besonderer Abneigung betrachtete die Regierung die Klöster und mit besonderer Zuneigung die großen Geldmittel derselben. Schon 1800 hatte Montgelas, indem er die drückende Schuldenlast des Staates beklagte, hinzugefügt, daß zum Glücke unter den Gläubigern die Mönchs- und Nonnenklöster mit mehr als drei Millionen Gulden betheiligt seien; etwas später sprach eine 1801 erschienene halbofficielle Schrift aus, daß die Klöster und Mönche dem Christenthum weder wesentlich, noch eigenthümlich seien, denn das Christenthum habe lange ohne sie bestanden und auch die heidnischen Religionen hätten ihre Bonzen, Schamanen und Fakire; und gegenwärtig wären jedenfalls die Klöster aus vielen Gründen schädlich und ihre

großen Geldmittel könnten vom Staate weit vortheilhafter zu Bildungs- und Wohlthätigkeitsanſtalten verwendet werden.

Mit dem Anfange des Jahres 1802 ſchritt die Regierung zur Ausführung des in dieſen Worten angekündigten Vorhabens. Eines der mächtigſten Hinderniſſe der Cultur zeigt ſich, erklärte die kurfürſtliche Verfügung vom 25. Januar 1802, in der dermaligen Verfaſſung der Klöſter und beſonders der Bettelmönche, die, weil ſie ſelbſt fühlen, daß der Geiſt der Zeit eine Veränderung der öffentlichen Stimmung gegen ſie hervorgebracht hat, mit doppelten Kräften für ihre Erhaltung dadurch arbeiten, daß ſie bei dem Volke durch Fortpflanzung des Aberglaubens und der ſchädlichen Irrthümer richtigeren Begriffen den Eingang zu erſchweren, jede zu ſeiner wahren moraliſchen Bildung führende Anſtalt demſelben verdächtig zu machen ſuchen und einen beſtändigen böſen Willen dagegen unterhalten. Ihre fortdauernde Exiſtenz iſt daher nicht nur zwecklos, ſondern poſitiv ſchädlich und durch ihren privilegirten Bettel dem Landmann äußerſt läſtig. Ueberdies wird, um den Bürger- und Landſchulen eine zweckmäßige Einrichtung geben zu können, vor Allem ein ausreichender Fonds erfordert, der wegen Abgang anderer Staatsmittel nur aus dem Kloſtervermögen erholt werden kann. — Der Kurfürſt ſetzte, „damit die ihm obliegende landesfürſtliche, weſentliche Pflicht nicht länger unerfüllet bliebe“, im Januar 1802 unter dem Vorſitz des Grafen von Seinsheim eine beſondere Commiſſion ein, um die in Beziehung auf die Klöſter gefaßten Beſchlüſſe zu vollziehen. Die Klöſter der Franziscaner und Capuziner ſollten in München aufgehoben, im übrigen Baiern auf eine kleine Zahl zurückgeführt und auch dieſe nur noch geduldet werden, ſo lange die gegenwärtigen Mitglieder derſelben nicht ausgeſtorben wären. Den Mönchen beider Orden ward das Betteln und außerhalb der eigenen Kirche das Predigen und Beichthören verboten, die Ausländer unter ihnen wurden in ihre Heimath zurückgewieſen. Für alle anderen Orden und Abteien und nicht ſtändiſch fundirte Klöſter ſollte, mit einziger Ausnahme der zur Erziehung oder Krankenpflege gegründeten Frauenklöſter, die Aufhebung möglichſt ſchnell und ſicher vorbereitet und den fortbeſtehenden eine neue Kloſterordnung gegeben werden. Die Gebäude, die

Gefälle und das Mobiliarvermögen ſollte dem Schulfonds zufallen, jedoch darauf Rückſicht genommen werden, daß es den noch fortbeſtehenden Klöſtern nicht an den nöthigen Bräuhäuſern zu ihrem Haustrunke fehle. Da der Paragraph 35 des Reichsdeputationshauptſchluſſes von 1803 die Güter aller Stifte, Abteien und Klöſter der freien und vollen Dispoſition ihres Landesherrn, ſowohl zur Beſtreitung des Aufwandes für Gottesdienſt, Unterricht und gemeinnützige Anſtalten, als zur Erleichterung der Finanzen, überließ, ſo führte die bairiſche Regierung, geſtützt auf dieſe ausdrückliche Anerkennung ihrer Berechtigung, die Aufhebung der Klöſter und die Einziehung des Vermögens derſelben mit raſcher Entſchloſſenheit durch.

Rückſichtslos hatte Montgelas in die erſtorbenen und verderbten Zuſtände und Verhältniſſe des geſammten kirchlichen, politiſchen und ſocialen Lebens eingegriffen und bis zum Frühjahre 1809 den Schutt fortgeräumt, der in Kirche und Schule, Gewerbe und Ackerbau, Finanzen und Heer ſeit Jahrhunderten aufgehäuft worden war. Für jede ſeiner durchgreifenden Anordnungen lag eine Veranlaſſung und in irgend einem Grade auch eine Rechtfertigung in den Zuſtänden, welche er vorfand; Härten freilich bleiben niemals aus, wenn eine Regierung entſchloſſen gegen alte eingewurzelte Uebel auftritt, und überall wird das Harte noch härter durch die Werkzeuge werden, deren ſich die Regierung zur Ausführung ihres Willens bedienen muß, denn der entartete Geſammtzuſtand, deſſen Beſeitigung ein durchgreifendes Handeln verlangt, kann ihr keine Männer geben, welche das, was ſie will, mit Ruhe, Maß und Beſonnenheit in's Leben zu führen vermögen; Ausbrüche lang verhaltenen Haſſes, Mißgriffe anererbter Unfähigkeit, zaghaftes Zurücktreten, rückſichtsloſe Gewaltſamkeiten und die Sucht, ſich den Vorgeſetzten als vorzüglich thätig und brauchbar zu empfehlen, werden in Zeiten entſchloſſener Umbildung immer die Haltung der untergeordneten Werkzeuge bezeichnen. Auch in Baiern ging die Ausführung der erlaſſenen Anordnungen, insbeſondere in den kirchlichen Verhältniſſen, über die Abſicht der Regierung hinaus. Prälaten, wie Mönche wurden mit grober Inſolenz behandelt, Capellen und Heiligenhäuſer niedergebrochen, Kreuze umgeworfen oder an den Mauern über-

weißt, Kloſterkirchen zerſtört, um das an ihnen befindliche Holz, Eiſen und Kupfer zu verkaufen; bei den Verſteigerungen umhingen ſich die Anweſenden mit den Prieſterkleidern und trieben mit dem Kirchengeräthe ſchändlichen Spott; Mönche, welche nicht geborene Baiern waren, wurden durch Soldaten an die Grenze gebracht, mit fünf Gulden beſchenkt und ihrem Schickſal überlaſſen. Schwer litten die Kirchen und Klöſter, die großen Körperſchaften und viele Einzelne unter dem Durchgreifen der Regierung und unter dem Ungeſchick und der Verderbtheit der unteren Beamten; es war ein hartes Unglück für die Betroffenen, aber die Schuld lag nicht in dem Auftreten der gegenwärtigen, ſondern in der Verderbtheit der früheren Obrigkeit. Die Zeit des Kampfes zwiſchen einem werdenden Neuen und einem abſterbenden Alten mußte auch in Baiern den Geſchicken des Staates, wie der Einzelnen, einen tragiſchen Charakter aufprägen, aber daß dieſer Kampf zu einem Zerrbilde entſtellt ward und erfolglos blieb oder verderbend wirkte, lag nicht in der Natur der Dinge und hatte ſeinen Grund weder in der nothwendigen Entſchloſſenheit der Maßregeln, noch in den unvermeidlichen Mißgriffen der Durchführung, ſondern in der Perſönlichkeit des leitenden Miniſters und deſſen innerer Stellung zu Kirche und Staat.

Montgelas war perſönlich gereizt gegen Zuſtände, welche ihn einſt aus Baiern und aus der glänzenden Laufbahn vertrieben hatten, die 1779 dem zwanzigjährigen Jüngling eröffnet geweſen war. Zugleich aber erſchienen dieſe Zuſtände dem Manne der Aufklärung als völlig irrationell, weil ſie dem, was der nur verſtändige Verſtand ſich als gerecht und zuläſſig ausrechnet, widerſprachen. Der frühere Illuminat betrachtete und behandelte das kirchliche, politiſche und ſociale Leben nicht als ein aus dem Widerſtreit zahlloſer Kräfte und Gegenkräfte, Neigungen und Abneigungen erwachſenes Zuſammenſein verſchiedenartiger, oft ſich widerſprechender Verhältniſſe und Zuſtände, ſondern als ein nach Geſetzen der Nothwendigkeit conſtruirtes, künſtliches Uhrwerk. Auch die Geſtaltungen des Lebens, welche ſeit Jahrhunderten mit den Neigungen und Gewohnheiten der Baiern verwachſen waren, verachtete er daher als ungerecht, unpolitiſch und lächerlich, weil er nicht begreifen

konnte und es nicht anerkennen wollte, daß die Gewohnheit dem Menschen auch das Unbequeme bequem, das Gleichgültige lieb und werth und selbst das Unerträgliche erträglich machen kann. Der gereizte Mensch und der Mann der Aufklärung war zugleich Minister und als Minister hatte Montgelas den Willen, Alles zu regieren und Alles allein zu regieren. Auf jedem Schritt aber begegneten ihm unbequeme Trümmer politischer Institutionen, die ihr zähes Sein nicht von dem Willen der Regierung ableiteten und der ministeriellen Alleinherrschaft ihre vis inertiae entgegensetzten. Lebendige Landtage und Capitel, Gemeinden und Klöster, Adel und Clerus würden ihm ohne Zweifel noch widerwärtiger gewesen sein, als die erstorbenen, die er vorfand, und den erstorbenen war er feind, nicht weil sie erstorben waren und durch ihre Erstorbenheit jede frische Bewegung verhinderten, sondern weil sie in dem schwachen Reste ihres Lebens noch einen Rest politischer Selbstständigkeit besaßen, welche er nicht zu dulden vermochte.

Alle die einzelnen Institutionen, welchen Montgelas als Illuminat und als Minister gleich abgeneigt gegenüberstand, hatten sich nur erhalten können, weil sie durch die Geschichte zu einem Gesammtbau zusammengeschlossen waren, in welchem alle Theile sich wechselseitig tragen halfen. Montgelas sah daher seinen eigentlichen Feind nicht in den einzelnen Institutionen, sondern in der Gesammtheit des in Kirche und Staat Bestehenden, und hielt sich zu jedem Angriff auf denselben berechtigt. Aus allen Maßregeln des Ministers blickt derselbe Geist des Widerspruchs, dieselbe Verachtung, derselbe Haß gegen die Summe der bestehenden Zustände und Verhältnisse hervor. Weder die Rechtsordnung des Landes, noch das Recht eines Einzelnen schien einer Rücksicht werth; Montgelas kannte gegen das Schwache nur das Recht der Gewalt, gegen die Stärke nur das Recht der List; das Zerstören erschien ihm als eine Pflicht und ward ihm bald auch eine Lust; der feindselige Geist des Meisters gestaltete sich in seinen Werkzeugen zur barbarischen Rohheit; oft ging die Vernichtung des Bestehenden mit unmenschlicher Härte vor sich.

Der beseitigte Gesammtzustand vergangener Zeiten mußte in irgend einer Weise ersetzt werden; aus dem früher Gewesenen

ſollte, weil daſſelbe als unbedingt verwerflich galt, die neue Ordnung der Dinge nicht hervorgehen; Montgelas wollte vielmehr ſeine Einfälle und Anſichten in Geſetze und dann die Geſetze in Zuſtände verwandeln; er wollte Kirche und Staat erneuen und hatte doch weder religiöſen, noch politiſchen Sinn, und daher zum Herſtellen nur die Luſt, aber nicht die Fähigkeit und die Kraft. Decrete ſollten die Vergangenheit auslöſchen und die Zukunft begründen, aber weder durch Zuſtände, noch durch Erfahrungen getragen, blieben ſie, ſo gewaltſam ſie auch geltend gemacht wurden, nicht nur ſehr oft ohne Erfolg, ſondern bewirkten auch nicht ſelten das Gegentheil von Dem, was ſie hatten bewirken ſollen.

Um den Ackerbau zu heben, hatte das Edict vom 28. Juli 1808 die Ablösbarkeit der Renten und Zehnten zwar ausgeſprochen, aber die Ablöſungsſumme nicht feſtgeſtellt; wenn auch in einzelnen Fällen eine Vereinbarung der Betheiligten über dieſelbe zu Stande kam, ſo konnte der Bauer meiſtens nicht zahlen, denn die Steuern und Lieferungen hatten ihm das baare Geld genommen; Darlehn fand er bei dem elenden Zuſtande des Hypothekenweſens nicht und ein ausdrückliches Verbot hinderte ihn, ſein Gut durch Abtretung einzelner Theile deſſelben von Zinſen und Renten zu befreien; Ablöſungen gehörten daher zu den Ausnahmen und das Edict von 1800 hatte zwar unruhige Hoffnungen erregt, aber nicht befriedigt. Um die Forſtcultur zu beſſern, wurde den Bauern das Recht auf Weide, Streu, Brenn- und Bauholz genommen und ihnen dafür Waldſtücke als Eigenthum überlaſſen; ſchnell trieben die neuen Eigenthümer den Wald ab und pflanzten ſelten wieder an. Ein ſehr bedeutender Theil früherer Waldungen wurde daher in Oeden verwandelt, der Bedarf an Weide, Streu und Holz aber nicht vermindert und die Forſtcultur nicht verbeſſert, ſondern verſchlechtert.

Um die Vermögen der Gemeinden und Stiftungen gegen den Eigennutz der Nächſtbetheiligten zu ſichern, waren dieſelben ſämmtlich der Verwaltung einer königlichen Generaladminiſtration übergeben; da aber dieſe Behörde nicht weniger leichtſinnig verfuhr, als die damaligen bairiſchen Finanzbehörden überhaupt, ſo wurden die Vermögen aller Gemeinden und Stiftungen

verſchleudert und verſchleppt. An der zuſammengeſetzten und mit den Lebensverhältniſſen unauflöslich verwachſenen zähen Kraft der Finanzzuſtände ward ſelbſt ein ſo rückſichtslos durchgreifender Wille, wie Montgelas ihn beſaß, zu Schanden; obſchon zahlloſe Steuerregulirungscommiſſionen überall umherſchwärmten, mußten dennoch, um nur Geld zu bekommen, die Abgaben nach Willkür und Zufall auferlegt und mit äußerſter Strenge beigetrieben werden. Die maßlos gehäuften und weitläufigen Reviſionen des Steuerweſens machten eine wirkliche Controle faſt unmöglich; maſſenhaft wuchs die Zahl der eingeſandten Rechnungsablagen, welche zu prüfen Niemand Zeit und Neigung hatte. Die Beamten kannten das Schickſal ihrer Berichte und verließen ſich auf die Unluſt ihrer Vorgeſetzten; Unordnung, Willkür und Unterſchleiſe herrſchten in der geſammten Finanzwirthſchaft, während die Ausgaben der Regierung durch die Koſten des neuen königlichen Hofhaltes, durch den Aufwand für das Heer, für die Geſandtſchaften, für die Mauth-, Poſt- und Straßendirectionen, für die Menge neuer Beamten, für die zahlloſen neuen Einrichtungen und Anlagen und die vielen geiſtlichen und weltlichen Penſionäre höher waren, als je zuvor. Die Finanznoth ſtieg von Jahr zu Jahr; die Einziehung und Veräußerung der Kirchengüter hatte Hülfe bringen ſollen. Damit die Mönche ihre Schätze nicht in auswärtige Ordenshäuſer flüchten konnten, waren in allen Klöſtern unerwartet und zu gleicher Zeit Regierungscommiſſionen erſchienen. Der erhaltenen Anweiſung gemäß betrieben dieſelben das Geſchäft zwar mit außerordentlicher Eile, aber ohne den Erfolg, welchen Montgelas gehofft hatte. Sie kannten die Kloſterwirthſchaft nicht und ließen daher viele Gefälle, Ausſtände und Capitalien unbeachtet; ſie verſteigerten Kirchengeräthe, Gemälde, Koſtbarkeiten, Pferde, Wagen, bewegliche Sachen aller Art im ganzen Lande zu gleicher Zeit und bewirkten ſchon dadurch ein Sinken der Preiſe; ſie wollten Regierungsgünſtlingen werthvolle Gegenſtände zuwenden und hielten deshalb an manchen Orten Mehrgebote Anderer durch Drohungen zurück. Die ausgedehnten Grundbeſitzungen der Klöſter wurden nicht zertheilt, ſondern in großen Maſſen zum Verkauf ausgeſetzt und fielen daher zu geringen Preiſen in die Hände

einzelner reicher Leute. Fahrläſſigkeit und Unterſchlagung führte große Verluſte herbei; im Großen und Ganzen hatte die Staatscaſſe nur einen geringen Gewinn.

Auch Domänen wurden in bedeutendem Umfange veräußert und die Ablöſungen der dem Staate zuſtehenden Grundrenten mit möglichſtem Eifer betrieben; wenn die Hälfte oder auch nur ein Drittel der Kauf- und Ablöſungsſumme in klingender Münze gezahlt ward, ſo nahm die Regierung das Uebrige bereitwillig in den um fünfzig und ſechzig Procent geſunkenen Staatspapieren zu deren vollem Nennwerth; ſie machte, um das augenblickliche dringende Bedürfniß zu decken, bei dieſem oder jenem Banquier kleine Anleihen auf kurze Zeit und mußte ſich große Proviſion, hohe Zinſen und fünfzig bis ſechzig Procent Abzug gefallen laſſen; 1809 und 1810 nahm ſie auch zu Zwangsanleihen ihre Zuflucht; über die Zinſen, die nicht bezahlt werden konnten, wurden wieder Capitalbriefe ausgegeben; der Werth der Staatsobligationen fiel von Monat zu Monat und eine große Zahl Familien, welche ihr Vermögen in denſelben angelegt hatten, verloren, was ſie beſaßen; nicht einmal die Beamten erhielten ihre Beſoldung, ſondern mußten ſich vielfach mit Anweiſungen, zahlbar nach Wochen und Monaten, begnügen und dieſelben, um nicht zu verhungern, mit vierzig bis fünfzig Procent Verluſt an die Regierungsbanquiers verkaufen. Im Jahre 1810 wollte Montgelas Ordnung ſchaffen, indem er die Verwaltung der Staatsſchuld gänzlich von der übrigen Finanzverwaltung trennte; die Schuldenmaſſe ward am 1. October 1810 auf einhundert achtzehn Millionen Gulden feſtgeſetzt und ein Tilgungsplan bekannt gemacht, nach welchem dieſelbe in dreißig Jahren abgetragen ſein ſollte. Immer neue Forderungen aber aus älterer Zeit wurden angemeldet und immer höher ſtiegen die Bedürfniſſe der Gegenwart; die königlichen Kaſſen ſchreckten auch vor Wechſelreiterei nicht länger zurück und konnten dennoch die Staatsſchuld weder tilgen noch verzinſen, wie vorgeſchrieben war. Der Wohlſtand des Landes, die Finanzen des Staates waren zerrüttet, wie ſie es niemals geweſen waren. Montgelas hatte ſich für alle inneren Verhältniſſe geſchickt im Zerſtören, aber unfähig zum Schaffen gezeigt und war, weil er

ſeine Unfähigkeit wenigſtens ahnete, meiſtens zweifelhaft, ob die von ihm getroffenen Anordnungen auch wirklich den Abſichten, die er hatte, entſprechend ſeien oder nicht; ſo oft daher der gewollte Erfolg nicht binnen kürzeſter Friſt eintrat, hob er das ſo eben Feſtgeſtellte haſtig wieder auf und ſetzte ein Anderes an deſſen Stelle, ohne zu bedenken, daß miniſterielle Einfälle, wenn ſie Geſetze und Einrichtungen werden, ſich ſehr fühlbar im Leben machen. Aenderungen folgten auf Aenderungen; die großen, wie die kleinen Verhältniſſe Baierns befanden ſich in nie endender Unruhe, in Verwirrung und Zerſetzung und mehr und mehr verlor Montgelas jede Achtung auch vor dem Rechte und vor dem Beſtehenden, welches er ſelbſt begründet hatte.

IV.

Die Stimmung im Lande für und gegen Montgelas.

Mit geſpannter Aufmerkſamkeit und nicht ohne Erſtaunen wurde in Deutſchland das Auftreten der bairiſchen Regierung betrachtet. Faſt unglaublich erſchien die Thatſache, daß ein deutſcher Landesherr in ſeinem Lande freiwillig dieſelbe Bewegung hervorrief, welche in Frankreich und manchem anderen Staate den Umſturz des Beſtehenden und die Beſeitigung der Obrigkeit bereits zur Folge gehabt hatte. Manche Bedenken und Befürchtungen thaten ſich kund; allgemein herrſcht in hieſiger Gegend die Meinung, ſchrieb 1803 z. B. Friedrich Heinrich Jacobi aus Eutin, daß man in Baiern zu raſch und zu gewaltſam verbeſſere und aufkläre, in mancher Rückſicht mehr thue, als nöthig ſei, und auch zu vielerlei auf einmal unternehme. — Was für Vernunft und Wiſſenſchaft in Baiern geſchieht, heißt es in einem Briefe vom 4. December 1804 aus Hamburg, ſcheint ſich mir nicht auf die natürliche Tendenz der Nation, wie in Rußland, ſondern bloß auf den wahrſcheinlich nur inſpirirten Willen des Kurfürſten und auch dieſer mehr auf das Project, als auf den Plan einiger Miniſter zu gründen. Welche Conſiſtenz, welche Dauer kann dieſes haben bei der entgegengeſetzten Tendenz in Oeſterreich

Gesetzgebung eine vernünftigere Richtung zu geben und Mißbräuche abzuschaffen suchen, aber jenen Herren ist dieses Alles nicht genug, sie möchten gerne sämmtliche Klöster aufgehoben, Religionsgebräuche abgeschafft, die Zehnten verworfen, ein ganz gleiches Abgabensystem ohne alle Rücksicht auf erworbene Rechte eingeführt und selbst die Landesverfassung zur Beschränkung des Adels, der Geistlichkeit und des Fürsten verbessert sehen. Diese übertriebenen und leidenschaftlichen Forderungen erregen den Widerstand der Gegenpartei und machen sie gegen jede auch noch so weise Verbesserungen mißtrauisch. — Auch das politisch Neue, welches an die Stelle des von Montgelas Beseitigten trat, widersprach den herrschenden Richtungen nicht. Viele Quadratmeilen, viele Gulden, viele Soldaten und eine unbedingte und ausschließliche Verfügung über dieselben bildeten das Ziel, welches Montgelas als einzige Grundlage für die Größe Baierns verfolgte. Nicht weniger mechanisch aber war die Auffassung, welche durch die Geschichte der letzten Jahrhunderte sich in allen Lebenskreisen des bairischen Landes ausgebildet hatte; treue, anhängliche Gesinnung gegen das Kurfürstenhaus, Gefühl für politische Ehre und politische Selbstständigkeit, deutsches Nationalbewußtsein und bairischer Patriotismus hatten lange schon ihre Geltung verloren und waren durch Zwang, List und stumpfe Gewohnheit ersetzt; der äußerliche Gehorsam gegen die Priester, die äußerliche Beobachtung hergebrachter Gebräuche, die äußerliche Vollziehung vorgeschriebener Handlungen hatte das religiöse Leben der Kirche, der Besitz von mancherlei Kenntnissen und die Uebung mancherlei Fertigkeiten hatte das geistige Leben der Wissenschaft verdrängt. In Staat, Kirche und Schule waren ungeschickt und erfolglos dieselben mechanischen Kräfte lange schon fast ausschließlich gebraucht, welche Montgelas jetzt als Meister handhabte und zur äußeren Erhebung Baierns verwendete. Die Regierung, so gewaltsam und willkürlich sie auch verfuhr, hatte dennoch viele Freunde innerhalb des Landes, aber auch an Gegnern fehlte es ihr nicht.

Die Reichsabteien und Reichsstädte, die Reichsgrafschaften und reichsritterlichen Gebiete, welche Baiern einverleibt waren, hatten zwar kein politisches Leben, aber doch einen politischen

Namen verloren und fühlten es ſchmerzlich, aus politiſchen Selbſtſtändigkeiten Theile eines neu errichteten Königreiches geworden zu ſein. Härter noch traf der Verluſt ihrer früheren Reichsunmittelbarkeit die durch Umfang oder politiſche Stellung bedeutenderen Territorien, namentlich das Erzſtift Salzburg, die Bisthümer Bamberg, Augsburg, Freiſingen, Paſſau, Brixen, Trient, Regensburg und die Städte Nürnberg und Augsburg. Gute Baiern wurden Unterthanen und Landesherren aller dieſer alten Territorien nicht, aber eben ſo wenig traten ſie als Feinde Baierns auf und wußten kein Land, welchem ſie lieber als dem neuen Königreich angehört hätten. Die Umwälzungen in Europa waren ſo gewaltiger Natur, daß das eigene kleine Schickſal auch in den Augen der zunächſt Betroffenen den großen allgemeinen Ereigniſſen gegenüber faſt verſchwand. Selbſt die Bewohner Ansbach's und Baireuth's traten nicht als Feinde ihrer neuen Regierung auf; zwar bewahrten ſie ſtarke markgräfliche Neigungen, aber die markgräfliche Linie ſtarb aus und der preußiſchen Monarchie hatten ſie zu kurze Zeit angehört, um aus Liebe zu derſelben Feinde Baierns zu ſein. Es gab in Baiern keine Bambergiſche, oder Ansbachiſche, oder Salzburgiſche, oder Nürnberger und Nördlinger, wohl aber eine Tyroler Partei.

Seit 1363 hatte Tyrol in den nächſten Beziehungen zu Oeſterreich geſtanden und dennoch ſeine politiſche Abgeſchloſſenheit bewahrt; viele Jahre hindurch hatte es Fürſten aus Nebenlinien des Hauſes Habsburg als ſelbſtſtändige Landesherren in ſeiner Mitte gehabt und die eigene Verfaſſung und Verwaltung auch ſeit ſeiner im Jahre 1665 erfolgten Vereinigung mit den öſterreichiſchen Landen nicht verloren; Joſeph des Zweiten Verſuch, aus Tyrol Geld und Soldaten in derſelben Weiſe, wie aus dem übrigen Oeſterreich, zu nehmen, mußte wieder aufgegeben werden; ſelbſt den Landtag, welcher ſeit 1720 nicht verſammelt worden war, berief Leopold II. im Jahre 1790. Nachdem Oeſterreich durch den Frieden von Campo Formio 1797 nicht nur das Venetianiſche im Süden, ſondern auch die Ausſicht auf Salzburg und den Inn im Norden erworben und durch Vertrag mit Frankreich vom 26. December 1802 die Landeshoheit über die Bisthümer Brixen und Trient ſich

angeeignet hatte, war Tyrol räumlich ſo eng, wie früher niemals, mit Oeſterreich verbunden; unmittelbar aber nach der Schlacht von Auſterlitz, 2. December 1805, erſchien die Auflöſung des vierhundertjährigen Zuſammenhanges bereits als ſehr wahrſcheinlich; Tyrol ſollte aus einer ſelbſtſtändigen mit Oeſterreich vereinigten gefürſteten Grafſchaft zu einer bairiſchen Provinz gemacht werden; Unruhe und Schrecken verbreitete ſich in allen Thälern und Bergen vom Ortles bis zum Großglockner, vom Garda- bis zum Achenſee. Zwar war ſeit alten Zeiten Feindſchaft zwiſchen den Bauern und den Herren gebräuchlich geweſen, und zu den Herren hatten ſtets gezählt die Bürger, die Beamten, der Adel und die Prieſter in den Städten, aber die Selbſtſtändigkeit und die Abgeſchloſſenheit ihres Landes wollten Alle. Der Bauer Tyrols hielt ſeine Vergangenheit noch hartnäckiger feſt, als der deutſche Bauer überhaupt; in den Verhältniſſen und Zuſtänden, welche ihm überliefert waren, liebte er ſein eigenes Werk, denn frei von Hörigkeit und ſitzend auf eigenem Grund und Boden hatte auch der Bauer die Verhältniſſe ſeines Thales und ſeines Landes ſchaffen helfen; als Sage war das Geſchichtsleben, als Märchen vom Berggeiſt und Rieſen das Naturleben der heimathlichen Alpenwelt mit ihm von den frühſten Kinderjahren an verwachſen; das Lied, der Tanz, die fröhlichen Feſte und Gebräuche, deren vor Jahrhunderten ſchon die Väter ſich bei dem Klange der Zitter, der Schwögl oder der Maultrommel gefreut, verbanden die Gegenwart mit der Vergangenheit. Stolz auf ſeine Vorzeit und ſtolz auf ſein Land und alle Zuſtände, Sitten und Einrichtungen in demſelben, war der tyroler Bauer neuen Anſichten unzugänglich und wollte fremde Gebräuche, fremde Einrichtungen und fremde Menſchen ferne halten; nicht nur der Böhme und Ungar, ſondern auch der Steyrer und Oberöſterreicher galt ihm als Ausländer und die Anſtellung derſelben in Tyrol als ein Eingriff in deſſen Recht. Statt gut tyroliſch künftig gut bairiſch zu ſein, erſchien den Bauern als Verrath an den Vorfahren, als Verrath am Lande und als Verrath an ſich ſelbſt und an Allem, was ihnen lieb und theuer war.

Auch die Pfarrer, mit nur einzelnen Ausnahmen, und die meiſten Kloſtergeiſtlichen waren Bauern, welche einige Jahre

in einer kirchlichen Anſtalt, ſei es in Innsbruck, oder Brixen, oder Trient zugebracht hatten. Sie beſaßen kaum die nothdürftigſte theologiſche und keine anderweitige wiſſenſchaftliche oder geiſtige Bildung, aber treu und eifrig nahmen ſie überall ihres Amtes wahr, nicht allein dort, wo ihnen, wie an dem Inn oder an der Etſch, die Natur keine Schwierigkeit in den Weg legte, ſondern auch in jenen vielen einſamen Hochthälern, wo der Prieſter im Schneegeſtöber und von Lawinen bedroht, oder auf eiſigem Wege am Abgrunde hin den Sterbenden nach entlegenem Hofe, nahe den Fernern, das Allerheiligſte bringen mußte. Aus der Mitte der Bauern hervorgegangen, aber zugleich durch die prieſterliche Weihe Gott nahe gerückt, erſchien der Geiſtliche nicht nur als Lehrer und Tröſter, ſondern auch als Vertreter vor Gott, faſt als Mittler zwiſchen Gott und der Gemeinde. Die viertauſendundvierundzwanzig Prieſter, welche Tyrol im Jahre 1805 zählte, das heißt Einen auf hundertundeinundfünfzig Seelen, waren in allen ihren politiſchen und ſocialen Anſchauungen allein von denen der Bauern abhängig, beſtimmten aber ihrerſeits mit einer gleich ausſchließlichen Macht nach Inhalt, wie nach Form das religiöſe und kirchliche Leben ihrer Gemeinden. Papſt, Prieſter und Kirche war dem Tyroler einziger Troſt im Leben und im Sterben; ſo lange er ſeiner ſtrengen Kirchlichkeit ſich bewußt war, ſchien ihm einige Lockerheit der Sitten nicht gerade bedenklich; zähe hielt er jeden kirchlichen Gebrauch feſt und ſcheute auch ſtarke Zuthaten heidniſchen Aberglaubens nicht; das Bedürfniß nach vielen Feiertagen und kirchlichen Feſten, nach Klöſtern und Heiligenhäuschen, nach Capucinern und Marienbildern war ſehr groß und ſehr allgemein verbreitet. Weithin bis in die fernſten Thäler waren die Gerüchte über die Feindſchaft, welche in Baiern gegen die Jungfrau Maria, gegen den Papſt und die Heiligen herrſchte, und über die Verfolgungen gedrungen, welche Klöſter und Kirchen zu erdulden hätten; Montgelas und die Illuminaten waren Namen, bei deren Hören der Tyroler ſich bekreuzte. Die Kloſtergeiſtlichen, die Pfarrer und ihre Gemeinden ſahen die Erhaltung der katholiſchen Kirche durch eine Abtretung Tyrols an Baiern gefährdet und widerſtrebten derſelben auf das Aeußerſte.

Grafen und Freiherrn gab es zwar sehr viele, aber meistens neueren Ursprunges, wenig beliebt und ohne bedeutenden Einfluß; Welschtyrol hatte einige große Familien; der Adel Deutschtyrols aber war fast ausnahmslos arm und herabgekommen, im Vinschgau und Eischland saß er auf seinem kleinen Besitzthum, den Bauern an Sitte, Lebensart und Bildung im Guten, wie im Bösen gleich. Obschon sich von denselben sondernd und durch Hut und Rock sich unterscheidend, hielt er dennoch, wie sie, an allem politisch und kirchlich Hergebrachten fest, mißtraute allem Neuen und entsetzte sich daher über die Aussicht, bairisch zu werden. In Nordtyrol schloß sich der meistens besitzlose oder überschuldete Adel, da er Unterkommen nur in Innsbruck oder als österreichischer Beamter oder Officier fand, zwar mit großer Schärfe ab; in Innsbruck ward z. B. 1797 eine eigene aus den höchsten Civil- und Militärbeamten zusammengesetzte Cumulativcommission errichtet, um über die Casinomäßigkeit dieser oder jener Familie zu entscheiden; aber tyrolisch blieb der Adel doch auch hier und gegen die Scheidung von Oesterreich war er schon deshalb, weil ihm durch dieselbe die Aussicht auf Eintritt in den kaiserlichen Dienst entzogen ward.

Die Zahl der Beamten hatte sich seit Joseph's II. Umgestaltungen sehr vermehrt; unter dem höchsten, aus einem Gouverneur und zehn Räthen gebildeten Landesgubernium standen, abgesehen von den Behörden für Rechnungs-, Salz-, Münz-, Forst-, Bergbau- und Postsachen, sechs Kreisämter und unter diesen die Urbarämter, die Wegegeldämter, 103 Zollämter und 171 Gerichtsobrigkeiten; alle diese Aemter waren ausschließlich mit Tyrolern besetzt, welche nur selten und nur auf kurze Zeit ihre Heimath verlassen hatten und vom Kreisamtspracticanten an, im Laufe einiger Jahrzehnte, langsam der Anciennetät nach vorrückten, bis sie endlich, in Büreauarbeit ergraut und oft auch ermattet, als Kreishauptleute oder Gubernialräthe ihr Ziel erreichten. Die hohen, wie die niederen Beamten Tyrol's waren sich bewußt, daß sie unfähig seien, sich in eine neue Ordnung der Dinge einzuarbeiten oder ein Staatsamt zu bekleiden, wenn die mühsam erworbene Büreauroutine durch

die in Aussicht stehende bairische Verwaltung beseitigt und die Tyroler Landesordnung von 1573 und die lange Reihe Regierungsdecrete, Appellationscirculare, Canzleiverordnungen, Hofentscheidungen und kaiserlicher Patente aufgehoben sein würde.

Auch für die Gewerbtreibenden und Capitalisten in den Städten, Marktflecken und vielen Dörfern traten, wie die Schrift: Tyrol unter der bairischen Regierung, nachweist, zu den allgemeinen Gründen gegen Trennung von Oesterreich noch besondere hinzu. Oesterreichische Bankzettel und österreichische Scheidemünze bildeten das einzige Zahlungsmittel in Tyrol; seit den letzten Kriegen hatten Handwerker, Handeltreibende, Bauern und Adel bedeutende Forderungen an das österreichische Militärärar, sei es aus Lieferungen, oder aus Diensten; viele Capitalisten hatten, verführt durch hohe Zinsen, durch Aussicht auf Lotteriegewinn und den niedrigen Cours, österreichische Papiere gekauft, in denen Amtscautionen, sowie die Gelder der Pupillen, der milden Stiftungen und Fideicommisse während der letzten Regierungsjahre Joseph's II. angelegt werden mußten und auch nach seinem Tode meistens angelegt blieben. Das österreichische Papiergeld aber und die österreichische Scheidemünze, in denen die Regierung Zinsen, Kaufpreise und Arbeitslohn bezahlte, konnte in Tyrol keinen oder fast keinen Werth bewahren, sobald die Gesetze aufgehoben wurden, welche denselben einen Zwangscours verliehen hatten. Viele Tausend sahen daher in dem Ende der österreichischen Herrschaft den Anfang einer allgemeinen Vermögensumwälzung, welche um so gefährlicher erschien, als zugleich die Schließung der bisherigen Absatzwege für die Tyroler Gewerbsthätigkeit vorauszusehen war. Die Schmiedewaaren von Stubay, die Leinwand aus dem Oetz- und Pusterthal, die Grödener Schnitzereien aus dem Holze der Zirbelnußkiefer, die Canarienvögel vom Inn zwischen Imst und Landeck, die Sensen aus Schwaz, die Handschuhe, Spitzen und Teppiche wurden zu einem sehr großen Theil in Oesterreich verkauft, konnten aber, wenn sie ihre bisherige Zollfreiheit oder Zollvergünstigung verloren, von den Tyrolern nicht zu denselben Preisen, wie von den Gewerbtreibenden anderer Länder, geliefert werden.

Gründe der verschiedensten Art ließen daher den Tyrolern die durch das Gerücht verkündete Trennung von Oesterreich als ein großes Unglück erscheinen. Durch Hormayr's Vermittelung überreichten die Stände dem Kaiser Franz die vom 14. December 1805 datirte dringende Bitte, Tyrol nicht abzutreten, oder doch dessen Untheilbarkeit und Verfassung zu sichern. Der Kaiser antwortete am 29. December 1805, die Abtretung sei unvermeidlich, aber das Land werde ungetheilt bleiben und seine Verfassung behalten; der achte Artikel des Friedensschlusses werde die Stände hierüber vollkommen beruhigen. Hormayr selbst hatte diesen Artikel abgefaßt; Tyrol werde, heißt es in demselben, von dem Könige von Baiern in derselben Weise, mit denselben Titeln und Rechten besessen werden, wie es der Kaiser von Oesterreich besessen habe, und nicht anders. — Die Stände wendeten sich nun an den König von Baiern, welcher ihnen schriftlich am 14. Januar 1806 erwiedern ließ, daß er den Tyrolern ihre Landesverfassung, ihre wohlerworbenen Rechte und Freiheiten erhalten und ihren Wohlstand fördern werde. Herzlich schüttelte er dem von den Ständen nach München gesandten Grafen Wolkenstein zum Abschiede mit den Worten die Hand: nochmals gelobe ich Euch, ehrliche Tyroler, kein Jota soll an Eurer Verfassung geändert werden.

Nachdem Graf von Arco am 22. Februar 1806 Besitz von Tyrol ergriffen hatte, begann die politische Umgestaltung; zwar blieben zunächst noch das Gubernium in Innsbruck und die sechs Kreishauptleute bestehen, aber das Gubernium wurde neu besetzt und die Stellung der Kreishauptleute fast bedeutungslos gemacht, indem Montgelas das Land in vierundzwanzig, etwas später in dreißig Landgerichts- und zweiundzwanzig Rentamtsbezirke theilte und dieselben unmittelbar unter das Gubernium stellte. Im Juni 1807 wurde den Ständen die Verrechnung und Erhebung der Steuern entzogen, die landschaftliche Kasse gestürzt, die Schlüssel und Rechnungen ausgeliefert und die bisher ständischen Beamten mußten der Regierung schwören. Im September 1807 wurden die sieben tyrolischen Prälaten ihrer Güter beraubt und nebst den Mönchen in „Pensionsstand" gesetzt; am 16. Mai 1808 verkündete

Graf Arco dem ständiſchen Ausſchuß in Innsbruck die Aufhebung der Tyroler Landſtände. Nachdem die Regierung ſchon 1807 Schloß Tyrol verſteigert hatte, nahm ſie 1808 dem Lande den alten Namen und die alte gemeinſame Obrigkeit in Innsbruck, zerriß daſſelbe in drei Theile, Inn-, Eiſack- und Etſchkreis, und ſetzte jedem Kreiſe einen Präfecten unter dem Namen Generalcommiſſär vor. Die Gerichtsbarkeit wurde von den bisherigen Privatgerichtsobrigkeiten auf die königlichen Landgerichte und die bisherige polizeiliche Thätigkeit der letzteren in allen größeren Orten auf eigene Polizeicommiſſäre übertragen.

Die Tyroler hatten keinen Dank für die Vortheile, welche dieſe oder jene neue Einrichtung künftig vielleicht bringen konnte, keinen Dank für den guten Stand der früher ſtändiſchen Obligationen und für die Beſetzung der meiſten Landgerichte und Rentämter mit Eingeborenen; ſie ſahen nur den Verluſt ihres alten Fürſtenhauſes, die Zerreißung ihres Landes und den Umſturz ihrer Verfaſſung und ihrer Einrichtungen. Der brutale Uebermuth und die Geringſchätzung der höheren bairiſchen Beamten, die harten neuen Steuern, die bisher unbekannte Recrutirung und die rohe Gemeinheit, mit welcher Kirchen und Geiſtliche beraubt, verſpottet und mißhandelt wurden, wandelten den Schmerz über das Unglück des Landes in Grimm und Erbitterung gegen die bairiſchen Peiniger um. Weder Bauern und Geiſtliche, noch Adel und Städte ſahen in dem Verſuche, die aufgedrungenen Herrſcher gewaltſam zu vertreiben, eine Auflehnung gegen die Obrigkeit oder irgend ein anderes Unrecht, denn der Kaiſer von Oeſterreich, ſagte man, habe Tyrol nur unter der Bedingung abgetreten, daß deſſen Verfaſſung unverletzt erhalten bleibe; nachdem jetzt der König von Baiern dennoch die Verfaſſung vernichtet, ſei daher nicht dieſer, ſondern Kaiſer Franz rechtmäßige Obrigkeit Tyrols.

Schon in den erſten Monaten des Jahres 1809 ward der Ausbruch eines neuen Krieges zwiſchen Oeſterreich und Frankreich unzweifelhaft; ein geheimer Zuſammenhang Wiens mit Innsbruck, Landeck, Paſſeir, Botzen, Meran war nie völlig unterbrochen geweſen; jetzt gelangte von dort aus die Aufforderung in die Hauptthäler, ſich gewaltſam zu widerſetzen,

wenn die Baiern recrutiren, entwaffnen oder die Brücken abtragen wollten; der Name des Erzherzogs Johann ward genannt, Hofer, Speckbacher, der Capuciner Haſpinger traten hervor und hatten Vertraute in allen Dörfern; am 9. April am frühen Morgen erſchienen die erſten öſterreichiſchen Truppen unter Chaſteler's Führung im Puſterthal; der helle Schein brennender Holzſtöße trug die Nachricht, der rechte Tag und die rechte Stunde ſei gekommen, von Berg zu Berg; das Waſſer der Bäche und Flüſſe ward mit Mehl oder Kohlen gefärbt und ſetzte weithin ſeine Anwohner in Bewegung; von den Thürmen aller Kirchen ward geſtürmt, und auch in den entlegenſten Thälern tönte von einem Hofe zum anderen das Knallen der Gewehre. Ganz Tyrol erhob ſich für den Glauben und die Sitten ſeiner Väter, für das Hergebrachte in Kirche und Staat, und der großartige Kampf gegen die Umwälzungsſucht der Regierung begann. Es waren Tyroler und es waren Bauern, welche für das Beſtehende, es waren Baiern und es waren Soldaten, welche für den Umſturz fochten; in Rückſicht auf Tapferkeit und Erbitterung ſtanden beide Parteien einander gleich, aber Grauſamkeit und rohe Wildheit war furchtbar überwiegend auf Seiten der Baiern. Ihr habt, ſagte General-Lieutenant Wrede in dem Tagesbefehl vom 12. Mai den Soldaten ſeiner Diviſion, Unbewaffnete gemordet, Häuſer und Hütten geplündert und Feuer an Häuſer und Dörfer angelegt. Soldaten, ich frage Euch, wie tief ſind heute und geſtern Eure Gefühle von Menſchlichkeit geſunken! Blicket zurück auf den Weg von Lofer hieher, auf die Brandſtätten, auf die geplünderten Dörfer, auf jene Leichen, die, ohne Waffen in der Hand, gemordet worden ſind. Ich fordere Euch auf, von heute an wieder das zu ſein, was Ihr ſein ſolltet: Soldaten und Menſchen. —

Nachdem der Ausgang des Krieges zwiſchen Oeſterreich und Frankreich den nördlichen Theil Tyrols wieder mit Baiern, den ſüdlichen aber mit Frankreich vereinigt hatte, bildete Nordtyrol den bairiſchen Innkreis. König Max Joſeph behandelte Land und Leute aus Klugheit, wie aus Gutmüthigkeit, mit großer Schonung; der im Herbſte 1810 zum General-Gouverneur ernannte Kronprinz gewann perſönlich viele Herzen

und dem Herrn v. Lerchenfeld, welcher von 1810 bis 1814 als General-Commissär in Innsbruck die Verwaltung leitete, ward Achtung nicht versagt; aber dennoch blieb der Tyroler so hartnäckig, wie vor 1809, Freund alles tyrolisch Alten, Feind alles bairisch Neuen. Erzählungen, Sagen und Lieder feierten immer auf das Neue die Kämpfe und Siege des Sommers 1809, sehnsüchtig gedachte der Bauer auf seinem einsamen Hofe des frischen, muthigen Lebens, welches er damals geführt; Wunder geschahen zum Gedächtniß dessen, was Alle gethan und Alle gelitten; Heiligenbilder weinten und winkten mit den Augen; verwelkte Blumen blühten wieder auf, wenn die Witwen und Waisen der Gefallenen an deren Gräbern beteten. Wunder geschahen aber auch, um die Ereignisse der Zukunft im Voraus zu verkünden; oftmals tönte um Mitternacht das Schmettern der österreichischen Trompeten weithin durch die Thäler, oder lustiges Pferdegewieher herab von den steilsten Felsenspitzen. Zu Meran, wie im Pusterthal, sah man hoch oben auf den Bergrücken, nahe den Wolken, lange Züge österreichischer Soldaten und hörte das Rasseln fahrender Geschütze und den Hufschlag galopirender Pferde. Mit unwandelbarem Vertrauen hoffte der Tyroler auf die Wiederkehr der Oesterreicher und der guten alten Zeit, bis endlich im Sommer 1814 die Oesterreicher wirklich wiederkehrten, aber nicht die gute alte Zeit.

Abgesehen von Tyrol, trat keines der durch Napoleon mit Baiern vereinigten Territorien deshalb als Feind seiner nunmehrigen Landesherrschaft auf, weil es seine territoriale Abgeschlossenheit und Selbstständigkeit verloren hatte, und eben so wenig machte sich eine nur auf die Umwälzungssucht der Regierung gegründete Unzufriedenheit in irgend einer größeren Ausdehnung geltend.

Unter den aus Norddeutschland nach München berufenen Männern von Bedeutung wurden zwar die Gefahren des Weges, welchen Montgelas verfolgte, nicht verkannt. Nur Feuerbach, welcher seit December 1805 als geheimer Referendar im Justizministerium arbeitete, gab sich einer unbedingten Bewunderung desselben hin. Unser Staat ist, schrieb er 1808, in einer völligen, wiewohl unblutigen Revolution

begriffen, alles Alte wird eingeriſſen und eine neue Ordnung der Dinge wird gegründet. Aufhebung des Feudalismus, Aufhebung aller Fundamente, Rechte und Privilegien des Erbadels, eine neue Volksrepräſentation, eine neue Conſtitution, das ſind die politiſchen Gegenſtände, woran ich mitarbeite und wobei ich beinahe mich eine Hauptperſon nennen kann. — Auch Heinrich Schenk, welcher ſich durch Tüchtigkeit und Ehrenhaftigkeit vom Unterofficier in Düſſeldorf zum geheimen Staatsreferendar und Generaldirector der Finanzen emporarbeitete und bereits ſeit 1799 einen nicht unbedeutenden Einfluß in München übte, war zwar den entſchloſſenen Umbildungsverſuchen geneigt, aber die Haſt und die Rückſichtsloſigkeit, mit welcher die Regierung verfuhr, erfüllte doch auch ihn mit Sorge. Es gibt, ſchrieb er im November 1802 aus München an Jacobi, eine ſehr thätige Partei in Baiern, die außerordentlich viel auf das Fortſchreiten mit dem Zeitgeiſte hält, und wie kann man ein ſolches Fortſchreiten auffallender beweiſen, als dadurch, daß man die alte geſunde Vernunft und den gemeinen Menſchenverſtand weit hinter ſich zurückläßt! Die Partei hat zwar nicht die Oberhand bei der Regierung, inſonderheit liebt ſie der Kurfürſt nicht, der aus ſeinem ehemaligen Offizierſtande mehr Achtung für den ſchlichten Menſchenverſtand mitgebracht hat, als für den Ultrafortſchritt des Zeitgeiſtes. Aber ſectenartig weiß ſie oft die rechte Zeit und Stunde abzuwarten und den guten Willen ſchätzbarer Männer zu mißbrauchen, die berufen ſind, zur Aufklärung in Baiern mitzuwirken, und denen ſie ſchon manches zweideutige Werkzeug in die Hände geſpielt hat. Was dieſer Partei einen ſolchen Mißbrauch erleichtert, iſt der ariſtokratiſche und bigotte Unſinn der Gegenpartei. Der ehrliche Mann mag mit dieſer nichts zu ſchaffen haben. Eben ſo wenig will er zwar an die Schwärmereien und Excentricitäten der Zeitgeiſt-Männer ſich anſchließen, aber manche ihrer Ideen liegen ſeiner Vernunft viel näher; ſie wiſſen, durch den Zwang der vorigen Regierung zur Heuchelei gewöhnt, ihre rauhe Seite, wenn es ſein muß, ſehr zu verbergen, und ſo erwerben ſie ſich oft einen Einfluß, bewirken Anſtellungen und Verfügungen ganz dem Geiſte der Regierung zuwider, die, wie ich Ihnen aufrichtig verſichern

kann, im Grunde nur das Gute will und ſich ſogar vor dem philoſophiſchen Fanatismus zu hüten wenigſtens ſucht. — Ob man in Baiern zu raſch und gewaltſam verbeſſere und aufkläre? ſchrieb Schenk ein Jahr ſpäter. Ich will Ihnen vorläufig nur über einiges meine Meinung ſagen. Verſteht man darunter die Aufhebung der Klöſter, ſo hat man Unrecht. Die Klöſter haben aufgehört, nützlich zu ſein, und eben darum ſind ſie ſchädlich geworden und mußten es werden. Sollten ſie aufgehoben werden, ſo war der Augenblick dazu jetzt vorhanden, oder er verſchwand für eine lange Reihe von Generationen. Sie ausſterben zu laſſen, ging in Baiern nicht an, weil man alsdann die ſtändiſchen Klöſter, als einen Verfaſſungstheil, an welchen ſich die übrigen immer angeſchloſſen haben würden, hätte beſtehen laſſen müſſen. Darum ſuchten die Obſcuranten den Kurfürſten für das Ausſterben, als die mildere Maßregel, wie ſie es nannten, im Grunde aber wegen der bleibenden Wurzel zum neuen Aufwuchſe, zu gewinnen. Der Samen mußte alſo mit der Wurzel jetzt, da man dazu ermächtigt war, ausgerottet werden. Im Vollzuge dieſer Operation ſind Gewaltſamkeiten oder mindeſtens Rohheiten hier und da untergelaufen, aber gegen den Willen der Regierung, welche die Individuen geſchont wiſſen wollte. Die Aufklärung hat ihre Fanatiker, wie der Aberglaube, beſonders iſt dieſes der Fall bei den Neuaufgeklärten in Baiern, die gegen alle Dogmen tolerant ſind, nur nicht gegen den Katholicismus, deſſen Feſſeln ſie abgeworfen haben. Daher auch die Härte, womit die Landrichter in verſchiedenen Gegenden die Bauern behandelten, welche die abgewürdigten Feiertage zu feiern fortfuhren, eine Härte, durch welche es zu einigen Widerſetzlichkeiten gekommen iſt, die mit ernſtlichen Maßregeln beigelegt werden mußten. Dem Kurfürſten ſind alle dieſe Zeloten herzlich zuwider; auch der Miniſter verachtet ſie mit ſeinem kalten Verſtande. Aber wen ſoll man zur Ausführung nehmen? Ueberhaupt ſind die Zeiten der Reformen unglückliche Zeiten. Die beſſeren, ſtillen, gemäßigten Menſchen ziehen ſich zurück, die thätigen Augendiener oder Schwärmer wachſen, wie Pilze, aus der Erde hervor und man kann ſie nicht alle auf die Seite ſchieben. Ganz ohne Vorwurf iſt indeſſen die Regierung

begriffen, alles Alte wird eingeriſſen und eine neue Ordnung der Dinge wird gegründet. Aufhebung des Feudalismus, Aufhebung aller Fundamente, Rechte und Privilegien des Erbadels, eine neue Volksrepräſentation, eine neue Conſtitution, das ſind die politiſchen Gegenſtände, woran ich mitarbeite und wobei ich beinahe mich eine Hauptperſon nennen kann. — Auch Heinrich Schenk, welcher ſich durch Tüchtigkeit und Ehrenhaftigkeit vom Unterofficier in Düſſeldorf zum geheimen Staatsreferendar und Generaldirector der Finanzen emporarbeitete und bereits ſeit 1799 einen nicht unbedeutenden Einfluß in München übte, war zwar den entſchloſſenen Umbildungsverſuchen geneigt, aber die Haſt und die Rückſichtsloſigkeit, mit welcher die Regierung verfuhr, erfüllte doch auch ihn mit Sorge. Es gibt, ſchrieb er im November 1802 aus München an Jacobi, eine ſehr thätige Partei in Baiern, die außerordentlich viel auf das Fortſchreiten mit dem Zeitgeiſte hält, und wie kann man ein ſolches Fortſchreiten auffallender beweiſen, als dadurch, daß man die alte geſunde Vernunft und den gemeinen Menſchenverſtand weit hinter ſich zurückläßt! Die Partei hat zwar nicht die Oberhand bei der Regierung, inſonderheit liebt ſie der Kurfürſt nicht, der aus ſeinem ehemaligen Offizierſtande mehr Achtung für den ſchlichten Menſchenverſtand mitgebracht hat, als für den Ultrafortſchritt des Zeitgeiſtes. Aber ſectenartig weiß ſie oft die rechte Zeit und Stunde abzuwarten und den guten Willen ſchätzbarer Männer zu mißbrauchen, die berufen ſind, zur Aufklärung in Baiern mitzuwirken, und denen ſie ſchon manches zweideutige Werkzeug in die Hände geſpielt hat. Was dieſer Partei einen ſolchen Mißbrauch erleichtert, iſt der ariſtokratiſche und bigotte Unſinn der Gegenpartei. Der ehrliche Mann mag mit dieſer nichts zu ſchaffen haben. Eben ſo wenig will er zwar an die Schwärmereien und Excentricitäten der Zeitgeiſt-Männer ſich anſchließen, aber manche ihrer Ideen liegen ſeiner Vernunft viel näher; ſie wiſſen, durch den Zwang der vorigen Regierung zur Heuchelei gewöhnt, ihre rauhe Seite, wenn es ſein muß, ſehr zu verbergen, und ſo erwerben ſie ſich oft einen Einfluß, bewirken Anſtellungen und Verfügungen ganz dem Geiſte der Regierung zuwider, die, wie ich Ihnen aufrichtig verſichern

kann, im Grunde nur das Gute will und ſich ſogar vor dem philoſophiſchen Fanatismus zu hüten wenigſtens ſucht. — Ob man in Baiern zu raſch und gewaltſam verbeſſere und aufkläre? ſchrieb Schenk ein Jahr ſpäter. Ich will Ihnen vorläufig nur über einiges meine Meinung ſagen. Verſteht man darunter die Aufhebung der Klöſter, ſo hat man Unrecht. Die Klöſter haben aufgehört, nützlich zu ſein, und eben darum ſind ſie ſchädlich geworden und mußten es werden. Sollten ſie aufgehoben werden, ſo war der Augenblick dazu jetzt vorhanden, oder er verſchwand für eine lange Reihe von Generationen. Sie ausſterben zu laſſen, ging in Baiern nicht an, weil man alsdann die ſtändiſchen Klöſter, als einen Verfaſſungstheil, an welchen ſich die übrigen immer angeſchloſſen haben würden, hätte beſtehen laſſen müſſen. Darum ſuchten die Obſcuranten den Kurfürſten für das Ausſterben, als die mildere Maßregel, wie ſie es nannten, im Grunde aber wegen der bleibenden Wurzel zum neuen Aufwuchſe, zu gewinnen. Der Samen mußte alſo mit der Wurzel jetzt, da man dazu ermächtigt war, ausgerottet werden. Im Vollzuge dieſer Operation ſind Gewaltſamkeiten oder mindeſtens Rohheiten hier und da untergelaufen, aber gegen den Willen der Regierung, welche die Individuen geſchont wiſſen wollte. Die Aufklärung hat ihre Fanatiker, wie der Aberglaube, beſonders iſt dieſes der Fall bei den Neuaufgeklärten in Baiern, die gegen alle Dogmen tolerant ſind, nur nicht gegen den Katholicismus, deſſen Feſſeln ſie abgeworfen haben. Daher auch die Härte, womit die Landrichter in verſchiedenen Gegenden die Bauern behandelten, welche die abgewürdigten Feiertage zu feiern fortfuhren, eine Härte, durch welche es zu einigen Widerſetzlichkeiten gekommen iſt, die mit ernſtlichen Maßregeln beigelegt werden mußten. Dem Kurfürſten ſind alle dieſe Zeloten herzlich zuwider; auch der Miniſter verachtet ſie mit ſeinem kalten Verſtande. Aber wen ſoll man zur Ausführung nehmen? Ueberhaupt ſind die Zeiten der Reformen unglückliche Zeiten. Die beſſeren, ſtillen, gemäßigten Menſchen ziehen ſich zurück, die thätigen Augendiener oder Schwärmer wachſen, wie Pilze, aus der Erde hervor und man kann ſie nicht alle auf die Seite ſchieben. Ganz ohne Vorwurf iſt indeſſen die Regierung

in meinen Augen nicht, obgleich ich in der Hauptſache mit Allem, was geſchieht, einverſtanden bin. Sie vertraut der Wahrheit und der Zeit nicht genug, und aus Furcht, es möchte wieder Nacht werden, wirkt ſie mit übermäßiger Anſtrengung, dieweil es noch Tag iſt. Selbſt unſere vorzüglichen Köpfe im Staatsrathe ſind von dieſer Ungeduld, zu wirken, nicht frei, und was ſie vermehrt, iſt der Umſtand, daß wir alle zu viel arbeiten müſſen. Man lebt und webt daher in den auszuführenden Planen, kommt darüber nicht zur richtigen Beſinnung, ſondern ſchreitet immer weiter, ohne den zurückgelegten Weg zu überſchauen. Bei dem Allen kann ich Sie verſichern, daß Sie in keinem der jetzigen Staatsräthe in Deutſchland mehr Rechtlichkeit, mehr aufrichtiges Verlangen, Gutes zu ſtiften, als in den Münchener, finden werden. — Man lobt und tadelt uns zu ſehr, heißt es in einem anderen Briefe Schenk's. Im Grunde ſind wir ein Schlag guter Menſchen, die Vieles ſchlecht gefunden haben, auf einem anderen Wege es gern beſſer machen möchten, von den Umſtänden begünſtigt und verhindert werden, deshalb die Segel manchmal zu hoch, manchmal zu niedrig ſpannen, aber das Hauptziel doch noch ſo ziemlich in den Augen behalten.

Nur in einzelnen vorſichtigen Aeußerungen deuteten Friedrich Jacobs und Thierſch ihre Zweifel über die Haltung der Regierung an und Friedrich Heinrich Jacobi mahnte wenigſtens, die Lichtſeiten über die Schattenſeiten nicht zu vergeſſen. Auch ich weiß, ſchrieb er im September 1805, daß in Baiern mancherlei nicht gut und der Weg zum Beſſeren ſchwer zu finden oder zu bahnen iſt; dagegen weiß ich aber auch, daß Anderes in Baiern ſehr gut iſt und daß man, ſo lange dieſes ſich erhält, den Muth nicht ſinken laſſen darf. Wo haben Sie an der Spitze der Geſchäfte ſo viele einſichtsvolle und rechtſchaffene, nur das Beſte und das Beſte mit Eifer wollende Männer beiſammen, wie hier? wo vier Geheimräthe, wie Zentner, Branka, Stichaner und Schenk? Mit dieſen müſſen wir uns vereinigen und es erringen, daß ein Gemeinſames werde. — Sehr erkennbar dagegen trat die Stimmung, welche unter den nach München berufenen Norddeutſchen herrſchte, in dem Briefe eines jüngeren, dem Kreiſe derſelben angehöri-

gen Mannes, des Obermedicinalrathes Max Jacobi hervor. Man hat, ſchrieb derſelbe im April 1806, mit dem kräftigen, tapferen und moraliſch noch nicht ausgeſogenen, aber ungeſelligen, den Fremden abgeneigten, ſehr rohen und ſich übermäßig fühlenden Volke ſchon Vielerlei probirt und durch wiederholte unzweckmäßige Umwälzungen in der Kirche und Adminiſtration des Landes ſein Vertrauen und ſeinen Glauben an den guten Willen und an die Weisheit der Regierung erſtickt. Mann der Regierung zu ſein, iſt eine ſchlechte Empfehlung. Die Regierung hat in Manchem ihrer Glieder Männer von Talent, Kenntniß und Fertigkeit; als Ganzes aber fehlt ihr Weisheit und Erfahrung, Kraft und Beharrlichkeit in einem erſchreckenden Grade; hört man unterrichtete Wohlmeinende über das reden, was in allen Zweigen der Verwaltung geſchehen iſt und noch geſchieht, ſo traut man ſeinen Ohren nicht. Zum dritten Mal wird jetzt an einer neuen Organiſation des Miniſteriums und aller Collegien gearbeitet, weil die zweite ſchon wieder auseinander fällt, ſo daß man ein Stocken aller Geſchäfte befürchtet, weil Niemand mehr weiß, wer Koch und wer Kellner iſt. Und der König! Als Obriſt ſeines Regiments hatte er gewiß die höchſte Stufe für ſeine Capacität erſtiegen; ſeine Unwiſſenheit iſt wirklich profund und ſeine Herzensgüte weder von Klugheit, noch von Kraft begleitet; ce bon homme de roi mußte, ungeachtet des Willens, keinem Menſchen Unrecht zu thun, und ungeachtet des bon sens, den er noch jetzt beſitzt, ein Inſtrument ſeines Miniſters werden. Montgelas regiert ſchlau und kalt. Sein Talent, das Mancherlei ſeiner Kenntniſſe, ſein ſchneller Ueberblick und die Gabe, ſogleich in Allem, was ihm vorkommt, das Wichtigſte herauszugreifen, würden ihn in vieler Beziehung zu einem Miniſter machen, wie Baiern ihn braucht, aber Gewiſſenloſigkeit und der unbegrenzte Leichtſinn eines homme de plaisir verderben Alles. Er trägt die gröbſte Menſchenverachtung in ſich und iſt überzeugt, daß ſich mit Menſchen und an Menſchen nichts Gutes, überhaupt Nichts, als das momentan Nützliche, erreichen laſſe. Montgelas vor Allem und unter ihm der Haufe ſeiner elenden Räthe ſind Schuld an dem Zuſtande der Dinge, an dem délabrement in allen Zweigen der Staatsverwaltung.

und so lange dieser Mann auf seiner Stelle bleibt, kann es nicht besser werden. Daß diese Angaben und Urtheile nicht die meinigen allein sind, brauche ich Ihnen nicht zu sagen; den Meisten und Besten unseres Kreises hat sich, wie mir, die Wahrheit derselben aufgedrängt. —

Das Urtheil indessen der wenigen Nichtbaiern in München, welche überdies als Fremde, d. h. als Feinde, gehaßt wurden und sich in ihrer ganzen Stellung abhängig von Montgelas fühlten, konnte der Regierung keine ernsten Schwierigkeiten bereiten. Montgelas fand zwar auch außerhalb des Kreises der Fremden Widerstand, aber dieser Widerstand war nicht gerichtet gegen die auf völlige Umwälzung zielende Grundrichtung seiner Regierung, sondern nur gegen die einzelnen Anordnungen, durch welche er den Einen oder den Andern in dessen bisheriger bequemer oder bevorrechteter Sonderstellung gefährdete. Eine Hofopposition trat freilich nicht hervor, weil die Hoffamilien bald gewahr wurden, daß die Macht des Ministers über den Kurfürsten zu groß war, um durch die hergebrachten Intriguen beseitigt werden zu können, aber der Adel und der Clerus wollten doch wenigstens ungefährliche Versuche nicht unterlassen, die Stellung, in welcher sie lange ohne Anstrengung Wohlleben und Einfluß gefunden hatten, sich auch für die Zukunft zu erhalten.

Unter dem Adel hatte sich schon unmittelbar nach dem Regierungsantritte des Kurfürsten eine weitverbreitete Mißstimmung kund gethan. Max Joseph ward fast wie ein fremder Glücksritter betrachtet, der in Baiern zu Geld und Ansehen kommen wollte; Spottlieder und Flugschriften erschienen auf die versuchten Neuerungen; der Wunsch nach Vereinigung mit Oesterreich ward laut. Eine eigenmächtige Geldbewilligung, welche der landständische Ausschuß des eigentlichen Baierns auf Montgelas' Andringen machte, hatte den zum Erscheinen auf dem Landtage berechtigten Theil des Adels in große Aufregung gebracht. Sechsundzwanzig Mitglieder des Ritter- und Adelstandes bestritten in einer Vorstellung vom 6. August 1799 mit scharfen Worten die Berechtigung des Ausschusses und verweigerten die Zahlung der bewilligten Steuer; in einem um dieselbe Zeit verbreiteten anonymen Bundbrief drohten die Stände, sich auch

ohne kurfürſtliche Berufung zu einem Landtage verſammeln zu wollen. Der Ausſchuß fühlte ſich dem Drängen des Adels gegenüber unſicher und reichte am 27. Januar 1799 der Regierung eine Vorſtellung ein, in welcher er erklärte, daß Menſchen, von revolutionären Grundſätzen durchdrungen, offenbar mit raſtloſem Eifer daran arbeiteten, an der bisherigen Verfaſſung Gutes und Schlechtes ohne Unterſchied verhaßt zu machen, die Verlegenheit und Verwirrung faſt abſichtlich vermehrten, die öffentliche Meinung irre führten und erhitzten, um nach und nach Alles aus den Fugen zu reißen, eine Ordnung der Dinge nach ihren Abſichten herbeizuführen und in das Herz von Deutſchland einpflanzen zu können. Die Regierung habe ohne landſchaftliche Concurrenz die General-Landes-Direction und das Schulweſen neu organiſirt, den Bierzwang aufgehoben und eine neue proviſoriſche Zoll- und Mauthordnung eingeführt. Die Vollmacht und Inſtruction des Ausſchuſſes ſei zu beſchränkt und ſeine Kräfte nicht ausreichend, um verfänglichen Neuerungen und Verletzungen der Verfaſſung des Landes wirkſamen Einhalt thun zu können. Ohne die größte Verantwortlichkeit auf ſich zu laden, könnte er nicht ferner mit der Regierung verhandeln und bäte deshalb um Einberufung des allgemeinen Landtages. — Auf eine ſcharfe Antwort der Regierung bewilligte indeſſen der Ausſchuß ohne Vorbehalt, behauptete kurz nachher wiederum, ſeine erloſchene Vollmacht mache einen allgemeinen Landtag nothwendig und gab im October 1801 demungeachtet auf das Neue den Forderungen der Regierung nach. Männlicher zeigten ſich die Stände von Pfalz-Neuburg, aber ein Reſultat erreichten auch ſie nicht. Der Adel konnte ſich nicht verbergen, daß an eine politiſch ſelbſtſtändige Stellung zunächſt nicht zu denken ſei, aber er wußte doch, daß Montgelas ſelbſt ſich ſeiner Abſtammung zu ſehr freute, um nicht den adligen, d. h. den geſchichtlichen und grundbeſitzenden Familien die höheren Aemter im Hof- und Staatsdienſt, den Glanz der Orden, Titel und Uniformen und die Geldmittel zu einem behaglichen Wohlleben ſo viel wie möglich zuzuwenden; die Zeit war klein genug, um den Meiſten Glanz und Ueppigkeit als Erſatz für die fehlende politiſche Selbſtſtändigkeit erſcheinen zu laſſen.

Unversöhnlicher, als der Adel, trat die Geistlichkeit, namentlich die Klostergeistlichkeit auf. Montgelas wollte ihr nicht nur jeden politischen Einfluß nehmen und sie gleich allen Anderen beherrschen, sondern trug auch Feindschaft gegen sie im Herzen; sie war ihm verhaßt und war ihm widerwärtig. Der Clerus vergalt Haß und Widerwille in reichlichem Maße und war kein ungefährlicher Gegner. Da die weltliche, wie die geistliche Obrigkeit seit Jahrhunderten daran gearbeitet hatte, die Baiern abhängig von Mönchen und Weltpriestern zu machen, so schien es dem Clerus wohl gelingen zu können, sich jetzt durch Erregung der Massen gegen die Angriffe der Regierung zu schützen. Aufreizende Schriften aller Art dienten als Mittel zum Zweck; die Kurfürstin wurde bald wegen ihrer lutherischen Confession gehöhnt, bald wegen ihrer angeblichen Absicht, allernächstens in der wunderthätigen Muttergottescapelle zu Altenöttingen ihr katholisches Glaubensbekenntniß abzulegen, gepriesen, bald wieder durch abscheuliche Verleumdungen verdächtigt; der Kurfürst verkaufe, sagte man, die katholischen Baiern durch den Subsidienvertrag mit England an die lutherischen Ketzer; der Minister wolle dem Lande die Religion seiner Väter nehmen, aber das Land werde sie sich nicht nehmen lassen, auch nicht durch Feuer und Schwert. Als 1802 in München eine heimkehrende Procession verhindert ward, die Stadt mit Gesang und Fahnen zu durchziehen, machte sich der Ingrimm in einem wilden, nicht ungefährlichen Tumulte Luft und schon am 8. August 1801 hatte der landschaftliche Ausschuß eine Vorstellung gegen die Niederlassung der Protestanten in Baiern eingereicht; Fürst und Stände wären übereingekommen, hieß es in derselben, nur die alte katholische Religion in Baiern bestehen zu lassen, kein der katholischen Religion nicht Zugethaner habe im Normaljahr 1624 das jus civitatis haben können und Hausverträge untersagten dem Regenten, in das Herzogthum protestantische Minister, Räthe und Beamte einzuführen; der Mangel an Industrie und Cultur aber habe nicht, wie behauptet würde, in der katholischen Religion, sondern in anderen Hindernissen seinen Grund.

Abgesehen indessen von diesen und einigen wenigen ähnlichen *Kundgebungen*, konnte der Clerus nirgends eine Bewegung zu

seinen Gunsten hervorrufen; ihm selbst wurde durch die Schadenfreude der Weltpriester über die Demüthigung der Klostergeistlichen und durch die Verfeindung der Mönchsorden unter einander jedes kräftige gemeinsame Handeln unmöglich gemacht und weder ein Laie von Bedeutung, noch die große Menge wollte in die Schranken treten; überall vielmehr fand Montgelas Werkzeuge, welche die befohlenen Angriffe auf kirchliche Güter, Rechte und Personen nicht nur willig, sondern oft auch mit roher Freude ausführten; Dörfer, wie Städte, sahen den brutalen Verwüstungen der Klöster und den frechen Verhöhnungen heiliger Gebräuche stumpf und gleichgültig zu; hier und da ward zustimmendes Gemurmel und wildes Gelächter laut. Es ist eine für den Historiker, den Theologen und Staatsmann gleich bemerkenswerthe Thatsache, daß solche Gleichgültigkeit und solche Feindschaft gegen kirchliche Gebräuche und gegen Kirche und Religion sich bei einem deutschen Stamme, wie dem bairischen, entwickeln konnte, obschon oder weil derselbe zwei Jahrhunderte hindurch fast unbedingt unter der Herrschaft der Priester gestanden hatte.

Die Hülfe, welche die Geistlichen bei der einheimischen Bevölkerung nicht fanden, suchten die Eifrigsten derselben in Rom. Der Papst hatte schon, als durch das Edict vom 26. August 1801 auch Nichtkatholiken der Erwerb des bairischen Heimathsrechtes zugestanden ward, dem Kurfürsten seine Sorge durch den apostolischen Gesandten in Wien und durch andere ansehnliche Männer auf sicherem Wege ausgesprochen; ihm ständen, ließ er erklären, alle jene schaudervollen Uebel und bedauernswürdigen Folgen vor Augen, welche jenes Edict für die heilige Religion und das Reich Christi nach sich ziehen würde; den Katholiken würde die Schutzwehr wider ihre Glaubensfeinde aus den Händen gerissen und den Protestanten die Waffen gegeben, um der Kirche Christi frei und ungehindert zu schaden. — Diese Erinnerungen des Papstes blieben ohne Erfolg, die vielen aus München nach Rom gesendeten Berichte und Klagen machten der Curie nicht nur die kirchenfeindlichen Handlungen bekannt, welche die Regierung wirklich vornahm, sondern enthielten auch manche entstellte und erdichtete Thatsachen. Mit scharfen, dringenden Worten stellte ein päpstliches Breve dem Kurfürsten 1803 das Widerrechtliche und

Unkatholiſche ſeiner Handlungsweiſe vor. Der Papſt habe gehofft, hieß es in demſelben, daß der Kurfürſt das Edict von 1801 widerrufen und in die preiswürdigen Fußſtapfen ſeiner Vorfahren treten werde, welche ihm das geſegnete Land ohne den mindeſten Makel in ſchönſter Blüthe des heiligen katholiſchen Glaubens überliefert hätten, aber er ſehe ſich in ſeiner Hoffnung betrogen, denn ſeit jenem Edict wären die widerrechtlichſten Anordnungen wider die Sicherheit der heiligen katholiſchen Kirche und zum Schutz und Vortheil der Glaubensfeinde getroffen. Eheverbindungen zwiſchen Katholiken und Lutheriſchen wären, den heiligſten Verordnungen der Kirche zuwider, als zuläſſig erklärt, die weltliche Gewalt entſcheide über die Gültigkeit oder Ungültigkeit der Ordensgelübde und nehme die Apoſtaten, welche ihre Klöſter verließen, in Schutz; ſie wolle die vierzigtägigen Faſten aufgehoben und nach lutheriſchem Gebrauch nur drei Feſttage beibehalten wiſſen; ſie beſetze die Pfarreien, fordere die Zehnten von den geiſtlichen Gütern, zwinge die Geiſtlichen, an dem weltlichen Gericht zu erſcheinen, hebe die Klöſter auf, beraube die Pfarrkirchen ihrer gottgeweihten Schätze, hebe die Büchercenſur auf, durch welche die katholiſche Glaubenslehre in ihrer Reinheit erhalten würde, danke gut katholiſche Lehrer der hohen und niedern Schulen ab und ſetze Verführer der Jugend an die Stelle. Das Breve forderte ſodann den Kurfürſten auf, von allen dieſen Neuerungen abzuſtehen und ſtellte, wenn der Kurfürſt ſich nicht füge, die Anwendung anderer Rettungsmittel, nach dem Beiſpiel früherer Päpſte, in Ausſicht. Auch dieſes Breve hatte keinen Erfolg und der bairiſche Clerus mußte, da weder Rom, noch die einheimiſche Bevölkerung ihm Hülfe leiſten konnte, auf alle ferneren Kundgebungen verzichten.

Ohne große Anſtrengungen hielt Montgelas ſchon ſeit 1803 die Aeußerungen der feindſeligen Stimmung nieder, welche den in ſeiner bevorzugten Sonderſtellung hart bedrohten Adel und Clerus erfüllte, aber die feindſelige Stimmung ſelbſt hatte er nicht überwunden und konnte er nicht überwinden, weil er einem geiſtigen Gegner nur mit Waffen äußerer Gewalt entgegentrat. Der bis zur Carricatur entſtellte Adelsgeiſt und Prieſtergeiſt, welcher bis Montgelas in Baiern geherrſcht hatte,

war auch nach Montgelas unverändert derſelbe geblieben und harrte nur eines günſtigen Augenblickes, um ſich wieder geltend zu machen. Die übrige Bevölkerung ſtimmte zwar in Baiern ſo allgemein, wie in keinem anderen deutſchen Lande, den Umwälzungen und der Umwälzungsſucht ihrer Regierung bei, aber wenigſtens zweifelhaft erſchien es, ob ſich Unterthanen, welche die Herrſchaft Montgelas' eben ſo bereitwillig, wie die der Prieſter, getragen, nicht auch gleichgültig und fügſam zeigen würden, wenn an Montgelas' Stelle künftig etwa ein Machthaber treten ſollte von gleich durchgreifendem Wollen, aber von entgegengeſetzter kirchlicher und politiſcher Richtung.

Viertes Capitel.

Das Königreich Württemberg.

I.

Die Vorgeſchichte der Gewaltherrſchaft.

Seit vielen Jahrhunderten haben Schwaben und Baiern in ununterbrochenen, freundlichen oder feindlichen, Berührungen mit einander als nächſte Nachbarn gelebt und dennoch iſt der Gegenſatz zwiſchen ihnen heute kaum weniger groß, als er zur Zeit der Carolinger war. Die Eigenthümlichkeit und Verſchiedenheit beider Stämme wurde zwar nicht durch die Eigenthümlichkeit und Verſchiedenheit ihrer Wohnſitze erzeugt, wohl aber erhalten und verſchärft, weil die Schwaben, wie die Baiern, das ihrer Stammeseigenthümlichkeit entſprechende Land gefunden und bewahrt hatten. Die einförmige weit ausgedehnte bairiſche Hochebene trug durch die gleichartige Einwirkung auf alle ihre Bewohner dazu bei, das Gemeinſame in den Baiern ſtärker, als das Beſondere, den Stamm ſtärker, als die Individuen, zu entwickeln. Das Land der Schwaben übte einen Einfluß entgegengeſetzter Art. In der Ebene des Rheines, auf dem Hügelland des Neckar und auf der Abdachung der Alpen zur Donau hin geſtaltete ſich das Leben verſchieden. Der Schwarzwald

ſetzte bei ſeinen Bewohnern eine andere Art des Seins voraus, als die rauhe Alp, und der oft wiederkehrende Wechſel anmuthiger Thäler und öder Höhen, bewaldeter Gebirge und weiter Flußebenen forderte zur Beſonderung des Lebens und zur Ausbildung der Einzeleigenthümlichkeit auf. Der Baiernſtamm iſt arm, der Schwabenſtamm iſt überreich an Individualitäten. In Dichtung und Speculation, in Theologie und im handelnden Leben hat der Tiefſinn und die lebendige, bewegliche Phantaſie der Schwaben immer auf das Neue bedeutende Perſönlichkeiten und Arten und Abarten hervorgetrieben; Schwaben war das Geburtsland der Minneſänger und hat in unſeren Tagen Wieland und Schiller, Uhland und Schwab, aber auch Schubart und Hölderlin erzeugt. Keppler im 16., die beiden Moſer im 18. Jahrhundert, Heinrich Suſo, der Poet der Religion, im 14. und Brenz mit ſeiner kirchlich geſtaltenden Tüchtigkeit im 16. Jahrhundert gehörten, wie die beiden Andreä, dem Stamme an; in Bengel, Knapp, Juſtinus Kerner, Hofacker und ſo manchen Anderen der neueren Zeit ſtellte ſich die fromme Innigkeit perſönlich dar; auch Hegel, Bauer und Strauß waren Schwaben; in demſelben Pfarrhauſe zu Leonberg und, wie man ſagt, auch in derſelben Stube wurde 1761 Paulus und 1775 Schelling geboren. Alle dieſe Männer bildeten neben dem Stammescharakter eine geſchloſſene und ſcharf geſchnittene Perſönlichkeit aus und machten ſie mit oft rückſichtsloſer Einſeitigkeit geltend. Zu allen Zeiten löſte ſich der Schwabe mit beſonderer Leichtigkeit aus jedem kirchlichen oder politiſchen Zuſammenhang ab, welcher ihm in der beſonderſten Geſtaltung des Lebens hinderlich ward; Koruthal, die Swedenborgianer, die Secten von Rapp, Hahn, Pregizer ſind noch in neueſter Zeit hervorgetreten; auch der Heimath kehrt er den Rücken, wenn ſie ihn beengen will, und mächtig treibt es ihn hinaus in die Ferne; zwar ziehen heute keine ritterlichen Geſchlechter, wie ehedem, hinüber über die Alpen, wohl aber zahlloſe Auswanderer über das Meer und der Schwarzwälder Uhrmacher trägt ſchwäbiſche Eigenthümlichkeit durch ganz Europa umher und hat ſich in beiden Indien feſtgeſetzt. Odeſſa, wie die vereinigten Staaten, haben Colonieen aufgenommen,

denen das Vaterland den Raum versagte, eine kirchliche Absonderlichkeit schrankenlos auszubilden.

Auch im politischen Leben hat der Schwabenstamm seinen Charakter kund gethan und in reicher Fülle bedeutende Persönlichkeiten und bedeutende Geschlechter gezeugt; ohne die Hohenstaufen wären die Deutschen kaum Deutsche; den Trümmern von Staufen gegenüber liegt die Burg der Hohenzollern, das an eckigen Persönlichkeiten reiche Geschlecht der Welfen hatte Eine seiner Wurzeln in schwäbischem Boden und Götz von Berlichingen ist, seitdem die Poesie ihn verklärt hat, zum Symbol der untergehenden Ritterwelt geworden. Der Unabhängigkeitstrieb des Einzellebens ließ Burgen und Klöster in großer Mannichfaltigkeit entstehen, und nicht zufällig, sondern im engen Zusammenhange mit dem Stammescharakter, sonderten sich die Schwaben nach dem Falle der Hohenstaufen in eben so viele Territorien, als es Abteien, Städte und ritterliche Familien gab. Nur ein einzelnes, ursprünglich wenig mächtiges Geschlecht arbeitete in der unruhigen Zeit nach Kaiser Friedrich II. Tode mit Erfolg der Zersplitterung entgegen. Durch Kauf und durch Gewalt hatten die Grafen von Württemberg schon im vierzehnten Jahrhundert ein ansehnliches Territorium zusammengebracht, welches sie mit Geschick und Glück zu erweitern wußten; zwar besaß das Herzogthum Württemberg auch im achtzehnten Jahrhundert noch nicht den Umfang, die Kraft und die Natur des Staates, aber doch den Willen und auch die Aussicht, Staat zu werden. Im schwäbischen Reichskreise lagen alle die vielen reichsunmittelbaren Unabhängigkeiten bunt durcheinander, welche der Sonderungstrieb des Stammes geschaffen hatte. Vierzig geistliche Territorien, wie Buchau, Kempten, Ochsenhausen, Elwangen, dreißig Reichsstädte, wie Aalen, Augsburg, Memmingen, Heilbronn, die vielen reichsritterlichen Besitzungen der Cantone Craichgau, Hegau, Donau, Neckar, die Herrschaften der fürstlichen und gräflichen Geschlechter: Fürstenberg, Neipperg, Taxis, Truchsseß-Zeil, von der Leyen, Truchsseß-Wolfegg, Löwenstein, Oettingen, Stadion und noch mancher Anderen umgaben Württemberg von allen Seiten und forderten das Herzogthum, als den allein lebenskräftigen Stand des schwäbischen Kreises gleichsam heraus, sich der ohnmächtigen

und abgestorbenen Mitstände bei der ersten günstigen Gelegenheit zu bemächtigen.

Innerhalb des Herzogthums hatte der angesessene Adel sich seit dem sechszehnten Jahrhundert frei von der Landeshoheit gemacht; als reichsunmittelbar, verweigerte derselbe Abgaben und Kriegsdienst, zersplitterte das Territorium und hemmte jede einheitliche Behandlung desselben. Auf die Gemeinden hatte die Regierung zwar manchen, in der Generalordnung von 1702 auch rechtlich anerkannten Einfluß neu gewonnen und insbesondere die Besetzung der Gemeindeämter und die Gültigkeit der Gemeindeschlüsse von ihrer Zustimmung abhängig gemacht, aber dennoch waren namentlich die Städte so selbstständig, wie damals vielleicht in keinem anderen deutschen Lande; unter Mitwirkung der herzoglichen Beamten ertheilten sie das Gemeinderecht, setzten die Umlagen fest, verrechneten die Einnahmen und Ausgaben, übten Gerichtsbarkeit und verwalteten die Gemeindeangelegenheiten; selbst zum Rügegericht trat nach alter Sitte die Bürgerschaft alljährlich zusammen. Mit einer größeren Stadt, der Amtsstadt, war eine Anzahl Dörfer zu einer Corporation, dem Amte, vereinigt, welches in der aus landesherrlichen Dienern und Gemeindebehörden gebildeten Amtsversammlung seine Vertretung fand. Der Landtag hatte sich noch 1514 durch den Tübinger Vertrag eine neue, feste Grundlage gewonnen; er gehorsamte dem Herzoge nicht weiter, als die Verträge reichten, und scheute auch die heftigsten Zerwürfnisse nicht, wenn es die hartnäckige Festhaltung verbriefter und verabschiedeter Rechte galt; seit der Reformation bestand derselbe aus vierzehn lutherischen Prälaten, aus den Magistraten der Amtsstädte und den Abgeordneten von neunundsechzig Aemtern; er bewilligte und erhob die Steuern; ohne sein Wissen und seinen Rath durfte der Herzog kein Bündniß eingehen, kein Hauptgesetz erlassen, kein Kammergut veräußern und mußte auf des Landtages Antrag die Criminaluntersuchung gegen Beamte eröffnen, welche die Landesverfassung verletzt hatten. Auch im achtzehnten Jahrhundert hatten die Württembergischen Stände sich ein Recht und eine Bedeutung erhalten, wie sie in Deutschland, außer ihnen, nur noch der Mecklenburgische Landtag besaß.

Den Ständen, welche ſtolz und muthig ihr Recht bewachten, ſtand ein kräftiges, auf Erweiterung ſeiner Macht unabläſſig bedachtes Fürſtengeſchlecht gegenüber. Daſſelbe hatte im Mittelalter ſchon manchen Grafen gezeugt von rüſtiger Fauſt und unerſchrockenem Muthe, grau geworden unter der Sturmhaube und reich an Narben und Erfahrung, oft aber auch entartet in Grauſamkeit und roher Wildheit; nachdem die Grafen 1495 Herzöge geworden waren, trat eine ſo bedeutende Perſönlichkeit, wie Chriſtian I., und noch mancher muthige und willensſtarke Fürſt hervor. Auch dem Herzogshauſe fehlte es indeſſen nicht an wunderlichen Erſcheinungen; derſelbe Mann, welcher eifrig über die Erhaltung der reinen Lehre wachte und keinen Morgen das Leſen der heiligen Schrift, keinen Sonntag den Beſuch der Kirche verſäumte, ergab ſich oftmals Weibern, Jagd und Wein in wüſter Sinnenluſt.

Harte Zuſammenſtöße zwiſchen einem ſolchen Fürſtengeſchlechte und dem Landtage konnten nicht ausbleiben. Schon Herzog Friedrich I. hatte, als er, umgeben von franzöſiſchen Edelleuten, Alchymiſten, Comödianten und Köchen, 1593 die Regierung antrat, verſucht, ohne Rückſicht auf die Landesverfaſſung zu regieren. Haben uns nicht drein zu reden; haben die Naſen nicht drein zu ſtoßen, pflegten ſeine eigenhändigen Antworten auf die Beſchwerdepuncte der Landſchaft zu lauten. Obſchon auch Eberhard III. (1628—1674) faſt immer noch ſcheu vor dem Widerſpruche des Landtages zurücktrat, ſo drängten doch bereits ſeit dem Weſtphäliſchen Frieden Perſonen und Verhältniſſe des Hofes Schritt für Schritt zur fürſtlichen Gewaltherrſchaft hin. Schon unter Eberhard III. fand franzöſiſche Sitte und Sprache Eingang; des Herzogs Töchter hießen nicht mehr Fräulein, ſondern Prinzeſſinnen, die Hofknaben wurden in Pagen umgewandelt, die Gottesdienſte wurden weniger pünctlich gehalten, die Hofprediger verloren ihr Anſehen. Unter Herzog Eberhard Ludwig (1677—1733) mißhandelte deſſen Maitreſſe, Fräulein von Grävenitz, zwanzig Jahre hindurch das Land; frech griff ſie in die Regierung ein; die Geldnoth, aber mehr noch die Pracht und Verſchwendung des Hofes ſtieg; Ludwigsburg ward als neue Reſidenz gebaut, ſtehende Truppen, die vielen Officiere und Jäger

forderten Unterhalt; die Parforcejagden nahmen den Reſt der Kammereinkünfte fort. Rückſichtsloſer noch trat Herzog Carl Alexander von 1734—1737 auf; katholiſch und kaiſerlicher Feldmarſchall und Gouverneur von Belgrad geworden, griff er, kaum zur Regierung gelangt, gewaltſam die Kirchen- und die Landesverfaſſung an und erpreßte, im Verein mit dem abgefeimten Gauner Süß, in unerhörter Weiſe Geld.

Dieſe Zuſtände fand Herzog Carl (1737—1793) vor, ein Mann von großen Geiſtesgaben, mannichfachen Kenntniſſen und ſtarker Willenskraft. Gewaltſamkeit war ihm unentbehrlich als Mittel zum Zweck und auch, abgeſehen von den Zielen, welche er durch ſie erreichen wollte, eine Luſt. Mit der Neigung, ein großer Herr zu ſein, verband er Eitelkeit, Prachtliebe, Soldatenliebhaberei und eine ungezähmte Sinnlichkeit. Am Hofe herrſchte königlicher Glanz; als der Herzog 1763 ſeinen Geburtstag feierte, wurden, wie ein Augenzeuge berichtet, 300 Perſonen höheren Ranges vierzehn Tage hindurch mit den feinſten und theuerſten Leckerbiſſen bewirthet; über fünftauſen Stück Wild mußten die Bauern zu den Jagden zuſammen treiben, maskirte Bälle, Comödien, Ballet, Feuerwerke, Concerte, Carouſſel, zwei Pharobänke vertrieben den Gäſten die Zeit. Die Oper war abwechſelnd franzöſiſch und italieniſch, Veſtris, die erſte Tänzerin Europa's, tanzte, Maſi, die erſte Schauſpielerin Italiens, ſpielte, die koſtbarſten Geſchenke wurden unter den Gäſten ausgeloost und Weinfontänen ſprangen zur Luſt der großen Menge. Alljährlich wurde maßloſer Aufwand für glänzende Reiſen und Luſtcampagnen, für Pferde und Hunde, für Jäger und Diener gemacht; das Reſidenzſchloß in Stuttgart, das Opernhaus, die Solitude, die Schlöſſer zu Graveneck, Einſiedel, Hohenheim wurden gebaut und große Summen durch die Menge raſch wechſelnder Buhlerinnen vergeudet. Die ordentlichen Einnahmen aus dem Kammergute und den Steuern des kleinen, kaum 155 Quadratmeilen großen Landes mit etwa 600,000 Einwohnern deckten die Ausgaben nicht; dem ängſtlich ſparſamen Landtage gegenüber mußte Erpreſſung immer neue Summen ſchaffen; Helfershelfer für jede Gewaltthat fehlten dem Herzog nicht. Württembergiſche Truppen wurden an Frankreich verkauft,

Beamte und Pfarrer zu Anleihen gezwungen, die Stände unter immer neuem Vorwande zu Geldleistungen genöthigt, Vorschüsse auf noch nicht bewilligte Steuern verlangt, Lottos errichtet, einseitig Steuern ausgeschrieben und erhoben, die Landschaftskassen mit Militärgewalt ausgeleert und Gemeinden, Stiftungen und Hospitäler mit Lug und Trug um ihr Geld gebracht. Der Herzog errichtete Tabaksregie und Salzmonopol, legte den Gemeinden Lieferungen von Frucht und Holz, den Bauern Frohnen jeder Art auf, so oft er bauen, jagen oder einen See ausgraben wollte; die Aemter und Stellen ließ er unter Wittleder's Vermittelung mit schamloser Dreistigkeit verkaufen. Fast vier Millionen Gulden baares Geld nahm der Herzog in den Jahren 1758 bis 1763 nach Mohl's Angabe wider alles Recht.

Ein kleines stehendes Heer ward nach langem Widerstreben des Landtages schon seit 1698 in Württemberg durch freiwillige, oftmals aber ziemlich gewaltsame Werbung zusammen gebracht. Noch 1753 erklärte Herzog Carl, daß kein Unterthan zu Kriegsdiensten gezwungen werden sollte, aber schon in den nächstfolgenden Jahren übte sein Helfershelfer, Oberst Rieger, die roheste Gewalt; in die Kirchen drangen seine Werbeofficiere und nahmen Bürgersöhne und Bauernburschen, den Mann von der Frau, einzige Söhne und reisende Fremde; alle Dienstknechte im Lande sollten Soldaten werden, weil sie doch lieber dem Herzog, als einem Bauer, dienen würden; für Officiere und Artillerie wurden die Pferde ohne Weiteres aus jedem Stalle fortgeführt, für die Dragoner unentgeltlich geborgt. Mit eigenhändig ertheilten Stockschlägen mißhandelte der Herzog auch seine vornehmsten Creaturen, sobald er ihrer überdrüßig war; schamlos brach seine und seiner Genossen rohe Sinnenlust in hohe und niedere Familien ein.

Der Willkür und Gewaltsamkeit des Herzogs stand die Landschaft und deren gutes Recht entgegen; Versuche, dasselbe aus dem Wege zu räumen, blieben nicht aus; die nächste Veranlassung gab 1757 eine im siebenjährigen Kriege geforderte Truppenstellung; Graf Montmartin, damals des Herzogs vertrautester Diener, beseitigte auch die letzten Bedenken desselben; die Landesverträge wären nicht mehr anwendbar,

hieß es, der Herzog könne sie ändern oder aufheben. Von der Landschaft wurde mit ausdrücklichen Worten unbegrenzter und unbedingter Gehorsam verlangt und der Ausschuß immer auf des Neue hrftig zurecht gewiesen wegen der respectwidrigen Zudringlichkeit, beschränktester Einsicht und sträflicher Bosheit, mit welcher derselbe sich der zärtlichen Liebe und erleuchteten Penetration des weisesten Landesvaters entgegen stelle. Der Herzog forderte den Ausschuß auf, auseinander zu gehen, und drohte die widerstrebenden Mitglieder bis in das dritte und vierte Glied unglücklich zu machen; er verfolgte die landschaftlichen Kassenbeamten, welche sich ihm nicht fügten, mit unerschwinglichen Geldstrafen, er ließ den Landschreiber Kraft auf den Hohenasperg, den Oberamtmann Huber, der ungesetzliche Steuern nicht eintreiben wollte, in den Kerker führen und hielt den ehrwürdigen Johann Jacob Moser, weil er sich weigerte, den als Landschaftsconsulent geleisteten Eid zu brechen, sechs Jahre hindurch, von 1759 bis 1764, in harter einsamer Haft auf Hohentwiel. Der Herzog habe diesen Mann, berichtete die Stuttgarter Zeitung, welcher sich durch sein unruhiges Betragen und seine, ohne genugsame Beurtheilungskraft, affectirte Zaumlosigkeit in ganz Deutschland berüchtigt gemacht habe, außer Stand setzen müssen, ferner weitern Schaden zu thun. Als Moser nach Hohentwiel abgeführt wurde, sprach er laut: unverzagt, ohne Grauen soll ein Christ, wo er ist, um sich schauen; als er sechs Jahre später eben so willkürlich freigelassen wurde, rief er aus: sie zogen Daniel aus der Grube und man spürte keinen Schaden an ihm, denn er hat seinem Gott vertraut.

Männer, wie Robert Mohl und Pfister, haben in neuerer Zeit der damaligen Landschaft Mangel an Muth und Entschlossenheit in dem Kampfe für die Landesverfassung vorgeworfen, aber der Vorwurf kann doch nur einzelne Zeitpuncte und einzelne Männer treffen. Bei dem Beginne des Streites wagte der Ausschuß in der That nicht, offen und kräftig gegen die seit 1757 sich von Monat zu Monat mehrenden Gewaltsamkeiten des Herzogs aufzutreten, sondern wollte, was er nicht ändern könne, Gott und der Zeit in stiller Demuth anheim gestellt wissen, aber bald traten doch immer auf das

Neue einzelne Mitglieder desſelben hervor, welche Vermögen, Freiheit und Leben auf das Spiel ſetzten, um das Recht des Landes und die Rechte der Einzelnen zu ſchützen. Der Ausſchuß ſelbſt erhob Klagen, übergab Vorſtellungen und Beſchwerden, legte Rechtsverwahrungen ein, ſchlug Forderungen ab, bewilligte nur unter Bedingungen, berief ſich auf das Land, drohte mit Zurückhaltung der Steuern und übergab endlich im Juli 1764 dem Reichshofrathe eine gerichtliche, auf Freilaſſung Moſer's und Schutz der Verfaſſung gerichtete Klage. Der Herzog wurde von dem preußiſchen, engliſchen und däniſchen Hofe gedrängt. Beſtürzt verſammelte er den Landtag und ließ ſich deſſen ſchneidende Sprache und die Bekanntmachung gefallen, durch welche die Unterthanen von der Bezahlung ungeſetzlicher Steuern abgemahnt wurden. Im December 1765 wurde der Landtag zwar in Ungnaden vertagt, im Mai 1766 aber wieder einberufen. Der Herzog mußte Montmartin entlaſſen und ſah ſich 1770 durch das unabläſſige Andrängen der Stände zur Abſchließung des ſogenannten Erbvergleiches genöthigt. Nach einem ernſten und gefährlichen vierzehnjährigen Kampfe hatte die Landſchaft geſiegt; zwar blieben dem Lande manche neue Geldlaſten, aber die althergebrachte Verfaſſung war doch in allen Puncten gerettet und der Herzog ſelbſt auf einen anderen Weg gebracht.

Dreiundzwanzig Jahre noch regierte der Herzog nach geſchloſſenem Erbvergleich; manchen Uebelſtand beſeitigte er nur langſam, den Erbvergleich erfüllte er nur zögernd; oft erhob er neue Geldanſprüche und benutzte Streitigkeiten im Innern des Ausſchuſſes geſchickt zu ſeinem Vortheile, aber die Gefahr eines ernſten Kampfes mit den Ständen hatte er doch kennen gelernt; vor allen ferneren Gewaltthaten ſchreckte er zurück und der kraftvolle Mann führte, ſeitdem er ſich innerhalb der Verfaſſung bewegte, eine Regierung, welche nicht ohne nachhaltigen Gewinn für Württemberg geblieben iſt. Da wir Menſch ſind, erklärte er an ſeinem fünfzigſten Geburtstage, dem 11. Februar 1778, ſo hat es nicht anders ſein können, als daß, theils aus angeborener, menſchlicher Schwäche, theils aus nicht genugſamer Kenntniß und ſonſtigen Umſtänden, ſich viele Ereigniſſe ergaben, die, wenn ſie nicht geſchehen, wohl

vor jetzo und das Künftige eine andere Wendung genommen hätten. Wir bekennen es freimüthig und entladen uns damit einer Pflicht, die jedem Rechtdenkenden, besonders aber den Gesalbten dieser Erde heilig sein sollte. Wir sehen den heutigen Tag als eine zweite Periode unseres Lebens an. Württembergs Glückseligkeit soll von nun an auf der Beobachtung der echten Pflichten des getreusten Landesvaters gegen seine Unterthanen beruhen; ja Württemberg muß es wohl gehen; dieß sei vor das Künftige und auf immer die Losung zwischen Herrn, Diener und Unterthanen. — Wirklich begann der Herzog von diesem Tage an, mit gewissenhafter Ausdauer selbst zu arbeiten; er machte der Hofverschwendung und der Soldatenspielerei ein Ende, brachte Ordnung in die Finanzen und Leben in die Verwaltung. Seit 1787 erhielt das Schulwesen seine neue Gestalt; um Wissenschaften und Künste zu fördern, scheute der Herzog keinen Aufwand, die Universität in Tübingen hob sich auf das Neue, während zugleich die Carlsacademie mit drei Facultäten einen lebendigen Aufschwung nahm. Es wurde, schreibt Pfister, in den guten achtziger Jahren ein Fonds von Intelligenz und Gütern gelegt, von welchem wir in der That bis auf die neueren Zeiten gezehrt haben. — Man kann, bemerkt ein anderer württembergischer Schriftsteller, die letzten fünfzehn Jahre der Regierung des Herzogs Carl zu der glücklichsten Zeit rechnen, die Württemberg je gehabt.

Die kurzen Regierungen des Herzogs Ludwig Eugen 1793—1795 und Herzogs Friedrich Eugen 1795—1797, welche ihrem Bruder, dem Herzog Carl, folgten, riefen in den politischen Gegensätzen des Landes keine wesentliche Aenderung hervor; beide Herzöge waren edle Persönlichkeiten, beide achteten streng die bestehende Landesverfassung, aber unter beiden dauerte der Kampf mit dem Landtage oder dessen Ausschüssen fort; keine der vielen althergebrachten Beschwerden ward erledigt und ein neuer Gegenstand heftigen Kampfes war durch die Frage gegeben, in welchem Verhältnisse die seit 1793 mehr und mehr wachsenden Kriegslasten vom Lande und von dem herzoglichen Kammergut getragen werden sollten; die allgemeine Erregung der bewegten Zeit, die Neigung des Landtags, theils

zu ungestümen Neuerungen, theils zu kleinlichen Ersparungen, hatte den Gegensatz zwischen Regierung und Landtag geschärft, als Herzog Friedrich Eugen am 22. December 1797 starb und mit seinem Sohne, Herzog, später König Friedrich, eine bedeutende Persönlichkeit in die auch für Württemberg's Zukunft entscheidende Zeit eintrat.

Herzog Friedrich hatte schon in frühem Knabenalter außergewöhnliche Anlagen gezeigt, sein Verstand war scharf, sein lebhafter Geist faßte schnell und sein treues Gedächtniß hielt das einmal Gehörte mit Leichtigkeit fest, aber nie hatte er in irgend einem Zweige gründlichen Unterricht gehabt. Er wußte, wie es die Prinzenerziehung mit sich bringt, von sehr Vielem Einiges und verstand in französischer Weise das, was er wußte, gewandt und blendend zu verwenden; er sprach leicht und gut und lieber französisch, als deutsch. Obschon er nie angestrengt gearbeitet, nie den Einfluß classischer Bildung erfahren hatte und nie geistig geschult worden war, besaß er dennoch in Geschichte und Geographie, in Mathematik und Naturwissenschaften eine gewisse Menge von Kenntnissen und verfiel im Jünglingsalter schon einer Selbstüberhebung, welche ihn für die Ansichten Anderer unzugänglich machte und ihm die eigene jedesmalige Meinung als die allein wahre und zweckmäßige und jeden Widerspruch als eine unbefugte Auflehnung erscheinen ließ.

Die Gefahr, welche für jeden Fürsten in dem Wahne liegt, nicht allein durch seine Fürstenrechte, sondern auch an Urtheil, Einsicht, Verständniß über die Mitlebenden erhoben zu sein, ward für Herzog Friedrich verstärkt, weil ihn die angeborene Lust am durchgreifenden Handeln stets dazu drängte, alles von ihm für richtig und zweckmäßig Gehaltene auch im Leben, den widerstrebenden Personen und Verhältnissen zum Trotz, geltend zu machen. Die Erziehung, welche er als Knabe erhielt, das wechselvolle unruhige Leben, welches er als Jüngling und junger Mann führte, hatte auf seine gefährlichen Anlagen keinen wohlthätigen Einfluß geübt. Sein Vater, Herzog Friedrich Eugen, war ein edler, streng gerechter und kräftiger Charakter, der als Preußischer General im siebenjährigen Kriege mit Auszeichnung genannt ward und später theils in

Mömpelgard, theils als Preußischer Statthalter in Baireuth bis zum Antritte seiner kurzen Regierung gelebt hatte. Obschon Katholik, ließ er, den Ehepacten mit seiner Gemahlin, der Prinzessin Friederike von Brandenburg-Schwedt, gemäß, den Sohn in der lutherischen Kirche erziehen, verlangte aber vor Allem, daß derselbe seiner heftigen Gemüthsart wegen von den Erziehern zum strengsten Gehorsam angehalten werde. Der Prinz fügte sich dem Zwange, weil er mußte, aber die geistige Widersetzlichkeit innerlich zu überwinden, ward nicht versucht; unter dem Drucke einer nur äußerlichen Subordination erwuchs der Trotz und die Sehnsucht nach dem Zeitpuncte, in welchem keine Gewalt ihn hinderte, zu thun, was ihm einfiel.

Zum Jüngling herangewachsen, trat er in Preußische Kriegsdienste; Friedrich der Große zog den begabten jungen Herrn in seine Nähe nach Potsdam und gab ihm dann ein schlesisches Dragonerregiment in Lüben; der Prinz aber überwarf sich mit seinen Vorgesetzten, verließ den Preußischen Dienst, reiste nach Italien und trat als Generallieutenant in russische Dienste; zuerst Statthalter von Finnland, erhielt er dann das Commando einer Beobachtungsarmee am schwarzen Meer und ward Gouverneur von Cherson: Indessen auch in russischen Diensten dauerte er nicht aus, lebte von 1786—1788 in der Nähe von Lausanne, dann in der Nähe von Mainz, reiste nach Holland und Frankreich und zog sich endlich nach Ludwigsburg zurück, von wo er sich 1796 über Wien, Prag, Hamburg nach England begab.

Da sein Oheim, Herzog Carl (1737—1793), und dessen zunächstfolgender Bruder, Herzog Ludwig Eugen, kinderlos waren, hatte der Prinz lange schon sichere Aussicht, die Regierung Württemberg's zunächst an seinen Vater und dann an sich fallen zu sehen, aber die Verwirklichung dieser Aussicht verzögerte sich von Jahr zu Jahr. Ungeduldig sah er dem langen Leben der alten Herren zu; wie ein böses Gift fraß, bemerkt Köslin, die Ungeduld an seiner Seele; grämlich, selbstfeindlich ärgerte er sich an dem trägen Gange der Natur, die seinen Regierungsantritt verzögerte. — Kein Schritt, den die regierenden Herren thaten, entsprach seinen stets für unbedingt und ausschließlich richtig gehaltenen Ansichten, ändern aber konnte

er nichts. Die Energie des Wollens, der ungeſtüme Drang zum Handeln, der Glaube an die eigene Unfehlbarkeit, die unter dem großen Friedrich, in Finnland und am ſchwarzen Meer, auf Reiſen in Frankreich, Holland und England vergebens Befriedigung geſucht hatten, verzehrten ſich nun in dem ſtillen Ludwigsburg in kleinen und nichtigen Dingen; umgeben von Männern, die in ihm nur den künftigen Herrn ſahen, folgte er allein ſeinem Eigenwillen.

Endlich am 22. December 1797 trat er, nach dem Tode ſeines Vaters, die Regierung an. Eine innere Zucht hatte der nunmehrige Herzog niemals erfahren und jetzt fiel jede äußere Schranke für ihn fort. In dem kräftigen Mannesalter von dreiundvierzig Jahren ſtehend, hatte er den angeborenen Anlagen und Neigungen bereits eine ſo feſte Ausbildung und Richtung gegeben, daß deren Aenderung nicht mehr erwartet werden konnte. Das Selbſtbewußtſein des Jünglings war niemals fern von Selbſtüberſchätzung geweſen und jetzt zu Hochmuth und Eigendünkel geworden. Der Herzog ſah, nach Köſtlin's Ausdruck, ſein Ich mit allen zufälligen und widerſprechenden Launen und aller ſeiner Eigenſucht für das Unfehlbare und allein Gültige an. Alle die Zuſtände und Verhältniſſe, welche in jeder Gemeinſchaft des Lebens ſich unter örtlichen und geſchichtlichen Einflüſſen und durch die Eigenthümlichkeit der Zuſammenlebenden entwickeln und, dem an ſich vielleicht berechtigten Wollen der Einzelnen gegenüber, Anſpruch auf Erhaltung haben, betrachtete der Herzog als nicht vorhanden und ahnete das jedem Staat beſondere, ſelbſtſtändige Leben nicht, vor welchem auch deſſen Fürſt mit Scheu und Ehrfurcht ſtehen muß. Was ſeinem Ich als politiſch richtig oder zweckmäßig erſchien, ſollte Württemberg ſofort als nothwendig in ſein politiſches Leben aufnehmen, ſelbſt wenn es im Widerſpruche mit deſſen ganzem Weſen ſtand. Die mächtigen Eindrücke, welche der Herzog in ſeinen jüngeren Jahren zu Potsdam von dem Wollen des großen Königs empfangen hatte, wirkten nach, aber während der König Eins mit ſeinem Staate war, weil er ſich und ſein ganzes Königswollen beſtimmen ließ durch das unter Einfluß einer langen und bedeutenden Geſchichte erwachſene Weſen und Bedürfniß Preußens, wollte der Herzog

Württemberg Eins mit sich sein lassen, weil er es für die Bestimmung seines Landes hielt, sich jede Eigenthümlichkeit, ja, jeden Einfall des Fürsten zu eigen zu machen. Eine Hemmung erschien ihm daher immer zugleich als eine Auflehnung; Rechte erkannte er sich gegenüber nicht an; ausgleichen und abwarten wollte er nicht; so oft er auf offenen Widerspruch traf, entartete sein rascher, entschlossener Wille zur rohen Gewaltsamkeit und heftigen Zornausbrüchen; der zähe Widerstand des Bestehenden, welches sich Fremdartiges nicht aufdrängen lassen wollte, erfüllte ihn mit Bitterkeit und steigerte sein beharrliches Festhalten an einmal gefaßten Entschlüssen bis zum blinden Starrsinn.

Zu jeder Zeit und in jedem Lande würde der Herzog ein gewaltsamer Fürst gewesen sein, aber Württemberg und die Napoleonische Zeit forderten einen Charakter, wie den seinigen, zu dem Aeußersten heraus. Geboren und erzogen außerhalb Württembergs, französisch ausgebildet, bald an diesem, bald an jenem Ort zum Jüngling herangewachsen, in Preußen, Finnland, am schwarzen Meer oder auf Reisen sein früheres Mannesalter zubringend und nur einige kurze Jahre grollend in Ludwigsburg verlebend, war er dem schwäbischen Wesen fremd; das Eigenthümlichste desselben, die poetischen, die frommen, die sittlich-ernsten, die sinnenden und dem von den Vätern Ererbten treu anhängenden Züge in demselben erschienen ihm als kindische und hindernde geistige Verirrungen und die Mannigfaltigkeit selbstständig ausgebildeter politischer Kreise und Berechtigungen nur als eine Hemmung jedes durchgreifenden Wollens des Fürsten und daher auch jedes politischen Lebens. Die napoleonische Zeit forderte Umgestaltung und erleichterte gewaltsamen Umsturz und bildete den Herzog zu einem großen Despoten in kleinen Verhältnissen aus. Der Grund seines Charakters war, äußerte Wolzogen, Hochmuth, Despotismus, Härte und wilde Leidenschaft; — grauenvoll düstert, schrieb 1813 der spätere preußische Cultusminister Eichhorn, der finstere Despotismus des Königs; noch nie hat man ihn in dieser Gestalt auf deutscher Erde gesehen. —

Als der Herzog 1803 Kurfürst und 1805 König geworden war, wollte er zunächst an Glanz und Pracht den Monarchen

Europa's gleichkommen. Um inmitten eines zahlreichen Adels erſcheinen zu können, nahm er die Edelleute bereitwillig auf, welche aus der Nähe und der Ferne herbeieilten und, ungeachtet der ſchlechten Behandlung, die ihrer wartete, ein Unterkommen in Stuttgart ſuchten. Vier Kronämter, das des Reichserbmarſchalls, des Reichsobriſthofmeiſter, des Reichsoberkammerherrn und des Reichserbbannerherrn wurden im Jahre 1808 gegründet und den Häuſern Hohenlohe, Waldburg, Löwenſtein und Zeppelin zu Lehen gegeben, um bei feierlichen Gelegenheiten dem Könige voran zu treten und mit den Reichsinſignien, dem Schwerte, der Krone, dem Scepter und der Fahne, neben dem Throne zu ſtehen. Dem Hofceremoniel diente das Napoleon's als Vorbild und wenn der König nach Heilbronn oder Friedrichshafen fuhr, mußten die Stuttgarter Zeitungen melden, der König ſei in die ſüdlichen oder nördlichen Provinzen ſeiner Staaten verreiſt. Koſtbare Bauten in Stuttgart, Ludwigsburg und deren Umgebung, verſchwenderiſche Ausſtattung der alten und neuen Schlöſſer, Anlage weiter Parks mit Faſanerieen, Geſtüten, See'n und Ruinen, Theater und üppige Feſte aller Art ſollten das Leben eines mächtigen Königs darſtellen; die Jagden hatten kaum ihres Gleichen in Europa; da der König ſeines unförmlichen Körpers wegen nicht zum Wilde kommen konnte, ſo mußte das Wild zu ihm kommen; aus dem Umkreiſe vieler Meilen ward es auf einen Punkt zuſammen gebracht. Treiber, welche drei Tagereiſen gemacht hatten, um zu frohnen, mußten nicht ſelten eine Woche hindurch, ſich ſelbſt beköſtigend und von Kälte erſtarrt, warten, bis es dem Könige gefiel, zu erſcheinen. Die Felder wurden verheert, die Forſten verwüſtet, um endlich, bei den ausgeſuchteſten Weinen und Speiſen, eine große Metzelei unter dem zuſammengetriebenen Wild anzurichten. Ungeachtet aller Anſtrengungen aber, ein großes Königsleben nachzubilden, konnte König Friedrich doch nicht das Leben eines königlichen, ſondern nur das eines neu napoleoniſchen Hofes darſtellen. Ihm fehlte der Kern und die Vorausſetzung jedes geſunden und großen Hofes, der Halt und der Zuſammenhang der Königsfamilie. Durch das Hausgeſetz, welches er am 1. Januar 1808 als Stifter der Monarchie, als Haupt des Königlichen Hauſes und als Vater

des nächſten Thronerben erlaſſen hatte, gab er ſich zwar der Familie gegenüber eine den deutſchen Landesherren früher unbekannte Machtvollkommenheit, aber ſchon im Jahre 1803 war ſein Verhältniß zum Nachfolger unheilbar zerrüttet; keine ſeiner beiden Ehen, weder die mit der braunſchweigiſchen, noch die mit der brittiſchen Prinzeſſin, hatte ſeiner ungezähmten Sinnlichkeit Schranken angelegt, und als König behielt er zum großen Theil die Männer in ſeiner nächſten Umgebung, welche früher Werkzeuge ſeiner Willkür geweſen waren. Die Günſtlinge des Königs durften, bemerkt aus eigener Anſchauung Wollzogen, ihre Rohheiten und Gemeinheiten offen zur Schau tragen; der unterrichtete, geiſtreiche König, der, wenn er wollte, auch einen ſehr guten Ton annehmen konnte, fand Gefallen an ihren abgeſchmackten Späßen. — Der ganze Hof trug das Gepräge der Frivolität.

Der König war, ſo ſehr ſich auch ſein Eigenwille durch die willfährige Umgebung und ſeine Eitelkeit durch den königlichen Glanz befriedigt fühlte, zu ehrgeizig und herrſchſüchtig, und doch auch zu bedeutend, um ſich mit dem Scheine eines königlichen Lebens zu begnügen; er wollte auch herrſchen und nicht nur königlich herrſchen, ſondern, wie Montgelas in Baiern, auch Alles und Alles allein regieren. In Württemberg ſtanden dieſem Willen dieſelben Inſtitute, wie in Baiern, entgegen, aber ſie hatten in Württemberg eine bedeutende Geſchichte zum Rückhalt und hatten Kraft und Muth bewahrt.

Zunächſt gewährten die Erwerbungen des Jahres 1803 dem Könige Gelegenheit, ſeiner Willkür freien Lauf zu laſſen, indem er die ihm durch den Reichsdeputationshauptſchluß zugefallenen geiſtlichen und reichsſtädtiſchen Gebiete als erobertes Land betrachtete, welchem ein Recht, ihm gegenüber, nicht zuſtände. Schon ſeit Eberhard III., 1628—1674, waren die Landerwerbungen, welche die Herzöge hier und da machten, zwar der württembergiſchen Geſetzgebung und Gerichtsbarkeit unterworfen, aber weder dem Herzogthum, noch der Kammer einverleibt, ſondern als Kammerſchreibereigut jedem Einfluß des Landtages entzogen und mit allen ihren Einkünften dem Herzoge allein zur Verfügung geſtellt worden. Die meiſten Beſitzthümer dieſer Art lagen auf dem linken Rheinufer und fielen in der Revo-

lutionszeit an Frankreich; die geiſtlichen und reichsſtädtiſchen Gebiete, welche der Herzog 1803 erhielt, wurden von demſelben nur als Entſchädigung für jene Verluſte angeſehen, als Kammerſchreibereigut behandelt und, ungeachtet ihrer zerſtreuten Lage, zu einem politiſch geſchloſſenen Ganzen, Neu-Württemberg genannt, zuſammengefaßt. Neu-Württemberg hatte ſeine eigene Verfaſſung, Geſetzgebung, Rechtspflege, Verwaltung und galt, Alt-Württemberg gegenüber, als Ausland; nur das Kriegsweſen war beiden gemeinſam und in beiden ſollte des Herzogs Wille unbedingt und ohne Ausnahme Gehorſam finden. Alle zu Neu-Württemberg verbundenen Lande, die Propſtei Ellwangen, die Stifte, Abteien und Klöſter Zwiefalten, Schönthal, Rothenmünſter u. ſ. w., die Reichsſtädte Reutlingen, Eßlingen, Rottweil, Giengen, Aalen, Hall, Gemünd, Heilbronn, hatten ſeit Jahrhunderten ein armſeliges und verkümmertes Daſein hingeſchleppt; ihre beſondere Verfaſſung und Verwaltung zu erhalten, ihre Armſeligkeit unter den neuen Verhältniſſen als einen politiſchen, von der Vergangenheit ererbten Schatz zu conſerviren, beſtand weder die Pflicht, noch die Möglichkeit und lag keinen Falles in dem Sinne des Herzogs. Alle die vielen und verſchiedenartigen politiſchen Unabhängigkeiten, Zuſtände und Verhältniſſe, welche von der Geſchichte manchen Jahrhunderts als todte Maſſe zurückgelaſſen waren, zwängte er in einen einzigen Verwaltungsbezirk zuſammen und machte Ellwangen zur Hauptſtadt des neu-württembergiſchen Staates und zum Sitz der Oberlandesregierung, welche an Stelle der vielen früheren Einzelobrigkeiten trat und die Landvogteien Ellwangen, Heilbronn und Rottweil und das Oberconſiſtorium in Heilbronn mit ſeinen fünf Decanaten als Unterbehörden erhielt. Eine durchgreifende Regierung begann; mancher alte Mißbrauch wurde rückſichtslos abgeſtellt und Bewegung in den trägen, verkommenen Betrieb der Gewerbe, des Ackerbaues und der Verwaltung gebracht; freie Religionsübung galt in den bisher ausſchließlich proteſtantiſchen oder ausſchließlich katholiſchen Landestheilen und Jedem ſtand, ohne Rückſicht auf Confeſſion, das Heimaths- und Gemeindebürgerrecht offen. Schonung, Milde, Rückſicht auf liebgewordene Gewohnheiten ſeiner Unterthanen kannte der König nicht; ſich die Gemüther

zu gewinnen lag nicht einmal in ſeinen Wünſchen; er reizte und verletzte abſichtlich die Bewohner der neuen Lande; gegen die Beſtimmungen des Reichsdeputationshauptſchluſſes ſchmälerte er die Jahrgelder der Geiſtlichen aus den aufgelösten Stiften, verminderte nach Willkür die Beſoldungen der alten Diener, gab das Eigenthum der Kirchen und Corporationen an ſeine Kammer, erhöhte die alten Abgaben und legte neue auf und ließ beide mit früher unerhörter Härte beitreiben. Durch jeden ihrer Schritte that die Regierung kund, daß ſie ſich Alles und Jedes erlauben könne und wolle, weil ſie ſich zu Allem und Jedem für berechtigt halte.

In den verkümmerten Städten und geiſtlichen Ländern Neu-Württembergs fehlte es an dem Lebensmuthe und an jeder rechtlichen Organiſation, um der harten Willkür entgegen zu treten. Alt-Württemberg aber war im Kampfe mit den Herzögen um des Landes Recht groß gewachſen und wollte ſich daſſelbe auch nicht nehmen laſſen. Herzog Friedrich hatte, als er die Regierung antrat, die Aufrechthaltung der Verfaſſung zugeſichert und kurz darauf, im Januar 1798, der verſammelten Landſchaft perſönlich die Beſtätigungsurkunde der Landesfreiheiten übergeben, durch welche er feierlich bei fürſtlichen Würden, Ehren und Treuen verſprach, den Tübinger Vergleich und alle übrigen Verabſchiedungen, Vergleichungen und fürſtlichen Verheißungen ſteif, feſt und unverbrüchlich zu halten und in keinem Stücke dagegen zu thun, noch dagegen thun zu laſſen. Alle althergebrachten Irrungen ſollten beigelegt werden und es wurde zu dieſem Zwecke eine gemeinſchaftliche Vergleichsdeputation eingeſetzt, aber der vom Herzoge mit der ganzen Starrheit ſeines Willens feſtgehaltene Entſchluß, ſich in einer Zeit, in welcher das Geld einen bisher unbekannten Grad der Macht erhalten hatte, die Verfügung über möglichſt große Geldmittel zu verſchaffen, führte ihn noch im Jahre 1798 zu einem feindlichen Auftreten gegen Landſchaft und Verfaſſung. Der Herzog begehrte, daß das Land allein den Kriegsſchaden und die Kriegskoſten zahlen ſollte, die Landſchaft beſtand auf Concurrenz der Kammer und der Kammerſchreiberei. Bei dem Wiederausbruche des Krieges Oeſterreichs und der ihm noch verbündeten Reichsglieder gegen Frankreich verlangten

die Landstände, um neue Kosten und neue Verluste für Württemberg zu vermeiden, Neutralität und wollten, der Verfassung zuwider, durch einen besonderen ständischen Abgeordneten in Rastatt und Paris unmittelbar mit der französischen Regierung verhandeln. Der Herzog dagegen, welcher in einer möglichst nahen Verbindung mit Oesterreich seinen Vortheil zu finden hoffte, begehrte Geld und Soldaten zum Kriege gegen Frankreich, wies jede Einmischung der Landschaft in die Kriegs- und Militärangelegenheiten zurück und untersagte derselben auf das Nachdrücklichste die Absendung eines Bevollmächtigten nach Paris. Der Landtag wurde, da er nicht nachgab, am 30. November 1799 von dem Herzog entlassen, weil er nicht nur gegen seinen Landesherrn, sondern auch gegen kaiserliche Majestät sich sträflich vergangen, das vom Lande auf ihn gesetzte Vertrauen gemißbraucht und gegen die Gesinnung des Regenten Mißtrauen zu erwecken gesucht habe. Zugleich suchte der Herzog bei dem Reichshofrathe Oesterreichs Hülfe gegen die Landschaft. Der Reichshofrath befahl am 17. December 1799, daß die Landschaft sich nicht mehr, wie bisher, auf unverantwortliche Weise und mit ärgerlicher Vermessenheit und schnöder Verachtung ihrer Pflichten gegen den Kaiser und das Reich den Absichten des Herzogs, zum Reichskrieg mitzuwirken, widersetzen solle. Zugleich erhielt das kaiserliche Generalcommando die Anweisung, den Herzog nöthigenfalls mit den Waffen gegen die Landschaft zu unterstützen. Der Herzog verfuhr, sobald er dieses Rückhalts gewiß war, mit schonungsloser Strenge, kerkerte die entschlossensten Landtagsglieder ein, legte einseitig Steuern auf und hob einseitig Soldaten aus. Als der große Ausschuß dem Herzoge Vorstellungen machte und Beschwerde bei dem Reichshofrath führte, ertheilte der Reichshofrath dem Ausschusse am 18. März 1800 auf das Neue einen Verweis wegen unbefugter Einmischung in landesherrliche Angelegenheiten; österreichische Truppen überschwemmten und drückten das Land; der Herzog hob die Ausschüsse in ihrer bisherigen Zusammensetzung auf, verbot den beiden landschaftlichen Consulenten Abel und Kerner bis auf Weiteres jede Handlung, berief zum 30. April 1800 einen neuen Landtag, drängte demselben einen ihm widrigen Consulenten, Stockmaier, auf,

verlangte die Wahl neuer Ausschußmitglieder unter der Drohung, dieselben sonst selbst zu ernennen, und hob den Landtag am 15. Mai 1800 wieder auf, ohne irgend eine Beschwerde erledigt zu haben.

Während der Herzog selbst, nachdem die Franzosen sein Land besetzt hatten, in Franken als Flüchtling sich aufhielt, forderte er, obschon er reichliche Subsidien von England zum Kriege erhalten hatte, daß das Land die 6 Millionen Livres Kriegscontribution ohne die Concurrenz der Kammer tragen solle. Als der große Ausschuß sich dagegen wehrte, seinen Consulenten Abel nach Paris schickte und von dem Herzog, welcher am 13. Mai 1801 in Folge des Lüneviller Friedens zurückgekehrt war, Zusammenberufung eines Landtages, Herstellung der Ausschußverfassung und Entlassung der widerrechtlich ausgehobenen Landeskinder verlangte, lehnte der Herzog Alles ab, zog den Ausschuß wegen seiner Communication mit dem französischen Gouverneur zur Verantwortung, verbannte eine Anzahl Landtagsmitglieder aus dem Lande, hob die seit dem Erbvergleich bestehende gemeinschaftliche Schuldentilgungscommission auf und erlangte ein Reichshofrathsdecret, welches der Landschaft befahl, den Herzog auch wegen des regelmäßigen Militärbeitrages schadlos zu halten, und ihr verbot, jemals wieder mit auswärtigen Mächten zu unterhandeln.

Der Herzog hatte mit Oesterreichs Hülfe seine Gewaltmaßregeln gegen die Landschaft durchgesetzt und mit Oesterreichs und Napoleon's Hülfe 1803 die neuen Gebiete gewonnen, welche die Landschaft, da dieselben auch als Kriegsentschädigung gegeben waren, vergebens als Erwerb nicht des Herzogs, sonders des Landes behandelt wissen wollte. Die Möglichkeit einer Versöhnung zwischen Landschaft und Herzog verschwand immer mehr; der Ausschuß verweigerte beharrlich jede Leistung und suchte französische Hülfe nach; der Herzog trieb mehrere seiner gefährlichsten Gegner aus dem Lande und schickte den am 19. März 1804 versammelten Landtag am 20. Juni mit den Worten wieder nach Hause, daß Prälaten und Deputirte keines Vertrauens mehr würdig seien. Zugleich setzte er ein Mitglied des Ausschusses, Wagner, und den Consulenten Gros gefangen und verlangte ungestüm Rechnung über

die verwendeten Landesgelder. Der Ausschuß ließ sich nicht schrecken, sondern reichte am 22. August 1804 eine Beschwerde bei dem Herzoge ein wegen Verletzung der Landesverträge, ungesetzlicher Amtsentsetzung, Eingriffe in die Justiz, Mißbrauch des Kirchengutes und wegen Verweigerung, das Kammergut zu den Landeslasten beitragen zu lassen; zugleich wendete er sich beschwerend an den Reichshofrath. Der Herzog entsetzte, statt der Antwort, fünf Ausschußmitglieder, suspendirte den Consulenten Kerner mit dessen Secretären, ließ die landschaftlichen Registraturkasten gewaltsam durchsuchen und nicht nicht nur den Secretär Stockmeier, sondern auch dessen Frau in's Gefängniß führen. Um einen Militärbeitrag zu erhalten, versammelte zwar der Herzog den Landtag wiederum vom 26. November 1804 bis 2. März 1805, gab sich aber unmittelbar nach Beendigung desselben auf das Neue der rücksichtslosesten Willkür hin; neue Verhaftungen wurden vorgenommen und die landschaftlichen Cassen gewaltsam erbrochen und beraubt; der Ausschuß protestirte, aber er hatte keine Mittel, seinem Proteste Nachdruck zu verschaffen. Am 2. October traf Napoleon in Stuttgart ein und bestimmte den Herzog, nach kurzem Sträuben, zu einem Bündniß, kraft dessen Württembergische Truppen mit der französischen Armee gegen Oesterreich vereinigt werden sollten. Statt, wie bisher, auf Oesterreich, stützte von jetzt an der Herzog sich auf Napoleon, um jeden Widerstand der Landschaft zu überwinden. An demselben Tage noch, an welchem Napoleon Stuttgart verließ, rief der Herzog den landschaftlichen Ausschuß zu sich und forderte von demselben, unter heftigen Vorwürfen über das bisherige respectwidrige Verhalten, Bewilligung von einer halben Million Gulden und von zweitausend Mann Soldaten. Ich hätte, sagte er persönlich dem Ausschusse, dieser Formalität nicht bedurft; der Kaiser hätte mir, wenn ich gewollt hätte, noch größere Forderungen gesichert; ich habe aber nicht gewollt; wenn jedoch der Vertrag mit dem Kaiser nicht in Allem auf das Genaueste erfüllt wird, so treten schwere Folgen unausbleiblich ein. — Der Ausschuß konnte die Bewilligung nicht verweigern, aber seine erzwungene Nachgiebigkeit schützte die landständische Verfassung nicht vor dem Untergange; am 30. December 1805 bewegte

ſich langſam in düſterer Abendſtunde ein Zug ſchwarz gekleideter Männer mit geſenktem Blicke vom Landſchaftshauſe über den Schloßplatz hin; es war der größere ſtändiſche Ausſchuß, welchen der nunmehrige König zu ſich auf das Schloß hatte entbieten laſſen. Dort ward ihnen ihre Auflöſung mit kurzen Worten bekannt gemacht; ihre Archive wurden ſofort unter Siegel gelegt und ihre Caſſen in Beſchlag genommen. Die alte, in ſo vielen Stürmen bisher vertheidigte, von ſo vielen Herzögen beſchworene, vom König Friedrich ſelbſt bei fürſtlicher Ehre und Treue anerkannte Verfaſſung ward als „eine nicht mehr in die itzige Zeit paſſende Einrichtung“ aufgehoben; endlich ſei der Schlange der Kopf zertreten, rühmten die Miniſter. Am 1. Januar 1806 wurden alle Beamten und am 29. Januar auch alle Magiſtrate der Städte ihres Eides auf die Verfaſſung entbunden und alle erhielten den Befehl, binnen ſechs Tagen den unbedingten Eid der Treue und Unterthänigkeit gegen die Allerhöchſte Perſon des Königs zu leiſten. Nur zwei Männer, Georgii und Sartorius, verweigerten den Eid und wurden ihrer Aemter entheben.

Da das alte Herzogthum Württemberg nun eben ſo unbedingt, wie Neu-Württemberg, dem Willen des Königs unterworfen war, ſo wurden beide bisher getrennten Staaten zu einem einzigen Staate, dem Königreich Württemberg, vereinigt und deſſen unbedingte und ſchrankenloſe Unterwürfigkeit unter den Willen des Königs durch das Organiſationsmanifeſt vom 18. März 1806 ausgeſprochen.

Von dem Jahre 1806 an regierten der König und ſeine Miniſter in Württemberg nicht weniger willkürlich und ſchrankenlos, als in Baiern, und dennoch unterſchied ſich das politiſche Leben beider Länder auch jetzt weſentlich von einander. Die Geſchichte des ſiebenzehnten und achtzehnten Jahrhunderts, welche den Zuſtand des neunzehnten Jahrhunderts nicht allein möglich gemacht, ſondern auch vorbereitet hatte, war eine andere für Württemberg, als für Baiern, geweſen. Die Sucht, alles allein zu regieren, hatte in Württemberg ihr Ziel erreicht, nicht weil die Unterthanen politiſch willenlos, ſondern weil die Herzöge willensſtark geweſen waren und den nachhaltigen Widerſtand aller Anderen bezwangen. Als Kurfürſten

von Baiern hätten die Herzöge ſich vor Ungeduld über die matte Widerſtandsloſigkeit verzehrt; ſie freuten ſich des Kampfes und ließen ſich, im ſtolzen Bewußtſein der eigenen Kraft, auch Siege der Landſchaft gefallen. Gewaltthaten kannte die Geſchichte Württembergs, aber nicht die Abgeſtorbenheit aller Lebensverhältniſſe; die Napoleoniſche Zeit fand in Württemberg andere Menſchen und andere Zuſtände vor, als in Baiern.

II.

Die Gewaltherrſchaft König Friedrich I. in Staat, Kirche und Schule.

Um ſeinen Willen überall im Lande ſchnell und rückſichtslos durchzuführen, gab Friedrich I., unmittelbar nachdem ihm Napoleon durch den Preßburger Frieden, 26. December 1805, den Königstitel verſchafft hatte, allen Aemtern und Behörden eine neue Geſtalt. Die bisherige höchſte Behörde des Landes, das Geheime Rathscollegium, war ſeit ſeiner förmlichen Einſetzung im Jahr 1620 verpflichtet geweſen, nicht allein der Herrſchaft, ſondern auch der allgemeinen Landſchaft Nutzen zu ſchaffen und Schaden abzuwenden; geſtützt auf ſeine collegialiſche Stellung, hatte es eine gewiſſe Selbſtſtändigkeit, auch den Herzögen gegenüber, bewahrt. An die Stelle des Geheimen Rathscollegiums ſetzte der König jetzt das aus ſechs Miniſtern und einigen anderen Männern beſtehende Staatsminiſterium, beſchränkte ſeit 1807 die demſelben anfangs zugeſtandene Thätigkeit als Collegium immer mehr und gab ſeit 1811 den einzelnen Miniſterien, „zur Vereinfachung des Geſchäftsganges und zur Beſchleunigung und Leitung deſſelben nach ſtets gleichen Grundſätzen," eine durchaus büreaukratiſche Einrichtung. Die ſechs Miniſter ſetzten ſich auf den Wink des Königs in Bewegung, und damit auch ſie der widerſtandsloſen Durchführung ihrer Befehle ſicher ſeien, war das Königreich, nach franzöſiſchem Vorbild, in 12 Departements, Kreiſe genannt, und dieſe in Bezirke eingetheilt. Von den Kreishauptleuten der Kreiſe und den Oberamtleuten der Bezirke wurde, wie von den franzöſiſchen Präfecten und Sous-

präfecten, unbedingte Unterwürfigkeit nach oben und rückſichtsloſes Durchgreifen nach unten gefordert und gewährt. Der König hielt, bemerkt ein Württembergiſcher Schriftſteller, alle Beamte durch Furcht vor ſeinem Zorn und durch Hoffnung auf ſeine Gnade, durch plötzlich ertheilte Weiſungen und unerwartete Einforderung von Berichten, in ununterbrochener Spannung und Aufregung; nie ſah man in Württemberg ſolche Energie der Befehlenden und ſo ängſtlichen Dienſteifer der Werkzeuge. —

Von ſeinem Regierungsantritte an hatte der König die Bedeutung geordneter Finanzen für ſeine Stellung nach außen, wie nach innen erkannt. Die militäriſchen Anforderungen Napoleon's, die häufigen Veränderungen der Landesorganiſationen und die Pracht des Stuttgarter Hofes brachten die Ausgaben auf eine früher unbekannte Höhe, aber neue Schulden wurden nicht gemacht und die alten pünctlich verzinst; niemals waren die Kaſſen leer, niemals fehlte den Beamten an dem beſtimmten Tage die Beſoldung. Um die großen Ausgaben zu decken, ließ der König die früher ſtreng von einander geſonderten Einkünfte aus dem Kammergut und den Steuern in eine einzige Kaſſe fließen, nur das Kammerſchreibereigut wurde von der Hofdomänen-Kammer als Familiengut getrennt verwaltet. Dem in Anſpruch genommenen unbeſchränkten Beſteuerungsrecht gab der König die weiteſte Ausdehnung. Vermögensſteuer, Kapitalſteuer, allgemeine Vermögens-, Beſoldungs- und Penſions-Steuer, Salz- und Tabaksregie, geſteigerte Poſt- und Stempelabgaben wurden eingeführt und den Gemeinden und milden Stiftungen faſt unerſchwingliche Laſten auferlegt; die Grundſteuer drückte ſo ſchwer, daß, nach einer 1815 bekannt gewordenen Angabe des Oberfinanzdepartements, von dem Reinertrage des geſammten Grundbeſitzes in Württemberg dem Eigenthümer nur Ein Fünftel blieb. Einige Jahre hindurch hatte der König die althergebrachten Steuerbevorzugungen anerkannt, aber dieſe Ungleichheit in der Stellung der Unterthanen zum Souverän ward ihm unerträglich und in der General-Verordnung vom 13. December 1812 erklärte er aus allerhöchſter Machtvollkommenheit auf das Beſtimmteſte, daß weder Geburt,

Stand, Rang, höhere Chargen, noch vorherige Privilegien oder Verträge, überhaupt kein Titel oder Rechtsgrund, von welchem Namen oder Beſchaffenheit er ſein möge, irgend eine Befreiung von Staatsabgaben, directen oder indirecten, und eben ſo wenig irgend eine Entſchädigungsforderung rückſichtlich der allgemeinen Beſteuerung, insbeſondere von Seiten der bisher Exemten, begründen könne, da weder Steuerbefreiung, noch Entſchädigungsforderungen mit den richtigen Begriffen der vollkommenen Gleichheit aller Unterthanen vor dem Geſetze und mit der ſchonenden Rückſicht gegen den weit größeren Theil der Unterthanen vereinbar ſei, welcher bisher durch fehlerhafte Verfaſſung, Mißbrauch der Gewalt und ungerechte Vergünſtigung ungleich mit Abgaben belaſtet worden ſei.

Das Heer, welches der König bei ſeinem Regierungsantritt vorfand, hatte ſehr geringen kriegeriſchen Werth und ſollte dennoch jetzt den Staatscharakter Württembergs militäriſch in Europa darthun und vertreten. Seiner Ausbildung hatte vor Allem der Grundſatz entgegen geſtanden, nach welchem in Friedenszeit kein Württemberger zum Kriegsdienſt genöthigt werden konnte. Der König verfügte nun die allgemeine Dienſtpflichtigkeit, ließ die Aushebung mit ſchonungsloſer Härte vornehmen und unterwarf die Ausgehobenen der ſtrengſten militäriſchen Zucht. Der Verluſt an Menſchenleben war außerordentlich groß in den Napoleoniſchen Kriegen; drei Mal mußte das Heer während der Jahre 1805 bis 1814 erneuert werden. Der König blieb unberührt durch den Jammer ſo vieler Familien, aber mit Sorgfalt, Einſicht und Kraft bildete er ſeine Truppen zu einem Corps von militäriſcher Haltung und militäriſchem Geiſte heran. Jeder, der ſich auszeichnete, war gewiß, von dem Könige bemerkt und ohne Rückſicht auf Geburt belohnt und befördert zu werden; der Officier nahm eine ehrenvolle, aber von der übrigen Bevölkerung ſcharf geſonderte Stellung ein. Militäriſche Ehre war die einzige geiſtige Triebkraft der Truppen, und jeden Augenblick waren ſie bereit, jeden Befehl des Königs nach außen, wie nach innen, zu vollziehen.

Der König, befreit von den Landſtänden und unterſtützt durch geordnete Finanzen, geſchulte Beamten und geübte

Soldaten, führte nun mit eiſerner Willenskraft ſeine Abſicht durch, jeden Württemberger in jedem Verhältniß unbedingt abhängig von der Regierung und unabhängig von jeder nicht durch die Regierung eingeſetzten Ordnung und Gemeinſchaft zu machen.

Die Schwäche, aber auch die Stärke der Gemeinde-Verfaſſung hatte darin gelegen, daß alle Gemeinderechte nur von dem Magiſtrate geübt wurden; die erſte Abtheilung deſſelben, das Gericht, bildete die eigentliche Obrigkeit, ergänzte ſich ſelbſt und beſetzte auch die Stellen in der zweiten Abtheilung, dem Rathe, welcher eine Vertretung der Gemeinde ſein ſollte, aber nicht war. Die General-Verordnungen von 1702 und die Communal-Verordnung von 1758 erkannten für alle Gemeinden gleichmäßig dieſes Verhältniß an, gaben aber durch Unbeſtimmtheit des Ausdruckes den herzoglichen Beamten Gelegenheit, ihre Macht mehr und mehr auszudehnen; demungeachtet blieb die Selbſtſtändigkeit der Gemeinde groß genug, um im Anfang des neunzehnten Jahrhunderts als unerträgliches Hinderniß des Regierungs-Mechanismus zu erſcheinen. Der König wollte ſich deſſelben möglichſt ſchnell entledigen; er ließ alle Gemeindeämter durch die Regierung beſetzen und machte ſie unbedingt von den höheren Regierungsbehörden abhängig, die Verwaltung des Gemeindevermögens wurde von dem herrſchaftlichen Finanzdepartement geleitet, Vertheilung und Cultivirung des Gemeindelandes befohlen, die Gemeinde mit mit Frohnen und Leiſtungen an den Staat überbürdet, die Gerichtsbarkeit derſelben beinahe gänzlich beſeitigt und das Gemeinderecht thatſächlich von den Regierungsbehörden ertheilt. Auch in Württemberg war die Selbſtſtändigkeit der Gemeinden untergegangen.

Der Adel hatte dem Lande in deſſen Kampfe gegen die Uebergriffe der Herzöge ſchon ſeit Jahrhunderten keine Hülfe gewährt. Zwar war dem deutſchen niederen Adel überhaupt die Neigung eigen, ſich dem Territorium, in welchem er lebte, nicht als ſelbſtſtändiges Glied, ſondern als eine vom Territorium geſchiedene, in ſich ſelbſt ruhende Macht gegenüber zu ſtellen und ſeine politiſche Aufgabe weniger in der Pflege des Territoriums, als der eigenen Genoſſenſchaft

zu ſuchen. Dieſe Neigung, durch welche der deutſche niedere Adel ſeine politiſche Geſchichte und politiſche Stellung weſentlich beeinträchtigt hat, erhielt in Württemberg faſt vollſtändige Befriedigung. Als die Herzöge ihre Landeshoheit weiter und weiter ausdehnten, ſuchten die in Württemberg angeſeſſenen Ritter nur ſich ſelbſt zu ſichern und überließen das Land ſeinem Schickſale; ſie machten ſich frei von aller Verbindung mit demſelben; ſchon an den wichtigen Verhandlungen über den Tübinger Vergleich von 1514 nahmen ſie keinen Theil und erſchienen ſpäter weder auf dem Landtage, noch in dem Ausſchuſſe deſſelben; ſie gaben in Württemberg keine Abgaben, leiſteten keine Dienſte und erkannten weder die Gerichtsbarkeit, noch andere landeshoheitliche Rechte des Herzogs an. Aber während ſie ſich, als reichsunmittelbare Ritterſchaft ſchwäbiſchen Kreiſes, jeder Verpflichtung für Württemberg entledigt hatten, beuteten ſie das Land zugleich als Mittel, Geld, Anſehen, Einfluß und üppiges Leben zu gewinnen, aus; ſie nahmen alle einträglichen, glänzenden und bequemen Stellen am Hofe, im Heere und in der Verwaltung ausſchließlich für ſich in Anſpruch und ließen ſich vom Lande bezahlen, penſioniren und Verſorgung für Frau und Kinder geben. Das warme Neſt lockte, bemerkt ein württembergiſcher Schriftſteller, den Adel zwar auch aus der Ferne herbei, aber Stammgäſte blieben doch die Reichsritter des ſchwäbiſchen Kreiſes. Unmittelbar nach ſeinem Regierungsantritte ſuchte Friedrich I. dieſem Unweſen ein Ende zu machen. Eine Entſchließung vom 17. März 1798 beſtimmte, daß alle Civilſtellen in der Kanzlei und auf dem Lande, die Oberforſtmeiſterſtellen bis auf vier und zwei Drittheile der Officierſtellen mit Landeseingeborenen vom Bürgerſtande beſetzt, und dieſe auch von den Präſidenten- und Directorenſtellen fortan nicht ausgeſchloſſen ſein ſollten. In Folge der Gebietserweiterungen erhielt der Herzog, außer dem landſäſſigen Adel, welcher ſich durch Einwanderung und durch Ertheilung des Briefadels wieder in Württemberg eingefunden hatte, auch eine Anzahl früherer Reichsritter und kleinerer Landesherren zu Unterthanen. König Friedrich machte zwiſchen den früheren Landesherren, den früheren Reichsrittern und dem auch früher ſchon landſäſſigen Adel

in der Regel keinen Unterſchied; er ſprach in ſeinen Geſetzen nur von fürſtlichen, gräflichen und adeligen Grundbeſitzern und nahm den Einen, wie den Andern die Gerichtsbarkeit, die Polizei, das Beſetzungsrecht der Ortsſchultheis-Stellen und alle Einkünfte, welche, wie Zoll, Acciſe, Wegegeld, einen öffentlichen Character trugen, er legte Allen in gleicher Weiſe Steuern, Naturallieferungen, Einquartierung und Vorſpanndienſte auf und unterwarf für die Zukunft Alle, ohne Ausnahme, der allgemeinen Erbfolgeordnung. Es ſollen, beſtimmte ein Geſetz vom 22. April 1808, die im Landrechte enthaltenen Beſtimmungen über Erbfolge auch für alle Fürſten, Grafen und Rittergutsbeſitzer die einzige Rechtsnorm und alle bisherigen Rechtsgewohnheiten, teſtamentariſche Verordnungen, Erbverträge und andere Familiengeſetze, welche bisher ein von den landrechtlichen Beſtimmungen abweichendes Erbfolgerecht für einzelne Familien feſtgeſetzt hatten, unkräftig ſein. — Um jeden Zweifel über die Tragweite dieſes Geſetzes zu beſeitigen, verfügte der König am 26. April 1812, „daß alle adelige Fideicommiſſe, ſie rühren vom ehemals unmittelbaren oder mittelbaren Adel her, ſie beruhen auf Familienherkommen, oder auf Dispoſition der Verwandten, in aufſteigender, oder Seitenlinie, aufgehoben ſein ſollen.“ — Dem Adel ward Auswanderung und auswärtiger Dienſt unterſagt, den früher reichsunmittelbaren Familien, bei Verluſt des vierten Theiles ihrer Einkünfte, geboten, jährlich drei Monate in Stuttgart ſich aufzuhalten; die Nachkommen der Reichsgrafen ſollten in die Claſſe der Edelleute zurücktreten und die adeligen Gutsbeſitzer nahmen nach der Rangordnung von 1811 die achte Rangklaſſe nach den Stalljunkern und Pagen ein. Mit Titulatur, einigen Ehrenvorzügen und privilegirtem Gerichtsſtand war der Württembergiſche Adel abgefunden; eine politiſche Stellung hatte er weder dem Könige, noch dem Lande gegenüber und der Willkür ſetzte er ſo wenig, wie die Gemeinden, eine Schranke.

Größere Schwierigkeiten bereitete dem Könige der Kampf, welchen er gegen die Landeskirche begann, denn der Proteſtantismus hatte ſich in Württemberg ſeit Jahrhunderten zu einer Macht und zu einer Ordnung geſtaltet, welche, weil ſie nicht allein in dem Rechte

und in der Geſchichte, ſondern in dem Gewiſſen, in der chriſtlichen Ueberzeugung und dem chriſtlichen Glauben wurzelte, der Einzelwillkür kräftiger und erfolgreicher, als jede nur rechtliche Ordnung, entgegentrat. Als die Reformation den ſchwäbiſchen Stamm und das ſchwäbiſche Land ergriff, fand ſie nicht, wie im nördlichen Deutſchland, geſchloſſene Territorien von bedeutendem Umfange vor, deren mächtige Fürſten ihr weiten Raum zur Entfaltung gewährt hätten; ſie mußte vielmehr in Schwaben ſo viele Mal die katholiſche Kirche überwinden, als es Gebiete der Ritter, Reichsſtädte, Grafen und kleinen Fürſten gab, und mußte ſich ausſchließlicher noch, als in Norddeutſchland, an die Herzen der Menſchen und deren tiefſte Bedürfniſſe wenden, um durch ſie die Obrigkeiten und deren Lande zu gewinnen; in den Reichsſtädten Ulm, Reutlingen, Heilbronn, Eßlingen, Hall öffnete ſie ſich auf dieſem Wege den Zugang; ritterliche Familien, wie die Berlichingen, Gemmingen, Thumb wurden von der ihr innewohnenden Wahrheit ergriffen; der Württembergiſche Bauer lief nach Eßlingen oder Reutlingen, um die neuen Prädicanten zu hören; in den Württembergiſchen Städten Urach, Tübingen, Blaubeuern traten unerſchrockene Männer auf und durchſtreiften, das Evangelium verkündend, die Dörfer und Höfe; in Stuttgart ſelbſt mußten die Franciscaner gewahr werden, daß die Bürger nicht mehr ihre Wundergeſchichten, ſondern die einfachen Worte der neuen Lehre hören wollten. Bauer und Bürger Württembergs war für die Reformation gewonnen, aber das Herzogthum befand ſich nicht unter der Herrſchaft ſeines angeſtammten Fürſtenhauſes; Herzog Ulrich war verjagt, Oeſterreich hatte das Land für ſich genommen und beſaß es von 1520 bis 1534; mit ſtrengen Gewaltmaßregeln, mit harten Leibes- und Lebensſtrafen ſuchte es die reformatoriſche Lehre im Volke nieder zu halten. Die Landſchaft erklärte dagegen offen, daß aus dem Entgegenſtreben der Gewalt Nichts als Unrath entſtehen könne und daß es deßhalb der Landſchaft Gutdünken und Bitte ſei, gnädiglich zu verhelfen, daß Gottes Wort dem Volke fürderhin durch fromme, ehrbare, gottesfürchtige und verſtändige Prediger rein, lauter und nach dem Geiſte verkündet werde. —

Sobald der feſte, entſchloſſene Herzog Ulrich, welcher ſich während ſeiner Vertreibung der Reformation zugewendet hatte, 1534 die Herrſchaft ſeines Landes wieder gewann, war ganz Württemberg evangeliſch und war es vor Allem deshalb, weil ſeine einzelnen Angehörigen mit Herz und Sinn ſich der neuen Lehre zugewendet hatten. Der Proteſtantismus konnte, da er nicht durch die politiſche Gewalt eingeführt war, auch nicht leicht durch die politiſche Gewalt wieder beſeitigt werden; er wurzelte in der Ueberzeugung Aller; unauflöslich war die geſammte ſpätere Geſchichte Württembergs mit ihm verwachſen. Die innere Einheit Württembergs mit dem Proteſtantismus gewann durch die Entſchloſſenheit Herzogs Ulrich und durch die Kraft und Weisheit ſeines Sohnes Herzogs Chriſtoph ſchnell auch einen Ausdruck in den politiſchen und kirchlichen Formen. Nach kurzem Schwanken hatte der lutheriſche, nicht der reformirte Lehrausdruck der Reformation ſich zur Geltung gebracht und ſchon 1565 hatte Herzog Chriſtophs Landtags-Abſchied die lutheriſch-evangeliſche Religion als Landesreligion anerkannt, deren ſtete Erhaltung Fürſt und Stände ſich feierlich zuſagten; unter Landesreligion verſtand man bald nicht die vorherrſchende, ſondern die allein zuläſſige Religion; alle Beamten, alle Lehrer und Magiſtrate mußten die Concordienformel unterſchreiben; Niemand, der nicht lutheriſch war, konnte Ortsbürger werden, oder Heimathsrecht in Württemberg erlangen; ſelbſt die Muſikanten der Hofmuſik ſollten, ſo viel möglich, reiner Augsburgiſchen Confeſſion zugethan ſein; in jedem Jahre einmal ward ſeit 1739 die Augsburgiſche Confeſſion vollſtändig von jeder Kanzel verleſen. Evangeliſche Einwohner, welche katholiſch wurden, mußten das Land verlaſſen, Eltern konnten ihre katholiſch werdenden Kinder enterben, Kinder aus gemiſchten Ehen mußten evangeliſch werden; nur einige reformirte Gemeinden fanden ſich in Cannſtadt, Stuttgart und ſpäter in Ludwigsburg; abgeſehen von ſechzehn katholiſchen Gemeinden, die nach der Reformation zu Württemberg gekommen waren, hatten die wenigen, ausnahmsweiſe zugelaſſenen Katholiken keinen Gottesdienſt. Württembergiſches Heimathsrecht und Bekenntniß zur lutheriſchen Lehre fiel zuſammen.

Die Einheit, welche Staat und Kirche in Beziehung auf ihre Angehörigen ſo unbedingt, wie in irgend einem katholiſchen Lande bildeten, ſprach ſich auch in Beziehung auf die Regierung von Staat und Kirche aus. Die Herzöge, von Theologen ihrer Wahl berathen, waren es, welche dem aus der Reformation erwachſenen religiöſen Leben äußere Ordnung, Zuſammenhang und Geſtalt gegeben hatten. Herzog Ulrich ſchon erließ 1547 die Viſitations- und die Synodal-Ordnung, Herzog Chriſtoph eine Vielzahl ſpäter in der ſogenannten großen Kirchenordnung zuſammengefaßter Verfügungen, durch welche er die Aemter und Behörden zur Leitung der kirchlichen Verhältniſſe einſetzte und gliederte; er ordnete die Kirchenzucht an und erließ Vorſchriften, nach welchen ſie gehandhabt werden ſollte; er gründete die niederen und höheren theologiſchen Bildungsanſtalten und ſchrieb deren Einrichtungen vor. Die ſpäteren Herzöge nahmen eine gleiche Stellung ein, auch ſie errichteten und änderten die Kirchenſprengel, beſetzten die Pfarrſtellen, erließen Verfügungen über Verfaſſung und Liturgie, und ertheilten Dispenſationen. Die Behörden für kirchliche Angelegenheiten wurden von den Herzögen geleitet und beaufſichtigt; ſie waren herzogliche Behörden, welche in allen bedeutenden Fällen die Entſcheidung einholen mußten. Demungeachtet aber waren die kirchlichen Angelegenheiten keine Staatsangelegenheiten, die kirchlichen Behörden keine Staatsbehörden geworden; vielmehr hatte das aus der Reformation hervorgegangene religiöſe Leben Württembergs ſchon auf Grund der von den Herzögen Ulrich und Chriſtoph getroffenen Anordnungen einen kirchlichen Ausdruck von hoher Selbſtſtändigkeit gewonnen; als Anſtalt, welche auf ſich ſelbſt ruhte, ſtand die Kirche Württembergs neben dem Staate Württemberg, obſchon vielfache Einwirkung auf denſelben übend und vielfache Einwirkung von demſelben erfahrend. Die Pfarrgemeinde war ein geſchloſſenes Ganze, deſſen Pfarramt ſein Recht nicht von der weltlichen Obrigkeit, ſondern von der lutheriſchen Kirche Württembergs ableitete. Aus einer Anzahl Pfarrgemeinden ſetzte ſich unter dem Decan- oder Special-Superintendenten das Decanat zuſammen und ſämmtliche Decanate waren in vier Sprengel unter je einem General-Superintendenten vertheilt,

welche vereint die Landeskirche bildeten. Das Consistorium in Stuttgart war die höchste Behörde derselben. Es stellte die neuen Anordnungen über Lehre, Liturgie, Katechismus ihrem Inhalte nach fest und legte nur die bedeutenderen durch den Geheimen Rath dem Herzoge zur Genehmigung vor, welcher sie sodann unter seinem Namen publiciren ließ. Das Consistorium übte das Dispensationsrecht und berichtete nur in besonders wichtigen Fällen an den Herzog, es besetzte alle Pfarrämter, mit Ausnahme der Prälaturen, der Generalsuperintendenturen und Decanate; es wachte über die kirchliche Lehre und beaufsichtigte die Kirchen- und Schuldiener. Die kirchliche Zucht stand innerhalb der einzelnen Pfarrgemeinden dem seit 1642 eingeführten Kirchenconvente zu, welcher unter Leitung des Pfarrers darauf zu sehen hatte, daß christliche Zucht, Ehrbarkeit und Gottseligkeit gepflanzt und erhalten werden möge; von geistlichem Gebiete auf das weltliche übergreifend, brachte die Kirche auch polizeiliche Mittel, Geld- und Gefängniß-Strafe, zur Anwendung; mit eben so tiefem Respecte, wie vor dem Amtmann, stand der Bauer vor seinem Pfarrer. Ueber die Pfarrer selbst übten wiederum die Decane, als Visitatoren und Inquisitoren strenge Zucht und in höchster Instanz ward die Disciplin gehandhabt von den aus den vier Generalsuperintendenten und dem Consistorium gebildeten Synodus, der früher zwei Mal, später ein Mal im Jahre zusammentrat und nur in wichtigen Fällen seine Anträge dem Herzoge durch den Geheimen Rath vorlegte.

Alle unteren und mittleren Aemter, welche die kirchlichen Angelegenheiten zu ordnen, zu leiten und zu beaufsichtigen hatten, waren ausschließlich und die Stellen im Consistorium zu einem großen Theile mit Geistlichen besetzt und die Geistlichen Württembergs bildeten einen so fest geschlossenen kirchlichen Stand, wie kaum in irgend einem anderen protestantischen Lande. Die vier in früheren Klöstern errichteten Vorbereitungsseminare waren bestimmt, die künftigen Pfarrer als Knaben schon unter ausschließlichen Einfluß der Landeskirche zu stellen. Dem Familienleben und allen äußeren und inneren außerkirchlichen Eindrücken entzogen, wuchsen sie zu Jünglingen *heran;* dann nahm sie das mit der Tübinger Universität ver-

bundene Seminar auf und gab ihnen gemeinsame Wohnung, gemeinsame Kost und gemeinsame strenge Aufsicht im Leben und Lernen. Gleichförmigkeit der Bildung, strenges Festhalten an den Lehren der Landeskirche und gründliche Gelehrsamkeit wurden durch die klösterliche Erziehung eben so sicher von Geschlecht zu Geschlecht bewahrt, wie alle Mängel und Einseitigkeiten einer Bildung, welche kein anderes Ziel, als die Tüchtigkeit in einem einzelnen Berufe, hat. Vielleicht legte die Geistlichkeit Württembergs ein übergroßes Gewicht darauf, daß nur gläubige Wissenschaft getrieben werde und nur die rechte Lehre im Schwange gehe, aber jeden Falles stand sie als geschlossener kirchlicher Lehrstand da, welcher ein sehr starkes Bewußtsein nicht nur von dem tiefen Ernste seines Berufes, sondern auch von der eigenen Tüchtigkeit und Selbstständigkeit besaß und sich berufen und befähigt fühlte, die Landeskirche und deren Stellung kräftig zu vertreten.

Kirche und Staat erschienen in Württemberg als zwei von einander gesonderte Anstalten, deren oberste äußere Leitung in der Hand des jezeitigen Herzogs zusammen lief. Alle Kirchenbehörden, obschon sie einerseits zwar nicht Staatsbehörden, aber doch herzogliche Behörden waren, traten andererseits als Vertreter der Kirche, auch dem Herzoge gegenüber, auf und gaben derselben eine Selbstständigkeit, welche nicht leicht angetastet werden konnte und den Landesherrn manche Rücksichten und Beschränkungen auferlegte. Zwar wirkte der Staat durch die politischen Räthe im Consistorium und durch das Recht des Oberamtmanns, mit dem Decan, und des Ortsvorstehers, mit dem Pfarrer gemeinsam in kirchlichen Verhältnissen zu handeln, wesentlich auf die Kirche ein, aber nicht geringer war die Einwirkung der Kirche auf den Staat, indem vierzehn Prälaten Mitglieder des Landtages waren und, weil die Rittercurie fehlte, eine bedeutendere Stellung auf demselben einnahmen, als in einem anderen deutschen Lande.

Die Selbstständigkeit der Kirche wurde den Herzögen besonders unbequem in Beziehung auf das Vermögen. Die Reformation hatte in Württemberg, neben den reichen Besitzungen von sechs Stiften und mehr als dreißig Klöstern, die Güter und Einkünfte der einzelnen Kirchen und kirchlichen

Anstalten vorgefunden. Herzog Christoph vereinigte alle diese Kirchengüter, welche sein Vater, Herzog Ulrich, der Kammer einzuverleiben geneigt gewesen war, zu dem von dem Kammervermögen, wie von dem Landvermögen getrennten gemeinen Kirchenkasten, dessen Eigenschaft als selbstständiges Kirchenvermögen durch Vertrag zwischen Herzog und Landschaft im Jahre 1565 für alle Zeit festgesetzt ward. Das Vermögen, dessen Werth am Ende des achtzehnten Jahrhunderts dreiunddreißig Millionen betrug, setzte sich aus 866,000 Gulden Capital, aus großen Waldungen und 450 Ortschaften, Weilern, Höfen und Mühlen mit 68,000 Hintersassen zusammen. Die Verwaltung wurde anfangs von der allgemeinen obersten Kirchenbehörde, und als diese 1698 in das Consistorium und den Kirchenrath zerfiel, von dem letzteren ohne Theilnahme des Consistoriums geleitet. Das Einkommen war, nach Abzug der Kosten einer sehr weitläufigen, 1795 von tausend höheren und niederen Dienern geführten Verwaltung, zum Unterhalt der Kirchen und Schulen bestimmt und der etwaige Ueberschuß sollte mit Rath gemeiner Landschaft zu Trost, Schutz und Schirm von Land und Leuten und anderen dergleichen gottgefälligen nothwendigen Ausgaben verwendet werden. Zwar gelang es den Herzögen, dem Kirchenvermögen im Laufe der Zeit mancherlei schwere Lasten, z. B. Beiträge für die Hofmusik, die Jägerei, die Medicinalpolizei, für die Besoldung der Geheimen Räthe und die Unterhaltung der Festung Hohentwiel, aufzulegen und, unter manchen harten Kämpfen mit der Landschaft, große Summen zu erpressen; aber auch der Erbvergleich von 1770 sprach noch die Unantastbarkeit des Kirchengutes feierlich aus.

Die innere und äußere Selbstständigkeit der Kirche wurde dadurch, daß von 1733 bis 1797 Herzöge katholischer Confession in Württemberg regierten, nicht vermindert, sondern vermehrt; denn die Landesherren mußten nun dem persönlichen Einflusse auf Leitung der Kirche entsagen; ausdrücklich setzten die sogenannten Religionsreversalien fest, daß die lutherische Kirche als die einzig zulässige erhalten werden müsse, der katholische Herzog selbst nur Privatgottesdienst in Anspruch nehmen, das Kirchengut nicht für die Zwecke einer anderen

Confession verwenden dürfe und die Ausübung des Kirchenregiments unbedingt dem Geheimen Rathe überlassen solle.

Die politische Bedeutung des Protestantismus war für Württemberg nicht weniger groß, als die kirchliche. Durch seinen Protestantismus allein hatte Württemberg, dem Kaiser gegenüber, die politische Selbstständigkeit bewahrt; zwei Mal verdankte es den evangelischen Fürsten seine Befreiung aus der Gewalt Oesterreichs. Durch seinen Protestantismus war Württemberg zu dem Mittelpuncte des südwestlichen Deutschlands geworden; die kirchlichen Einrichtungen Herzog Christophs waren in manchen Territorien nachgebildet und zuweilen selbst von besonders erbetenen württembergischen Geschäftsleuten durchgeführt worden; das Herzogthum trat als Schützer und Leiter der evangelischen Städte, unmittelbaren Ritter und Reichsstände Schwabens auf und nahm, vermöge seiner kirchlichen Bedeutung, eine Stellung ein, welche es durch seine politischen Kräfte niemals hätte gewinnen können.

Auch die innere Entwickelung Württembergs war durch die Annahme der Reformation bedingt und bestimmt; ein Leben geistiger Freiheit, ein Gefühl individueller Selbstständigkeit und das Bedürfniß nach wissenschaftlicher Bildung fand sich im ganzen Herzogthum; Landeskirche und Landesverfassung waren unauflöslich verwachsen; kirchliche und politische höchste Gewalt stand in gleicher Weise dem Herzoge zu; auf dem Landtage nahmen Prälaten eine entscheidende Stellung ein, für Decane und Amtleute, für Pfarrer und Schultheisen gab es Gebiete gemeinsamer Wirksamkeit. Nach innen, wie nach außen, erschien Württemberg als protestantischer Staat; ein Angriff auf die Landeskirche stellte zugleich die Landesverfassung in Frage.

König Friedrich's harter Eigenwille wollte eine Macht, welche der weltlichen Obrigkeit so selbstständig gegenüber stand, nicht dulden. Das Auftreten gegen dieselbe ward ihm dadurch wesentlich erleichtert, daß er, nach vierundsechzigjähriger Regierung katholischer Herzöge, wieder der erste lutherische Landesherr war und das Mißtrauen, mit welchem seine Vorgänger überwacht worden waren, nicht zu besorgen hatte. Wenige Jahre nach seinem Regierungsantritte schon that der

Herzog seine Abneigung gegen die bisherige starre Ausschließlichkeit der lutherischen Kirche kund; den Katholiken räumte er in Stuttgart und Ludwigsburg Bethäuser, den Mennoniten und Separatisten bürgerliche Rechte und Privatgottesdienst ein. Die neuen Erwerbungen des Jahres 1803 waren fast ausschließlich katholisch und konnten unmöglich mit altwürttembergischer Ausschließlichkeit behandelt werden. Das Religionsedict vom 1. Januar 1803 sicherte in Neuwürttemberg den Katholiken freie Religionsübung und gab den drei christlichen Confessionen gleiche Rechtsstellung. Nachdem im Januar und Februar 1806 Altwürttemberg und Neuwürttemberg zu einem Ganzen vereinigt waren, zählte der neue Staat unter anderthalb Millionen Einwohner fast eine halbe Million Katholiken und diese erhielten nun durch das Religionsedict vom 15. October 1806 gleiches Recht im gesammten Königreich mit den bisher allein berechtigten Lutheranern.

Das Recht und die Macht aber, der einen, wie der anderen Kirche gegenüber, seinen Willen durchzuführen, wollte der König sich durch die ausgesprochene Gleichstellung derselben nicht schmälern lassen. Dem Papste erklärte er unumwunden, daß er Anordnungen des Auslandes über die inneren Verhältnisse des Königreichs nicht anerkennen werde, und seinen eigenen Befehlen sicherte er den Gehorsam durch Einsetzung des katholischen geistlichen Raths, welcher als eine niedere Behörde unter dem Chef des geistlichen Departements im Staatsministerium stand. Die lutherische Kirche hatte die Möglichkeit, ihr Recht und ihre alt begründete Selbstständigkeit auch mit politischen Waffen geltend zu machen, bereits durch Aufhebung der landschaftlichen Verfassung und aller jener Rechte verloren, welche dieselbe den protestantischen Prälaten gab. Einige Tage später nahm das Generalrescript vom 2. Januar 1806 der bisherigen Landeskirche ihr gesammtes, auf dreißig Millionen Gulden veranschlagtes Vermögen, vereinigte es mit dem Staatsvermögen, hob den Kirchenrath auf, der es bisher verwaltet hatte, übertrug die Verwaltung dem Oberfinanz-Departement und versprach nur, daß der Staat alle Obliegenheiten des bisherigen Kirchengutes gegen Kirchen, Schulen und Arme übernehmen werde. Die ihrer bisherigen Ausschließlichkeit, ihrer politischen

Vertretung und ihres Vermögens beraubte Kirche verlor zugleich ihre selbstständige Behörde, indem das Oberconsistorium unter den Chef des geistlichen Departements gestellt ward, welcher, wie jeder andere Minister König Friedrichs, nach unten unbedingten Gehorsam forderte und nach oben jeden Wink des Königs als unbedingten Befehl annahm. Der lutherischen, wie der katholischen Kirche gegenüber, trat der König als Herr und Gebieter auf. Den Katholiken verbot er den Besuch ausländischer Wallfahrtsorte und, nach eingetretener Dunkelheit, jede Andachtsübung außerhalb des Hauses; er befahl, daß an Sonn- und Festtagen Predigt und Katechese gehalten und nicht durch andere Andachtsübungen verdrängt werde. Den Protestanten gab er 1809 eine neue Liturgie und den Pfarrern neue Amtsinstruction und neuen Schnitt der Kleidung.

Im nächsten Zusammenhange mit der lutherischen Landeskirche waren die gesammten Unterrichtsanstalten hervorgetreten; insbesondere ging das Volksschulwesen, welches sich in Würtemberg früher, als in irgend einem anderen Lande, selbstständig entwickelte, unmittelbar aus dem von der Reformation geweckten Leben hervor; der Katechismusunterricht ward, indem er sich erweiterte, zum Volksunterricht; nicht ein Unterrichtsgesetz, sondern die große Kirchenordnung von 1559 enthielt unter den Ueberschriften: von den deutschen Schulen, von den deutschen Schreiberei- und Rechen-Schülern, die ersten Anfänge einer Schulordnung, welche eine Reihe von Vorschriften gab, damit die Jugend in unseren deutschen Schulen mit der Furcht Gottes, rechter Lehre und guter Zucht wohl unterrichtet werde. Auch im siebenzehnten Jahrhundert ging das Bemühen, die Volksschulen aus ihrem tiefen Verfall während des dreißigjährigen Krieges wieder zu heben, von den kirchlichen Behörden aus; der Schulzwang ward eingeführt, die Lehrer von dem Dorfgemeindedienst befreit und in eine bessere äußere Lage gebracht, hauptsächlich doch nur zu Gottes Ehre, der Kirche Wohlstand, der Kinder zeitlichem und ewigem Heil und damit die Jugend zum Katechismus und zum Gesang gestellt, summariter die wahre Gottesfurcht bei Jungen und Alten gepflanzet werde. Die erneute Ordnung für die deutschen Schulen

des Herzogthums Württemberg vom Jahre 1730, welche den Volksunterricht neu gestaltete, erklärte ausdrücklich: frommer zu werden, ist das Hauptwerk, und sollen die Kinder deßwegen immerzu den lieben Gott vor Augen haben. Schulen sind nicht anzusehen als eine bloße Bereitung zum bürgerlichen Leben, sondern als Werkstätten des heiligen Geistes. In allen wesentlichen Theilen ward die erneute Ordnung von 1730 im Jahre 1787 auf das Neue bekannt gemacht und eingeschärft. Pfarrer, Decane, Generalsuperintendenten und Consistorien hatten im Wesentlichen das gesammte Volksschulenwesen zu leiten und zu beaufsichtigen. Auch die höheren Lehranstalten standen sämmtlich unter dem Consistorium und hatten sich innerhalb der hergebrachten Sitte, der überlieferten Anschauungen nnd des Lehrbegriffes der Landeskirche streng abgeschlossen zu bewegen; nur die Universität Tübingen bildete eine unmittelbar unter den Herzögen stehende Corporation, welche selbst ihre Mitglieder und Vorsteher erwählte, ihr Vermögen unbeschränkt verwaltete und über alle ihre Angehörigen volle Gerichtsbarkeit übte.

Schon Herzog Carl hatte die traditionelle Macht der durch die Kirche vermittelten eigenthümlichen Bildung des Württembergischen Landes zu durchbrechen versucht, indem er die auf durchaus neuen Grundlagen ruhende und nur von ihm abhängige Carlsschule gründete, aus welcher Schiller, Cuvier, Dannecker und andere bedeutende Männer hervorgingen; die Carlsschule wurde zwar 1794 vom Herzog Ludwig Eugen wieder aufgehoben, König Friedrich aber trat dem festgesetzten, in sich selbst ruhenden kirchlichen Bildungswesen mit der ganzen Gewaltsamkeit seines Wollens entgegen. Im Jahre 1806 nahm er dem Consistorium die bisherige Leitung der Lehranstalten und übertrug sie auf die neu errichtete Studienoberdirection, welche dem Chef des geistlichen Departements untergeordnet ward, 1810 verlor die Universität Tübingen die bisherige selbstständige Stellung; ihr Vermögen fiel an die Staatsfinanzverwaltung, ihre Gerichtsbarkeit an die Gerichte; ein Curator leitete und beaufsichtigte den Unterricht und sorgte für Berufung der nöthigen Lehrer; die ganze Universität stand *als eine* von Staatsbeamten verwaltete Anstalt unter der

Studiendirection. Durch das Verbot, auswärtige Lehranſtalten zu beſuchen, ſorgte der König dafür, daß kein fremdartiger Einfluß das heranwachſende Geſchlecht berühre, eifrig bemühte er ſich, durch neue Einrichtungen und Lehrpläne nützliche Kenntniſſe und Fertigkeiten zu verbreiten, und wollte doch auch wiſſenſchaftliche Bildung gefördert wiſſen. Im Jahre 1808 wurden die katholiſchen, 1810 die evangeliſchen Volksſchulen gleichförmig geordnet, 1811 das Hauptſchullehrerſeminar zu Eßlingen errichtet, ſtrenge Prüfungen und Preisausſchreibungen auf den wiſſenſchaftlichen Anſtalten eingeführt und neue Lehrſtühle für claſſiſche und deutſche Literatur in Tübingen errichtet.

Der König regierte das Unterrichtsweſen, wie er alles Andere in ſeinem Lande regierte; nicht nur Landtag, Gemeinden und Corporationen, ſondern auch Kirche und Schule hatten die Möglichkeit verloren, ſich mit irgend einer Ausſicht auf Erfolg dem Eigenwillen des Königs entgegen zu ſtellen, welcher in maſſenhaften Geboten und Verboten hervortrat; des Königs Anſicht, in irgend einer Form als Befehl ausgeſprochen, war Geſetz; 2342 Reſcripte, Decrete, Edicte, Manifeſte, Verordnungen wurden, wie Wächter angibt, von 1806 bis 1814 erlaſſen, welche in allen Lebensverhältniſſen, bald zum Heil, bald zum Unheil des Landes, Altes zerſtörten und Neues einführten. Faſt in allen ſeit 1803 erworbenen, früher reichsunmittelbaren Grafſchaften, Fürſtenthümern, Abteien und Reichsſtädten und ſelbſt in manchen Dörfern und ritterlichen Gebieten hatten, neben dem ſubſidariſchen gemeinen Recht, auch geſchriebene Statuten und ungeſchriebene Gewohnheiten Geltung gehabt, welche, namentlich in Beziehung auf Erbrecht und eheliches Güterrecht, ſehr verſchieden von einander waren. Ein königlicher Befehl ſetzte aber am 8. Mai 1806 feſt, daß vom 1. Januar 1807 an alle mit dem Württembergiſchen Recht nicht übereinſtimmenden Statuten ihre verbindende Kraft verlieren ſollten. Durch dieſe eine Verfügung änderte der König in den neuerworbenen Landestheilen den geſammten privatrechtlichen Zuſtand einer halben Million Menſchen oder rief doch jedenfalls die größte Unſicherheit ihres Familien- und

Vermögensrechts hervor. Nicht minder durchgreifend waren die Bestimmungen, welche für die Rechtspflege ergingen; das Organisationsmanifest vom 18. März 1806 gab die oberste Leitung einem Justizminister, trennte in der höheren Instanz Justiz und Verwaltung und ordnete neue Appellationsgerichte an; das Rescript vom 26. August 1811 beseitigte die bisherigen Untergerichte mit allen ihren Einrichtungen und setzte Neues an deren Stelle. Eilig sollte dem neuen Staate allgemeine Wohlfahrt auf polizeilichem Wege verschafft und Handel, Gewerbe und Ackerbau gehoben werden. Der König bildete zur Erreichung dieser Ziele die Feuerversicherungsanstalten, die Waisen- und Irrenhäuser um, errichtete ein Zwangsarbeitshaus für entlassene Sträflinge, führte gleiches Maaß und Gewicht ein, baute gute Straßen in großer Zahl und legte, um den Speditionshandel nach der Schweiz und Italien zu fördern, Friedrichshafen an; zu Friedrichsthal gründete er das Stahl- und Eisenwerk, zu Oberndorf die Gewehrfabrik, zu Friedrichshall das Salzwerk; die Errichtung neuer Bauernlehen und die Verabredung neuer Frohnen wurde verboten, die Auferlegung neuer Zehnten beschränkt.

Die Ungeduld des Königs, Handel, Gewerbe und Ackerbau von den Hemmnissen freier Bewegung zu befreien, stillte sich indessen schnell, sobald das Geldinteresse der Regierungscassen gefährdet erschien. Damit Menschen und Gulden dem Königreiche nicht verloren gingen, wurde nicht nur das Wandern der Handwerksburschen und das Studieren auf fremden Universitäten verboten, sondern auch jede Reise in das Ausland von höherer Genehmigung abhängig gemacht. Zur Auswanderung sollte nicht einmal die Erlaubniß nachgesucht werden dürfen; nur den Frauenspersonen, welche ein Ausländer heirathen wollte, blieb es gestattet, um Entlassung aus ihrer Heimath wenigstens zu bitten; unbedenklich legte die Regierung sehr hohe Zölle auf und erhob sie in der drückendsten Weise; sie nahm den Handel mit Tabak, Salz, Nanking und Eisen für sich allein in Anspruch und entriß dem Hause Taxis, ohne Entschädigung, alle Gerechtsame der Post, sie hob das gesammte Botenwesen auf und steigerte sodann die Frachten.

Die Zünfte nicht nur, ſondern auch viele ihrer alten Gebrechen und herkömmlichen Mißbräuche blieben unberührt von der Umgeſtaltungsluſt der Regierung; nur für die zur freien Kunſt erhobene Uhrmacherei und für die Bader und Chirurgen ward der Zunftzwang aufgehoben. Die Ablöſung der ſeit alter Zeit ſchwer auf den Bauerngütern laſtenden Zinſen und Frohnen wollte die Regierung nicht gefördert wiſſen, weil durch die Ablöſung auch die Kammercaſſe Nachtheil hätte erleiden können; der Erlaß, welcher angeblich die Allodification der Bauernlehen erleichtern ſollte, war nur ein Schein, da er die Zuſtimmung beider Betheiligten zur Bedingung machte; im ganzen Lande entzog die Regierung ſämmtlichen Gemeinden das Jagdrecht und eignete ſich ſelbſt daſſelbe an; nur den fürſtlichen, gräflichen und ritterlichen Gutsbeſitzern geſtattete ſie die niedere Jagd unbeſchränkt und die hohe Jagd in Gemeinſchaft mit den landesherrlichen Forſtbeamten; ſehr ſchwere Jagdfrohnen wurden allen Gemeinden neu aufgelegt und maßlos ausgedehnt, gegen welche, ſo oft der König ſelbſt jagte, Niemand Exceptionen hatte, „ſie mögen Namen haben, wie ſie wollen;“ unbeträchtliche Wildſchäden ſollten niemals, beträchtliche nach dem Ermeſſen des Oberfinanzdepartements erſetzt werden.

Der König glaubte, und ſchwerlich ohne Grund, daß ſich die Gewaltherrſchaft, welche er führte, nur durch das Zuſammenwirken vieler einzelnen, in einander greifenden Gewaltmaßregeln ſichern und erhalten laſſe. Neue, ſehr harte Strafen bedrohten nicht nur die Majeſtäts- und Staatsverbrechen jeder Art, ſondern auch den Holzdiebſtahl und alle Vergehen gegen die Poſt, Acciſe und Conſcriptionsgeſetze; die Unterſuchung und das Urtheil war in vielen Fällen den Gerichten entzogen und den Verwaltungsbehörden überlaſſen; häufig ſetzte der König eigenmächtig die Strafe feſt, oder ſchärfte den Spruch ſeiner Behörden, oder erklärte auch wohl die Angeſchuldigten für gemüthskrank. Um jeden Verſuch zum Widerſtand ſchnell und leicht unterdrücken zu können, errichtete er das Landjägercorps und nahm zugleich ſeinen Württembergern die Waffen aus der Hand; im Jahre 1809 wurde das Scheibenſchießen der Schützengeſellſchaften als eine ganz nutzloſe, koſtſpielige

und zeitverderbende Beſchäftigung unterſagt; nicht einmal Reiſende und Bewohner einſamer Höfe durften Feuerwaffen führen und auch den fürſtlichen, gräflichen und ritterbürtigen Gutsherren forderte man, wenn ſie ihre Jagd verpachteten, das Gewehr ab. Die Cenſurordnung vom 18. Mai 1808 machte den Druck irgend einer dem König nicht genehmen Anſicht faſt unmöglich und die Verfügung vom 2. Februar 1809 unterſagte bei ſchwerer Strafe jedes Geſpräch über politiſche Gegenſtände. Geheime Kundſchafter wachten überall.

Um Württemberg als ſtaatliche Einheit erſcheinen zu laſſen und über dieſelbe uneingeſchränkt zu gebieten, hatte der König im Lauf eines Jahrzehent alle Formen des langen geſchichtlichen Lebens ſeines Landes zertrümmert; um alle in dem neuen Königreiche zerſtreut ſich findenden Kräfte in ſeiner Hand zu vereinigen und vereinigt zur Erreichung nur eines einzigen Zieles, einer möglichſt großen Machtſtellung nach außen, wie nach innen, zu verwenden, hatte er die beſonderen Rechte aller Einzelnen vernichtet, die Einzelnen einander gleich gemacht und ſeiner ſchrankenloſen Willkür unterworfen. So tief auch das zertretene ſchwäbiſche Sonderleben die ihm angethane Gewalt fühlte, hatte der König dennoch Anhänger und Bewunderer in ſeinem Lande. Ein entſchloſſenes, durchgreifendes Wollen und die beharrliche Durchführung des Gewollten erweckt zwar ſelten Zuneigung, aber faſt immer Aufmerkſamkeit und macht in kleinen und mehr noch in großen Verhältniſſen Viele bereit, ſich anzulehnen an den feſten Mann, nur weil er feſt iſt, mag Ziel und Beweggrund ſeines Handelns gut und groß ſein, oder nicht. Ein Herrſchergeſchlecht hat Württemberg, ſchrieb Friedrich Perthes 1816 aus Stuttgart, heidniſch groß, böſe und gewaltig, recht ein Geſchlecht, wie die Menſchen es zu allen Zeiten begehrt haben, um zufrieden zu ſein, wenn ſie ſich es auch nicht geſtehen. Von Liebe zu dem Könige kann nicht die Rede ſein, aber mit ſichtbarem Stolze ſagte mir ein Stuttgarter: unſere Fürſten ſind immer böſe Kerls geweſen und hätten wohl verdient, auf größeren Thronen zu ſitzen. Die Württemberger freuen ſich an der Größe der Schlöſſer, an den herrlichen Gärten, an dem ſchönen Schau-

ſpielhauſe, an den muſterhaften Landſtraßen; ſie ſind ſtolz darauf, daß ihr König Hunde und Pferde hat, wie kein anderer Fürſt, daß er der beſte Schütz iſt weit und breit und daß er alles durchführt, was er anfängt, mag er auch noch ſo vielen Widerſtand bei den Unterthanen finden. —

Auch das Ziel, welches der König verfolgte, wird heute noch in manchen achtungswerthen Kreiſen Württembergs als politiſch nothwendig und als Rechtfertigung für das gewaltſame Handeln der Regierung anerkannt. Der König fand, äußern ſich kundige Beurtheiler jener Zeiten, ein Land vor, in welchem die alte Verfaſſung verbraucht und durch Auswüchſe und Mißbräuche aller Art von innen heraus zerrüttet war; ein Intereſſe an dem Allgemeinen zeigte ſich nirgends; Württemberg zerfiel, als ein echtes Deutſchland im Kleinen, in unzählige beſondere Intereſſen; Stand hatte gegen Stand, Städte gegen das platte Land, beide gegen Stifte und Klöſter und alle zuſammen wiederum gegen den Adel ſich abgeſchloſſen; in ſtarrem Eigenſinn ſtanden alle Corporationen, alle Einzelnen ſich gegenüber; dem Könige war in der gährenden Zeit die Aufgabe geſtellt, das Verſchiedenartige durch kräftige Durchführung ſeines Princips zur Einheit zu geſtalten, den Württembergern das Bewußtſein des Staats und die Idee des Staatsbürgerthums zu geben, die Vernunft ſtatt der Willkür, das Recht ſtatt des blinden Herkommens, die Entwickelung ſtatt der Verknöcherung zur Geltung zu bringen. Um ſeine Aufgabe zu löſen, mußte der König ſich um jeden Preis die nöthigen Mittel verſchaffen, er konnte ſich nicht durch die Bedenklichkeiten des Geheimen Raths und der Stände, nicht durch die Klagen und den Ingrimm Derer, denen ihre einzelnen Intereſſen zertrümmert wurden, nicht durch die Sonderrechte, welche ſich ihm entgegenſtemmten, irren laſſen. Um aus der Zerſplitterung der Vergangenheit den Staat der Zukunft hervorgehen zu laſſen, war es nöthig, die Revolution, welche in Frankreich von unten ausgegangen war, von oben zu machen. Die Idee der Staatsallgemeinheit mußte ſich zunächſt in der Geſtalt einer fürſtlichen Individualität verkörpern, deren Denken und Wollen ſich zur Gemeinvernunft und zum Gemein-

willen hinaufſchraubte; ein Dictator konnte vorübergehend nicht entbehrt werden und als ſolcher aufzutreten, war der König berufen, in deſſen glänzender Perſönlichkeit die die Zeit bewegende Idee ihre Verkörperung fand. Mit dictatoriſcher Gewalt vernichtete er die alten Mißbräuche; ein Dictator kann nicht abwarten und langſam ausgleichen; er muß zugreifen und, um ſeinen großen Planen freie Bahn zu machen, augenblickliche Reſultate haben; berufen, im Großen zu wirken, darf und ſoll er ſich über die niedrigen Gebiete des Rechts hinwegſetzen; er wird, gleich dem Arzte, der bei einer entſchloſſenen Rettungscur ſich die ſauren Mienen, die böſen Worte und das Gemurre der Kranken gefallen laſſen muß, ſtets den Haß der Mitwelt erfahren, aber die Nachwelt darf den Helden der Staatsidee nicht anklagen, ſondern muß ihn bewundern und ihn entſchuldigen, wenn er ſich von Einſeitigkeiten nicht frei hielt und zu unnöthiger Gewaltſamkeit hinreißen ließ, denn die größere Hälfte dieſer Schuld trugen die unglücklichen Geſtirne, trugen die Verhältniſſe, die er vorfand. Der König, obſchon er oftmals tyranniſch erſchien, war in Wahrheit der Staatsgründer, der die Ideen des 19. Jahrhunderts in ein widerſtrebendes Erdreich einrammelte, die Idee der Freiheit wenigſtens auf dem religiöſen Gebiete verwirklichte, die Idee der Gleichheit Aller vor dem Geſetze mit eiſerner Conſequenz durchführte und das Syſtem feudaliſtiſcher Halbknechtſchaft von Grund aus zerſtörte und im Weſten Deutſchlands den Deutſchen zu einer politiſchen Wiedergeburt verhalf. —

Dieſe und ähnliche Anſichten, welche ein Paar Jahrzehnte ſpäter mehrfach geltend gemacht wurden, ſollten nachträglich die Praxis des Königs theoretiſch rechtfertigen, aber theoretiſche Gründe hatten weder das Handeln des Königs geleitet, noch ihm bei ſeinen Lebzeiten Anhänger gewonnen; ſchwerlich ſind dieſelben, abgeſehen von einigen Phraſen der königlichen Verordnungen, damals innerhalb Württembergs auch nur ausgeſprochen worden. Nicht eine politiſche Theorie, wohl aber die thatſächliche Lage des Landes ließ manchen Württembergern die durchgreifende Handlungsweiſe des Königs als nothwendig und manche harte Gewaltſamkeit deſſelben als entſchuldbar

erſcheinen. Die Altwürttemberger freuten ſich, daß ihre Heimath aus einem kleinen deutſchen Territorium zu einem Staat erhoben war, welcher auch in den großen politiſchen Verhältniſſen genannt ward, und ſahen nicht ohne Genugthuung, daß die Menge benachbarter kleiner politiſcher Unabhängigkeiten, welche Jahrhunderte hindurch Störung und Unbequemlichkeit bereitet hatten, nun endlich dem größeren Lande eingefügt war. Sollte die Größe des neuen Staates erhalten und die neu gewonnenen Gebiete wirklich kräftigende Beſtandtheile deſſelben werden, ſo mußte der König über ein ſtarkes Heer und über bedeutende Geldmittel gebieten; beides aber konnte er ſich nicht verſchaffen, ohne in die althergebrachten Zuſtände tief einzugreifen. Schwerlich hat ein einziger Altwürttemberger bedauert, daß die kleinen geiſtlichen Lande, welche dem ſchwäbiſchen Proteſtanten ſo lange zum Anſtoß gereicht, daß die Reichsritter, welche Württembergiſches Brod gegeſſen, aber keine Landeslaſt getragen, daß die abgeſtorbenen Reichsſtädte und Grafſchaften ihr hergebrachtes Recht aufgeben und dem Fürſten Altwürttembergs unbedingt gehorchen mußten. Auch in Altwürttemberg war Vieles, deſſen Umgeſtaltung bald Dieſer, bald Jener mit Freuden ſah. Der ſtändiſche engere Ausſchuß war durch die Verwaltung der Landescaſſe und die Wahrung der Landesfreiheit, durch ſein ſehr ausgedehntes Petitionsrecht und ſein Eingreifen in die auswärtigen Verhältniſſe zum eigentlichen Inhaber des landſtändiſchen Rechts geworden. Vermöge der Befugniß, ſich ſelbſt zu ergänzen, hatte er eine Familienoligarchie erzeugt, welche ſtarken Nepotismus übte, die Einnahmen der geheimen Truhe nicht ohne Eigennutz verwendete und ihr Thun und Laſſen ängſtlich vor aller Welt verbarg. Der Landtag und ſeine einzelnen Mitglieder dankten dem Herzog das kräftige Auftreten gegen den lange ſchon eiferſüchtig angefeindeten engeren Ausſchuß, bedachten aber nicht, daß auch ſie dem Lande ein Gegenſtand der Unzufriedenheit und des Argwohns waren. Seit dem Regierungsantritt des Königs hatte der Landtag in ſehr gefahrvoller Zeit ununterbrochen auch über geringfügige Kleinigkeiten gehadert, auf Mißbräuche und auf Rechte gleich hartnäckig beſtanden und zähe nicht allein das Weſen, ſondern

auch den Buchſtaben der Verträge verfochten und ſich dadurch manchen wohlgeſinnten und einſichtsvollen Mann entfremdet. Als der König den Ausſchuß, die Landſtände und die Verfaſſung beſeitigte, erhob ſich kein Widerſpruch; nicht einmal einen Eindruck von Bedeutung machte das Ereigniß. Auch des Königs Auftreten gegen die hergebrachten ſtädtiſchen Obrigkeiten erſchien ſehr Vielen als eine Wohlthat. Lange ſchon waren die früheren Rechte des Raths und der Gemeinde auf das ſich ſelbſt ergänzende „Gericht“ übergegangen und bereits ſeit den Jahren 1796 und 1797 hatte ſich der Unwille der Bürgerſcha ftüber den Ausſchluß von dem Stadtregiment und über den engherzigen Eigennutz der Familien kund gethan, welche die Stellen im Gericht faſt wie ihr Fideicommiß behandelten. Lauter und lauter war bereits Abhülfe begehrt, ehe der König einſchritt. Die ſpießbürgerliche Kleinlichkeit, mit welcher der Kirchenrath das reiche Kirchengut verwaltete, die faſt ausſchließliche Beſetzung der höheren Aemter und der Officierſtellen mit Ritterbürtigen, die vielen läſtigen Plackereien durch die Amtsſchreiber und andere niedere Beamte ließen Viele das Durchgreifen des Königs als eine Hülfe gegen verjährte, ſchwere Uebelſtände betrachten. Es konnte nicht verkannt werden, daß der König für Armenweſen, für Kirche, Schulen und insbeſondere auch für die Univerſität Tübingen mit einem Geldaufwand ſorgte, welchen die früheren Verwaltungen zu beſtreiten nicht vermocht hatten; Katholiken und Separatiſten freuten ſich der ihnen zu Theil gewordenen Gleichberechtigung und alle Württemberger waren dankbar für die äußere Ordnung, welche Friedrich hielt, und für die tüchtigen Truppen, welche er ausbildete. Auch Gründe nur perſönlicher Natur führten dem Könige Anhänger und eifrige Werkzeuge zu; er verſtand es, den Ehrgeiz zu ſpornen; nicht leicht ließ er, ſelbſt in untergeordneten Kreiſen, einen Diener, der Geſchick und Eifer zeigte, unbemerkt und unbelohnt; die vielen Edelleute aus der Nähe und Ferne, welche das Geld und die Ueppigkeit des Hofes ſuchten, die Beamten, welche, ähnlich wie die Soldaten, zu einem von dem Lande getrennten Corps vereinigt waren, gingen unter allen Umſtänden mit ihrem Herrn.

Obſchon der König ohne Zweifel weniger Gegner und mehr Anhänger im Lande beſaß, als die ſich nach den Freiheitskriegen gegen ihn kundthuende Stimmung vermuthen ließ, ſo gab es doch zahlreiche ſociale und politiſche Kreiſe, welche ihm in verdeckter, aber unverſöhnlicher Feindſchaft gegenüber ſtanden. In den ſeit 1803 unterworfenen Reichsſtädten und Reichsabteien, Reichsgrafſchaften und reichsritterlichen Gebieten gedachten die Unterthanen mit Schmerz der bequemen Verhältniſſe, in denen ſie früher gelebt; jedes Haus empfand die Härte des neuen Steuerweſens, die Strenge der neuen Regierung und den Uebermuth der altwürttembergiſchen Beamten; die willkürlich verminderten Beſoldungen machten die Diener der früheren Herrſchaften, der kärglich zugemeſſene Lebensunterhalt machte die Geiſtlichen der aufgehobenen Klöſter zu Feinden der neuen Regierung. Die Zerſtörung lieber Gewohnheiten der Vergangenheit, der Druck der Gegenwart ward Jedem, das Werden einer neuen beſſeren Zukunft Niemanden fühlbar. Die früher reichsunmittelbaren Obrigkeiten aller dieſer Gebiete, die Aebte, die Magiſtrate, die Reichsritter, die Reichsgrafen ergrimmten bei dem Gedanken, daß ſie jetzt als willenloſe Unterthanen demſelben Manne unterworfen ſeien, welchem ſie eine lange Geſchichte hindurch als gleichberechtigt zur Seite geſtanden hatten. In dem geſammten Neuwürttemberg herrſchte in der That gegen den König und deſſen Regierung eine Geſinnung, welcher zum offenen Widerſtand nichts fehlte, als die Ausſicht auf Erfolg.

Auch in Altwürttemberg zeigte ſich eine erbitterte Oppoſition; die Corporationen hatten zwar ihre corporative Form verloren, hielten aber den Anſpruch, dieſelben wieder zu erlangen, für unzerſtörbar; die früheren Mitglieder des Landtages, des ſtändiſchen Ausſchuſſes, der ſtädtiſchen Magiſtrate und Gerichte gehörten den angeſehenſten Familien des Landes an und verbreiteten den Ingrimm über die ihnen genommene einträgliche und einflußreiche Stellung in den Kreiſen einer weiten Verwandtſchaft. Die Prälaten der Landeskirche, die Decane, die Pfarrer und eifrige Proteſtanten grollten bitter über die Einziehung des Kirchengutes, über die Aufhebung der ſelbſtſtändigen Kirchenbehörde und über die Gleichberechtigung

der Katholiken; weithin durch das ganze Land verzweigte ſich das Zürnen der Univerſität über die ihr genommene alte Selbſtſtändigkeit. Zu den Oppoſitionselementen, welche aus den zerſtörten Corporationen hervorgingen, traten die vielen Einzelnen hinzu, welche ſich in ihrer Sonderſtellung und in ihren Sonderrechten gefährdet ſahen. Die Eingriffe in die Juſtiz, die Gewaltthaten gegen Perſonen und Vermögen, die harten Willkürlichkeiten bei der Aushebung zum Kriegsdienſt, die unerhörten Beſchränkungen jeder freien Bewegung, das Spioniren und Brutaliſiren der Polizei, welche Geſpräche auch im Familienkreiſe überwachen wollte, reizten in den alten Landen nicht weniger, als in den neuen.

Die Elemente der Oppoſition, welche das Königreich Württemberg durchzogen, hatten, obſchon ein jedes derſelben aus beſonderer Wurzel erwachſen war, dennoch das Gemeinſame, daß ſie ohne Ausnahme Einzelrechte vertheidigen und wiedergewinnen wollten, gegenüber einem Könige, welcher die politiſch allein berechtigte Perſon des Landes zu ſein, den Anſpruch erhoben und durchgeſetzt hatte. Auch in Württemberg war die Oppoſition gerichtet gegen eine revolutionäre Regierung; aber nicht um den Staat, ſondern um die Einzelrechte und die Einzelſtellung gegen die Revolution zu ſichern, gewannen die früher von Vielen mit großer Gleichgültigkeit behandelten politiſchen Formen und Rechte des Landes jetzt, nachdem ſie vernichtet waren, manchen neuen Anhänger und wurden zurück gewünſcht als eine gute Waffe zum Angriff, wie zur Vertheidigung. In Thaten konnte damals die Oppoſition ſich nicht geltend machen; den Kampf mit dem Könige würde ſie zwar ſo wenig, wie früher mit dem Herzog Carl, geſcheut haben, aber hinter dem König ſtand Napoleon mit ſeiner ganzen Macht.

Schluß.

Während der Jahre, in welchen Deutſchland mittelbar oder unmittelbar abhängig von Napoleon war, brachten auf dem linken Rheinufer und in den ſüdlichen und weſtlichen Rheinbundsſtaaten die Souveräne ihr Intereſſe als das Staatsintereſſe, ihre Anſicht als die allgemein wahre und ihren Willen als den allein berechtigten zur Geltung; ſich gegenüber, geſtanden ſie weder den Rechten und Bedürfniſſen der Einzelnen, noch den rechtlichen Ordnungen und thatſächlichen Zuſtänden des Staates irgend einen Anſpruch auf Berückſichtigung zu; ſo weit die Macht der Geſetzgebung und Verwaltung reichte, war in der That die revolutionäre Umwälzung durchgeführt, aber nicht von den Unterthanen, ſondern von den Obrigkeiten; Deutſchland blieb daher vor dem wüſten Durcheinander der Anarchie bewahrt; die Formen der Monarchie erhielten ſich und die Revolution trat milde, oder hart, ſchlau, oder gewaltſam auf, je nach der Perſönlichkeit des regierenden Herrn. Kein Einziger derſelben aber nahm die revolutionäre Umwälzung vor, weil er die revolutionäre Theorie hätte verwirklichen wollen. Politiſche Umgeſtaltung war ſeit Jahrhunderten ſchon von den Lebenszuſtänden und Verhältniſſen dringend, aber vergeblich, gefordert und zu einer unbedingten Nothwendigkeit geworden, als europäiſche Ereigniſſe die Territorien des ſüdlichen und weſtlichen Deutſchlands entweder mit Frankreich verbunden, oder zu einigen Staaten größeren Umfanges gewaltſam vereinigt hatten. Statt der von dem Gange der Geſchichte begehrten Umgeſtaltung des Beſtehenden trat indeſſen revolutionäre Vernichtung deſſelben ein, aber nicht die revolutionäre Theorie, ſondern die revolutionäre Herrſchſucht der Männer, welche damals als Souveräne, oder als deren Miniſter die größeren Staaten regierten, war es, welche dieſes Ereigniß herbeiführte; auch wenn Hugo Grotius und Rouſſeau niemals gelebt hätten, würde Napoleon auf dem linken Rheinufer, Montgelas in Baiern und König Friedrich in Württemberg zwar anders geredet, aber nicht anders gehandelt haben, als ſie wirklich handelten, und Dalberg und Jerome und der

Großherzog von Heſſen hätten ohne naturrechtliches Gerede eben ſo fügſam, wie mit denſelben, jedem Drucke des franzöſiſchen Kaiſers nachgegeben. Auch damals beſtimmten im politiſchen Leben Dogmen weniger, als Verhältniſſe, Ereigniſſe und Perſonen den Willen der handelnden Männer, obſchon das Handeln derſelben ſeine Rechtfertigung in den Dogmen ſuchte und nach Anſicht Vieler auch fand.

Eine neue, mehrfach wechſelnde Stellung zum deutſchen politiſchen Leben hat aber ohne Zweifel die revolutionäre Theorie ſeit dem Ende des vorigen Jahrhunderts gewonnen. Nur die vornehmen und die gebildeten Kreiſe Deutſchlands hatten bis zum Jahre 1789 die Lehre Rouſſeau's gekannt und ſie nur als ein Spiel für Phantaſie und Verſtand behandelt. Unmittelbar nach Ausbruch der Revolution aber ſuchten dieſe Kreiſe nach einer theoretiſchen Rechtfertigung des gewaltigen Ereigniſſes, welches auch ſie damals faſt ausnahmslos als den Anfang einer neuen großen Zeit für Deutſchland, wie für Frankreich, betrachteten. Montesquieu fand noch keinen empfänglichen Boden, die Socialtheorien waren noch nicht aufgeſtellt, mehrere Jahre ſpäter noch blieb Baboeuf für Deutſchland eine vereinzelte, Abſcheu erregende Erſcheinung; Rouſſeau aber war lange bekannt und bewundert, hatte nichts Erſchreckendes und ließ die Revolution nicht nur als zuläſſige, ſondern auch als herrliche, von der Vernunft geforderte That erſcheinen. Im mündlichen und ſchriftlichen Verkehre, in Gedichten und Abhandlungen, in Flugſchriften und Zeitungen ward ſeine Lehre jetzt geprieſen; tiefer und tiefer drang ſie aus den höheren Schichten des ſocialen Lebens in die niederen hinab; allgemein war ſie verbreitet; denn wer läugnet es wohl, daß hoch ſich das Herz ihm gehoben, ihm die freiere Bruſt mit reineren Pulſen geſchlagen, als ſich der erſte Glanz der neuen Sonne hervorhob, als man hörte vom Rechte der Menſchen, das Allen gemein ſei, von der begeiſternden Freiheit und von der löblichen Gleichheit. — Dem Anſehen nach, mußte die deutſche Nation in den Jahren 1789, 1790 und 1791 ſchon deßhalb eine allgemeine Umwälzung erſtreben wollen, weil das populariſirte naturrechtliche Syſtem dieſelbe forderte. In Wahrheit aber war in Deutſchland auch nach

der Revolution nur das Denken und Reflectiren, nicht die Gesinnung, revolutionär, und nicht das Denken und Reflectiren, sondern die Gesinnung bestimmte, selbst in den ersten aufgeregten Jahren nach 1789, das Verhalten des Volkes. Ungeachtet alles Redens und Schreibens über und für die Revolution und deren Lehre, wurde die Gewohnheit des Gehorsams gegen die Obrigkeit und der Treue gegen die landesherrliche Familie nirgends gefährdet; nirgends, mit Ausnahme einiger unter besonderen Einflüssen stehender Orte, traten Gährungen ein; Aufruhr und Aufstand blieben für ganz Deutschland unbekannte Erscheinungen; dieselben Männer, welche sich in Gedichten oder Abhandlungen begeistert für die Revolution aussprachen, betrachteten jeden Versuch, den hergebrachten Gang der Dinge in ihrer Vaterstadt zu stören, als einen Bubenstreich; zu keiner Aenderung des Bestehenden wurden die Fürsten in irgend einem deutschen Lande gedrängt und als 1792 der Krieg gegen Frankreich unter den ungünstigsten Eindrücken begann, widerstrebte die Nation nirgends den militärischen Anordnungen; überall stellte sich die junge Mannschaft unter die Fahnen, überall rückte sie aus auf den ersten Befehl und hat sich auch unter schwacher Führung und schwierigen Verhältnissen immer und überall tapfer gegen die Heere geschlagen, welche heranzogen, um die Freiheitslehre Rousseau's auch in Deutschland zu verwirklichen.

Allgemein verbreitet und anerkannt war die revolutionäre Theorie in den Jahren 1789, 1790 und 1791 gewesen, aber entscheidenden Einfluß auf das politische Handeln hat sie in Deutschland, selbst unter den ersten gewaltigen Eindrücken der französischen Revolution, nicht gehabt und den entscheidenden Einfluß auf das politische Denken und Reflectiren hat sie wenige Jahre nach Ausbruch der französischen Revolution wieder verloren. Als Frankreich in seinem Innern der Anarchie verfiel, wurden die meisten Vornehmen und Reichen aus Freunden zu Gegnern der Revolution und einzelne Männer bekämpften bereits seit 1792 mit der Revolution zugleich die revolutionäre Theorie, aber zur Besiegung derselben waren auch Rehberg, Brandes und Gentz nicht stark genug und kein politischer Lessing erschien, welcher das Drängen und Arbeiten

der Deutſchen nach politiſchem Leben frei gemacht hätte von den Feſſeln der politiſchen Dogmen, Regeln und Formeln des franzöſiſchen Volkes. Auf theoretiſchem Wege ward die Gewalt der revolutionären Theorie über das Denken und Reflectiren nicht gebrochen, aber die Noth des Lebens drängte, ſeitdem franzöſiſche Heere von Jahr zu Jahr den deutſchen Boden verwüſteten und der Napoleoniſche Druck auf allen Ländern, auf allen Ständen und Claſſen, auf jedem Hauſe und jeder Familie laſtete, das Denken, Reden und Schreiben über den contract social und die Volksſouveränetät, über liberté und égalité gänzlich in den Hintergrund.

Die große geiſtige Bewegung, welche den Freiheitskriegen voranging, hatte nicht die entfernteſte Beziehung zu Rouſſeau's Lehre, ſondern ruhte auf der Vorausſetzung, daß die Zukunft Deutſchlands ſich nur aus deutſcher Art und Weiſe, nur aus nationalen und geſchichtlichen Zuſtänden und Bedürfniſſen bilden laſſen werde. Blücher, Scharnhorſt und Gneiſenau dachten und fühlten in dieſer Beziehung wie Hofer, Dörnberg und Herzog Friedrich Wilhelm von Braunſchweig; Stein, Niebuhr, Eichhorn, Münſter, Stadion, Dohna, wie Schleiermacher, Reimer und Friedrich Perthes; die literariſchen Hebel, mit denen Gentz den Kreis der Diplomaten, Fichte die wiſſenſchaftliche Welt und Arndt Alle, die eines männlichen Zornes fähig waren, in Bewegung ſetzte, ſtanden in eben ſo ſchroffem Gegenſatze zu den naturrechtlichen Dogmen, wie die innere Erneuerung, welche der Geſchichte durch Niebuhr, der Rechtswiſſenſchaft durch Savigny und Eichhorn, der deutſchen Sprachforſchung durch Grimm zu Theil geworden war. Aus den wieder erweckten und friſch belebten Kräften des deutſchen Volkes und des Preußiſchen Staates arbeiteten ſich neue nationale Stimmungen in ſchnellem Wechſel hervor. Die große kriegeriſche Erhebung mit den Tagen von Groß-Görſchen, Leipzig und Waterloo, die romantiſche Politik mit Burſchenſchaft und Wartburgsfeſt, die conſtitutionelle Bewegung mit der bairiſchen und badiſchen Verfaſſung des Jahres 1818 gaben nach einander dem politiſchen Leben in Deutſchland ſeine Richtung; Jahrzehnte hindurch war die revolutionäre Theorie vergeſſen, aber ſie war nicht widerlegt und nicht überwunden und ſeit der

Juli-Revolution des Jahres 1830 trat ſie in früher unbekannter Stärke auf das Neue hervor. Zwar bekannten ſich im Weſentlichen jetzt Hof- und Regierungskreiſe zu der Lehre der ſtabilen Parteiengruppe, die wiſſenſchaftlich gebildeten Kreiſe zu der Lehre der hiſtoriſchen Parteiengruppe, aber in allen anderen Lebenskreiſen galten die ſeit 1833 auch in Deutſchland von den Socialtheorien vielfach durchkreuzten Sätze Rouſſeau's faſt ausſchließlich als wahr und ſchienen wirklich zum Volksvorurtheil geworden zu ſein. Seit 1840 wurde die Umwälzung des Beſtehenden immer gewiſſer, von den Einen mit Furcht, von den Anderen mit Freude, als ein unvermeidliches Ereigniß erwartet und dennoch hat das Jahr 1848 auf das Neue gezeigt, daß die revolutionäre Geſinnung weniger durch die revolutionäre Lehre, als die revolutionäre Lehre durch die revolutionäre Geſinnung beſtimmt wird, und daß, wenigſtens in Deutſchland, die politiſche Geſinnung entſcheidender, als die politiſche Lehre, für das politiſche Handeln iſt.

Angabe benutzter Druckschriften.

Unter den Bearbeitungen der neuesten deutschen Geschichte bin ich dem Werke Häusser's besondern Dank schuldig; es nimmt zwar, politisch wie kirchlich, einen Standpunct ein, auf welchem ich nicht stehe, aber nie ist durch denselben die Zuverlässigkeit der thatsächlichen Angaben und selten die Gerechtigkeit und Billigkeit des Urtheils geschmälert worden. Büsching's neueste Erdbeschreibung und Lancizolle's Uebersicht der deutschen Reichsstandschafts- und Territorial-Verhältnisse waren auch für die vorliegende Arbeit unentbehrlich. Vielen Zeitungen und sehr vielen Flugschriften habe ich Einzelheiten entnommen. Unter den zahlreichen, auf einzelne Abschnitte der vorliegenden Arbeit sich beziehenden Werken führe ich diejenigen an, welche am Wenigsten bekannt, oder von mir am Meisten benutzt sind.

Erstes Buch.

Politische Zustände und Personen auf dem linken Rheinufer zur Zeit der Fremdherrschaft.

Erstes Kapitel.

Die vorübergehende Besetzung von Mainz durch die Franzosen. Kurmainz.

Büsching, Neue Erdbeschreibung. 3r Theil.

Vogt, Rheinische Geschichten und Sagen. Frankfurt 1817—1836. 4. 8. Hierher gehört das letzte Viertel des vierten Bandes.

Rheiniſcher Antiquarius A. II. S. 201 enthält Angaben über Kurfürſt Emmerich.

Pertz, Das Leben des Miniſters Freiherrn von Stein. Bd. I. S. 37.

Briefe eines reiſenden Franzoſen über Deutſchland, überſetzt von K. R. Zweite Ausgabe s. l. 1784. 2. 8. Zweiter Band. S. 278.

Heppe, Geſchichte des deutſchen Volksſchulweſens. Gotha 1858. 5. 8. 2r Bd. S. 79—92.

J. G. Forſter's Briefwechſel. Leipzig 1829. 2. 8. Forſter's Briefe aus Mainz beginnen mit dem Jahre 1788.

J. v. Müller's Briefe enthalten über Mainz nur wenige Angaben.

„Mainz — Eickemeyer — der Geſandte von Stein," abgedruckt in Dr. Hurter's Denkwürdigkeiten aus den letzten Decennien des 18. Jahrh. Schaffhauſen 1840. 1. 8.

G. Forſter's Darſtellung der Revolution in Mainz, in Gervinus: Forſter's Schriften. VI. S. 353.

Darſtellung der Mainzer Revolution. Frankfurt 1794. 2. 8.

Mainz im Genuſſe der durch die Franzoſen errungenen Freiheit und Gleichheit. Deutſchland 1793.

Die Franzoſen am Rheinſtrom. s. l. 1793. 1. 8.

Die alten Franzoſen in Deutſchland. Deutſchland 1793. 1. 8.

Neueſter Zuſtand des linken Rheinufers s. l. 1804. 2. 8. Thl. II. S. 153.

Eickemeyer's Denkwürdigkeiten. Frankfurt 1845. 1. 8.

Der Untergang des Kurfürſtenthums Mainz, von einem kurmainziſchen General (Graf Hatzfeld), herausgegeben von Neigebauer. Frankfurt 1839. 1. 8.

Auszüge aus Actenſtücken bei Häuſſer, Deutſche Geſchichte. I. 500.

Manche der vielen Flugſchriften befinden ſich in der Bibliothek zu Bonn, manche im Beſitze des Verfaſſers; ein beurtheilendes Verzeichniß der 1792 und 1793 zu Mainz erſchienenen Flugſchriften

findet ſich in „Neueſter Zuſtand des linken Rheinufers.“ II. S. 8.

Die ſehr dankenswerthe Geſchichte von Mainz während der erſten franzöſiſchen Occupation 1792—1793 von Karl Klein, Mainz 1861, erhielt ich leider zu ſpät, um ſie benutzen zu können.

Johann Georg Forſter.

Kleine Schriften, geſammelt von Georg Forſter. Neue Auflage. Berlin 1803.

Georg Forſter's ſämmtliche Schriften, herausgegeben von deſſen Tochter und begleitet mit einer Charakteriſtik Forſter's von Gervinus. Leipzig 1843 9. 8.

Joh. Georg Forſter's Briefwechſel, nebſt einigen Nachrichten aus ſeinem Leben, herausgegeben von Th. H., geb. H. Leipzig 1829. 2. 8.

Briefe G. Forſter's an Merk und an J. v. Müller in: G. Forſter's ſämmtliche Schriften.

Briefe G. Forſter's an Sömmering in: Wagner, Sömmering's Leben.

Briefe G. Forſter's an F. L. W. Meyer vom 14. Sept. 1785 bis 2. April 1787 in: Zur Erinnerung an F. L. W. Meyer, den Biographen Schröder's. Braunſchweig 1847. 2. 8. Thl. I. S. 180.

Briefe G. Forſter's an Herder vom 21. Juli 1786 bis 10. Dezember 1791 in Düntzer und Herder: Aus Herder's Nachlaß. Frankfurt 1856. 2. 8.

Fr. Schlegel über G. Forſter's Schriften in: Charakteriſtiken und Kritiken von A. W. Schlegel und Fr. Schlegel. Königsberg 1801. Erſter Band. S. 88.

G. Forſter's Leben von deſſen Witwe in Forſter's Briefwechſel. 1r Bd. S. 3.

Charakteriſtik Forſter's von Gervinus in: Forſter's ſämmtliche Schriften. Bd. 7. S. 2.

G. Forſter's Leben in Haus und Welt von H. König. 2. Aufl. Leipzig 1852. 2. 8.

Recenſion dieſes Werkes in den Grenzboten. 1852. Nr. 27.

G. Forſter, der Naturforſcher des Volkes, von Jac. Moleſchott. Frankfurt 1857. 1. 8.

Samuel Thomas v. Sömmering's Leben und Verkehr mit ſeinen Zeitgenoſſen, von R. Wagner. Leipzig 1844.. 2. 8.

E. F. Huber's ſämmtliche Werke ſeit dem Jahre 1802, nebſt ſeiner Biographie. Tübingen 1806. 1. 8.

Ferdinand und Thereſe Huber, ein Aufſatz in den Grenzboten. 1859. Nr. 19. 20.

Zweites Kapitel.

Das linke Rheinufer unter franzöſiſchen Militärgewalten.

1794—1797.

I. Allgemeine Zuſtände und Stimmungen.

Sammlung der Verordnungen und Beſchlüſſe, erlaſſen von dem General-Regierungscommiſſär in den vier neuen Departements des linken Rheinufers. Mainz. s. a. 7. 8.

Bormann's und Daniel's Handbuch der für die kön. preußiſchen Rheinprovinzen verkündigten Geſetze, Verordnungen und Regierungsbeſchlüſſe aus der Zeit der Fremdherrſchaft. Köln 1833—45. 8. 8.

Gräff, Chronologiſche Sammlung der rheinpreußiſchen Rechtsquellen. Trier 1846. 1. 8.

Eine Sammlung der Verordnungen aus der Zeit der Intermediärcommiſſion wird von der Regierung in Cöln aufbewahrt. Cf. Bormann's und Daniel's Handbuch. VI. 409.

Der neueſte Zuſtand des linken Rheinufers. s. l. 1804. 2. 8.

Weitzel, Briefe vom Rhein. Leipzig 1834. 1. 8.

Mendelsſohn: Das germaniſche Europa. Berlin 1836. 1. 8. Seite 126—149.

II. Die Reichsstädte Aachen und Cöln.

1. Die Reichsstadt Aachen.

J. J. Moser, Staatsrecht des heiligen römischen Reichs Stadt Aachen. Leipzig und Frankfurt 1740. 1. Bd. Fol.

J. J. Moser, Reichsstädtische Regimentsverfassung.

Der Gaffelbrief von 1450 ist abgedruckt in Moser's Staatsrecht der Stadt Aachen. S. 101.

Des königlichen Stuhls und der kaiserlichen freien Reichsstadt Aachen Raths- und Staats-Kalender. Aachen bei H. Dullje. In der Aachener Stadtbibliothek befinden sich die Jahrgänge 1780, 1785, 1789 bis 1794. In dem Jahrgange 1792 sind die Namen aller Bürgermeister und Werkmeister seit 1656 angeführt.

Historisch-topographische Beschreibung der Stadt Aachen, von Christian Quix. Köln 1829. 1. 8.

Beiträge zur Geschichte der Stadt und des Reichs von Aachen, von Christian Quix. Aachen 1837, 1838. 3. 8.

Die Rathsprotocolle des städtischen Archivs. Die Protocolle sind gebunden vorhanden seit den Zeiten des großen Brandes von 1656. Die Protocolle aus den letzten Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts sind kurz; die Eingaben, auf welche sich die Rathsschlüsse beziehen, sind nur selten ihrem Inhalte nach mitgetheilt. Viele Schlüsse sind daher unverständlich.

Christian Wilh. v. Dohm, Ein biographischer Versuch von Gronau. Lemgo 1824. 1. 8. Seite 150—161, 228, 235, 238—241.

Entwurf einer verbesserten Constitution der kaiserlich freien Reichsstadt Aachen, ihren patriotischen Bürgern vorgelegt vom Clevischen Subdelegato C. W. v. Dohm. Aachen im April 1790. 1. 4.

Georg Forster's Ansichten vom Niederrhein in Gervinus: Forster's Schriften. III. 89—114.

Schlözer, Staatsanzeigen. XVIII. S. 197. IX. S. 153, 247.

Brief Fr. H. Jacobi's an Goethe vom 24. Januar 1793 in Dr. H. Jacobi's auserleſenem Briefwechſel. II. 121. Der Brief iſt durch einen Zufall in dem „Briefwechſel zwiſchen Goethe und Jacobi" nicht abgedruckt.

Collectanea Juliaco — borcetano — aquisgranensia. Zwei Theile in Folio. Die Sammlung enthält, zuſammen gebunden, Urkunden, Deductionen u. ſ. w. über Aachener Verhältniſſe des 17. und 18. Jahrhunderts. Der zweite Theil enthält auch manche Actenſtücke von 1789—1793. Im Catalog der Stadtbibliothek aus dem J. 1834 ſteht die Sammlung S. 44 Nr. 99.

Aachen'ſche Mäkelei vom Jahre 1786, ein ſtarker Band, der faſt alle über dieſen Gegenſtand erſchienenen Schriften, Beſchlüſſe u. ſ. w. enthält. Angebunden ſind einige Verordnungen, Reden u. ſ. w. aus den Jahren 1792 und 1793. Catalog der Aachener Stadtbibliothek vom Jahre 1834. Seite 47 Nr. 101.

Beurkundet wahres in ſeinem ganzen Zuſammenhange vorgetragenes Verhalten der im Jahre 1786 in der Reichsſtadt Aachen entſtandenen Unruhen mit 118 Anlagen. Aachen 1788. Ein Band in Folio.

Eine Anzahl Aufſätze von C. Quix über das Zunftweſen, über die Buchdrucker und Buchhändler und über die Zuſtände Aachens in dem letzten Jahrzehent des vorigen Jahrhunderts finden ſich im Wochenblatte für Aachen und Umgegend. Jahrgang 1836, 1837, 1838.

Ausführlichere Angaben der ſich auf Aachen beziehenden Urkunden und Schriften finden ſich in J. J. Moſer's Staatsrecht Aachens, Seite 169, 173, und in dem Catalog der Stadtbibliothek zu Aachen. Aachen 1834. 1. 8. Ein neuer Catalog wird vorbereitet.

2. Die Reichsſtadt Cöln.

E. v. Groote: Des Meiſters Godefrit Hagen Reimchronik der Stadt Cöln. Cöln 1834. 1. 8.

Weisthum der Cölner Scheffen von 1375 in: Grimm's Weisthümer. Göttingen 1840. Thl. II. S. 745.

Chronica van der hilligen stat Coellen. Gedruckt zu Cöln 1499 bei Joh. Kölhof.

Wahrer Abdruck der kaiserlichen und des H. R. Reiches freien Stadt Cöln Fundamental-Verträgen oder sogenannten Verbund- und Transfix-Briefen von den Jahren 1396 und 1513. Zu haben bei der bürgerlichen Deputatschaft. Cöln 1784. 1. 4.

Das Verzeichniß der Bürgermeister und Rathsglieder vom Ende des 14ten Jahrhunderts bis 1798 findet sich im Archiv der Stadt Cöln.

Die Rathsprotokolle sind in 248 Bänden von 1396 bis 1798 erhalten, nur der fünfte Band, die Jahre 1501 bis 1523 umfassend, fehlt.

Einen Staatskalender hatte die Stadt Cöln nicht, aber die höheren und niederen Behörden sind sehr genau angegeben in: Niederrheinisch-westphälischer Kreiskalender auf das Jahr 17.., das ist historisch und genealogischer Schematismus hochbenannten Kreises, wie auch des rheinischen und westphälischen Adels. Cöln am Rhein bei Franz Balthasar Neuwirth unter fetten Hennen. — Der Kreiskalender erschien seit 1758.

J. J. Moser, Von der reichsstädtischen Regimentsverfassung. Frankfurt 1772. 1. 4.

Arnold, Verfassungsgeschichte der deutschen Freistädte. Gotha 1854. 2. 8.

v. Mering, Zur Geschichte der Stadt Cöln am Rhein. Cöln 1840. 4. 8.

v. Mering, Geschichte der vier letzten Kurfürsten von Cöln. Cöln 1842.

Ennen, Frankreich und der Niederrhein, oder Geschichte von Stadt und Kurstaat Cöln seit dem dreißigjährigen Kriege bis zur französischen Occupation. Cöln 1855. 2. 8.

Ennen, Zeitbilder aus der neueren Geschichte der Stadt Cöln. Cöln 1857. 1. 8.

Ausgewählte Schriften von Ferdinand Wallraf. Festgabe zur Einweihungsfeier des Museums Wallraf-Richartz. Cöln 1861.

Sulpiz Boisserée's Leben wird von dessen Wittwe in der Cotta'schen Buchhandlung herausgegeben.

Briefe eines reisenden Franzosen über Deutschland. s. l. 1784. 2. 8. (Verfasser ist Risbeck.)

Le sénat des Ubiens ou de la ville libre de Cologne à la convention nationale. 26 Janvier 1795. 1. 4. (Verfasser ist Wallraf.)

Bemerkungen eines freien Cölner Bürger über die unter dem Titel: Der Senat der Ubier an den National-Convent erschienenen Druckschrift. s. l. et a. 1. 8.

Noch ein Wort an Cölns Bürger über die Bemerkungen gegen den Senat der Ubier. s. l. 1795. 1. 8.

Brutus, eine Zehntenschrift von Franz Joseph Biergans (seit 1795 in Heften erscheinend).

Der Apoldgift wider Brutus und Antibrutus, oder der wahre stadtcölnische Republikaner. 1795.

Gegengift wider die religionswidrigen Sätze des angeblich Licht verbreitenden Tyrannenfeindes Brutus, von Sandbüchler. 1795.

Der bekehrte Bürger Biergans, oder der berühmte Bürger Biergans vor dem Richterstuhl der Vernunft. 1795.

Der cölnische Volksfreund, eine Decadenschrift von Ferdinand Hanf, Doctor der Philosophie. Cöln 1795.

Die jüngsten Scenen zu Cöln am Rhein. Cöln 1797. 1. 8.

Ungedruckte und gedruckte Quellen der älteren und neueren Geschichte Cölns sind angegeben in folgenden Schriften:

Quellen zur Geschichte der Stadt Cöln. Herausgegeben von Dr. Leonard Ennen, Archivar der Stadt Cöln und Dr. Gottfried Eckertz. Cöln 1860. Vorbericht.

Ennen, Frankreich und der Niederrhein. Vorwort S. V bis XVI.

Ennen, Zeitbilder S. 195.

III. Das Kurfürstenthum Cöln und die kurfürstliche Residenz Bonn.

Büsching, Neue Erdbeschreibung. Hamburg 1761. Thl. III. S. 947.

Scotti, Sammlung der Gesetze und Verordnungen, welche in dem vormaligen Kurfürstenthum Cöln erlassen sind. Düsseldorf 1830. Zwei Abtheilungen, deren jede zwei Bände bildet.

Vollständige Sammlung derer die Verfassung des hohen Erzstiftes Cöln betreffenden Stücken. Cöln 1773. 2 Bände in Folio. In dieser Sammlung sind Band II. S. 301 auch enthalten die Polizeiordnung der Stadt Bonn und die kurfürstlichen Verfügungen über Gerichtsbarkeit, Polizei u. s. w. innerhalb der Stadt.

Kurcölnischer Hofkalender auf das Jahr 17 . . Bonn, gedruckt in der kurfürstlichen Hofbuchdruckerei.

Die Protocolle des Stadtrathes in Bonn sind auf dem Rathhause unter dem Titel: protocollum senatus ordinarium, aufbewahrt.

Bonnisches Intelligenzblatt durch Verordnung vom 9. October 1784 für das rheinische Erzstift und das Vest Recklinghausen privilegirt. Es erschien wöchentlich einmal von Juni 1785 bis zum 19. Sept. 1794.

Die bereits angeführten Schriften des Archivars Dr. Ennen.

Kaspar Anton Müller, Geschichte der Stadt Bonn. Bonn 1834. 1. 8.

Meurer, Bonner Bibliographie in dem Bonner Wochenblatt. Jahrgang 1844. Nr. 170 bis 190. Der Aufsatz enthält ein Verzeichniß der von Bonner Professoren in den Jahren 1775 bis 1794 herausgegebenen Schriften.

Meurer, Zur Geschichte der kurfürstlichen Universität Bonn in: Lersch, Niederrheinisches Jahrbuch für Geschichte und Kunst. Bonn 1844. S. 86.

Kurze Geſchichte des Bonner Gymnaſiums von dem Oberlehrer Domine in der Einladung zu den öffentlichen Prüfungen des Gymnaſiums in Bonn 1825.

Die Acten des Gymnaſiums in Bonn enthalten manche Einzelheiten aus der franzöſiſchen Zeit.

Die Coadjutorwahl des Erzherzogs Max Franz in C. W. von Dohm's Denkwürdigkeiten neuerer Zeit. Hannover 1814. 5. 8. 1. Bd. S. 295.

Hiſtoriſche Denkwürdigkeiten des Cardinals Bartholomäus Pacca über ſeinen Aufenthalt in Deutſchland in den Jahren 1786 bis 1794, von ihm ſelbſt beſchrieben. Aus dem Italieniſchen überſetzt. Augsburg 1832. 1. 8.

Eulogius Schneider, Katechetiſcher Unterricht in den allgemeinſten Grundſätzen des practiſchen Chriſtenthums. Bonn 1790. 1. 8.

Eine Sammlung Proclamationen und Verfügungen des Bonner Stadtraths und der franzöſiſchen Behörden vom 15. October 1794 bis zum Anfang des Jahres 1798 befindet ſich, in einem Foliobande gebunden, im Beſitz des Hrn. Juſtizraths Lambertz zu Bonn.

Bonner Decadenſchrift, den Verehrern der Menſchheit gewidmet, von J. B. Geich, im Jahre III. 1795.

Alphabetiſches Verzeichniß der in der kurfürſtlichen Reſidenzſtadt Bonn wohnenden Freiheitsſchwärmer, Vaterlandsverräther und Stifter der verunglückten cisrhenaniſchen Republik. s. a et l. 1. 8.

Topographiſche Beſchreibung des Cantons Rheinbach. Ein Beitrag zur Kunde des linken Rheinufers. Coblenz 1816. Gedruckt bei Pauli. 1. 8.

IV. Das Kurfürſtenthum Trier und die kurfürſtliche Reſidenz Coblenz.

Büſching, Neue Erdbeſchreibung. Theil III. S. 923.

J. J. Moſer, Staatsrecht des kurfürſtlichen Erzſtiftes Trier, wie auch der gefürſteten Abtei Prümm und der Abtei St. Maximin. Leipzig und Frankfurt 1740. 1. Fol.

Joh. Nic. v. Hontheim, Historia trevirensis diplomatica et pragmatica. Augustae Vind. 1750. 3 Fol.

Scotti, Sammlung der Geſetze und Verordnungen, welche in dem vormaligen Kurfürſtenthum Trier vom Jahre 1310 bis 1802 ergangen ſind. Düſſeldorf 1832. 3. 8. In dem dritten Theile findet ſich ein Sachregiſter und als Zugabe eine Darſtellung 1) der Staatsverfaſſung, Regierung und Verwaltung; 2) der Territorial-Verhältniſſe; 3) des Steuerweſens.

Stadtrecht von Coblenz, 11. April 1561, abgedruckt unter dem Namen: ordinatio politica urbis confluentiae bei Hontheim. II. 865.

Stadtrecht von Trier, 13. Juni 1580, abgedruckt unter dem Namen: reformatio senatus et ordinatio civitatis Trevirensis, bei Hontheim. III. 136.

Kurtrier'ſcher Hof- und Staatskalender.

Trier'ſche Geſchichte bis zum Jahre 1784, von Peter Conrad Hadamar. 1821. 1. 8.

v. Haupt, Trier'ſches Zeitbuch vom Jahre 58 vor Chriſti Geburt bis zum Jahre Chriſti 1821. Trier 1822. 1. 8.

J. Marx, Geſchichte des Erzſtiftes Trier von den älteſten Zeiten bis zum Jahre 1816. Trier 1858. 2. 8.

Ueber die Zeit des Kurfürſten Franz Georg Graf v. Schönborn, 1729—1756, ſiehe: Rheiniſcher Antiquarius. A. I. S. 589 — 622.

Ueber die Zeit des Kurfürſten Joh. Philipp v. Walderdorf, 1756—1768, ſiehe Rheiniſcher Antiquarius. A. I. S. 623.

Ueber die Zeit des Kurfürſten Clemens Wenzeslaus, Herzog von Sachſen, 1768—1802, ſiehe Rheiniſcher Antiquarius. A. I. S. 369, 646; A. II. S. 53.

Pacca, Hiſtoriſche Denkwürdigkeiten, S. 15.

Geheime Geschichte von Coblenz während der französischen Revolution. Frankfurt 1795. 1. 8.

Unparteiische Geschichte des Aufenthalts der fränkischen Bürger im Kurfürstenthum Trier, vorzüglich in der Residenzstadt Coblenz. Coblenz 1. 8.

Vorstellung der kurtrier'schen Landschaft, die Bewaffnung der emigrirten Franzosen und deren Gegenrevolutionspläne betreffend, an den Kurfürsten von Trier in Häberlin's Staatsarchiv. I. 314—345; 397—424.

Lasseaux, Reise nach Mainz, bei Häberlin, Staatsarchiv VI. 443.

Allgemeines kurtrier'sches Intelligenzblatt auf höchste Anordnung.

Protocolle des Stadtraths von Coblenz.

Die Verfügungen der französischen Behörden bei Bormann und Daniel, Handbuch der für die königl. preußischen Rheinprovinzen verkündigten Gesetze, Verordnungen und Regierungsbeschlüsse aus der Zeit der Fremdherrschaft. Cöln 1833—1845. 8. 8.

Schriften über die Geschichte des Kurfürstenthums Trier sind angegeben bei Marx: Geschichte des Erzstiftes Trier. I. S. 15.

V. Die Bewegungen für und gegen die Gründung der cisrhenanischen Republik. Herbst 1797.

J. Görres, Der allgemeine Friede ein Ideal. Coblenz im VI. Jahre der fränkischen Republik (1798). 1. 8.

J. Görres, Resultat meiner Sendung nach Paris. Coblenz im Floreal J. VIII. S. 96.

Eine Anzahl fliegender Blätter im Besitz des Herrn Justizrathes Lambertz in Bonn. Die Rathsprotocolle von Bonn und Cöln aus dem Jahre 1797.

Neuester Zustand des linken Rheinufers. Theil II. S. 95—152.

Muster der Unterthanentreue. S. 152.

Rheinischer Antiquarius. A. II. 444; A. III. S. 91; B. II. S. 105.

Die von Metternich aus Mainz herausgegebene Zeitschrift „Politische Unterhaltungen am linken Rheinufer," war nicht aufzufinden. (Angeführt in: Neuester Zustand des linken Rheinufers." II. 102.)

Drittes Kapitel.

Das linke Rheinufer unter Verwaltung der französischen Gouvernements-Commissäre.

Bormann und Daniel, Handbuch u. s. w.

Gräff, chronologische Sammlung u. s. w.

J. Görres, Der allgemeine Friede ein Ideal. 1798.

J. Görres, Das rothe Blatt, eine Decadenschrift. Es erschien vom 19. Februar bis 23. September 1798 und wurde in Coblenz bei Lassaux gedruckt. Das von mir benutzte Exemplar war lückenhaft. Auszüge finden sich in Görres' politischen Schriften. I. S. 8; Rheinischer Antiquarius A. II. 445; Eilers, Meine Wanderung durchs Leben. V. S. 46.

J. Görres, Rübezahl. Das Blatt erschien vom 23. Septbr. 1798 bis Juli 1799. Das Exemplar desselben, welches ich erhielt, hat mehrere Lücken.

Das blaue Blatt, Gegengift gegen das Rothe, und der von J. Görres 1798 angekündigte Kalender zum Gebrauche der Bewohner der vier neuen Departements auf dem linken Rheinufer waren nicht aufzufinden.

J. Görres, Resultate meiner Sendung nach Paris.

Trier'sche Tagesblätter und fliegende Blätter sind angeführt bei Marx: Geschichte des Erzstiftes Trier. I. S. 21 u. 22.

Viertes Kapitel.

Das linke Rheinufer unmittelbar unter Napoleonischer Herrschaft.

1802—1814.

Bulletin des lois de l' empire français.

Sammlung der Acten der Präfectur des Roer-Departements 1803—1813.

Journal des Saar-Departements vom Jahre XII der Republik an.

Annuaire historique et statistique du departement de la Sarre, redigé par Zegowitz. Trèves A. XI.

Recueil des actes de la préfecture du departement de Rhin-et-Moselle contenant les actes émanés depuis le I. germinal an II. Coblenz 1803—1813.

Handbuch für die Bewohner des Rhein- und Mosel-Departements. Coblenz, gedruckt bei Pauli.

Neigebauer, Darstellung der provisorischen Verwaltungen am Rhein vom Jahre 1813 bis 1819. Köln 1821. 1. 8. Der zwölfte Abschnitt S. 275—303 stellt dar: Zustand des Landes und Stimmung der Bewohner vor, während und nach diesen provisorischen Verwaltungen.

Concordat vom 15. Juli 1801 in Bormann's und Daniel's Handbuch. IV. 312, VI. 895.

Loi relative à l'organisation des cultes vom 8. April 1802 bei Bormann's und Daniels Handbuch. IV. 292.

Katechismus zum Gebrauche in allen Kirchen des französischen Reiches. Amsterdam 1807. 1. 8.

Gesetz über den öffentlichen Unterricht. 11. Floreal IX, d. h. 1. Mai 1802.

Décret imperial portant organisation de l'université vom 17. März 1808.

Neigebaur: Die angewandte Cameral-Wissenschaft, dargestellt in der Verwaltung des General-Gouverneurs Sack am Nieder- und Mittel-Rhein. Leipzig 1823. 1. 8. Hierin Seite 121—221 ein Abschnitt: Die Verwaltung des öffentlichen Unterrichts.

Ennen: Zeitbilder aus der neueren Geschichte der Stadt Cöln. S. 227.

Das Weinmannsfest. Coblenz 1. 8. S. 23.

Eilers, Meine Wanderung durchs Leben. II. S. 24.

Domine, Kurze Geſchichte des Bonniſchen Gymnaſiums in der Einladung zu der öffentlichen Prüfung des Gymnaſiums in Bonn. 1825. Auch die Acten des Gymnaſiums in Bonn enthalten manche Einzelheiten.

Circular des Ober-Conſiſtorialpräſidenten Jacobi vom 15. Juli 1812, die Pfarrſchulen betreffend, in Jacobſon's Urkunden-Sammlung von bisher ungedruckten Geſetzen für die evangeliſche Kirche von Rheinland und Weſtphalen. Königsberg 1844. S. 611.

Heppe, Geſchichte des deutſchen Volksſchulweſens. III. S. 155.

Sulpize Boiſſerée's Leben (wird von deſſen Wittwe in der Cotta'ſchen Buchhandlung herausgegeben).

Springer, Ueber Sulpize Boiſſerée in der Cöln'ſchen Zeitung, 30. Mai 1854.

Boiſſerée, Geſchichte und Beſchreibung des Doms von Cöln. München 1842.

Görres' Briefe und Aufſätze in: J. v. Görres politiſche Schriften. München 1854—1858. 7. 8.

Ueber Görres: Rheiniſcher Antiquarius. A. II. 435—509.

Zweites Buch.

Politiſche Zuſtände und Perſonen in den ſüdlichen und weſtlichen Rheinbundsſtaaten.

Erſtes Kapitel.

Der Großherzog von Frankfurt und ſein Land.

Auguſt Krämer, Gedächtnißſchrift auf den verewigten Großherzog von Frankfurt, Carl v. Dalberg. Gotha 1817. 1. 8.

Carl Theodor, Reichsfreiherr v. Dalberg, vormaliger Großherzog von Frankfurt, Fürſt-Primas und Erzbiſchof. Eine dankbare Rückerinnerung an ſein wohlthätiges Leben, und eine Blume

auf sein Grab, von August Krämer. Zweite Auflage. Regensburg 1817. 1. 4.

August Krämer, Carl Theodor v. Dalberg, Grundzüge zu einer Geschichte seines politischen Lebens. Leipzig 1821. 1. 8. Besonders abgedruckt aus den Zeitgenossen Bd. VI. Heft XXIII. S. 83.

Dalberg. Die letzten Lebenstage und Betrachtungen eines deutschen Bischofs, von H. M. E. Karlsruhe 1846. 1. 8.

Ein vollständiges Verzeichniß der größeren und kleineren Schriften Dalberg's, fünf und dreißig an der Zahl, gibt Krämer's Grundzüge S. 207. Eine Anzahl derselben befinden sich auf der Gothaer Bibliothek. Ein Aufsatz im deutschen Museum, 1782, Bd. II. S. 98, überschrieben: „Glückseligkeit" ist nicht von Carl Theodor v. Dalberg, sondern von dessen Bruder Friedrich.

Brief Dalberg's an Herzberg, 3. Novbr. 1785, bei Pertz, Stein's Leben. I. 70.

Auszüge aus Briefen Dalberg's bei Häusser, Deutsche Geschichte. I. 356.

Schreiben Kaiser Josephs an Dalberg, 13. Juli 1787, bei Krämer, Grundzüge, S. 21.

Handschriftliche Berichte aus Regensburg 1797, im Besitze des Verfassers.

Die ausführlichen Abstimmungen des Dalbergischen Ministers Albini in den Verhandlungen, welche zu dem Reichsdeputations-Hauptschlusse von 1803 führten, sind abgedruckt in: der deutsche Zuschauer. Offenbach 1802 und 1803. 2. 8.

Schreiben Dalberg's an Napoleon aus Regensburg vom 19. April 1806 in: Thiers, histoire du consulat et de l'empire. Bruxelles 1847. II. S. 138 Note.

Haltung Dalberg's bei der Aechtung Stein's. Pertz, Stein's Leben. II. 339.

Die Verordnungen Dalberg's für das Großherzogthum Frankfurt in Winkopp, Rheinischer Bund. Register im 9. und im 21. Bande unter den Worten: Frankfurt und Dalberg.

Briefe Dalberg's an Schiller 1795, 1796 in: C. v. Wollzogen, Schiller's Leben S. 255, und aus den Jahren 1802, 1803, 1804 in: Charlotte v. Schiller und ihre Freunde. Stuttgart 1860.

Briefe Dalberg's an Caroline von Wollzogen 1796, 1812 — 1815 in: Carol. v. Wollzogen, Literarischer Nachlaß. I. 82.

Briefe Dalberg's an Verschiedene 1810, 1812, 1814—1817 bei: Krämer, Carl Theodor S. 61.

Der in Vilmar's Literaturgeschichte, Anmerkung 24, erwähnte Briefwechsel Schiller's mit Dalberg wurde nicht mit Carl Theodor, sondern mit dessen Bruder Wolfgang Heribert geführt.

Die in Knebel's Briefwechsel abgedruckten Briefe Dalberg's sind nicht von Carl Theodor, sondern von Wolfgang Heribert, obschon irrthümlich als Titel vorgedruckt ist: Karl von Dalberg an Knebel.

Urtheile und Mittheilungen über Dalberg finden sich zerstreut in dem Briefwechsel von Goethe, Schiller, Wieland, Herder, Merk, Körner, Forster, Wilhelm v. Humbold; ferner in (C. v. Wollzogen) Schiller's Leben, verfaßt aus Erinnerungen der Familie und in dem „Literarischen Nachlaß der Frau Caroline v. Wollzogen."

Zweites Kapitel.

Die unselbstständigen Rheinbundsstaaten des westlichen Deutschlands.

Baden: Winkopp, Rheinischer Bund, Register im 9ten und 21sten Bande unter dem Worte: Baden.

Dittenberger, Die Universität Heidelberg im J. 1804. Heidelberg 1844. 1. 8.

Heppe, Geſchichte des deutſchen Volksſchulweſens. IV. S. 188.

Die Bekenntnißgrundlage der vereinigten evangeliſchen Kirche im Großherzogthum Baden, von K. B. Hundeshagen. Frankfurt 1851. 1. 8. (S. 57 über Carl Friedrich; Vorrede S. V über Brauer.)

Heſſen-Darmſtadt: Winkopp, Rheiniſcher Bund.

Weiß, Syſtem des Verfaſſungsrechts des Großherzogthums Heſſen-Darmſtadt 1837. 1. 8. (§§ 23—26 geben Nachweiſung der Quellen und Hülfsmittel.)

Naſſau: Winkopp, Rheiniſcher Bund; v. Gagern, mein Antheil an der Politik. Stuttgart 1823. Theil 1.

Königreich Weſtphalen: Winkopp, Rheiniſcher Bund (Regiſter s. v. Weſtphalen); v. Berlepſch, Blicke in die Zukunft des Königreichs in Winkopp's Rheiniſcher Bund. V. 126.

v. Wolfradt's Darſtellung der Lage bei Winkopp XIV 357.

Exposé de la situation in Jaup's Germanien. I. 1.

Zinſerling, Weſtphäliſche Merkwürdigkeiten. Berlin 1814. 1. 8.

v. Strombeck, Darſtellungen aus meinem Leben. Braunſchweig 1835. 4. 8.

Pertz, das Leben Stein's. II. 596.

Saalfeld, Handbuch des weſtphäliſchen Staatsrechts. Göttingen 1810. 1. 8.

Le royaume de Westphalie. Paris 1820.

Cramer, Geſchichte des Königreichs Weſtphalen. Magdeburg 1814. 1. 8.

Häuſſer, Deutſche Geſchichte. III. 289.

Großherzogthum Berg. Winkopp, Rheiniſcher Bund.

Zuſammenſetzung und Geſetzgebung bei Gräff, Chronologiſche Sammlung der rheinpreußiſchen Rechtsquellen. S. XXVII.

Bormann's und Daniel's Handbuch der für die königl. preußiſchen Rheinprovinzen u. ſ. w. Bd. VII. S. 487.

Ueber Verwaltung und Schuldenweſen bei Bormann und Daniel. VII 243, 547.

Drittes Kapitel.

Das Königreich Baiern.

Häberlin's Staatsarchiv. Helmſtädt 1796—1802.

Winkopp, Rheiniſcher Bund. (Regiſter s. v. Baiern.)

Schunk, Staatsrecht des Königreichs Baiern. Erlangen 1824. 1. 8.

v. Moy, Das Staatsrecht des Königreichs Baiern. Regensburg 1840—1846. 2. 8.

Rudhart, Geſchichte der Landſtände in Baiern. München 1819. 2. 8.

Mannert, Die Geſchichte Baierns. Leipzig 1826. 2. 8.

Luccheſini, Urſachen und Wirkungen des Rheinbundes. Leipzig 1821. 3. 8.

v. Lerchenfeld, Geſchichte Baierns unter König Maximilian Joſeph I. Berlin 1854. 1. 8.

Nicolai, Reiſe durch Deutſchland, die verſchiedenen Schriften Hormayr's, Lang's Memoiren, die Lebensbeſchreibungen von Paulus, Feuerbach u. A., das Tagebuch Platens, die Münchner hiſtoriſch-politiſchen Blätter geben Aufſchlüſſe über manche einzelne Verhältniſſe.

Söltl, Maximilian Joſeph, König von Baiern. Stuttgart 1837. 1. 8.

Ein Blick auf Baiern; Licht und Finſterniß daſelbſt im Kampfe, in Häberlin's Staatsarchiv. 1800. V 320.

Beiträge zur Vaterlandskunde Baierns, oder freimüthige Schilderung der Geiſtlichkeit und des Bürgerſtandes, auch des Betragens der Franzoſen in dieſem Lande, in Häberlin's Staatsarchiv. 1801. VII 104.

Ueber die Verwendung einiger Kloſtergüter zu Bildungs- und Wohlthätigkeits-Anſtalten, in Häberlin's Staatsarchiv. 1802. VIII 185.

Fr. H. Jacobi's auserleſener Briefwechſel. Leipzig 1827. 2. 8.
Perſonalien, geſammelt von Fr. Jacobs. Leipzig 1840. 1. 8.
Flugſchriften, betreffend die neueſten Verſuche, Religionsverfolgungen in Deutſchland zu erregen. Gotha 1810. 1. 8.
Erklärung, den Morgenboten betreffend, von Dr. Huber. 1810.
Baiern unter der Regierung des Miniſters Montgelas. 1813. 1. 8.
Der Miniſter Graf v. Montgelas unter der Regierung Maximilian's von Baiern. 1814. 1. 8.
Tyrol unter der bairiſchen Regierung. Mit Actenſtücken. Aarau 1816. 1. 8.
J. L. S. Bartholdy, Der Krieg der Tyroler Landleute im Jahre 1809. Berlin 1814. 1. 8.
Hormayr, Geſchichte Andreas Hofer, Sandwirths aus Paſſeyr. Leipzig 1845. 2. 8.
Ludwig Steub, Das bayeriſche Hochland. München 1860. 1. 8.
Ludwig Steub, Drei Sommer in Tyrol. München 1846. 1. 8.
In v. Moy's Staatsrecht Baierns, in Söltl: Max Joſeph und in Bartholdy: der Krieg der Tyroler, ſind die Schriften über die Verhältniſſe und Zuſtände Baierns in großer Zahl angegeben.

Viertes Kapitel.

Das Königreich Württemberg.

Mendelsſohn, Germaniſches Europa. S. 152—159.
Spittler, Geſchichte Württembergs. Göttingen 1783. 1. 8.
Pahl, Geſchichte von Württemberg. Stuttgart 1827. 6. 8; Bd. 5. und 6.
A. L. Reyſcher, Vollſtändige, hiſtoriſch und kritiſch bearbeitete Sammlung der württembergiſchen Geſetze. Stuttgart ſeit 1828.
Winkopp, Rheiniſcher Bund. Regiſter s. v. Württemberg.
Pfiſter, Geſchichte der Verfaſſung Württembergs. Heilbronn 1838. 1. 8.

Reyſcher: Einleitung in die Staatsgrundgeſetze, in: Reyſcher, vollſtändige Sammlung der württembergiſchen Geſetze. 1r Bd.

v. Mohl, Beiträge zur Geſchichte Württembergs. 1831. 1. 8.

v. Mohl, Staatsrecht des Königreichs Württemberg. Tübingen 1840. 2. 8.

Wächter, Handbuch des im Königreich Württemberg geltenden Privatrechts. Stuttgart 1839.

J. J. Moſer, Lebensgeſchichte. Frankfurt und Leinzig 1777. 4. 8.

J. J. Moſer, Patriotiſches Archiv. Frankfurt und Leipzig 1784. 1r Bd. S. 104.

Paulus, Der württembergiſche Salon. s. l. 1785. 1. 8.

Paulus und ſeine Zeit, von v. Reichlin. Meldegg 1853. 2. 8.

Köſtlin, Wilhelm I., König von Württemberg und die württembergiſche Verfaſſung. Stuttgart 1839. 1. 8.

Darſtellung des Betragens der vormals unmittelbaren Reichsfürſten und Reichsgrafen. s. l. Mai 1816.

Darſtellung des Betragens der württembergiſchen Landſtände. s. l. 1850.

Heppe, Geſchichte des deutſchen Volksſchulweſens. 2. Bd. S. 121.

Eine ausführliche Angabe der Literatur findet ſich in v. Mohl's Staatsrecht. Bd. I. §§ 15—18.

Verbeſſerungen.

Seite 30, Zeile 3 von unten lies: regte ſtatt reizte
» 54, Zeile 16 von oben lies: in guter Geſellſchaft ſtatt in guten Geſellſchaften
» 92, Zeile 5 von unten lies: rohes Wort ſtatt rauhes Wort
» 200, Zeile 16 von unten lies: von Weichs ſtatt von Waix; von Trotti ſtatt von Trotha

Gotha. — Druck von Emil Kramer.